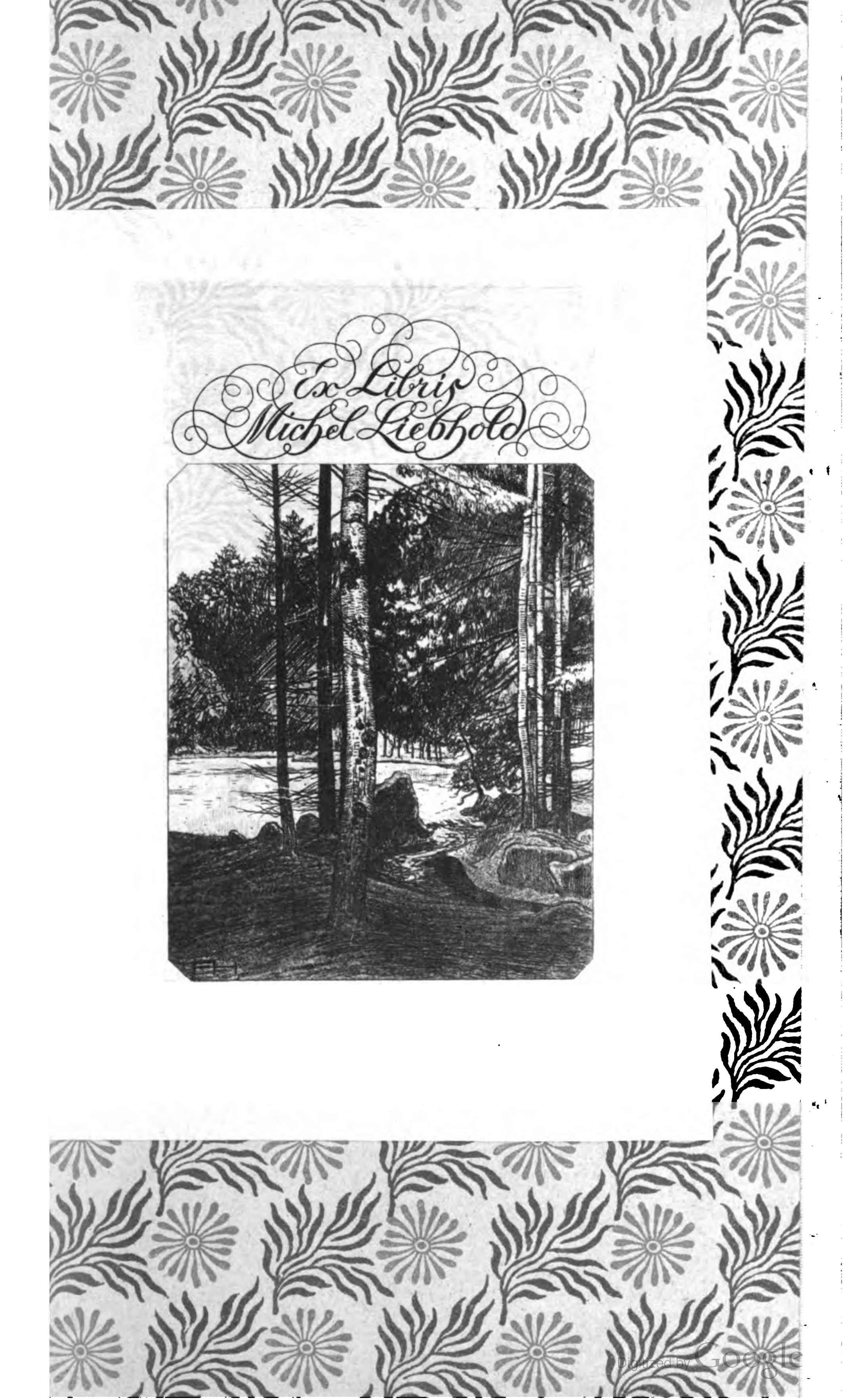
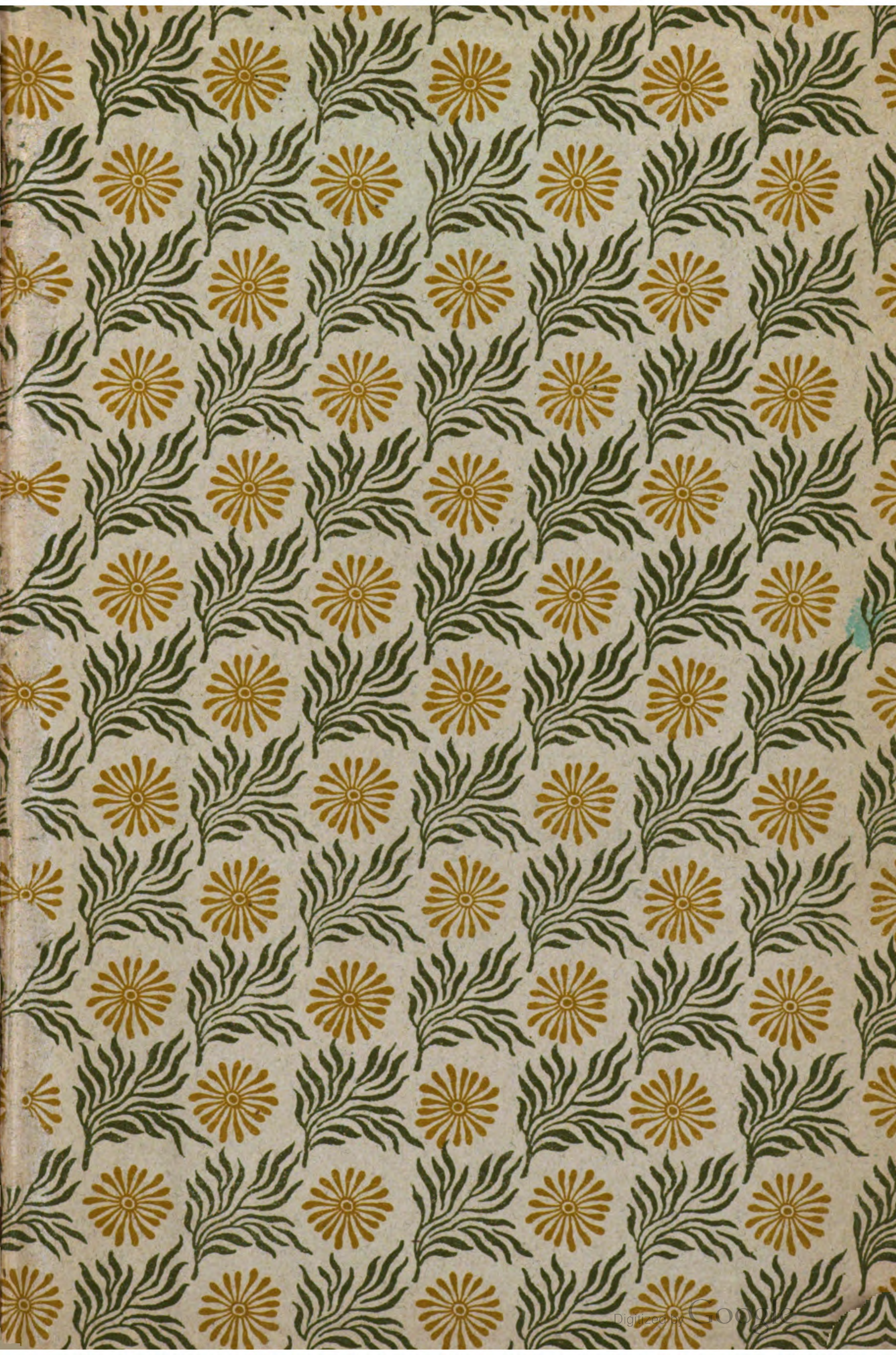

Süddeutsche
Monatshefte


Ex Libris
Michel Liebhold



Michel Liebhold
#316 IV

Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Joseph Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Zweiter Jahrgang * Zweiter Band

1905

Juli bis Dezember

Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Die Brautfahrt des Damian Zagg.

Von Ludwig Ganghofer in München.

Bevor ich die Epopöe dieser merkwürdigen Brautfahrt erzähle, hab ich von Damian Zagg noch manches andere zu berichten. Sieben Jahre stand er als Jäger in meinem Dienst, und obwohl er sich schließlich die Stange bei mir zerbrach, so daß ich ihn nicht mehr halten konnte, fiel es mir doch schwer, ihn gehen zu lassen.

Da kam eines Tages der Förster zu mir und fragte, ob ich nicht einen Jäger brauchen könnte; er wüßte mir einen Menschen zu empfehlen, aus dem was zu machen wäre. Die Sache hätte nur einen kleinen Haken; der Damian Zagg wäre bisher ein scharfer Wildschütz gewesen. Und ein schlauer! Den man in zehn Jahren nicht ein einzigesmal erwischt hätte. Aber im Gefühl seiner erfolgreichen Schlauheit wäre er übermütig geworden und hätte am hellen Tag und ganz in der Nähe des Dorfes einen Rehbock geschossen. Und da wäre das Krüglein, das so oft zum Brunnen gegangen, endlich zerbrochen. Und der Damian hätte vierzehn Tage brummen müssen. Wenn mich das nicht scheniere — —?

Nein, das schenierte mich nicht. Wildschützen, die nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Leidenschaft wildern, sind noch immer gute Jäger geworden. „Bitte, Herr Förster, schicken Sie mir den Mann!“

Zwei Tage später kam der Damian Zagg. Ein Prachtmensch, der mir auf den ersten Blick gefiel. So an die Dreißig, und gewachsen wie ein Baum, mit pechschwarzem Haar und Vollbart, mit klugen, scharfen Augen, die feurig herausblitzten aus dem streng geschnittenen Gesicht. Sein breiter Rücken war ein bischen gekrümmt — später sagte mir der Damian einmal: das käme vom Hirschtragen in der Nacht. Aber diese leichte Beugung tat seinem stattlichen Bild keinen Eintrag. Auch gut gekleidet war er. Man merkte gleich, daß Damian Zagg was hielt auf sich.

„Also?“ fragte ich. „Sie waren Wildschütz?“

Bevor er antwortete, sah er mich an mit einem Blick, als müßte er mir durch die Nieren gucken. Dann sagte er ruhig: „Jetzt kon i allweil nimmer Na sagen ... derzeit s' mi eingspunna haben.“

„Und jetzt wollen Sie Jäger werden?“

„Ja, taat scho bitten.“

„Warum?“

„Weil i's net lassen kon. Und in der Grichtssuppen hab i a Haar gfunden. I bin a bessere Kost gwöhnt."

Wie er das sagte, das wirkte so drollig, daß ich lachen mußte.

„Da! Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich!"

Er packte mit hartem Griff den hölzernen Sessel, stellte ihn fest auf die Dielen, strich mit der Hand über das Sitzbrett und ließ sich nieder.

„Jetzt erzählen Sie einmal! Wie war das mit dem Rehbock? Und wie kam es, daß Sie erwischt wurden?"

„Hat halt der Jager, dös Luader, z'Mittag amal net gschlafen! Sonst hat 'r si allweil auffigflackt aufs Bett. Aber grad am selbigen Samste muaß 'r Spreißeln in die Augen ghabt haben! Und i hab halt dem Bock nimmer länger zuaschaugn kinna. Teifi, Teifi, a so a Bock! Und a Gwichtl! Da hab i koa zwoats net dahoam! Daß i dös Gwichtl nacher hergeben hab müassen . . . dös hat mi anderst gfuxt."

Von seinem Hof aus mußte der Damian das täglich sehen, wie der Bock sich in der Mittagszeit auf einem sonnigen Schlag ein bißchen umtat. Und da konnte der ‚Teifi', der im Zagg rumorte, nicht länger zugucken. An jenem schönen Samstag also lauerte Damian, bis der Jäger von der Frühpirsche heimkam, und dachte ein Stündl später: „So, jetzt schlaft 'r!" Aber der Jäger hörte den Schuß, sprang gleich mit dem Perspektiv ans Fenster und sah, wie der Damian sich mit dem Bock in die Stauden drückte, um da gemütlich den Abend herzuwarten. Doch statt der ersehnten Dunkelheit kam der herzogliche Jäger und stellte sich mit gespannter Büchse vor die Staude hin: „Geh, du, komm auffi! D' Schandarm, die warten scho drunt auf di!" Da half nun keine Schlauheit mehr. Und jeder Widerstand wäre sinnlos gewesen. „Mei Bürl hätt 'r aa no gearn haben mögen. Aber, du, paß auf, hab i gsagt, da greif net oni, da is hoaße Fetten dran! Na na! 's Bürl hab i scho selber hoamtragen. Dös hätt i mer net nemma lassen, net ums Verrecken! Den Rehbock, meintwegen, den hat 'r tragen kinna." Damian schmunzelte. „Gschwitzt hat 'r wie a Sau! . . . No ja, nacher haben s' mi halt vierzehn Täg eingnaht!"

Zu dieser Geschichte, die ich da knapp in ein paar Zeilen festhielt, brauchte der Damian Zagg eine geschlagene Stunde. So anschaulich erzählte er, daß ich jeden Grashalm sich biegen sah, jedes welke Blatt vor seinen schleichenden Füßen rauschen hörte, jeden Flimmerglanz der Sonne fühlte und fast jedes Härlein am Rehbock zählen konnte. Und als der Jäger plötzlich vor der Staude stand, da sah ich sogar, daß ein Knopf an seiner Joppe fehlte, und daß seine grüne Weste mit Eiergelb betrenzt war.

Mochte aus diesem Wildschützen ein guter oder schlechter Jäger werden, gleichviel, diesen Damian Zagg wollte ich behalten, und wär' es nur, um ihn erzählen zu hören, um von ihm zu lernen, wie man sehen muß auf der Jagd.

Als ich ihm sagte, daß er sofort als Jäger bei mir eintreten könnte, blieb sein Gesicht ruhig. Nur in seinen Augen war ein Lachen. Und während ich ihm die Pflichten seines Dienstes vorhielt und beifügte, daß jeder tüchtige Jäger friedlich mit mir auskäme, daß aber, wenn ich den Dienst leiden sähe, mit mir nicht gut kirschenessen wäre, guckte er mich

aufmerksam an, und sein rechtes Auge wurde ein bißchen kleiner. Ich möchte wetten, daß er sich in diesem Augenblick dachte: „Mit dir wear i scho firti! Von uns zwoa bin allweil i der gscheider!“ Dann stand er wuchtig auf und streckte mir mit energischem Biedermannsschwung die Hand hin: „Mit mir wearn S' zfrieden sein, Herr Dokter! Da weard nix fehlen!“

Dieses Versprechen erfüllte sich auch, so weit es den Jäger betraf. Unter all den vielen Jägern, die in 30 Jahren durch mein Leben gegangen sind, war Damian Zagg der beste. Er war in seinem Revier daheim, wie mit der Faust in der Joppentasche. Jeden Hirsch und Gemsbock kannte er, nicht nur nach Standort und Gewohnheit seines Wechsels, sondern so, wie unsereins die Menschen an den Gesichtern unterscheidet. Und im Winter sorgte er für sein Wild, wie ein braver Hausvater für seine Familie. Mit ihm zu pirschen, das war ein Hochgenuß. So lange man nicht in Wildnähe war, erzählte und plauderte er mit einem trockenen Humor, den man nicht satt bekam. Und alles sah er, auf alles machte er einen aufmerksam. Er hatte Sinn für die Natur, für Stimmung und Beleuchtung, und liebte die Blumen — auf jedes seltene Stäudlein wies er hin. Dann plötzlich sagte er: „Jetzt müaſſen mer aber stad sein!“ Und da flüsterte er nur noch die nötigsten Worte, und seine Art, sich zu bewegen, wurde eine ganz andere. Jeder Schlich und Wechsel des Wildes, die wirre Dickung und das einförmige Steinmeer war ihm so vertraut, wie dem Fuhrmann die Landstraße. Brachte die Pirsche eine Schwierigkeit, so wußte er im kritischen Moment immer gleich das Richtige und tat es auch sofort. Doch bei aller äußerlichen Ruhe wühlte in ihm eine brennende Aufregung, die sich in etwas absonderlicher Weise bemerkbar machte: er mußte alle paar Minuten beiseite treten. Aber dieser Ausdruck ist nur sub rosa zu fassen, denn Damian tat dabei keinen Schritt nach rechts oder links. Ich fragte ihn einmal, ob er leidend wäre. „Gott bewahr! Aber bal ebbes Schußbars umanand is, kon i vor lauter Fiebern 's Brünndl nimmer derhalten.“ Lag das Wild, dem der Pirschgang gegolten, so war dieses Leiden sofort verschwunden — war aber der Pirschgang resultatlos verlaufen, so pflegte es immer noch eine Weile anzuhalten. Daß man darüber lachen und Scherze machen konnte, begriff er nicht. „I woaß net, was unsere Herrn allweil haben! Döß macht ja bloß mir an Arbet!“

Nicht nur als Jäger, auch sonst, in allen praktischen Dingen des Lebens, war er geschickt und findig. Wenn er was anpackte, traf er immer gleich den Nagel auf den Kopf. Alles Handwerk verstand er, und was er schlosserte, zimmerte oder schreinerte, das kam immer tadellos und sauber aus seiner Hand. „Bal ebbes machst, da muaßt es richti machen!“ Das war einer von seinen Lieblingssprüchen.

Freilich, der Gang seines Lebens war auch eine Schule für alle Arbeit gewesen. Er war der Sohn eines Försters, der den halbwüchsigen Buben lieber mit auf die Pirsche nahm, als daß er ihn in die Schule schickte. Und als der Vater frühzeitig gestorben war, mußte der Bub mit seiner Mutter weiterhausen und überall zugreifen, wo es was zu verdienen gab. Er wurde Holzknecht, Pechsammler, Schmuggler, Fischer, Flößer, Zimmer-

mann, und schließlich Träger und Treiber bei den großen Jagden des Herzogs, in dessen hirschreichen Revieren sich der Damian auch still und vorsichtig zum Wildschützen ausbildete. Weil er genügsam und haushälterisch war, brachte er auch was vorwärts und hatte sich ein kleines nettes Anwesen zusammengespart, das in einem 5 Stunden von unserem Jagdgebiet entfernten Dorfe lag und von seiner alten Mutter bewirtschaftet wurde, die der Damian, seit er mein Jäger geworden, jedes Jahr ein paarmal besuchte.

Um von der Geschicklichkeit und rücksichtslosen Energie, mit der er eine ihm neue Sache anfaßte, ein Exempel zu bringen, will ich erzählen, wie der Damian Zagg das Radfahren lernte. Als damals vor sechs, sieben Jahren das Radeln sich in den Gebirgsdörfern einbürgerte, meinte der Damian eines Abends, das wäre nicht schlecht, wenn er so manchmal an einem freien Sonntag die fünf Stunden zu seiner Mutter „auffsausen" könnte. Gleich am andern Morgen borgte er sich vom Postboten das Rad aus. Der Platz, auf dem er das Radeln üben wollte, war eine schlechte, mit groben Steinen besäte und von Schrunden durchrissene Waldstraße, zwei Meter breit, links die Felswand und rechts der Absturz in das Bachbett. Und das Rad packte er an, wie man einen Stier, dem nicht zu trauen ist, bei den Hörnern faßt. So hab ich in meinem Leben nicht oft gelacht wie damals, als ich dem Damian Zagg zuguckte, wie er das Radfahren lernte. Bei jedem Purzelbaum, den er machte, fluchte er verwundert: „Teifi, Teifi! Hat's mi scho wieder griffen!" Nach zwei Stunden war das Rad eine unreparable Ruine. Aber der Damian Zagg war ein perfekter Radfahrer. Dem Postboten bewies er, daß die Maschine ‚eh scho nix nutz' gewesen wäre, bezahlte ihm ‚aus reiner Guatigkeit' ein paar Mark Entschädigung — und für sich selber kaufte er ein neues, gutes Rad, das er so vorsichtig behandelte wie der Apotheker die Quecksilberflasche.

Bei einer heiteren Festlichkeit, die wir zum Gaudium unseres Personals veranstalteten, gab es auch ein Preis-Tennis für die Jäger, die natürlich noch nie ein Raket in der Hand gehabt hatten. Sie machten Sprünge nach den Bällen wie die Katze nach der flinken Maus! Es war, um sich krumm zu lachen! Diese plumpen, derben Kerle! Wie die da hüpften und sinnlos auf dem Rasen umherjagten, in den sie mit ihren Nagelflößen tiefe Löcher hineinsprangen! Die anderen, als sie nichts fertig brachten, wurden verlegen und schämten sich ihrer Ungeschicklichkeit und des Mißerfolges. Damian Zagg aber geriet in eine Wut, daß sein Gesicht mauerbleich war, und daß er an den Augen das Weiße herausdrehte. Sein Blick schärfte sich gleich dem Blick eines hungrigen Adlers, und an seinen Gliedern strafften sich alle Muskeln wie am Körper eines Raubtiers, das um sein Leben ringt. Und richtig wurde er der Sieger im Turnier! Niemals hab ich im Blick eines Menschen solch einen heißen Stolz gesehen, wie er dem Damian Zagg in den Augen glänzte, als er den Preis in Empfang nahm: die zehn Mark und das seidene Fähnlein.

Aehnlich war's auf der Kegelbahn — da nahm er immer die Kugel in die Hand, wie ein starker Mensch sein Schicksal — gleichviel, ob um Geld oder um die Ehre gekegelt wurde. Und das galt ihm wie ein hoher

Werktag seines Lebens, als er endlich auf der neuen Bahn herausgefunden hatte, wie man für einen sicheren Schub die Kugel auflegen mußte.

Aber die höchste unter all seinen Künsten war doch seine Art, zu erzählen. Aus der kleinsten, unscheinbarsten Sache wußte er was merkwürdiges zu machen, durch die humoristischen Lichter, die er überall aufsetzte, und durch die spielende, spöttische Ueberlegenheit, mit der er den Stoff behandelte.

Wenn er mit einem Jagdgast von der Pirsche heimkam, war es für mich immer ein Hauptvergnügen, mir die Geschichte dieses Pirschganges zuerst von dem Gast und dann vom Damian erzählen zu lassen. Das gab immer zwei Geschichten, die einander glichen wie Faust und Auge. Und ohne gerade was grob Verletzendes zu sagen, spickte Damian die Geschichte so reich mit den Kletten seines Spottes, daß der Gast sie nicht hätte hören dürfen.

Da bekam er einmal einen ellenlangen Herrn zu führen, der mit Röhrenstiefeln zur Gemsjagd ausrückte. „Sakra," staunte Damian. „Sö wearn aber die Gamsböck abireißen von der Wand! Wie der Burgermoaster die Kalenderblattln!" Am Nachmittag, als die beiden ohne Gemsbock heimkehrten, schmunzelte und nickte mir Damian schon von weitem zu. Der Gast, dessen Stiefelröhren von hundert Steinrissen durchsäbelt waren, erzählte schwitzend und erschöpft: das wäre ein hochinteressanter Weidmannsgang gewesen; er hätte drei kapitale Böcke rege gemacht; leider wäre ihm der erste Schuß vorzeitig abgegangen, das zweitemal hätte er so unsicher gestanden, daß die Lanzierung eines korrekten Schusses absolut unmöglich gewesen wäre, das drittemal hätte die Patrone nachgebrannt, und ein vierter Bock, den sie noch auf dem Heimweg überraschten, hätte sich französisch empfohlen. Aber ein herrlicher Anblick wäre das gewesen! Dieses imposante Bild der Natur! Dieser grandiose Schwung der Berge! Auf Schritt und Tritt dieser heiß erregende Kampf mit der Gefahr! Einfach unvergeßlich fürs Leben!

Damian Zagg, als er mit mir allein in meiner Stube war, fing zuerst unter Zorn und Lachen sein übliches Fluchen an: „Teifi, Teifi, Teifi! I hab scho viel umananderzarrt auf die Gamsberg! Aber so an stockboanigen Lippl hab i meiner Lebtag no net gsegn! Dahergstiegen is er wie der Storchenvogel. Und bal der Steig schmäler woarn is als an Meter, hat 'r vor Angst scho gnackelt an Händ und Füaß! Den Hals hat 'r wie a Wagendeixel aussigschoben, und mit die Stiefelröhren hat 'r gscheppert, daß der Mesner am Karfreitag mit seiner Ratschen gar nix is! Natüarle san die Gamsböck auf fünfhundert Gäng scho davongsaust. Und da hat 'r nachipulvert, daß i gmoant hab, i bin bei Marladuhr! Wie er den dritten gfait hat, hab i gsagt: ‚Sö gfallen mer! Schaugn mer, daß mer hoamkemma!' Aber da hat 'r allweil gmoant: ‚Bropüren wür die Sache nochchch einmahl!' Ja, Schnecken, hab i mer denkt! Aber wie's der Teifi will, auf'm Hoamweg, da schaug i, derweil i grad mei Pfeifen stopf, so ummi über a Gratl, und da blitzt mer ebbes her durch die Graserln, dö si so fei allweil grüahrt haben im Sunnawind! Und richti! Liegt a Gamsbock da auf hundert Schritt. ‚Sö,' sag i und pack den Lippl bei der Stiefelröhren,

‚da liegt a Gamsbock, toan S' Eahna nieder!' Aber moanst, der Kerl hätt si niedertan? Und den Kragen hat 'r aussidraht wie a Hopfenstang! ‚Sö,' sag i, ‚toan S' Eahna doch ums Herrgottswillen nieder!' Aber net ums Verrecken hätt 'r si niedertan! ‚Sö,' sag i, ‚bal S' Eahna net niedertoan, muaß Eahna ja der Gamsbock sehgn!' Wissen S' was 'r gsagt hat? ‚Soll er müch sähen!' Da kunnt oan doch der Teifi kreuzweis holen! Natüarle hat der Gamsbock zammpackt und hat eahm übern Buckel her no ebbes gsagt!" Damian lachte. „Aber dös hat der ander net verstanden, der muaß net gut deutsch kinna!"

Ein andermal verbrachte Zagg mit einem Pirschgast die Nacht in der Jagdhütte am See. Nach der Heimkehr lachte Damian schon, als er in meine Stube trat.

„Na, Dami," fragte ich, „wie war's denn?"

„Herr Dokter, dös is koa Mensch!"

„Warum soll denn der Baron kein Mensch sein?"

„Na! Dös is koaner! Dös is a Wasseramschtel!"

„W a s ist er?"

„A Wasseramschtel! Ja! Z'earst hat 'r an Gamsbock hergfait, den a Blinder mit'm Stecken hätt derschlagen kinna! Und auf d'Nacht, wia mer in d'Hütten kemma san, hab i eahm drei Zuber Wasser auffiholen müaßen aus'm See. Und da hat'r sie nacket auszogen, wuzelnacket . . . ausgschaut hat'r wie a Heiliger nach der Marterung . . . und da hat'r die drei Zuber Wasser über sie abigossen. Und brietschelt hat'r, grad wie a Wasseramschtel! Brrrrrr! Daß mers Wasser in d'Augen gspritzt is!" Dabei machte Damian mit Kopf und Armen ganz so flinke Bewegungen wie eine Wasseramsel, wenn sie badet. „Teifi, Teifi! A so a Narrenviech! Und den Bergstecken hat er allweil Alpensbock ghoaßen!" Er kratzte sich lachend hinter den Ohren. „Ja, is scho wahr! Heint in der Nacht, da hätt i bald an d'Seelenwanderung glaabt!" Dann machte er wieder ein ernstes Gesicht. „Und dö grauslichen Dinger, dö er an die Händ hat? Haben S' dö scho gsehgn?" Er meinte die drei Zentimeter langen, zärtlich gepflegten Nägel, die der Baron an den kleinen Fingern hatte. „Is dös a Krankheit?"

Das von der Seelenwanderung, das wußte er von mir. Davon hatte ich ihm einmal erzählt, um seine eigenen Ansichten über Leben und Sterben aus ihm herauszukitzeln. Aber allen spekulativen und religiösen Gesprächen gegenüber war Damian Zagg so vorsichtig, wie der Marder vor der schlechtgeköderten Falle. So gesprächslustig er sich sonst auch gab — wenn ich auf d i e s e s Thema kam, schwieg er beharrlich, zuckte die Achseln oder schmunzelte pfiffig, oder stocherte in seiner Pfeife herum. Einmal sagte er: „Ja, mei, a so a gstudierter Herr, wie Sö oaner san, der kon si an Ausdruck geben. Aber unseroam, bal 'r von söllene Sachen redt, kunnt leicht ebbes Gfahrlis aussirumpeln! Na na! Da halt i liaber 's Mäu!"

Durch einen Zufall kam ich aber doch dahinter, daß es im Damian Zagg mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele recht windig bestellt war. Da saß er in der Sennhütte, hatte einen festen Sums vom roten Spezial und wollte den Senn zum Mittrinken animieren. Der aber schüttelte den Kopf; er hätte grade genug; und wer sich sieben Räusche in einem Jahr

ansöffe, käme in die Hölle; sechse hätte er in diesem Jahrgang schon gehabt, da möchte er doch den siebenten nicht riskieren; sonst könnte es ihm ‚da drent‘ gar übel ergehen.

„Da drent?“ schrie Damian Zagg und versetzte dem Senn mit Lachen einen Puff vor die Brust. „Geh, laß d'r dein Verstand frisch sohlen! Ausgschnauft, einigraben, und aus und gar is's! Döß glaab i!“

Erschrocken machte der alte Senn einen Versuch, diesen lästerlichen Heiden zu bekehren, und rückte mit allem heraus, was in seinem grau gewordenen Gedächtnis vom kleinen Katechismus noch übrig war.

Damian lachte. „Du! Bal der Briefbot amal a Postkarten bringt ... und da steht drauf: An den dümmsten Kerl von Europa ... nacher bringt er's dir!“

Am folgenden Morgen, auf dem Heimweg von der Pirsche, wollte ich den Damian ans psychologische Schnürchen nehmen und hielt ihm vor, was ich durch das Fenster der Sennhütte gehört hatte. Staunend schüttelte er den Kopf: „Na na! Herr Dokter, da müssen S' Eahna verhört haben! So ebbes kon i net gsagt haben! Döß gibt's ja gar net!“

Als wir heimkamen, wollte ich den Senn als Zeugen anrücken lassen. Aber der alte Heiter guckte genau so harmlos verwundert drein wie Damian Zagg. „Ah naaa! Von der Seel und söllene Sachen, da haben mer fei gar nix gredt! Na! Net a Wartl!“

Auf dieser Behauptung blieben die beiden stehen. Und ich lachte dazu. Aber Damian, der sich sonst nur selten Kirchen-Urlaub geben ließ, rannte in diesem Herbst jeden anderen Sonntag in das zwei Stunden vom Jagdhaus entfernte Dorf, um seiner Christenpflicht zu genügen. Und die sonst bei ihm so beliebten Scherze über den Kaplan und die Widumsköchin stellte er völlig ein. Auch an die Geschichte, die ihm mit dem jungen Pater Franziskaner passirt war, wollte er sich nimmer erinnern. Ich habe sie mir aber doch gemerkt:

„Da bin i durchs Holz amal ummi auf Mittenwald. Und gahlings hör i was kruschpeln im Dickets. Und da kummt so a Franziskanerlehrling daher, a bluatjungs Bürschl, und allweil bleibt 'r mit der Kutten an die Brombeerstauden hängen. Wart, denk i mer, den kaaf i mer a bißl! ‚He, du,‘ sag' i, ‚wo kommst denn her überzwerch?‘ ‚Ich habe mich verirrt im Walde,‘ sagt 'r. ‚Wo thatst denn hinmögen?‘ frag i. ‚Nach Mittenwald, in Gottes und aller Heiligen Namen,‘ sagt 'r. ‚Woaßt ebba den Weg net ummi?‘ frag i. ‚Nein,‘ sagt 'r. ‚So? Da muaßt Di halt zuachi halten zu mir! I spring aa grad ummi auf Mittenwald!‘ sag i. Und hab 'n allweil so von der Seiten angschaut. Und frag: ‚Weil gar so an langen Kittel hast, jetzt woaß i net, bist a Mannsbild oder a Weibsbild?‘ ‚Nein, nein,‘ sagt 'r, ‚ich bin schon ein Mannsbild, kennst Du mein heiliges Kleid nicht?‘ ‚So,‘ sag i, ‚heilig is dein Gwand? Wie 's an die Brombeerstauden hängen blieben is, da hab i gsehgn, was drunter is. Und döß hat fei gar net heilig ausgschaut?‘ Da is er wie a Madl fuiri woarn über 's ganze Gsicht. Und i frag: ‚Was is denn nacher dei Gschäft?‘ ‚Ich,‘ sagt 'r, ‚ich weise den Menschen den Weg zum Himmel!‘ ‚Was? Du Lapp?‘ sag i. ‚So endsweit auffi willst den Weg für die andern

zoagen? Und selber woaßt net amal dös Trümml Weg bis auf Mittenwald?' . . . Teifi, Teifi! Der hat aber dreingschaut!"

Solche Histörchen wußte Damian Zagg im Dutzend zu erzählen. Vielen merkte man an, daß sie irgendwo aufgeschnappt und subjektiv adaptiert waren. Wenn er das auch mit erzählerischem Geschick zu machen verstand, so wirkte doch alles, was aus seinem eigenen Leben heraussprang, viel schärfer und charakteristischer. Was er mir auf hundert Pirschgängen und an hundert Abenden in der stillen Jagdhütte aus seinem Holzer-, Schmuggler- und Wildschützenleben erzählte, würde ein Buch füllen, ein dickes und doch ein amüsantes.

Besonders gerne ließ ich mir von dem großzügigen Jagdleben in den herzoglichen Revieren erzählen, wo er als Träger und Treiber gedient hatte. Und da ist mir eine Episode unvergeßlich:

„Amal, da is der Herzog angsagt gwesen zur Jagd. In aller Fruah haben s' scho an Haufen Kufer einigfüahrt ins Jagdhaus. Und alls is für d' Jagd scho parat gstanden. Bal ebbes net klappt hat, da hat 'r koan Guaten net graucht, der Herzog! Herrgott! Hat der schimpfen könna! Aber bal 's mit der Jagd guat nausgangen is, da is 'r aa wieder freindli gwesen. Wann i eahm die Gemsböck abizogen hab vom Stand, da hat 'r mer oft a Zigarl gschenkt. No, und da is 'r selbigsmal so dahergritten auf seim Bräundl. Teifi, Teifi! A so a Rößl! So ebbes hat ma sehgn müassen! A Köpfl wie a Rehgoaß! Und kugelrund! Und d' Haar haben glanzt vor lauter Fetten! Freili, a schwarer Mo is 'r gwesen. Der hat scho a Rößl braucht, dös ebbes tragen hat kinna! Und derweil i no allweil des Rößl anschau, giebt mer der Sepp an Renner. ‚Du,' sagt 'r, ‚was kommen denn da für zwoa Weibsbilder daher? Dö schaugn mer aber gar net nach der alten Herzogin aus!' Und da schaug i halt hin! Kreuz Teifi! 's Bluat is mer glei auffigfahren! Woaßt, neunzehn Jahr bin i halt selbigsmal gwesen! Und so ebbes Schöns von zwoa Frauenzimmer hab i meiner Lebtag no net gsehgn ghabt!"

Als mir Damian diese Geschichte zum erstenmal erzählte und zu dieser Stelle kam, fragte ich: „Waren das Verwandte vom Herzog?"

„Was woaß denn i?" Er schmunzelte. „Aber dö zwoa Weiberleut, Herr Dokter, dö hätten S' seghn sollen! Teifi, Teifi! Die oane, so a Schwarzlechte . . . wie a richtige Italänerin hat s' ausgschaut . . . dö is auf an Schimmel gritten. Und Augen hat s' ghabt wia die höllische Gluat! Und mollet war dös Weiberleut, daß ma gmoant hat: wo ma 's anrüahrt mit an Finger, muaß a Grüawerl bleiben! Ferm wie d' Nudel, wann's frisch aus 'm Schmalz kommt! Und die ander erst! Dö hätt mer schier no mehrer gfallen! Dös is a Blonde gwesen, in lauter weiße Spitzentüachln eingnaht, dö allweil pludert haben, bal si a Lüftl grüahrt hat! Und is auf an Rappen gritten. Teifi, Teifi! Wia 's Christkindl is dös Madl drobengsessen! Kloaboanlet und fein, daß gmoant hast, mit an halben Schnaufer kunntst es übern Haufen blasen. Und wia der Herzog dös Madl abighoben hat vom Rößl, da hat 's d'r an Lacher gmacht wie a silbrigs Glöckerl, und hat zum Hupfen und zum Fliagen und zum Tanzen angheb t, daß ma gmoant hat, sie müaßt a paar Schwalbenflügerln hinter der Irxen haben! . . . Teifi, Teifi, Teifi!"

Dem Damian wurde schwül beim Erzählen, und schnaufend schob er den Hut aus der Stirne.

„Sunst is der Herzog allweil abi vom Bräundl und auffi auf 'n Stand. Aber am selbigen Tag, wie er einigritten is, da hat 'r koa Treiben nimmer ghalten. Am andern Morgen hat alles scho paßt um halber Viere in der Fruah. Aber Achte is 's woarn, und Neune, und koa Herzog is zum sehgn gwesen. Und allweil san d' Laden no zuagwesen am Jagdhaus. Und der Wildmoaster hat gfluacht: ‚Ja sakra, was is denn da, heut kummmt er ja gar nimmer auffi!' Endli, um halber Elfe hat si der Herzog anschaugn lassen. Und da haben mer an kurzen Trieb gmacht. Hoch hat 'r net auffimögen! Aber dö zwoa Weiberleut, dö haben mit auffi müaßen auf 'n Stand. Drei Gamsböck hat 'r gschossen. Und wia i auffikumm und will dö Gamsböck abiziahgn, sagt der Herzog: ‚Dami,' sagt 'r, ‚da droben hängen noch ein paar schöne Alpenrosen! Die hol mir mal herunter!' Wie a Narr bin i auffigrumpelt und hab den Buschen abigrissen. Herrgott! Dö Röserln haben gleucht wia 's Fuier! Und den halben Buschen hab i der Blonden hinboten, und den halben Buschen der Schwarzlechten. Dö hat so gspassi dreingschaut mit ihre ruaßigen Hexenaugen. Aber die Blonde hat glacht. Und sagt: ‚Ich danke schön!' Und wia s' nacher davon san mit 'm Herzog, is um den ganzen Stand her a Gschmachen blieben, daß d' moana hättst kinna, ma hätt an ganzen Heuwagen voll süaße Bleameln ausglaart. Und akrat so hat die Kaleschen allweil gschmeckt, bal i 's waschen hab müaßen, wann der Herzog mit dö Zwoa von der Lustfahrt hoamkommen is! . . . Teifi, Teifi, Teifi! . . . Aber selbigsmal haben mer guate Zeiten ghabt! Dö ganze Nacht haben mer allweil schlafen kinna! Und vor Zehne, halber Elfe is ma nia net ausgruckt zum Treiben. Drei Wochen san s' blieben, dö Zwoa! Und in der Fruah amal, da san s' davongfahren mit der Kaleschen. Und allweil haben s' auffigwunken mit die Schnäuztüachln. Ja! Und auf 'n Abend is die alte Herzogin einigfahren in der Kaleschen. Und so a gspassige Nasen hat s' allweil gmacht, grad, als taat s' in der Kaleschen ebbes schmecken von dö süaßen Bleameln. Und der Herzog hat gsagt: ‚Grüß dich Gott, meine Liebe! Schön Wetter haben wir! Was?' Und am andern Tag haben mer um halber Viere scho ausrucken müaßen zum Treiben! Ja! Und scharf hat er 's trieben mit der Jagd! Oan Tag um den andern. Da hat 's koan Sunnte geben! . . . Teifi, Teifi, Teifi! Selm haben mer schwitzen müaßen!"

So oft mein Damian in besonders guter Laune war, mußte er mir diese Geschichte erzählen. Und da erwachten in seiner Erinnerung immer neue, charakteristische Züge. Nur schade, daß sich das alles nicht gut schreiben läßt!

Eine Perle seiner Erzählungskunst war auch die ausführliche, mit dem drolligsten Humor und den schärfsten Beobachtungen gezierte Schilderung der vierzehn Tage, die er zur Sühne für jenen Rehbock hatte brummen müssen. Bis er die Gerichtsverhandlung überstanden hatte, war es Herbst geworden. Eine böse Zeit, um zu sitzen! Wenn draußen im Bergwald die Hirsche schreien! Und wenn in der ungeheizten Gefängnisstube die Nächte so bitterkalt werden! Wie Damian diese Stube und das unbehagliche Zusammensein mit den Vagabunden schilderte, die man da und dort im Lande

aufgegriffen hatte! Man roch in dieser Schilderung förmlich das soziale Elend. Und den Atem der Ratten! So oft er das erzählte, befiel ihn ein Ekel, der seinen Körper schüttelte. Und wie er diese Menschen zeichnete, die man da brachte und wieder fortführte! Und den Wärter! Und den Inspektor! Der hatte Stiefel, die immer knarrten — und wenn er unwillig den Kopf schüttelte, fielen ihm vom Bart die Schnupftabaksbröselchen auf den Bauch herunter.

Zu Beginn der zweiten Woche kam der Wärter mit einer höflichen Frage. Keiner der Gefangenen wäre zur Arbeit verpflichtet — vielleicht ließe sich aber doch ein Liebenswürdiger finden, der die Neigung hätte, für den Herrn Inspektor eine Klafter Buchenholz klein zu machen?

Unter dem Dutzend, das die Stube füllte, war Damian Zagg der einzig Gefällige — weil ihm die Arbeit ein Mittel gegen das Frieren und die Langeweile war, und weil er einen Vorteil witterte. Der stellte sich auch wirklich ein. Als die Frau Inspektor sah, wie sauber Damian Zagg das Holz zerkleinerte, wie fürsorglich er die appetitlichen Scheitchen hinauftrug in den dritten Stock und sie pedantisch aufschichtete nach der Schnur, da gewährte die strenge Behörde sein Gesuch um eigene Kost und um eine separate reinliche Zelle. In dieser Zelle standen zwei Bettstellen. Und nun verfügte Damian Zagg über vier wollene Decken, mit denen er sich's in den kalten Nächten auf dem stramm gestopften, steinharten Strohsack ganz warm und behaglich machen konnte. Auch hatte er aus seinem Strohsack, um besser zu liegen, noch Stroh herausgenommen und hatte es drüben in den anderen Sack hineingestopft, der sich nun walzenförmig und eisenhart aus der Bettlade herauswölbte.

Nach dieser kurzgefaßten Einleitung, an der mein Damian immer eine Stunde zu erzählen hatte, mag er nun selber reden:

„Auf 'n Abend amal, es is scho völli finster gwesen, und i bin scho bacherlwarm unter meine Decken glegen, da hat ma 's Tüarl aufgmacht, es pumpert oaner eini, und nacher hat si der Schlüssel wieder draaht. ‚Teifi, Teifi,' denk i mer, ‚jetzt muaß i zwoa von meine Decken hergeben! Teifi! Dös kunnt mer taugen!' Und da sagt der ander: ‚Malefiz no amal! Was is denn dös? Warum is denn da so finster?' ‚Mei,' sag i, ‚der Fischkali hat halt 's Elektrische no net. Hättst d'r halt a Kerzl mitbringa müassen! Wer bist denn du?' A junger Bauer is er gwesen, aus an guaten Anwesen. Und Nägelspacher hat 'r ghoaßen. Vor vier Wochen erst hat 'r Hochzet ghalten. Und in der Brautnacht hat er a Ruhestörung verüabt. Und da haben s' eahm vierazwanzg Stunden auffipelzt. Dös hat eahm *gar* net taugt! Und a verzartelts Luader muaß 'r gwesen sein! Was *der* allweil kreistet und gjammert hat! ‚Marundjosef', hat er allweil gsagt, ‚ja wann i nur wieder bei meim Sepherl waar! Dös halt i net aus! A so a Nacht in der kalten Finstern! Wann i nur wieder bei meim Sepherl waar!' ‚Gelt,' sag i, ‚dös taat dir freili besser taugen? Aber jetzt gib amal a Ruah! Daherin sitzt ma in der Ordnung sei' Straf ab. Deswegen braucht ma net ander Leut aus'm gsunden Schlaf bringa!' ‚Schlafen?' sagt 'r. ‚No ja, meintwegen! Wo waar denn die Bettstatt? Is mer ja alles finster vor die Augen.' ‚Muaßt halt greifen,' sag i, ‚wenn

bei Sepherl da waar, gelt, dö taatst bald finden!' ‚Ja, Mensch' sagt 'r, ‚da hast Recht!' Und da fangt 'r 's Umananandertappen wieder an."

Bei dieser Stelle lachte der Damian immer, weil er sich das Gesicht vorstellte, das der Nägelspacher machen mußte, wenn seine tappenden Hände den steinharten, walzenförmigen Strohsack fanden.

„Geh's, wia's mag, hab i mer denkt, i gib koa Decken net her! Und da tuat's an Rumpler, und der Nägelspacher kreistet: ‚Jöises, Jöises, jetzt hab i mer 's Mäusle auffigstössen aus'm Knia!' ‚Macht nix,' sag i, ‚da herinn san Mauslöcher gnua, da weard's scho wo einihupfen, dei Mäusle!' A halbe Stund lang hat 'r so furtgjamert. Und gahlings tuat 'r an Fluach . . . dös is a gsunder gwesen! Woaßt, da hat 'r den Strohsack gfunden! Und derweil i mer unter der Decken 's Lachen verbissen hab, schreit er allweil, der ander: ‚Sakra, Himisakra! Da muaß ja der Mensch derfraisen! Is denn koa Decken net da?' ‚Na,' sag i, ‚da drent is koane. Müßt d'r halt i oane geben. Aber ans Beißen muaßt gwöhnt sein. Wanzen und Flöh san drin in die Decken, daß ma's grad allweil so wuhrln spüart!' ‚Pfui Teifi,' sagt 'r, ‚i dank schön, na, da mag i nix wissen, bhalt deine Decken selber! Da hock i mi liaber die ganze Nacht auf'n Sessel! Is denn koa Sessel net da?' ‚Na,' sag i, ‚wearst die scho auffitrauen müassen auf'n Sack!' An Ewigkeit hat 'r si gspriffen. Aber gahlings hat 'r si do auffitraut. Und kaam liegt 'r droben, hat's 'n scho wieder abigriffen über d'Leiten. An Pumperer hat's gmacht aufm Boden, daß i gmoant hab, d'Mauer is eingfallen. Und der Nägelspacher rebellt und fluacht: ‚Ja Himisakra, was is denn dös für a Sack! Der is ja buckleter wia d'Welt! Da ka ma ja gar net liegen drauf!' ‚Ah freili,' sag i, ‚da ko ma scho liegen drauf: den Vorthl muaß ma halt aussifinden, woaßt! Da legst die auffi mit 'm Bauch, und d'Füaß muaßt ausanand spreizen, so weit wia s' roachen, und nacher muaßt di mit die Arm fest einikrailn untern Sack! Da liegt ma nacher nobel! Ja!' Dös hat 'r probiert. Aber *gar* net hat's eahm taugen mögen. Herrgott! Wia *der* umanand gwetzt hat auf 'm Strohsack! Und gahlings hat 'r 's Reahrn anghoben: ‚Marandjosef! Heilige Muatter! Ko denn dös mögli sein, daß a Strohsack *gar* so hürt is!' ‚Gelt,' sag i, ‚dei Sepherl taat si a bißl linder gspüaren?' Und nacher hab i d'Ohrwascheln einizogen unter meine Decken und hab mi auf d'Seiten draaht. In der Fruah, wia's tagelet hat, bin i aufgwacht. Da hockt der Nägelspacher auf'm Boden, und vor Fraisen hat 'r grad so gscheppert mit die Zähnt. Jetzt hat 'r mi derbarmt, is scho wahr! Und wia i zum Holzkliaben gangen bin, hab i eahm meine Decken geben, alle viere! Und hab eahm gsagt, jetzt brauchet 'r koa Surg nimmer haben . . . wann 's Tag weard, taat si 's Unziefer allweil verschliefen. Teifi, Teifi, *der* is einigfahren ins Bett! Und auf Mittag, da hat 'r si recht derkennli zoagt. Sechs Maaß Bier und vier Niarnbraten hat 'r holen lassen. Is a richtiger Mensch gwesen, der Nägelspacher! Ja!"

Ihr hättet das Schmunzeln sehen sollen, mit dem der Damian Zagg seine Geschichte zu schließen pflegte!

Diese rhapsodischen Künste machten den Damian Zagg für mich zu einer Kostbarkeit, deren Besitz ich von Jahr zu Jahr immer teurer bezahlen mußte. Ich hatte ihn zum Oberjäger ernannt und jährlich seinen Gehalt

erhöht. Als Jäger verdiente er das auch. Aber er war von den Menschen einer, die es nicht ertragen können, wenn sie es allzu gut haben — einer von denen, die keinen anderen neben sich dulden können und nie genug Raum um die Ellenbogen haben. Mit keinem Mitglied des Personals vertrug er sich lange. Das artete nie in offene Feindschaft aus, doch es blieb ein immerwährender versteckter Krieg. Damian war ein Meister in jenem hetzenden Gestichel, bei dem man nichts zu beweisen braucht, ein Virtuose jener spöttischen Redensarten, die um so übler wirken, je harmloser sie sich zu geben wissen. Anfangs nahm ich das immer ernst, untersuchte, konfrontierte und hatte nutzlos eine Kette von Verdrießlichkeiten und Aerger. Oft sprach ich ihm scharf ins Gewissen. Aber das half nichts. Er konnte nicht anders, auch auf die Gefahr hin, es mit mir zu verderben. Weil ich ihn nicht verlieren wollte, ertrug ich seine Art — und wenn er seine stachligen Kletten warf, ging mir sein Wort zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus.

Halb und halb verstand ich auch, warum er so sein mußte. Er war kein Herdentier, sondern ein Einsamer, sei es nun aus Anlage, oder durch die Schulung seines Lebens, das immer die abgelegenen Wege hatte suchen müssen. In dem zwei Stunden vom Jagdhaus entfernten Dorfe hatte er eine Stube gemietet, aber nur für die hundert Geweihe aus seiner Wildschützenzeit; ihm selber war es am wohlsten, wenn er mit den Menschen nichts zu tun hatte und durch den ganzen, sieben Monate langen Winter einsam in der verschneiten Jagdhütte saß. Er war ein Stück harter, roher Natur, an die Natur unlösbar angewachsen, mit dem rücksichtslosen Egoismus, wie er im Raubtier steckt. Dieser Egoismus milderte sich bei ihm fast nie ins Menschliche, nur immer ins Kluge, das den besseren Vorteil hinter der Schranke sieht. Das Bewußtsein dieser Klugheit machte ihn hochmütig und spöttisch. Alle anderen Menschen standen minderwertig unter seinem ruhigen Blick. Schon gar die Jäger! Und da war er zumeist nicht mit Unrecht stolz — er überragte sie alle an Verstand und weidmännischen Fähigkeiten. Das mußte er sie fühlen lassen. Und noch ein anderes kam dazu: der Wildschütz, für den der Jäger ein Gegenstand des Hasses oder der Geringschätzung ist, bleichte im Damian Zagg nie völlig aus. Dieser Oberjäger erzählte aus seinem früheren Wildschützenleben am liebsten die Geschichten, in denen der Jäger die Rolle des Dummen spielte.

Aber diese andere Seele von einst, die noch im Damian steckte, färbte nicht ab auf seinen Dienst. Niemals beging er eine Unredlichkeit — wenigstens bin ich ihm nie hinter eine gekommen. Aber was sich neben dem Dienst an Vorteil gewinnen ließ, das scharrte er alles für sich zusammen. Auch hätte er das gerne angefangen: manchmal einen guten Hirsch oder Gemsbock vor mir zu verschweigen, um ihn für einen Jagdgast zu reservieren, von dem sich ein schweres Trinkgeld erwarten ließ. Aber das gewöhnte ich ihm ab; denn ich war in meinem Revier nicht minder gut zu Hause, als er selbst. Und wenn ich auch nicht immer der Klügere war, so spielte ich ihn doch. Stieg da ein Verdacht in mir auf, und Damian meldete, er hätte was gut Schußbares nicht gesehen, dann schmunzelte ich ein bißchen und sagte: „So?"

Seine Augen studierten mich. Und gewöhnlich fragte er. „Wissen ebba Sie ebbes?"

Ich schmunzelte wieder und schüttelte den Kopf. „Ich? . . . Nein! Geh nur, Dami.“

Und gewöhnlich kam es dann so, daß er am anderen Morgen mit dem Rapport erschien: „Teifi, Teifi, Herr Dokter, heut hab i aber an Bock gsehgn! So haben S' koan zwoaten im Revier.“

Was man aber „die letzten Dinge“ nennt — das erfuhr ich doch nie von ihm. Da war er wie die Natur, zu der er gehörte als ein Teil. Etwas Heimliches, etwas Verschwiegenes, irgend etwas ganz Verschlossenes mußte er immer haben. Niemals, weder als Jäger noch als Mensch, ging er völlig aus sich heraus. Wie offen er sich in guter Stunde auch geben konnte — immer blieb in ihm eine letzte Mauer, über die er keinen hinübergucken ließ.

Jede Sentimentalität und Gefühlsschwäche war ihm fremd. Für ihn gab es nur die harten Dinge. Und die sah er eben so, wie sie sind. Leben oder Tod, das war für ihn kein Unterschied.

Im Frühjar einmal, da wurde er über Nacht von einem schweren Hexenschuß befallen. Er hielt das für eine Lähmung, für einen Schlaganfall. Und sagte in seinen Schmerzen ruhig: „Jetzt hat 's mi! Teifi, Teifi! Hab mer scho allweil denkt, daß mi der Höllische holt amal! Aber daß 's grad heut sein muß!“ Ich hatte ihm nämlich für diesen Morgen den Abschuß eines Spielhahnes erlaubt. Drum hätte ihm das Sterben an diesem Tage nicht gepaßt.

Ein andermal, im Sommer, kam er mittags in meine Stube. Als ich ihm ins Gesicht guckte, merkte ich gleich: heut hat der Dami nichts gesehen. Und da meldete er: „Unterm Wetterschrofen hab i an Touristen gfunden. Der muaß scho den ganzen Winter im Schnee drin glegen sein. Halbert haben ihn d' Füchs scho vertragen. A guate Hosen hat er an. Muaß aber doch nix Nobels gwesen sein. Der Pickel is schlechte Waar. Und vieradreißg Pfennig hat 'r im Sack ghabt.“

So gleichgiltig, wie dieser Tote, waren ihm auch die Lebenden. Nie hab ich an ihm eine Regung wahrgenommen, die man als Neigung zu einem Menschen hätte deuten können. Mir hatte er manches zu danken. Aber deshalb stand ich ihm nicht näher wie andere. Er wahrte nur mir gegenüber die Form. Und das nahm in der Stunde ein Ende, in der wir auseinandergingen. Und doch war zwischen seinen derben Herzmuskeln ein wärmerer Fleck. Der verriet sich im Verkehr mit Kindern. Für die hatte er immer einen guten Blick, einen vertraulichen Klang, ein herzliches Wort. Aber Liebe war auch das nicht — es war nur der unbewußte Ausdruck seiner ungestillten Sehnsucht nach eigenen Kindern, war an ihm ein Stück Natur, in der seit Ewigkeiten der Wille glüht, nicht zu vergehen, ohne neues Leben geschaffen zu haben. Daß ich mit dieser Deutung nicht fehl greife, das beweist mir der merkwürdige Vorgang seiner Brautfahrt — ein Vorgang, den man heiter nehmen muß, obwohl die Tragödie einer guten, einsamen Menschenseele dazwischenklingt, die ihrem dürstenden Verlangen nach Glück und Lebensschönheit zum Opfer fiel. (Schluß folgt.)

Johann Kusterer auf Abwegen.

Skizze von A. Supper in Calw (Württemberg).

Oft kommt es so, daß einer, der sich an der spröden Erde so recht müde und krumm gearbeitet hat, auf seine alten Tage den Himmel betrachten lernt.

Wir meinen zunächst nicht die ewige Stadt, in der kein Leid mehr ist und kein Geschrei, in der die goldenen Gassen flimmern und die Ströme des Lebens rauschen, wir meinen nur die erste Etappe dahin, den äußerlichen Himmel, an dem am Morgen die Sonne und am Abend der Mond aufgeht, an dem die lichten Federwölkchen schweben und graugelbe Hagelwolken sich wälzen, an dem die Röte steht, die auf gut Wetter hinweist und die Herde unruhiger Wolkenlämmer, die auf Sturm deutet.

Für diesen Himmel, der auch über den höchstgelegenen Bergäckern des Johann Kusterer immer noch in beträchtlicher Höhe stand, hatte der Bauer bis Dato nicht viel Zeit und auch nicht viel Sinn gehabt.

Wenn man hinter dem Pflug geht, gilt's auf die Furchen zu achten, beim Mähen muß man der Sense, beim Schneiden der Sichel folgen, beim Misttragen hat man der Steine am Bergweg acht und beim Holzfällen sieht man auf Axt und Säge.

Jetzt aber, seitdem der Johann Kusterer zitterige Kniee und schwache Arme hat und Jüngere arbeiten lassen muß, jetzt schaut er dann und wann, ja immer öfter hinauf zu den Wolken und zu den Sternen.

Im Anfang hat er nur immer die starken Fäden gesehen, die von seinen und seiner Dorfgenossen Aecker hinaufgehen und von droben wieder herunter.

Wenn die Röte am Abend hell und leuchtend hinterm Oberweilemer Wald stand, dann wußte der Johann, daß Michel, sein Sohn, morgen mähen oder schneiden konnte. Schob sichs unruhig hinter den Burgholzer Tannen hervor, dann mochte die Anne-M'rei, die Söhnerin, ihre Rüben setzen. Allmählich aber wurden diese Fäden, die den Himmel an die Erde ketteten, immer schwächer und dünner. Zuletzt achtete der Johann ihrer gar nicht mehr.

Wolken und Sterne wurden ihm ein Ding an sich und für sich. Der Alte, der nicht mehr die ganze Nacht schlief, saß gern an seinem Kammerfenster, oder auch unter Tags draußen am Galgenwasen, wo man die Alb sehen soll, und überdachte Dinge, über die er früher einfach weggepflügt, weg-

gemäht, weggedroschen hatte, Dinge, die für die Faulenzer sind. Wie ist es ihm zuerst schwer gewesen, Faulenzer zu sein! Wenn der Eßlinger Frieder, der gleichalterig war, rüstig mit Sense und Rechen auf der Schulter am Johann vorüberschritt, gab's diesem einen ganzen Stich. „Im Kopf hätt' i 's no'," murmelte er dann unglücklich; „aber meine Füß und meine Aerm."

Dann aber hatte er es auch bald nicht mehr im Kopf. Langsam, Schritt für Schritt wich alles zurück, tauchte ganz allmählich in Abendschatten und machte Platz für anderes. Und das war gut so. Denn es gibt nichts Schlimmeres, als wenn es einem geht, wie dem Schreiner Roller von Altweiler: Wenn man bei dem eine Wiege bestellt, dann verfertigt er einen Backtrog und umgekehrt auch. Macht man ihm Vorhalt, so heißt's: „im Kopf han i 's recht g'hät; aber so ist's halt worde."

Bei dem Schreiner ist einfach keine Einigkeit zwischen Kopf und Gliedern. Wohl aber beim Johann Kusterer.

Der tut nichts mehr, als allenfalls eine Sense dengeln oder Linsen und Erbsen verlesen, und dazu denkt er Faulenzergedanken.

Faulenzergedanken sind aber alle die, die sich mit Dingen befassen, die den lieben Herrgott ganz allein angehen.

Ob man Rüben nach der Gerste oder Roggen nach Kartoffeln pflanzen könne und müsse, das mag einen Bauern kümmern, das kann und soll er erörtern; aber in Sachen, die der Herrgott ganz allein besorgt, und besorgt hat, so lang man denken kann, wie z. B. alles, was die Sterne angeht, oder auch die Auferstehung und so ähnliches — — in all das braucht sich ein Bauer nicht zu mischen.

Wenn der Johann seine Faulenzergedanken zuweilen ausspricht oder nur andeutet, dann sagt die Anne-M'rei, seine Söhnerin spöttisch: „I glaub, d'r Aehne wurd fromm auf seine alte Täg; er liest au äls in der Bibel."

„Halt dei Maul," braust dann der Alte auf, „was wurr i denn fromm werde."

Und er flucht dann bisweilen einen recht ausgiebigen Bauernfluch, einen von den saftigen, bei denen man den Mund voll nehmen und hinterher ausspucken muß.

Aber er flucht ohne rechtes Temperament. Lahm und matt, wie abgetriebene Gäule kommen die greulichen Worte daher. Es steckt kein Feuer, kein Leben mehr in ihnen. Kaum, daß sie noch ihren letzten und einzigen Zweck erfüllen: Der Anne-M'rei zu beweisen, daß der Aehne nicht fromm geworden ist.

Fromm! — Er schüttelt sich. Fromm ist der Gottlieb, der alt Schulzen Sohn, Johanns Nachbar, dessen Küchen- und Kammerfenster auf des Kusterers Hof gehen.

Der ist fromm! Mitten in der Ernte läuft der eine Stunde weit über Feld nach Bergheim „in d' Stond", und wenn ganz Oberweiler schwitzt im Brand der heißen Augustsonne, dann sitzt der mit andern Tagdieben und alten Weibern in der kühlen Stube, ist mit dem lieben Herrgott, der ja auch keine Garben zu laden hat, auf Du und Du und hat das himmlische Jerusalem in Erbpacht.

Beim Blitz, das Jerusalem muß eine nette Stadt sein, wenn des Gottliebs Sorte drinn im Stadtrat sitzt. Der Bauer wird ganz wild, wenn er nur d'randenkt.

Und in des Gottlieb Haushalt geht derweil alles drunter und drüber. Das Weib wird mehr und mehr eine Schlampe, weil sie vor lauter Kinder kriegen und drängender Arbeit kein Fertigwerden, keinen Sonntag mehr sieht.

Fromm ist die nicht! Fromm nicht; aber zäh, fast zu zäh. Ihres Mannes Brüder und Schwestern im Herrn, wie der Gottlieb die Tagediebe und die alten Weiber heißt, alle diese Gotteskinder, wie sie sich selber heißen, die sieht des Gottliebs Weib nur ein Mal im Jahr, oft auch schon nach zehn Monaten. Das ist immer bei der Taufe, wenn sie kommen, um des Bruders Täufling zu segnen und Kaffee zu trinken.

Bei der letzten Tanfe sah der Johann des Gottliebs Weib vom Hof aus an ihrem Küchenfenster stehen.

Hohläugig sah sie aus und dürr wie Brennholz; aber sonst aufrecht und bei der Hand.

„Johann," rief sie den Nachbar an, „host net e Päckle Rattegift bei der Hand, daß i 's statt 'm Cichore nemme könnt'?"

„Bärbele," gab er zurück, „laß 's bleibe, 's kommt doch bloß 'raus, und die Sort' ist zäh."

Dann lachten sie Beide ein ingrimmiges Lachen, und das Bärbele kochte den Tauffaffee ohne Rattengift.

Nein! Fromm will der Johann nicht werden um keinen Preis. Als ein Bauersmann, der des Tages Last und Hitze getragen, sein Irdisches wohl verwaltet und keine Arbeit gescheut hat, so will er auf 's Ende warten, und in der Zwischenzeit sinnieren über die fremden und wunderlichen Dinge, die ihm überall auftauchen, seit er im Altenteil ist.

Leicht ist es dem Johann nicht, alles schweigend in sich zu verarbeiten.

Oft möchte er fragen, wie er früher iu schwierigen Fällen den erfahrenen Nachbarn oder den Schulzen gefragt hat: „Ei Frieder," oder „ei Schulze, wie hältst jetzt du 's mit dem und dem."

Aber das waren eben ganz andere Sachen damals.

An den Pfarrer hätte er sich vielleicht wenden können. Ja, ihr lieben Leute, das ist schnell gesagt. Aber in ganz Oberweiler hätte es geheißen: „Der Kusterer wird fromm auf seine alte Täg, der lauft ẽm Pfarrer 's Haus schier weg."

Und die Klugen und Rechten, die, die sich auskennen unter den Leuten, die hätten hinzugesetzt: „Der Kusterer muß 's nett 'triebe han in seine rüstige Johr, daß er jetzt des G'läuf nötig hot."

Und dann noch ein Bedenken: Der Pfarrer ist so ein Stiller. Wenn er hinter des Johann Hof vorüber über die Wiese geht, die so sumpfig ist, und die früher ein Hochmoor war, wenn er sich dann wieder und wieder nach Gräsern und Kräutern bückt und halbstundenweis den Fröschen zusieht, dann sieht dieser einsame Mann im schwarzen Rock wohl aus wie einer, der in allerlei verborgenen Dingen Bescheid weiß; aber zugleich auch wie einer, der gern für sich behält, was er weiß.

Und noch ein drittes Bedenken: Der Johann geht und ging so lange

er denken kann, nur alle andern Sonntag in die Kirche. Das ist sein Brauch so, er weiß selbst nicht warum; und er möchte diesen Brauch um keinen Preis ändern.

Da wäre es denn leicht möglich, daß der Herr Pfarrer, wenn der Kusterer mit einer Frage käme, in seiner vornehmen Sprache antworten würde: „Ja, mein lieber Freund, das habe ich erst letzten Sonntag erklärt."

Der Johann müßte dann bekennen: „Herr Pfarrer, letzte Sonntich ischt 's net an mir g'wä."

Würde da nicht der Pfarrer große Augen machen und sagen: „Ein guter Christ u. s. w."

Nein, lieber nicht. — —

Da ist dann weiter der Schulmeister. Der muß ja von Gottes und Rechts wegen auch mehr wissen als andere Leute.

Und er weiß auch mehr. Aber was? — Daß Kainit und Thomasmehl über Kuhmist gehen, und daß jeder Bauer ein Dummkopf ist, der Brachfeld liegen läßt. Und was solche Sachen mehr sind. Ein Neunmalgescheidter ist der Schulmeister. Schwätzt ins Bauerngeschäft und hat doch bloß auf den Schulmeister gelernt.

Auch alle möglichen neuen Bräuche will er einführen in Oberweiler. Die Kinder sollen keinen Schlotzer und keinen Klepperlestee mehr bekommen, die Alten keinen Heibeer mehr trinken.

Finster furcht sich des Johann verwitterte Stirne. Wie ein Revolutionär, wie ein Frechling, der an den Grundpfeilern des Bestehenden rüttelt, so erscheint ihm der Schulmeister.

Ist auf so einen ein Verlaß? Kann es dem nicht einfallen, daß er heute die Frage mit Nein beantwortet, für die er gestern ein Ja hatte? Bei einem Mann, der einmal keinen Brauch mehr achtet, bei dem sind die Knochen von Kautschuk, da ist nichts Festes.

Nein, so einen fragt der Johann nicht. Das hieße nur, den Mann bestärken in seinem Hochmut und Uebermut. Der meint ja vorher schon, in Oberweiler habe man nur auf ihn gewartet, daß er seine Weisheit auskrame und den Bauern sage, wo Bartel den Most holt.

Mit sorgenvollem Gesicht sitzt der Kusterer am Galgenwasen auf dem Eichenstumpf. Er würde höchst wahrscheinlich nie erfahren, wie es der liebe Herrgott bei der Auferstehung hält mit denen, die im Meer von den Fischen gefressen, oder am Land von den wilden Tieren zerrissen worden sind. Oder warum der Mond nicht wie die Sonne immer gleich groß und gleich hell ist, oder warum die drei Sterne einmal über des Margretles Scheune und einmal hinter dem Kirchturm stehen, und was dergleichen sonderbare Dinge mehr sind.

Ganz drüben über dem Galgenwasen, der wie ein in hohen, grünen Wellen erstarrtes Meer sich nach dem Walde dehnt, zieht auf der Landstraße eine Schafherde dahin.

Der Bauer mit seinen wässerigen, fernsichtigen Augen kann deutlich die einzelnen gelbgrauen, breiten, wolligen Rücken, die unruhig wogend auf- und niedergehen, unterscheiden.

Er sieht auch den Mann, der im alten, doppelten Kragenmantel, den

schwarzen, schweren Persianerpelz am Hals, den Schlapphut in der Stirne, die Schippe in der Hand, mit wiegenden, weiten Schritten inmitten der Herde geht.

Ja, sogar den Hund kann er unterscheiden, der eifrig rundum läuft, die Vorhut zurückhält und Nachzügler zur Eile mahnt. In Johann Kusterers Gesicht kommt eine Unruhe, als sei ein Gedanke darüber hingefahren. Solch ein ungerufener und ungebetener Gedanke, den man lieber nicht hätte, und der sich doch auch nicht abweisen läßt.

Wie wär's, Johann, wenn du den Mann bei der Herde dort, den Stasele einmal fragen würdest über das und das?

Der Bauer schüttelte den Kopf, daß die Quaste der schwarzen Zipfelmütze ihm ans Ohr schlägt.

— — Den Schäfer! — — was ist denn ein Schäfer? Ein Tagdieb, wenn man 's recht sagen will. Man bringt ihm die Schafe und versieht sich zu ihm, daß er sie weide und leite, daß die Mutterschafe alle werfen, daß die Hämmel fett werden, und daß die Wolle auf den breiten Rücken dicht und fein und reichlich ausfalle; — — aber sonst besieht man den Schäfer weiter nicht.

Und der Stasele, — der ist nicht nur ein Tagdieb, der gilt für einen Himmelsakkermenter! — Gewiß weiß niemand, ob er wirklich einer ist. Aber er gilt dafür. Und das ist gerade bei diesem Metier die Hauptsache.

Es weiß auch niemand, was ein Himmelsakkermenter eigentlich ist. Aber daß es solche Kerle gibt, das weiß man. Und das ist wieder die Hauptsache.

Und zu allem Ueberfluß ist der Stasele auch noch katholisch. Ein katholischer Himmelsakkermenter. Das ist ein Superlativ, wie wenn man den Teufel mit Tinte spritzte.

Anastasius Weireter heißt der Schäfer. Das genügt.

Ist da mitten ins gut protestantische Umland hineingesprengt ein kleines, armes Dorf, an dessen äußersten Markungsflanken die steinernen Kruzifixe stehen wie stille, fremde Grenzwächter. Die evangelischen Bauern, die dort in der Nähe hinterm Pfluge gehen, blicken scheu auf die Bildsäulen.

Keinen Zentimeter zu weit kommt der Pflugsterz hinüber gegen das Land, das der starre, steinerne Mann mit den verzerrten Zügen bewacht.

Die evangelischen Kinder, die am Waldsaum Haselnüsse holen, deuten mit ausgestreckten Fingern und bangen Gesichtern auf den hängenden Heiland, dem das Blut unter der Dornenkrone hervorsickert und die Marter im grauen, steinernen Gesicht zu lesen steht.

„Siehst des katholisch Herrgottle?“ —

Ja sie sehen's, und sie fürchten sich. Um keinen Preis der Welt würde eines von ihnen allein bei Nacht da vorübergehen. Unheimlich ist der katholische Herrgott! Sie sind froh, daß sie einen andern, einen eigenen haben.

Und durchs Dörflein Unterweiler, in dem von mancher Hausecke ein buntes Marienbild grüßt, schreiten die Leute von Oberweiler nur, wenn es sein muß. Und dann rascher als sonst ihr Brauch ist, und ohne nachbarlichen Zuruf nach den kleinen Fenstern hinauf.

Händel und Streit gibt's nicht auf der Höhe. Wegen dem Glauben schon gar nicht! Behüt mich Gott! Aber wenn einem Bauern von Unterweiler die magere Kuh das schwere Güllenfaß nicht ziehen will, so schreit er zur Aufmunterung: „Hü—oh, du lutherischer Siech!" Und wenn einem von Oberweiler etwas krumm geht, dann fährt er auf: „'s Donnerwetter soll 'neischlage, des ischt g'rad zum Katholischwerde."

Hell und rasch mit seltsam schetterndem Klang ruft die Glocke von Unterweiler über die Höhe. Sie läutet katholisch.

Die Hunde bellen, die Kühe brüllen, die Hähne krähen in Unterweiler katholisch.

Bloß sterben müssen die Unterweilemer wie die Oberweilemer. Darin sind sie gleich. Und in der Armut auch. Und sonst noch vielleicht in ein paar Sachen, die einer vom andern nicht so genau wissen kann.

Und die zwei Pfarrer, ja die sind auch fast gleich. — Ein klein wenig länger ist dem katholischen sein Rock. Aber gerade so schwarz.

Und die Herren können einander auch leiden, so viel man sieht. Sie stehen oft beieinander auf dem einstigen Hochmoor, zeigen sich Gras und Kräuter und sehen den Fröschen zu.

Der Gemeindepfleger von Oberweiler, der Schwager von dem Schreiner, der immer den Backtrog statt der Wiege und umgekehrt macht, der wärmt dann einen alten Witz auf, den er aus seiner Soldatenzeit herübergerettet hat.

„Ihr müeßet wisse Leut," sagt er, „unter de Frösch gibt's katholische, die schreiet „„Popst, Pobst"" und evangelische, die schreiet „„Luther, Luther"". Dann lachen die von Oberweiler und sagen zum Gemeindepfleger: „Schorsch, du bist e Hauptspitzbue." Aber im stillen sind sie nicht so recht sicher, ob nicht die beiden geistlichen Herren auch diesen Unterschied machen zwischen den Fröschen dort draußen.

Das alles und noch viel mehr dazu geht dem Johann Kusterer durch den Kopf, als er den Stasele mit seiner Herde am Wald drüben ziehen sieht.

Müd vom vielen Denken, wie nur je früher vom Kartoffelgraben, geht er heim, ißt, was die Söhnerin ihm hinstellt, legt sich in seine Kammer und will schlafen.

Aber es geht nicht so schnell.

„Johann," murmelt er vor sich hin, „wenn du z'viel sinniert hoscht, ist 's g'rad, wie wenn du z'viel Grumbire [1]) gesse hättest. — 's treibt de' rum!"

Ja, es trieb ihn herum. Besonders der lockende Gedanke mit dem Stasele. Der wollte nicht wanken und nicht weichen.

Hinter des Gemeindepflegers Hanfacker, wo die Steinriegel kreuz und quer über kümmerliches Land gehen, und der wilde Thymian besser wächst als der Klee, der angesät ist, weidet der Stasele seine Herde an einem späten Apriltag.

Die Mutterschafe haben erst geworfen. Das tiefe, zitternde ‚Mäh' der Alten unterbricht dann und wann die unaufhörlichen, gellenden Laute der Jungen.

[1]) Grundbirnen, Kartoffeln.

Hart drängen sich die schneeigen Lämmer an die Mütter, die noch den dichten, schmutzigen Winterpelz tragen. Sie beugen die dünnen Vorderbeine, suchen die vollen Euter und wackeln in freudiger Gier mit den Schwänzchen, sobald sie die kostbare Quelle gefunden. Dann stehen die Alten. Das kauende Maul voll Gras und Kräuter schauen sie wunschlos, blöd mit den runden, dummen, glasigen Augen um sich.

Das hat fast etwas Aufreizendes an sich. Das Aufreizende, das alle Schafsgeduld hat.

Der Stasele steht an eine einsame, windschiefe Kiefer gelehnt, die Schippe zwischen den Knieen, die Pfeife im Mund, den alten, vom Wetter hart mitgenommenen Kragenmantel mit dem messingenen Verschlußkettchen um sich geworfen.

Neben ihm sitzt Phylax, der Schafhund, der ein Wolfshund ist, hat das eine Ohr nach vorne, das andere nach hinten gelegt, so wie nur diese Hunde es können, denen die Pflicht in Blut und Muskeln liegt, und hängt die Zunge ein klein wenig aus der spitzen Schnauze.

Dann richtet er sich plötzlich auf, legt beide Ohren nach vorne und zieht die Zunge ein. „Wer da?“ heißt das.

Der Schäfer schaut auf.

„Phylax, do rrrrrei!“ schreit er ganz gewohnheitsmäßig, wie aus einem kleinen Halbschlaf heraus, mit heiserer Kehlstimme.

Der Hund blickt helläugig, vielleicht etwas belustigt, etwas spöttisch an seinem Herrn empor. „Du hast geträumt, Alter,“ heißt dieser Hundeblick.

Der alte Kusterer kommt vom Wald herüber. Langsam, fast etwas gemacht langsam, schreitet er daher, den Stock in der Rechten, das runde, grünlich gewordene Hütlein über die Zipfelmütze gestülpt, so daß die Quaste unten hervorbaumelt.

Der Stasele rührt sich nicht. Nur die Pfeife nimmt er aus dem Mund und spuckt aus. Der Bauer, der da kommt, hat schon lange keine Schafe mehr bei der Herde.

„Grüeß Gott, Stasele, so do husse bist du?“ fragt der Johann. „Jo,“ gibt der Schäfer gleichgültig zurück, „d'r G'meindepfleger hot de Pferch kauft.“

‚Mäh‘, rufen im Baß die Schafe und ‚mäh‘ im Diskant die Lämmer. Der warme, föhnige Wind kommt über den Wald daher, fährt dem Phylax in die zottigen Haare, dem Stasele in den weiten Mantel und dem Johann in die Quaste der Zipfelmütze.

Die Rechte auf den derben Stock gestützt, die Linke auf den gekrümmten Rücken gelegt, als schmerze es dort, so steht der Bauer jetzt neben dem Schäfer und atmet schwer und hörbar.

Der Stasele schaut mit erwachtem Blick dem Wind entgegen. Plötzlich deutet er mit der Rechten, die die Pfeife hält, über die Höhe hin in die Ferne, wo weißlicher Dunst liegt und sagt: „Des Lüftle kommt weit her, Kusterer. Des hot 's Meer g'sehe und heiße Länder.“

Johann entgegnet nicht sogleich. Langsam dreht er sich rundum und sucht sich ein Plätzchen zum Niedersitzen.

Zwischen Brombeergeranke liegt ein großer, glatter Feldstein. Darauf

läßt er sich nieder; ächzend und mit steifen Knieen; den Stock nimmt er zwischen die Füße und schaut die Herde an.

„Se hänt bald Jung' g'macht heuer," sagt er und winkt mit dem Kinn voll grauer Stoppeln nach den Tieren.

Der Schäfer gibt keine Antwort. In den Thymianblüten summen die kleinen, dunklen Waldbienen, ein graugrünes Eidechslein schiebt sich zwischen den graugrünen Steinen durch, und der Phylax scharrt mit den Hinterläufen bald rechts bald links in seinem zottigen Fell.

„Stafele," sagt der Bauer jetzt und schaut dabei angelegentlich auf den Hund, „woher weißt du so Sache?"

„Was für Sache?"

„Ha des mit 'm Wend?"

Der Schäfer lacht auf, ganz knapp, nur so viel, als zwischen den Lippen neben dem Mundstück der Pfeife hervorkann.

„I kenn mi halt aus," sagt er.

Johann schüttelt den Kopf. Langsam, mißbilligend murmelt er: „Der Wind bläset, wo er will und du höreſt sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fähret, Evangelium Johannis im dritten."

Stafele klopft seine leergerauchte Pfeife aus, steckt sie unter den Mantel und sagt kein Wort.

Mit dummen, glotzenden Augen sehen die Schafe zu den beiden Männern herüber.

Der Schäfer nimmt mit der Schippe ein kleines Steinchen auf und schleudert es gleichgültig und ohne Schwung hinüber.

Dann tut er ein paar große Schritte zu Johann hin und setzt sich in die Brombeeren. Seinem Mantel kann das stachelige Geranke nichts anhaben.

„Hot mer bei euch d' Grumbire scho nei do?" fragt jetzt mit veränderter Stimme der Bauer.

„Ka 's net sage; um d' Grumbire kümmer i mi nix," gibt der Stafele zurück.

„Sell wär", sagt Johann und schaut rasch, erstaunt auf den Schäfer. Dann bohrt er mit seinem Stock Löcher in die sandige Erde.

„Du host's guet g'hät bei Lebtag, Schäfer, wenn du di net e mol um d' Grumbire host kümmere müeße."

Der Stafele zuckt die Achseln. „D'r Ei' kümmert sich um des, d'r Ander um sell — d' Grumbira send no lang net 's Aergst," sagt er abweisend und schaut über seine Herde hin.

Johann sinkt still in sich zusammen. Die Schafe schreien. Der Hund läuft am Saum von des Gemeindepflegers Hanfacker hinunter. „Do rrrrrei!" schreit rollend der Schäfer.

Den Schwanz zwischen die Hinterbeine geklemmt kehrt der Erschreckte zurück und duckt sich neben seinem Herrn auf den Boden. Zögernd, scheu beginnt der Bauer jetzt: „Stafele, wenn du so de ganze Tag bei deine Schof bist, und vo de Grumbire und dem Sach nix wisse wit, mueßt du no au älleweil d'ran romdenke, — —" er stockte und sieht vor sich hin.

„An was romdenke?“ fällt nach einer Weile der Schäfer ein. „Ha wie jetzt am Wend, oder am Mo'[1]), oder au am Sterbe?“ Rascher hat gegen den Schluß der Johann gesprochen, so wie man spricht, wenn man sich etwas mit jähem Entschluß von der Seele redet.

Der Schäfer zieht die weißgrauen, buschigen Augenbrauen zusammen. Der struppige Bart am Kinn bewegt sich einmal auf und ab, dann läßt sich ein Murmeln hören: „I sag gar nix, i sag no so viel — — wenn d' Leut oft wisse tätet. — — —“

Die alte Kiefer seitwärts von den Männern ächzt jetzt leise im Wind, die Herde blöckt unruhiger und von Unterweiler herüber kommt dünn und schetternd der Klang des katholischen Glöckleins.

Dem Kusterer fällt ein, daß der Mann an seiner Seite ein Himmelsakkermenter ist. Der ganze Hauch voll fremder Unheimlichkeit, wie er von den steinernen Kruzifixen an der Markung von Unterweiler ausgeht, umwittert plötzlich den Mann mit der Schippe.

Aber es ist kein eigentliches Unbehagen, was bei dem Bauern über solche Nachbarschaft aufkommt. Es ist eher ein Gefühl der Befriedigung, endlich vor die rechte Schmiede geraten zu sein.

„Gelt Stasele,“ sagt er leise, „'s treibt ein halt rom, bis mer ein, mit de Füeß voraus, außeträcht.“

Der Schäfer sieht in die Ferne. Etwas Herbes, ja Verächtliches liegt auf seinem wetterharten Gesicht.

„Was wisset denn ihr Baura,“ murmelte er geringschätzig. Der Kusterer reckt sich auf. Wenn er auch jetzt ausgeschirrt ist wie ein abgetriebenes Pferd, — das Solidaritätsgefühl mit denen, die noch in den Sielen gehen, regt sich mächtig in ihm. Er meint, er müsse sie alle, die hinter Pflug und Egge schreiten, verteidigen gegen die verächtlichen Worte dieses Mannes, der doch nur ein Schäfer ist, ein Tagdieb.

Aber dann sinkt er rasch wieder zusammen.

„Was weißt denn du, Stasele?“ fragt er fast lauernd und doch mit einer erzwungenen Gleichgültigkeit, als dürfe der andere nicht merken, wie viel einem Bauern am Wissen eines Schäfers liege.

„Was wurr i wisse? Nix für euch!“

Dem Johann merkt man kein Gekränktsein an. Kein Begehrender darf empfindlich sein. Den Stock zwischen den Knieen schaut er mit wässerigen Augen ins Weite.

„Stasele, daß mer au sterbe mueß! Und später wurd mer wieder lebendig und kriegt wieder sein eigene Leib. Worum ka mer 'n do net glei d'halte? — — —“

In des Schäfers bärtigem Gesicht, in seinen scharfen Augen arbeitet etwas. Es ist kein Spott. Noch weniger eine Schelmerei. Es ist eine innere Unruhe, die nicht heraus soll, die man nicht merken soll. Ruhig, fertig will der Schäfer sein in solchen Dingen. Darin ist er den Bauern voraus.

„Aelle sterbet net“ — sagt er fast scheu; aber doch bestimmt. „Sell wär'!“ ruft leise der Johann, und er schaut betroffen empor.

[1]) Mond.

Aber da ist's, als habe den Stafele schon gereut, was er sagte. „Phylax," ruft er heiser, „Lumpetier, guck nach dem Böckle". Der Phylax läuft nach dem Böckchen, das aus der Herde gebrochen ist, der Schäfer scharrt mit der Schippe im Geröll, und der Kusterer schüttelt wieder und wieder den Kopf.

„Woher wi't du des wisse, Stafele?"

„I weiß halt. I weiß ällerlei, was ihr 'z Oberweiler net wisset."

Der Bauer fährt mit der runzeligen Hand über das spitze Knie, das in der Lederhose steckt. Etwas Hilfloses liegt in dieser Bewegung, etwas Nervöses, würde man sagen, wenn die Bauern von dort oben Nerven hätten.

Dann schaut er plötzlich den Schäfer an, so scharf es die wässerigen Augen vermögen und sagt ruhig: „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert; ersten Korinther im achten." Eine lange, stille Pause entsteht.

Dann zittert des Schäfers struppiger Bart. Ein kicherndes, kurzes Lachen kommt aus dem Mund mit den tabakbraunen Lippen: „Wirst fromm, Johann, auf deine alte Täg?" — —

„Halt dei Maul," fährt zornig der Bauer auf, „was wurr i denn fromm werde!"

„Ha weil d' so mit de Bibelsprüch umananderschmeißst!"

„Do derwege[1]) braucht mer net fromm z' sei," murrt der Alte.

Der Wind geht über die Höhe. Ueber des Gemeindepflegers Hanfacker her streicht ein einzelner Rabe dem Wald zu.

„Der sächt mer äls so Sache," murmelt der Schäfer und deutet mit der braunen Hand nach dem Vogel, dessen blauschwarzes Gefieder in der Sonne schimmert.

Johann wundert sich nicht, gibt keine Antwort. Ein wenig dumpf, ein wenig betäubt ist ihm im Kopf. Immer macht ihm ein Uebermaß von Sinnieren unbehaglich, wie ein Uebermaß von „Grumbire".

„Stafele," sagt er nach langer Zeit und aus irgend einem innerlichen Zusammenhang heraus, „was glaubet denn die Katholische?" —

Der Schäfer bleibt erst ganz ruhig. Dann streckt er die Beine weit von sich, klopft mit der Schippe an die ungewichsten Stiefelröhren und antwortet: „Daß zwei Pfund Rindfleisch e guete Brüh gebet."

Johann schüttelt mißbilligend den Kopf. „Treibst Schindluder mit mer," sagt er fast traurig.

Der Schäfer greift jetzt unter den Mantel und holt die kaum erkaltete Pfeife wieder hervor. Aus einem ledernen Ziehbeutel beginnt er sie zu stopfen. Dazu schlägt er den Mantelkragen so ungestüm zurück, daß die grauen Zipfel dem Johann übers Gesicht streifen und ihm das Hütlein zur Seite rücken.

„No stät," murmelt der Bauer und schiebt es wieder gerade.

„Was brauchst denn du des z'wisset," sagt der Schäfer jetzt fast leidenschaftlich, und er stopft und stopft, als müsse der Pfeifenkopf zerspringen. „Glaub du dei' Sach' und laß die andere ihr Sach' glaube.

[1]) Deshalb.

's ist jo, Gott Lob, net nötig, daß mer de Glaube mit'nander hot, wie d' Bube d' Vogelnester. Hot jeder sein Kopf für sich, no kann er au sein Glaube für sich hau! Wenn's der Herrgott anderst wö't, no hätt' er solle ein Kopf mache für älle."

Das von Luft und Wetter gebräunte und zernagte Schäfersgesicht mit der großen, schmalen Nase, den buschigen, halbergrauten Brauen, dem verwilderten Bart, und der hohen, unter dem im Eifer zurückgeschobenen Hut, in zwei Buchten auf den Schädel hinauf verlaufenden Stirne, trägt den Ausdruck hoher, seltsamer Erregung, die grell absticht gegen des Bauern gelassenen, etwas schläferigen Wissensdrang.

„Di derf mer scheint's net noch em Glaube froge," sagt nach langer Zeit der Johann, der sich des Schäfers rasche und scharfe Rede erst im Kopf zurechtlegen muß.

Mit kurzen, paffenden Zügen setzt der Stafele seine Pfeife in Brand. Der süßliche, starke Geruch des billigen Tabaks umschwebt wie eine Wolke die zwei Alten.

Wie weggeblasen ist des Schäfers Erregung. Mit den gelben Zähnen hält er das Mundstück der Pfeife fest und sagt unter zerdrücktem Lachen: „So send halt d' Baure: wege 'm Glaube froget se mi, und wege de Schof de Pfarrer. No emmer überzwerch! Sag i aber no ebbes über de Glaube, no ist mei Sach nix, no brenget se Bibelsprüch daher und wisset älles besser. Sächt der Pfarrer ebbes über d' Schof, no ist dem sei Sach au nix — no wisset se au älles besser. I sag no, daß so a g'scheiter Bauer so an hirnwüetige Schäfer wie mi no froge mag!"

Der Gescholtene sitzt ganz zusammengesunken, ganz kleinlaut auf seinem Stein. Er tut keine Widerrede, erhebt keinen Einspruch. Es ist, als sähe er selbst ein, daß viel Wahres in den Worten des Schäfers liegt.

Immerzu fährt die runzelige Hand über das spitze Knie in der Lederhose, und die wässerigen Augen sehen verlorenen, unbewußten Blicks über die Herde hin.

‚Mäh,' schreien die Mutterschafe im Baß, und ‚Mäh' die Lämmer im Diskant.

Auf einmal geht über des Kusterers Gesicht wieder die Unruhe, wie von einem ungerufenen, arbeitenden Gedanken.

„Stafele," sagt er ganz sanft, ganz schüchtern, „vielleicht ist's bei de Leut mit 'm Glaube, wie bei de Schof mit 'm Schreie! So lang mer jung ist, glaubt mer so, und wenn mer alt wurd, glaubt mer so. I mei, i ka 's scho so, wie der alt Hammel selt dromme[1]) bei dem Steiriegel." — —

Ein schattenhaftes Lächeln geht über das faltige Gesicht, das sich, Zustimmung suchend, dem Schäfer zuwendet.

Der Stafele zieht und zieht an seiner Pfeife. Er muß sie allzufest gestopft haben.

„Ka'st recht han, Johann," sagt er dann und holt sein Messer hervor, den Tabak zu lockern. Umständlich besorgt er das Geschäft. Dann läßt er plötzlich die Pfeife aufs Knie sinken. „Und worom ist des Schreie

[1]) Dort drüben.

und des Glaube?" — fragt er, die scharfen Augen dem warmen Wind entgegen gerichtet, — „die eine friert's, die andere hänt's Grimme[1]), die eine fendet nix z'fresset, die andere möchtet heim. — — — So ist's!" — —

Der Bauer nickt mit dem Kopf, langsam, schwerfällig, ohne Freudigkeit. „So ist's!" — —

Mit einem Aechzen steht jetzt der Schäfer auf von seinem dornigen Sitz. Alle Glieder schmerzen ihn. Er reckt die Arme, die Beine und rückt sich den Mantel zurecht.

„I treib jetzt weiter, Kusterer, gohst mit? — Phylax — nnaus!"

Und der Kusterer geht mit. Langsam, auf seinen Stock gestützt schreitet er neben dem Schäfer her, die ausgefahrenen Wege entlang. Wie hellgrünes Schleiergewoge liegt's über des Schulzen Roggenäckern zur Rechten.

In die dummen Augen der breitrückigen Schafe und Hämmel kommt Leben und Bewußtsein. Das ist die Gier nach den zarten Halmen, die dieses Wunder wirkt.

Aber der Phylax hat keine Würdigung für solche Wunder. Er kennt seine Pflicht und damit fertig.

Wiegend, würdevoll, ein Herr unter den Seinen, geht der Schäfer, die Schippe unterm Arm mit weiten Schritten vor der stillgewordenen Herde.

Der Geruch seines Tabaks liegt hinter ihm auf dem Weg, bis der Wind, derselbe, der das Meer und die heißen Länder gesehen hat, ihn mitnimmt.

Hart vor einem der Kruzifixe auf Unterweilemer Markung geht der Weg vorüber.

Der Schäfer steht, nimmt stumm den alten Hut vom Kopf und macht das Zeichen des Kreuzes.

Hinter ihm und um ihn drängen die Schafe und schauen glotzenden Blickes hinauf zum Bilde des Gemarterten.

Die glasigen, dummen Augen leben nicht auf, wie vorhin bei den grünen Halmen. Und doch war der, der da hängt, ein guter Hirte und kein Mietling.

Der Phylax steht, so lang sein Herr steht. Er kennt seine Pflicht und damit fertig.

Johann Kusterer sieht mit den wässerigen Augen am katholischen Herrgottle hinauf. Ein wenig scheu, ein wenig fremd, ein wenig mißtrauisch.

Auch er nimmt sein grünliches Hütlein ab. Schaden wird's nichts. Der Schäfer murmelt etwas. Jesus Christus kommt drin vor. Da wirft der Johann hin: „Stafele, wirst fromm auf deine alte Täg?" Er will dem Schäfer nicht gern etwas schuldig bleiben.

„Halt doch dei Maul," sagt ärgerlich im Weiterschreiten der Schäfer, „was wurr i denn fromm werde."

Am Galgenwasen vorüber geht's der Oede zu, wo des Stafeles Karren steht.

Der Abend sinkt, als der Johann heimwärts geht.

Der Wind ist still geworden, und die kleinen, dunklen Bienen summen nicht mehr im Thymian.

Nur ein einsamer Rabe streicht vom Wald herüber dem Schäferkarren zu.

---

[1]) Leibweh.

„Wo send 'r denn de ganze Nochmittag g'steckt, Aehne?" fragt die Anne-M'rei, als sie dem Alten die Abendmilch hinstellt. „Halt a wenig außeg'laufe," sagt er so obenhin.

Aber gegen den Herbst hin kommt es doch heraus, daß der Aehne den ganzen Sommer über fast jeden schönen Tag beim Schäfer steckte.

Beim Stafele, bei dem katholischen Himmelsakkermenter.

„Er hot halt kei' Aerbet, no kommt 'r uf so Dengs," sagt Michel Kusterer, der Sohn.

„Wer mit den Weisen umgehet, der wird weise; wer aber der Narren Geselle ist, der wird Unglück haben. Sprüche Salomonis im dreizehnten," sagt Gottlieb, des alt Schulzen Sohn, der mit dem lieben Gott so gut steht, und: „Sirach im dreiunddreißigsten: Müßiggang lehret viel Böses."

Der Johann lacht dazu und denkt: „Wenn d' Leut wisse tätet — — —" Er ist jetzt über vieles im Reinen.

Und Sachen sind darunter, die der Pfarrer auch nicht besser wissen kann. Und gar erst der Schulmeister. —

Dem ist der Johann überhaupt hinter die Schliche gekommen. Der hält Reden über Thomasmehl und Kainit, und mittlerweile schickt er seine vier Buben hinaus, daß sie mit einem Blecheimer hinterher gehen, wenn der Stafele austreibt.

Lassen etwa die Schafe Kainit und Thomasmehl fallen? Aber so sind die Herren! Die Weisheit haben sie mit Löffeln gefressen, und das Beste holen sie dann doch beim Stafele.

Winternacht.

Von Wilhelm Zaiß in Heidelberg.

Liegst wohl auch du schlaflos in dieser Nacht? —
Vom Himmel fiel es weiß und dicht und sacht,
hat Dorf und Höhn, und Weg und Steg verschneit,
und schimmernd Schneefeld breitet nun still und weit;
doch hab ich Stund um Stund an dich gedacht.

Und Stund um Stund hab ich an dich gedacht. —
Ein Stern der aufgeflirrt ertrank im Duft;
die helle Ferne losch in der grauen Luft;
nur Reifwald steht in wunderbarer Pracht.
So einsam lieg ich schlaflos diese Nacht.

Hannikels letzte Lebenstage.

Mitgeteilt von Eduard Eggert in Reichenau (Baden).

Am 17. Juli 1787 hat in Sulz a. N. der öffentliche Schlußakt eines Riesenprozesses stattgefunden, auf dessen Ende „nach dem Ausspruch vieler Fremden fast ganz Europa sehr begierig gewesen“. Der unter dem Namen Hannikel in ganz Deutschland und der Schweiz berüchtigt und gefürchtet gewesene Räuberhauptmann Jakob Reinhard und drei weitere Mitglieder seiner Bande erlitten durch die Hand des Henkers den Tod der menschlichen Gerechtigkeit. In dem Lebensbild des Oberamtmanns Schäffer von Sulz [1]) hat dieser denkwürdige Prozeß eine aktenmäßige Darstellung gefunden. Zur Vervollständigung des auch rechts- und sittengeschichtlich interessanten Zeitbildes möchte die nachstehende Veröffentlichung eines bei dem umfangreichen Aktenmaterial befindlichen Berichtes nicht unwillkommen sein, der in anziehender Weise die drei letzten Lebenstage Hannikels und seine Bekehrungsgeschichte erzählt, die auch der Theologe wie der Kriminalist von heute mit Nutzen lesen. Sie ist auch lehrreich für alle diejenigen, welche alles Heil für die Bekämpfung des Verbrechertums von der Verhängung exemplarischer Strafen erwarten, weil ihre Blicke an der äußeren, oft grauenhaften Erscheinung der verbrecherischen Tat haften bleibend, über die tiefer liegenden Ursachen mit blindem Zorneifer hinwegsehen und in den Tiefen der Menschenseele und des Gesellschaftslebens die verdächtig sickernden Quellen nicht hören, darin die finstern Mächte wohnen, welche jene Armen schuldig werden lassen.

Die Relation ist von dem katholischen Pfarrer Anton Reininger aus Espasingen (einem zur Bodmannschen Herrschaft am Bodensee gehörigen Orte) entworfen, welcher durch besondere Entschließung des Herzogs Karl berufen worden war, dem Hannikel in den letzten drei Tagen vor seiner Hinrichtung seelsorgerlichen Beistand zu leisten. Der ethische Pathos des edlen menschenfreundlichen Priesters und seine Toleranz, die ihm die schönste Blüte wahren Christentums ist, verleihen dem Dokument einen höheren Wert und weihen es zu einem ehrenden Denkmal seines Verfassers. Der Bericht, den ich bei den Studien zu meinem Buch gefunden habe und hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, hat folgenden Wortlaut:

Die Urteile über Hannikels Lebensende, seine Bekehrung zu einem wahren Sittengefühl und den Zustand seines Herzens zu der Zeit, als man ihn den großen Schritt in die Ewigkeit zu machen zwang, konnten bei einer so ungeheuren Anzahl von Menschen, die ihn zur Richtstatt begleiteten,

[1]) Oberamtmann Schäffer von Sulz. Ein Zeit- und Lebensbild von Eduard Eggert. Württembergische Neujahrsblätter. Stuttgart 1897. Verlag Gundert.



nicht anders als verschieden sein. Was einige Standhaftigkeit, Reue und Unerschrockenheit nannten, hieß bei anderen Roheit, Heuchelei und Wildheit und so wie seine Seele der eine Teil hoch in den Himmel erhebte, so beurteilte ihn der andere in die tiefste Hölle. Wer die Menschen nur ein wenig kennt, weiß den Grund dieser Urteile sogleich anzugeben. Dem sei aber wie ihm wolle: Hannikel ist nun schon vor dem Richterstuhle des Allwissenden gestanden und dort allein ist das eigentliche und wahre Urteil so über ihn gefället worden, daß alle Urteile der Menschen nun ganz unbedeutend sind. Aus diesem Grunde würde ich auch über Hannikels Vorbereitung zum Tode niemals etwas gesagt oder geschrieben haben, wenn ich nicht vermutete, es möchte dem Durchlauchtigsten Fürsten, der selbst des so großen Bösewichts Todesurteil mit so vieler Aengstlichkeit unterzeichnete, weil er nämlich die Menschen liebt, zu einiger Beruhigung dienen, wenn Höchstderselbe von eben dem, der Hannikel am genauesten kennen lernte, erfährt, daß Hannikel die Gerechtigkeit des über ihn gefällten Urteils ganz einsah und christlich starb.

Ehe ich die Sache umständlicher entwickle, muß ich zuerst die Art und Weise aufschließen, auf welche ich mit Hannikeln bekannt wurde. Ich hatte nämlich im verflossenen April-Monate eine Reise über Sulz gemacht, wo ich mit Erlaubnis des Herrn Oberamtmann Schäffer Hannikel in seiner Gefangenschaft besuchte. Einige Trostgründe, die ich ihm damals beibrachte, wirkten in dem Maße auf seine verwilderte Seele und zogen mir sein Zutrauen so sehr zu, daß er von der Zeit an Herrn Schäffer immer bittlich anlag, er möchte ihm doch im Falle, daß er sterben müßte, den Geistlichen kommen lassen, der zu der und der Zeit bei ihm war. Herr Schäffer, der die seltene Kunst besitzt, mit der strengsten Gerechtigkeit die werktätigste Menschenliebe zu verbinden, ermangelte nicht, dieser Bitte seines Arrestanten, die so mancher andere Beamte geradezu würde abgeschlagen haben, Sr. Herzoglichen Durchlaucht sowohl als den hohen Ständen des Landes vorzutragen, von welchen höchst und hohen Orten dann auch die in der Geschichte der christlichen Toleranz ewig unvergeßliche Entschließung erfolgte, dem Hannikel nicht nur einen Geistlichen seiner Religion die 3 letzten Tage zuzugeben, sondern auch mich anzugehen, daß ich dieses Geschäft übernehmen möchte. So traurig es immer ist, mit einem Schlachtopfer der unmenschlichsten Handlungen 3 Tage hinzubringen, so unterzog ich mich diesem gnädigsten Rufe doch um so lieber, als ich die freudigste Zuversicht hatte, daß der Gott, der alles leitet, auch meine Bemühungen segnen werde. So kam ich also den 12. Juli in Sulz an, wo den 14. darauf Hannikel der Tod angekündigt ward. Ich war bei diesem Akt nicht selbst gegenwärtig, ermahnte aber den Herrn Magister Wittich von Wittershausen, einen sehr würdigen und edeldenkenden evangelischen Geistlichen, der Hannikels Biograph war, der Todesankündigung beizuwohnen, weil ich glaubte, der Psycholog würde bei einer solchen Handlung und bei einem solchen Menschen weit richtigere Bemerkungen machen können, als ein Lavaterianer mit einer noch so erhitzten Einbildungskraft nicht zuwege bringen wird. Sobald Hannikel das Leben abgesprochen und er aus seiner bisherigen Gefangenschaft auf das Rathaus geführt worden, trat ich unverzüglich zu ihm ein. Er erkannte

mich sogleich und bezeugte einige Freude über meine Gegenwart. Allein es gab bald fürchterliche Auftritte. Man stelle sich einen von Natur rüstigen, gesunden, durch tausend Arten von Fatiken abgehärteten, in allen Gattungen böser Handlungen geübten, von Jugend auf durch schlimme Beispiele und Aufmunterungen verführten, durch eigene unzählige Lastertaten verblendeten, von den scheinbarsten Trugschlüssen einer angemaßten Gerechtigkeit und Unschuld ganz eingenommenen, in allem, was die Religion zu glauben oder zu tun lehrt, unwissenden, höchst empfindsamen und alles in seiner ganzen Kraft umfassenden Menschen vor, so hat man Hannikels physikalisches und moralisches Bild vor sich, ehe man ihm das Todesurteil ankündigt, und wenn man diesem den höchsten Grad von Wut, Raserei und Verzweiflung beisetzet, so sieht man ihn, wie ich ihn mehrere Stunden lang sah, nachdem er zum Tode verurteilt war. „Was", sprach er, und rasselte fürchterlich mit seinen Ketten dazu, „was, ich soll sterben! ich, der ich nichts weiteres getan, als daß ich den gottlosen Juden dasjenige abnahm, was sie durch Wucher und Betrug den Christen entwendeten, der ich so manchen Einbruch und Raub von dem Lande Württemberg abgewendet habe, der ich Ursache bin, daß Hohenheim nicht abgebrannt worden ist; der ich durch mein Ansehen das ganze Land gegen Uebelgesinnte verteidigte und beschützte; oder soll ich etwa des Toni wegen sterben! War das nicht der gottloseste Mensch auf Gottes Erdboden! Hat er mir nicht meine Stieftochter verführt, geschändet und hart verwundet; hat er nicht das Weib meines Bruders mißbraucht; hat er mich nicht einmal so geschlagen, daß ich 14 ganze Wochen krank und in Lebensgefahr dalag! Ist das nun der Lohn, den man mir gibt, daß ich wie ein anderer Bösewicht mein Leben endigen soll! Habe ich doch immer gedacht, ich würde die größte Belohnung für die Wohltaten erhalten, die ich den Württembergern erzeigte, wenn meine Sache einmal dem Landesvater vorgelegt würde!" — So und auf eine ähnliche Art raste der Elende und kam endlich soweit, daß er sich mit einer Kette, die er bereits um den Hals geschlungen hatte, selbst erdrosselt haben würde, wenn ich ihn nicht noch zeitlich genug abgehalten hätte. Dieses verzweiflungsvolle Unternehmen verursachte, daß man ihn schärfer schließen mußte, um aus einem Räuber und Todschläger nicht auch noch einen Selbstmörder werden zu lassen. Inzwischen war meine Lage die traurigste. Ich glaubte zwar auf alle möglichen Fälle, Einwendungen und Entschuldigungen vorbereitet zu sein; aber wem hätte es einfallen wollen, daß der Mann, der bereits Diebstähle von mehr als 41 000 fl. eingestanden hatte, und dem sein Gewissen vermutlich noch weit mehr vorhielt; der nicht bloß Juden, sondern auch Christen bestahl, der eigenmächtig und landesgesetzwidrig einen Menschen wo nicht wirklich ermordet, doch die nächste Ursache des Todes dieses Menschen war; daß, sage ich, ein solcher Mann noch des Gedankens fähig sei, der Landesfürst sei ihm eine große Belohnung schuldig? Indessen war es gleichwohl so und muß ich gestehen, daß ich ohne ganz besonderen Beistand von oben herab nie vermögend gewesen sein würde, diesen Menschen, der sich so hohe Vorstellungen von seinen Meriten machte, zu überzeugen, daß er ein Dieb und Mörder und folglich des Todes schuldig und würdig sei. Aber

der Herr ist groß und seine Barmherzigkeiten sind ohne Zahl und Ende. Er ists, der spricht: Es werde, und es ist. Dies geschah auch hier. Innerlich überzeugt, daß sich in diesen Umständen mit Hannikel weder von Tod noch Buße reden lasse, trachtete ich ihn auf seine Selbstkenntnis ganz unvermerkt zu führen. Auf welche Art dies geschehen, gehört nicht hieher: kurz Hannikel verwickelte sich mit seinen eigenen Geständnissen und Erzählungen nach und nach so sehr, daß ich ihn nicht erst an sein Unrecht erinnern durfte, sondern daß er nach einem tiefgeholten Seufzer selbst ausrief: „Ach Gott, wie groß und viel sind meine Missetaten!" Dies Wort goß Trost in mein Herz, und gewiß wird es auch Freude und Wonne in die gute Seele des besten Herzogs ergießen, wenn es in seinen Ohren erschallen sollte.

Es versteht sich von selbst, daß man bei dieser Gemütsverfassung des armen Sünders ohne Zeitverlust dahin arbeitete, den Funken von Selbstkenntnis immer mehr und mehr anzufachen, um alle die Schwierigkeiten zu beseitigen, die bisher dem Hauptgeschäfte, nämlich der Zubereitung zu einem christlichen Tode so mächtig widerstanden.

Indem ich aber glaubte, nun ungehindert auf diesen Zweck hinarbeiten zu können, erinnerte sich Hannikel plötzlich, daß er Vater sei und dieser Gedanke bemächtigte sich seiner Seele so sehr, daß er in eine neue, ebenso starke Gattung von Wut, als die vorige war, verfiel, und mir geradezu erklärte, es werden alle meine Bemühungen fruchtlos und ohne Wirkung sein, wenn man ihm seinen Sohn Christoph (Zigeunerisch Dieterle) nicht zuließe. Auf die Frage, ob er mich sodann gelassen und aufmerksam anhören wollte, wenn ich zuwegen brächte, daß sein Sohn ihm zugegeben würde, versicherte er mich allerdenklicher Folgsamkeit und setzte bei, ich würde Wunder sehen, wie gut er sich zum Sterben bereiten würde.

Ich hatte Hannikel bisher schon zu genau kennen gelernt, als daß ich an der Richtigkeit seiner Zusicherung zweifeln konnte, und da ich zum voraus wußte, daß H. Oberamtmann Schäffer, dieser nicht durch Toleranzgesetze sondern was weit mehr und rühmlicher ist, durch tolerante Gesinnungen geleitete würdige Beamte, alles gestatten würde, was zum Seelenheil des Verurteilten etwas beitragen könnte, wenn anderst die Landesgesetze nicht im Wege stünden, so versicherte ich Hannikeln, daß er seinen Sohn heute noch haben sollte; worauf er dann anfing, ganz gelassen zu werden und mit der größten Begierde die Lehren des Heils anzuhören.

Es sei mir erlaubt, hier etwas weniges von den Kenntnissen in der Religion einzuschalten, welche Hannikel mit sich brachte. Um sich davon einen echten Begriff machen zu können, darf man nur wissen, daß Hannikel in seinem 15. Jahre das erste und letzte Mal die hl. Geheimnisse der Religion beging; daß er seit dieser Zeit das Wort Gottes nur sehr selten und auch dazumal ohne alle Aufmerksamkeit anhörte; daß er, des Lesens unkundig, in Büchern, und beständig von bösen, ebenso unwissenden Gesellen umgeben, auch an diesen keine nützlichen Unterrichtsquellen antraf; daß er nicht einmal das Gebet des Herrn (Vater unser) ganz hersagen konnte. Man wird über diese grobe Unwissenheit erstaunen; aber wenn die Väter der Länder nicht wie Kaiser Joseph und Herzog Karl die gesittete Erziehung

der Jugend befördern; wenn die sanfte Christusreligion den Herzen nicht eingeflößt wird, um ihren wohltätigen Einfluß in selben verbreiten zu können, was wunder, wenn Hannikels entstehen!

Dieser Unwissenheit ungeachtet hatte Hannikel gleichwohl Kopf und Bereitwilligkeit genug, um in kurzer Zeit die nötigsten Lehren des Heils zu lernen und zu fassen. Ich sage, die nötigsten Lehren des Heils: denn einem Menschen von der Art, der dazu noch auf den Tod insitzet, in so kurzer Zeit die Lehren des Christentums in ihrem ganzen Umfange beibringen zu wollen, gehöret ganz in das Reich der unmöglichen, vielleicht auch unnötigen Dinge. Die Lehre von der Existenz Gottes, von Gottes Vorsehung, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, von seiner Allgegenwart, von der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, von der Ergebung in den göttlichen Willen, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Liebe Gottes und des Nächsten, von den vorzüglichsten Artikeln des christlichen Glaubens ist hier gewiß erkleckend, den großen Zweck, die gelassene Duldung des Todes und frohe Aussichten in die Ewigkeit zu erreichen. Dies war es auch, wovon Hannikel unterrichtet worden, und unendlicher Dank sei es der Barmherzigkeit Gottes, welche das Herz dieses Menschen so sehr gerührt, daß er nun ein eben so großer Büßer geworden als großer Bösewicht er ehemals war.

Man glaube nicht, daß ich durch das, was ich eben gesagt habe, und noch ferner sagen werde, nur meinen Helden erheben wolle, um von seiner Größe auch einigen Anteil auf mich herüberzuziehen. Der Herr, der mein Innerstes durchsiehet, weiß es, daß ich schweigen würde, wenn mich nicht der fromme Tobias 12, 7 reden hieße.

Inzwischen kam der kleine Dieterle in die Wohnung seines Vaters, ein Knabe, an dem nur sein Vater etwas liebenswürdiges sehen konnte. Die Umarmungen waren feurig und von der Art, dergleichen ich noch nie gesehen. Ueberhaupt bemerkte ich an Hannikel, Duli und Wenzel eine Liebe gegen ihre Kinder, die unbeschreiblich groß war. Herr Magister Wittich in seinem Hannikel nennt diese Liebe eine viehische Liebe. Ich will es gerne eingestehen, daß dieses Urteil zu der Zeit mag richtig gewesen sein, als diese Väter noch mit ihren Kindern in Wäldern und abgelegenen Oertern herumirrten und sie über Diebereien, Bettlereien und Betrügereien liebkoseten; aber daß diese Liebe auch bei nunmehr schon ganz umgeänderten Gesinnungen des Vaters, bei dem unabgedrungenen Selbstgeständnis, wie unglücklich er sein Kind durch seine Verbrechen gemacht habe, bei den heilsamsten Ermahnungen, die er seinem Sohne auf seine künftige Lebenszeit gab, keine viehische mehr war, liegt meines Erachtens ganz außer Zweifel. Es bleibt also noch immer die große Frage übrig, warum diese Leute ihre Kinder so feurig und manche andere Eltern die ihrigen so frostig lieben? Etwa darum, weil jene durchgehends Früchte eines verbotenen und oft gar noch eines blutschänderischen Umganges sind?

Aber soll denn das durch gesellschaftliche und religiöse Gesetze geheiligte Eheband nicht unendliche Vorzüge haben? Der Grund dieser Liebe muß also tiefer als in dem bloß viehischen liegen.

Ich kehre wieder zu Hannikel und seinem Sohne zurück. Ich hatte

mich vorbereitet, dem kleinen Taugenichts durch angemessene Ermahnungen und Zurechtweisungen nützliche Lehren zu geben und ihm die erschrecklichen Folgen des Lasters recht begreiflich zu machen. Aber für diesmal hätte ich mir diese Mühe ersparen können; denn kaum waren die ersten Umarmungen vorüber, als Hannikel selbst anfing, das erstemal ein guter Lehrer seines Sohnes zu werden. Du hast mich schon lange in Ketten und Banden gesehen, mein liebes Kind, sprach er, und nun siehst du mich gar nur zwei Tage mehr, dann stirbt dein Vater in den Händen der Gerechtigkeit. Ach, liebes Kind! nun sind mir die Augen aufgegangen, nun sehe ich es ein, wie sehr ich in meinem Leben gefehlt habe. Auch dich habe ich verführt. Da ich dir Lehren der Tugend und der Frömmigkeit hätte geben sollen, habe ich dich zu Bosheiten verleitet. Vergieb mir, mein Sohn; vergieb deinem Vater, der bereitet ist, geduldig und standhaft durch seinen Tod für seine Sünden zu büßen. Du überlebst mich, aber denke bei jedem Schritt dein ganzes Leben hindurch an das Ende deines armen Vaters. Laß die Ketten, die mich fesseln, laß den Stein, an dem ich gebunden sitze, nie aus deinen Augen. Sei gottesfürchtig; lerne, was du als ein Christ wissen mußt, und befolge die Lehren, die du von deinen Priestern hören wirst. Du bist noch jung; befleißige dich, eine Arbeit zu lernen, mit der du dich meistens anständig nähren kannst; fliehe den Müßiggang und böse Gesellschaften. Sei willig, gehorsam, dankbar gegen jedermann, der dir Gutes thut. Bete fleißig für unsern gnädigsten Landesvater; bitte ihn, wenn du jemals kannst, von meinetwegen um Verzeihung. Ehre die Obrigkeit, und unterwirf dich ihren Anordnungen. Befolge, erfülle diese Lehren deines zum Tode verurteilten Vaters genau und pünktlich: Dann, wenn einstens deine Stunde auch vorüber ist, wirst du deinen Vater in dem Himmel wieder sehen. — Auf diese und ähnliche Art sprach Vater Hannikel seinem Sohne diesen und die zwei folgenden Tage zu. Mir blieb dabei nur übrig, den Gott zu preisen und zu danken, der alle Dinge so gut macht. Den 15. Juli, auf den eben der Sonntag fiel, war ich morgens vor 4 Uhr wieder bei Hannikeln. Er hatte die ganze Nacht gewacht, und hat sich, wie mir seine Wächter versicherten, ganz ruhig, still und gelassen betragen, so nämlich, wie sich ein Mensch gelassen betragen kann, der durch die Gewohnheit verwildert, auch das reumütigste Gebet rasch und kühn zu Gott schickte. Nach einigen kurzen Fragen, deren Beantwortung mir einen neuen Blick in seine Seele und ihre Verfassung verschaffen sollte und wirklich verschaffte, ward ein auf die Umstände des Orts, des Tages und der Person eingerichtetes Morgengebet verrichtet. Hierauf fing der weitere Religionsunterricht an, welchen Hannikel öfters mit den Worten unterbrach: Ach, wenn ich das früher gehört hätte! So oft eine ihm besonders auffallende Lehre vorkam, wandte er sich jederzeit mit den Worten an seinen Sohn: „Merke dir das, mein liebes Kind und denke, du hast es in der Gefangenschaft deines Vaters gehört.“ Ich muß hier etwas bemerken, was mir am Ende dieser Relation zur Wiederlegung eines sehr lieblosen Urteils, welches über Hannikel kurz vor seiner Hinrichtung gefället worden, dienen kann. Wenn Hannikel seinen Sohn anredete, geschah das meistens in der Jaunersprache,

weil diese beiden geläufiger war als die deutsche. Hannikel glaubte aber, er würde mich beleidigen, wenn er mir nicht allezeit wieder alles verdolmetschen würde, was er in seiner Sprache geredet hatte. Daher kam es, daß ich diese an sich gar nicht harte Sprache so ziemlich verstehen lernte, und aus mehreren Worten wenigstens die Hauptform herausbringen konnte. Den vormittägigen Religionsunterricht beschloß ich mit der Ablesung und hie und da eingestreuten zweckmäßigen Erklärungen der Leidensgeschichte unseres Erlösers nach der Beschreibung Matthäus, von welcher Geschichte mir Hannikel sagte, daß er sie in seinem Leben nie gehört habe. Die Stelle: „Jesus aber schwieg," war ihm besonders auffallend, und versicherte er mich, daß er davon gewiß guten Gebrauch machen werde. Da alles dieses eine Zeit von 6 Stunden wegnahm, und ich meinem Manne die Pulse immer näher fühlen wollte, sagte ich ihm, er habe nun schon genug gehört, wie der Christ handeln und beten soll, ich wolle ihn nun der Andacht seines Herzens ganz allein überlassen, und erst, wenn er seinem Gott nichts mehr vorzutragen wußte, wollte ich ihn wieder weiter zu diesem gütigen Vater führen. Hannikel gehorchte: Er betete, indem er auf dem Steine saß, an den er angeschlossen war, wobei öfters tiefe Seufzer sein Gebet unterbrachen. Ich ging indessen das Zimmer auf und ab, um jede Bewegung zu beobachten, ohne jedoch meine Absicht im mindesten bemerken zu lassen. Nach einer halben Stunde nahm Hannikel das Kreuzbild, so auf einem Stuhle vor ihm lag, ehrerbietig in seine Hände. Er betrachtete es lange sehr aufmerksam, küßte es einigemal, und legte es wieder hin. Kurz darauf holte er alle seine Ketten, so gut er konnte, in seine Hände herauf, sah bald diese, bald das Kreuz an, fing an tiefer zu seufzen, weinte ziemlich vernehmlich, küßte die Ketten, legte sie sanft wieder zur Erde nieder und rief laut: „Gott sei Lob und Dank!"

Und die Engel des Himmels jauchzten über den Sünder, der Buße tat!

Ich will hier niemanden mit den Empfindungen überlästig sein, die diese Szene in meinem Herzen verursachte; nur dieses muß ich beifetzen, daß, wenn diese Handlung Hannikels nicht ein Beweis eines bußfertigen Herzens ist, man umsonst noch andere verlangen würde. Bei dieser Stimmung der Seele und nach schon genügsam vorangeschicktem Unterricht, glaubte ich den erwünschtesten Zeitpunkt erreicht zu haben, mit Hannikeln zu dem Bußgerichte nach katholischem Gebrauche schreiten zu können, welches denn auch auf eine solche Art gehalten und vollendet worden, daß ich nicht zweifle, Gott werde alle Sünden von dem reuevollen Bekenner weggenommen haben. Von dieser Zeit an war Hannikel sichtbar ruhiger, freudiger und gelassener; auch hörte man nicht die mindeste Klage mehr; alles Zeitliche wurde ihm gleichgültiger und er sah mit einem wahren Heldenmute und inniger Freudigkeit dem Tode entgegen. So wirken nämlich die Geheimnisse der Religion auf jene Seelen, die sich derselben aufrichtig teilhaftig machen. Die übrige Zeit des Tages war mit der Vorbereitung zum hl. Abendmahl, das er den folgenden Tag empfangen sollte, mit einigen Besuchen, die Auswärtigen gestattet wurden, und mit verschiedenen kleinen Fragen, Erzählungen u. s. w. zugebracht. Als ich ihn fragte, ob es ihn auch recht freuen würde, wenn ihm das Leben wieder geschenkt werden sollte, zumal da er jetzt so ernst-

hafte Vorsätze seiner künftigen Sittenverbesserung gemacht habe, antwortete er: Es sei wahr, das Leben sei ein edles Gut, dessen man sich nicht genügsam freuen könne; auch könne er versichern, wirklich so beschaffen zu sein, niemals mehr etwas gegen Gottes oder der Obrigkeiten Gebote zu unternehmen, im Gegenteil so viel Gutes zu tun, als immer in seinen Kräften wäre. Allein er wisse auch, welch großen Gefahren ihn die Freiheit wieder aussetzen würde. Einer anständigen Arbeit unbewußt und selbst auch ungewöhnt, von verführerischen Gesellen bald wieder umgeben, von den Reizen der bisherigen üppigen Lebensart in kurzem wieder eingenommen, würde er, wenn die Gnade Gottes nicht Wunder, die man aber nicht erwarten dürfte, an ihm wirkte, vielleicht bald wieder auf die vorigen Wege zurückfallen, und wer wollte ihm sodann für seine Seele und für eine gute Ewigkeit stehen, wenn er, wie es schon so vielen selbst von seinen Kameraden ergangen, bei einem Raube mittelst einer Kugel oder eines tötenden Schlags in jene Welt sollte abgeschickt werden? u. s. w.

Ich habe vorhin gesagt, daß sich Hannikel vornahm, von der Stelle aus der Leidensgeschichte des Herrn: Jesus aber schwieg, guten Gebrauch zu machen. Dazu gab es am nämlichen Tage noch Gelegenheit, und er hielt Wort. Ehe ich die Sache erzähle, muß ich dem Herrn Oberamtmann Schäffer noch ein Lob sprechen, das er in so vollem Maße verdient; um uns das Privatreligions-Exerzitium, das uns gestattet war, in seinem ganzen Umfange genießen zu lassen, gab er der Wache gemessensten Befehl, keinen Menschen, wer er es auch immer sein möchte, zu Hannikel zu lassen, ohne vorher meine Bewilligung eingeholt zu haben. Wenn ich sage, daß sich sehr viele katholische Beamte diese Beglaubigung als ein Regale vorbehalten, und selbe ohne Rücksicht auf den Geistlichen erteilt oder abgeschlagen haben würden, so sage ich etwas, das ich aus Erfahrungen weiß. Herr Schäffer tat also mehr, und wer von den Katholiken wird den edlen Mann nicht segnen, der so großmütig gegen uns dachte! Nun wurden mir an diesem Tage gegen Abend zwei fremde Herrn gemeldet, die Hannikel zu sehen wünschten. Da die Hauptgeschäfte dieses Tages bereits geendigt waren, und ich glaubte, der Besuch vernünftiger Männer, besonders von der nämlichen Religionspartei, würde nicht bloß zur Zerstreuung, die, zu rechter Zeit angebracht, den Verhafteten immer zu gönnen ist, sondern auch zur Aufmunterung und Erbauung viel beitragen, war mir der Antrag gänzlich willkommen. Aber ich hatte gleich Ursache, meine Bewilligung zu bereuen. Einer dieser Herren, dessen Namen ich verschweigen will, damit seine Unbescheidenheit nicht auch seiner Herrschaft zur Unehre gereiche, trat mit der Miene eines Autokraten vor Hannikel hin, und kündigte ihm im säuerlichsten Tone an: er solle sich nur zu Gott bekehren; es gehe noch gnädig mit ihm ab; er habe weit mehr verdient; er sei auch Ursache daran, daß Julian Sepple ihm (dem gestrengen Herrn) gestohlen habe u. s. w. Wie mir bei so einem Gruße war, der einen in der Geduld und Gelassenheit weit mehr geübten, als ich mir Hannikel zurzeit noch vorstellte, aus aller Fassung hätte bringen können, läßt sich leicht denken. Aber Hannikel übertraf hier meine Erwartung. Er schwieg, und als wir wieder allein waren, sagte er mir, er habe sich des Beispiels Jesu Christi erinnert, der auch bei den unge-

rechtesten Beschimpfungen seinen Mund nicht auftat. So wirkte die Sanftmut des größten Dulders auch in Hannikels Seele!

Der 16. Julius war der Tag, an welchem den 4 Verurteilten das hl. Abendmahl gereicht werden sollte. Hannikel hatte fast die ganze Nacht schlaflos und im Gebete zugebracht. Erst nach 2 Uhr morgens bemächtigte sich seiner der Schlaf. Ich war um 3 Uhr bei ihm, ließ ihn bis 5 Uhr schlafen, welche Wohltat ich ihm gerne noch länger gegönnt hätte, wenn nicht wichtige Umstände Hannikels Wachbarkeit erfordert hätten. Es war nämlich von Hrn. Oberamtmann Schäffer verordnet, daß mit dem Arrestanten an diesem Tage das letzte Verhör vorgenommen und selbes gleich nach 6 Uhr morgens angefangen werden sollte. Um also weder den Herrn Oberamtmann in seinen Geschäften zu hindern, noch auch die Feier des hl. Abendmahls, wozu sich die 3 übrigen Verurteilten bereits schon angeschicket hatten, zu lange zu verschieben, wie auch aus noch mehr anderen Ursachen, weckte ich Hannikel, der sich auch sogleich zu allem, was ich von ihm verlangte, willig und bereit fand.

Ich hatte bereits den Tag vorher schon mit den andern 3 katholischen Geistlichen verabredet, daß ich es für sehr schicklich fände, wenn man Hannikeln das hl. Abendmahl nicht allein, sondern zugleich mit den übrigen reichen würde. Die Gründe, mit welchen ich meine Meinung unterstützte, waren gebilligt, und sofort bei Herrn Oberamtmann das bittliche Ansuchen vorgebracht, hiezu die obrigkeitliche Bewilligung zu geben, die auch ohne Umstand erhalten wurde. Ich muß hier um Erlaubnis bitten, alles dasjenige so herzuschreiben, wie ich es empfand, als die heilige Handlung vor sich ging. Ich hatte schon fast eine Stunde mit Hannikeln gebetet, und ihm die weiteren Vorbereitungslehren beigebracht, als sich auf einmal das Zimmer öffnete, einer von den Wächtern mit brennenden Wachskerzen eintrat und Anstalten machte, die ich in meinem Leben an diesem Orte und unter diesen Umständen nicht erwartet hätte. Gleich darauf trat Herr Pfarrer Glatt, ein frommer und eifriger Priester aus dem fürstlichen Stifte Muri, mit dem hl. Abendmahl ein, welchem die Arrestanten Wenzel, Duli und Nottele folgten. Die zwei Priester Birkle und Diener, jener Kaplan zu Bischingen, dieser Pfarr-Vikarius zu Bierlingen, Geistliche, denen ich ihres Eifers und ihrer Bescheidenheit wegen ein sehr verdientes Lob sprechen könnte und würde, wenn meine als ihres Mitbruders Empfehlung nicht verdächtig scheinen möchte, begleiteten sie. Los von Ketten und Banden, ein Kreuzbild in der Hand, in ihre Sterbekleider gekleidet, frei von allem, was man Wache nennen kann, so traten sie vor Hannikeln hin. Auch diesem wurden die Fesseln weggenommen, und so (höret es katholische Brüder!) so durften wir in der württembergischen Stadt Sulz, mit den 4 berüchtigtsten Bösewichten in einer ganz unerwarteten Freiheit und mit der erbaulichsten Feierlichkeit, das große Geheimnis unseres Glaubens begehen. Dies alles war Herrn Schäffers Werk, und wer von uns wird diesem Manne diese edle Tat genügsam belohnen? Das kann nur Herzog Karl, und Herzog Karl, als selbst Katholik, wird es auch tun. Ich war vorbereitet, eine kurze, auf diese Zusammenkunft und die ganze Handlung passende Anrede zu halten; es blieb mir aber nur so viel Zeit übrig, etwas weniges von der

Freiheit der Seele, die uns Jesus Christus durch seinen Tod erworben, und die durch die gegenwärtige Freiheit ihrer Leiber so kräftig vorgebildet würde, zu sagen, als Hannikel das Wort nahm, und alles, was man von wechselseitiger Vergebung der zugefügten Unbilden, von der brüderlichen Vereinigung durch den Empfang des großen Liebesmahles, von der Ergebung in den göttlichen Willen, von der übergroßen und unverdientesten Gnade der göttlichen Heimsuchung, von Standhaftigkeit in dem Glauben, und von dem christlichen Mute in dem Tode sagen kann, mit so viel Umstand und Erbauung seinen Mitschuldigen vortrug, daß uns Geistlichen nichts übrig blieb, als dastehen, uns einander ansehen, die so sichtbaren Wirkungen der göttlichen Gnade preisen, und den Herrn des Weinbergs um ferneres Gedeihen bitten. Die Handlung wurde auch mit der größten Andacht vollzogen und einem eifrigen Gebete für den Durchlauchtigsten Herzog, Höchstdessen erhabenes Haus und das ganze Land Württemberg beschlossen. Hannikel hielt vor dem Abschiede noch eine kleine Ermahnungsrede, und indem er zum Zeichen ihrer gänzlichen Aussöhnung verlangte, daß ihm ein jeder sein Kreuzbild zum Küssen darreichen sollte, er auch das seinige zum nämlichen Endzwecke darreichte, so gingen sie mit dem Bewußtsein auseinander, daß sie nun in diesem Leben nur noch einmal auf der großen Reise zur Ewigkeit sich sehen werden.

Die Herzen der Menschen liegen nur vor den Augen des Allwissenden entfaltet, — und uns bleibt nur übrig, den Baum an seinen Früchten zu erkennen. Die guten Früchte sind Beweise für den guten Baum, sowie die bösen Früchte Zeichen eines bösen Baumes sind. Nach diesen Zeichen, die uns das Evangelium selbst an die Hand gibt, Hannikel zu beurteilen, könnte ich zwar viele Beweise eines ganz gebesserten Gemüts anführen. Aber ich will zu allem dem, wessen nur ich Augenzeuge war, schweigen, und nur das anziehen, was in Gegenwart vieler Zeugen vorging.

Notteles Mutter und noch eine andere Weibsperson, die, wie ich nachgehends erfuhr, Hannikel sehr beleidigt hatte, erhielten die Erlaubnis, den Nottele noch einmal zu besuchen. Diese traf Hannikel auf dem Gange, der zu Notteles Zimmer führte, gelegentlich an. Es fordert immer eine große Seele, bei dem unvermuteten Anblick einer feindlichen Person nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen, und diese Seele verdient noch mehr Bewunderung, je roher sie übrigens durchgehends war. Hannikel ließ sich nicht irre machen. Er grüßte beide freundlich, bat sie um Verzeihung und versicherte, daß er an die ihm zugefügte Unbilden gar nicht mehr denke: er sehe und bete alles als Fügungen Gottes an, der alles zum besten der Seinigen veranstalte. Hierauf gab er der alten Mutter verschiedene Verhaltungsmaßregeln, nach welchen sie sich bei ihrem Sohne zu benehmen hätte, redete viel von seiner Ergebung in den göttlichen Willen, von der Gnade der Erleuchtung, welche er über seine Verbrechen erhalten hätte, und von den freudigen Aussichten, die ihm der morgende Tag als sein Sterbetag gewährte, und alles dieses auf was für eine Art! Saget, meine Herren Bürger von Sulz, die ihr mehr denn 50 während der Rede Hannikels um ihn herumstundet, warum entfärbten sich eure Gesichter? warum flossen so viele Tränen aus euren Augen? was habt ihr da an Hannikel bewundert? Ich

will keine Antworten hersetzen, ob ich sie gleich alle wüßte, weil ich sie selbst von euch gehört habe; nur dies muß ich noch fragen, ob denn der Mensch, der so viele Herzen in Bewunderung und so viele Augen zu Tränen bringet, indem er von lauter guten Dingen redet, nicht ein gebesserter Mensch sei? — An dem nämlichen Tage wurde Hannikel noch zum Verhör berufen. Man weiß aus Erfahrung, daß die Verurteilten die Schuld ihrer Strafe größtenteils auf ihre nächsten Richter schieben, und sofort diese als ihre wahren Feinde ansehen. Hieraus folgt oft jene Abneigung, die manchmal erst mit dem Stricke erstickt wird. Hannikel äußerte den ersten Tag diese nämlichen Gesinnungen gegen Herrn Schäffer und erklärte geradezu, dieser allein wäre Schuld an seinem Tode. Nun hatte zwar Hannikel bei den gemachten Fortschritten in seiner Selbstkenntnis sein Unrecht eingesehen; aber wie leicht ist es geschehen, daß man bei der größten Ueberzeugung von seinem Unrecht doch wieder unrecht handelt! Hannikel brachte auch hier gute Früchte; denn Herr Oberamtmann Schäffer hat mir selbst versichert, daß sich Hannikel bei dem ganzen Verhör gut benommen, auf die vorgelegten Fragen gelassen geantwortet und dann vor seiner Entlassung nicht nur für alle ihm und den Seinigen erzeigten Wohltaten gedanket, sondern um das Herrn Schäffer oft verursachte Ungemach um Verzeihung gebeten habe.

Bei so gestalten Sachen kann ich nicht umhin, eine Anmerkung über einen gewissen katholischen Pfarrer zu machen, der an diesem Tage nachmittags bei Hannikel war. Dieser Mann, der sehr wichtiger Ursachen wegen vor Hannikel gar nicht hätte erscheinen sollen, um nicht durch seine ungebetene Gegenwart das an dem armen Sünder wieder zu verderben, was man bisher gut gemacht hatte, glaubte an Hannikels Nase mit großen Buchstaben gelesen zu haben, daß er noch der alte Taugenichts und nichts minder als gebessert sei. Das nämliche Urteil fällte er auch von Nottele. Ich will annehmen, daß er sich nicht betrogen habe; obgleich das, was ich bisher nach der Wahrheit erzählt habe, offenbar widerspricht. Hätte es da einem katholischen Priester nicht angestanden, uns, seinen Brüdern, die große Kunst zu lehren, wie wir uns zu benehmen hätten, daß die Seelen gerettet werden möchten? Oder wird ihm das ein vernünftiger Mensch gut deuten können, daß er, statt uns den besseren Unterricht zu geben, in lutherische (ich setze das Wort nicht als ein verächtliches her, sondern bloß im Gegensatze des Wortes K a t h o l i s c h: denn es würde auch einem lutherischen Geistlichen nicht gut stehen, in katholischen Wirtshäusern das reden, was dieser katholische Geistliche in lutherischen Wirtshäusern geredet hat) Wirtshäuser hinging, und dort vor allem Volk ausbreitete, wie Hannikel und Nottele so gar nicht zum Tode bereitet seien. Ich weiß, warum der Mann dies tat. Herr Oberamtmann Schäffer weiß es ebenfalls, und weil die sämtlichen Beweggründe endlich doch nur auf Mißgunst, die aber hier gewiß an dem unschicklichsten Ort angebracht war, hinauslaufen, so würde ich diese ganze Anmerkung gerne wieder wegstreichen, wenn ich nicht fürchtete, ein gänzliches Uebergehen dieses Vorfalls dürfte hie und da zu widrigen Eindrücken Anlaß geben.

Ehe ich diesen Tag beschließe, muß ich hier noch etwas erzählen, das

zwar eine bloße Partikularität für mich ist, das aber seines Ungewöhnlichen wegen vielleicht nicht jedermann zum Hören ganz unangenehm ist. Als ich Hannikel gegen Abend auf eine kurze Zeit verließ, fing er an, sich bitterlich zu beklagen, daß er nun gar nichts besäße, so er mir zu einem Angedenken geben könnte, da ich doch so viele Mühe auf ihn verwendet hätte. Weil man bei Leuten von der Art manche Einfälle besser durch Stillschweigen als durch Gründe widerlegt, so tat ich, als hätte ich gar nicht bemerkt, was er gesagt habe. Nur da er das nämliche mit immer mehr Nachdruck wiederholte, sagte ich ihm, das angenehmste Geschenk würde mir dieses sein, wenn er auf den schon betretenen Wegen standhaft verbleiben, und an sich nichts ermangeln lassen würde, um den Tod eines Christen zu sterben. Mit diesem entfernte ich mich, bemerkte aber wohl, daß sich mein Mann mit meinem Gerede nicht sehr beruhigt fand. Als ich wieder zu ihm kam, empfing er mich ganz heiter: „Ich habe etwas, mein lieber Vater," sprach er, „das ich dir geben kann." Und was war es? Er hatte sich während meiner Abwesenheit viele von seinen langen schwarzen Haaren aus dem Kopfe gerissen, ließ sie durch seinen Sohn in ein Zöpflein flechten, und das sollte mir also sein Angedenken unvergeßlich machen. Ob mich dieser unerwartete Beweis von Liebe rührte, muß man nicht fragen. Will man es noch als einen Zug eines dankbaren Herzens gelten lassen, so beurteilt man Hannikel nach wahren Verdiensten.

Ein Abendgebet und einige Lehren von dem Troste eines christlichen Todes beschlossen diesen Tag. Hannikel, der bisher außer der Feier des hl. Abendmahls beständig allein war, wurde spät abends zu seinen Mitverurteilten geführt, weil man wohl sah, wie sehr sein Zuspruch auf ihre Seelen wirkte, und wie vorteilhaft ein gemeinschaftliches Gebet für alle wäre.

Endlich brach der 17. Juli, der wichtigste Tag ein, an welchem Hannikel durch die Hände menschlicher Gerechtigkeit in die Hände des Allmächtigen übergeben werden sollte. Ich war morgens um 2 Uhr bei ihm, wo ich mit Hannikel, sowie die übrigen Geistlichen mit Nottele, Duli und Wenzel noch eine große Schwierigkeit zu übersteigen hatten. Unsere Leute hatten nämlich schon den Tag vorher vernommen, daß nicht wir, sondern evangelische Geistliche sie zur Richtstatt führen würden. Dies tat ihnen sehr weh, und Hannikel erklärte geradezu, ob denn die württembergische Staatsverfassung oder die evangelische Religion in Trümmer gehen würden, wenn man einem armen Sünder, der doch auf dieser Welt nichts mehr als den Geistlichen seiner Religion zum Troste hätte, diese kleine Wohltat noch zugestände. Aufrichtig zu reden, wußte ich hiewieder geradezu ebensowenig etwas zu erwidern, als ich es einem protestantischen Verurteilten auch nicht übel deuten könnte, wenn er in einer katholischen Gefangenschaft die nämliche Sprache führen würde. Um aber die Leute gleichwohl so viel wie möglich zu beruhigen, stellten wir ihnen vor, daß es ja schon Gnade genug für sie gewesen sei, indem man ihnen Geistliche ihrer Religion drei ganze Tage gestattet hätte: sie wären bereits alle durch Empfangung der hl. Geheimnisse und den gegebenen Unterricht nach katholischem Gebrauche zum Tode vorbereitet; man müsse sich in die Verfassung eines jeden Landes schicken, und dies könnten sie um so leichter, als eben ihnen in Württem-

berg Vorteile gestattet worden wären, davon sich bisher noch kein Verurteilter erfreut hätte. Hannikel insbesondere hätte gar nicht Ursache, sich im mindesten zu beschweren, im Gegenteil Ursache genug, als dankbar anzunehmen, was immer die Landesgesetze forderten, da man ihm den Geistlichen, den er selbst verlangt, von so weit her, und nicht ohne Kosten habe berufen lassen, welches ihm in einem katholischen Orte gewiß nicht wäre bewilliget worden. Dieser letzte Umstand tat die erwünschte Wirkung, und weil nun Hannikel schwieg, so waren auch die übrigen zufrieden. Da wir allem diesem noch beisetzten, daß die evangelischen Geistlichen wackere Männer wären, denen es gar nicht darum zu tun wäre, aus ihnen Proselyten zu machen, daß sie ihnen eben das zusprechen würden, was wir, und daß, wenn sie selbe doch schlechterdings nicht hören wollten, sie inzwischen ihren Weg unter einem andächtigen Gebete und Erinnerung an die empfangenen Lehren machen könnten, war die Beruhigung ganz hergestellt, wobei wir auch nicht vergaßen, noch beizusetzen, es sollte sich keiner unterfangen, den evangelischen Herren Geistlichen, oder sonst jemanden nur die mindeste Unbild zuzufügen; würden sie so was tun, so würden sie nicht nur uns beleidigen, die wir doch gewiß keine Beleidigung von ihnen verdient hätten, sondern sie würden sich auch noch wider das Gebot der allgemeinen Nächstenliebe versündigen; sie würden Aergernis unter dem protestantischen Volke verbreiten, welches, wenn es etwas Ungebührliches sähe, glauben dürfte, ihr schlechtes Betragen wäre eine Folge der katholischen Glaubenslehren, oder der Aufhetzung ihrer Geistlichen. Es könnte sich wohl gar ereignen, daß man, durch ihr schlechtes Betragen aufgebracht, künftighin katholischen Arrestanten gar keine Geistlichen mehr zuließe. Ob sie sich getrauen würden, solche sündhafte Vergehungen, der Religion so nachteilige Aegernisse, andern vielleicht ihren ewigen Untergang verursachende Ausschweifungen, vor das Gericht Gottes hinzutragen und dort zu verantworten? Da alles dieses und noch mehr dahin gehöriges den Arrestanten auf das Nachdrucksamste eingeschärft worden, und diese die genaueste Folgsamkeit versprachen, so ging man wieder an das Hauptgeschäft.

Daß dieses nun in der nächsten Bereitung zum Tode bestanden, und daß man da alles, was immer die Religion und Vernunft Aufmunterndes und Stärkendes lehren, zusammengefasset, versteht sich von selbst. Inzwischen brach der Tag an, und die schöne Sonne ging Hannikeln zum letztenmal auf. Schon hatte eine Menge von Menschen, die das traurige Schauspiel, so heute in Sulz aufgeführt werden sollte, herbeigerufen, das Rathaus umringet. Ach! daß es lauter Menschen gewesen sein mögen, die, mit edlern Seelen begabt, des Schauspiels nicht bedurften, oder mit einem unedlen Geiste beseelt, durch das Schauspiel sich schrecken ließen! Hannikel hörte das Getöse. „Was bedeutet das?“ fragte er mich mit sichtbarer Bangigkeit. „Das sind die Leute, mein Sohn,“ antwortete ich, „die zusammengekommen sind, um zu sehen, ob du ihnen durch einen standhaft christlichen Tod ein gutes Beispiel geben wollest.“ — „Das will ich, ja mit Gottes Gnade, das will ich! Aber dürfte ich nicht ein wenig vor das Fenster hinaussehen?“ „Das kannst du.“ Ich öffnete das Fenster und Hannikel übersah mit schnellen Blicken das versammelte Volk. Zwei Minuten

lang betrachtete er es. Er schloß das Fenster, ließ sich auf seinen Bank nieder, ward totenbleich. Seine Augen verdrehten sich, die Nase und Kinn wurden spitzig. Todesschweiß drang in großen Tropfen aus Stirn und Wangen; seine Sinne verließen ihn, und du, o Größter der Sterbenden, der du selbst vor deinem herannahenden Tode zittertest und bebtest, du hast den Kampf gesehen, den der stritt, für den du auch starbst! Einige Minuten war Hannikel in diesem Zustande. Ein tiefgeholter Seufzer brachte ihn wieder zu sich, und die Worte: Gottlob! verkündigten mir, daß Hannikel seine Krone erworben. Hier wachte seine ganze Lebhaftigkeit wieder auf, die ihn auch mit meinem Wissen bis an sein Ende nicht mehr verließ. Er sprach die Todesgebete, welche Pfarrer Glatt vorlas, mit der vollkommensten Gegenwart des Geistes nach, und sowie man nicht betete, war er derjenige, der die andern zu trösten und aufzumuntern wußte.

Inzwischen eilte die Zeit unaufhaltsam fort und die Minute war da, daß uns die Gesetze des Landes trennten. Jeder Abschied hat was Trauriges, und dies Traurige wächst in dem Grade, in welchem uns diejenigen am Herzen liegen, von denen wir uns trennen müssen. Hannikel liebte mich inniglich, und sollte ich dem nicht auch von ganzem Herzen zugetan gewesen sein, von dem ich gewissermaßen das sagen konnte, was Paulus bei Philemon 10 von seinem Onesimus sagt? Man nehme dieses und alle andere Umstände, die sich leichter denken als beschreiben lassen, zusammen, so braucht es nicht viel Einsicht, zu begreifen und nicht viel Nachsicht, mir zu verzeihen, daß ich mich nicht ohne Tränen von Hannikel entfernen konnte.

Es sei mir erlaubt, hier etwas weniges überhaupt von dem Gesetze, das in den meisten Ländern noch gilt, zu sagen, vermöge dessen nur Geistliche der dominierenden Religion die Verurteilten zum Tode führen dürfen. Dies Gesetz, wenn man seinen Ursprung unparteiisch prüfet, hat wechselseitige Abneigung, oft auch Proselytenmacherei zum Grunde. Anfänglich bei der Reformation war man von beiden Seiten sorgfältig bedacht, ja keine Gelegenheit zu versäumen, wo man einander was Leids zufügen konnte; daher durfte um selbe Zeit kein Andersgläubiger, wenn er auch des natürlichen Todes starb, daran denken, einen andern Geistlichen als einen von der Landesreligion zu erhalten; denn ein Teil glaubte dem andern die größte Posse gespielt zu haben, wenn ein anderer Religionsverwalter geradezu, wie man wähnte, des T.....s wurde. Dies Gesetz gilt noch in einigen Ländern und beweist, wie lange es braucht, bis die durch obrigkeitliches Ansehen bedeckte Barbarei zu tilgen ist. In andern Ländern fing man an, bälder zu begreifen, daß diese Anstalt die allerliebloseste, und dem Evangelium gerade entgegengesetzt sei. Daher ließ und läßt man zwar andere Geistliche zu, doch aber, um ja das Gebot der Nächstenliebe, die sich weder auf Ort noch Zeit einschränket, nicht in seinem ganzen Umfange auszuüben, wird noch eine Zeit und ein Platz bestimmt, welche beide nicht im mindesten überschritten werden dürfen, sollte es die Tröstungspflicht noch so sehr erheischen. Aber auch diese Einrichtung, die doch gewiß kein schöner Zug in der Aufklärungsgeschichte des 18. Jahrhunderts ist, findet nicht überall Beifall. Es gibt allerorten Leute, die das Wort Nächstenliebe immer im Munde führen und nie im Herzen haben. Diese Leute,

geblendet von einer ungebetenen Bekehrungssucht, wissen dem Volke viel von ihrer allein heiligen, allein dem Geiste des Evangeliums angemessenen Religion in die Ohren zu setzen, und indem sie als Eiferer für die Stadt Gottes angesehen werden wollen, berauben sie ihre Mitmenschen des natürlichsten Rechts, da sie ihm den letzten Trost nach Kräften abkürzen. Ihr Triumph ist vollkommen, wenn sie einen ohnehin schwachen Kopf mit ihren Religionsdifferenzen verwirrt haben, und dieser, in der Hoffnung, mit seiner Haut sicher davon zu kommen, zu ihnen hinübertritt. Wissen sie nun in einem Jahrhunderte, oder aus ihrer Hauschronik ein solches Beispiel anzuführen, dann schlagen sie Lärm, schreien über die Außerachtung der alten Gesetze und vergessen dabei, daß diese alten Gesetze Geburten der Lieblosigkeit sind, die unsere Zeiten, da man sich überall mit der Aufklärung so breit macht, schänden. Indessen erschwert all dieses der gesetzgebenden Macht eine Abänderung, und dies mag der Grund sein, warum dies Gesetz bei den erlauchtesten Regierungen noch in seinem Werte steht. Doch, wenn man die Sache einmal aus dem gehörigen Gesichtspunkte betrachtet haben und über das, was hierinfalls Vernunft und Religion vorschreiben, mit einander einig geworden sein wird, so läßt sich hoffen, daß man überall so tolerant handeln wird, als es Kaiser Joseph tut, der gesetzmäßig verordnet hat, daß die nichtkatholischen Geistlichen die akatholischen Gefangenen nicht nur in den Kerkern besuchen, sondern auch auf die Richtstätte begleiten dürfen. In dem Herzogtume Württemberg läßt sich dieses am bäldesten erwarten, denn ohne meine Hoffnung auf den erlauchten Regenten des Landes und die einsichtsvollesten Herrn Landesstände allein zu gründen, kann und muß ich es auch den evangelischen Herren Geistlichen, die ich bei diesem Anlasse kennen gelernt hatte, zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie nicht nur über alle unedle Anwerbungssucht zu ihrer Religion weit hinausgesetzt sind, sondern daß sie selbst den Wunsch geäußert, das Gesetz möchte den katholischen Geistlichen das Hinausbegleiten der katholischen Arrestanten gestatten. Läßt sich bei solchen Geistlichen, bei einer solchen Regierung und bei einem solchen Fürsten nicht ehestens eine Veränderung in einem solchen Gesetze erwarten? Doch ich bitte Gott, daß diese Veränderung nie brauchbar sein möge.

Hannikel wurde indessen, ein Kreuz in der Hand, vor das versammelte Blutgericht gestellt. Seine Verbrechen wurden nochmal abgelesen, das Todesurteil wieder angekündigt, der Stab gebrochen und er dann nebst Duli auf einem Wagen nach der Richtstätte geführt, wohin auf einem anderen Wagen auch Wenzel und Nottele gebracht worden. Hannikel hat, wie mich Herr Magister Wittich, der ihn begleitete, versichert, auf dem Wege immer gebetet. Ich ging indes zum Hochgericht voraus, wo ich schon eine sehr große Menge von Menschen versammelt antraf, die bald darauf bei der Ankunft der Verurteilten so vermehrt wurde, daß ich mich gewiß nicht überzählen werde, wenn ich 12000 Köpfe anrechne. Da in dem sogenannten Kreise, der um die Richtstätte von bewaffneten Bürgern gezogen worden, viel Frauenzimmervolk sich einfand, und dem Aufknüpfen der 4 Kerls ganz gleichgültig zusah, so schloß ich daraus, daß das Frauenzimmer in dieser Gegend weit beherzter sein müsse, als es in andern Pro-

vinzen Deutschlands nicht ist. Bei einer so großen Anzahl von Menschen wäre es nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn einige Unordnungen vorgefallen wären; aber das war für einen jeden, der von derlei Anlässen einige Erfahrungen hat, gewiß etwas ganz Außerordentliches, daß alles in so guter Ordnung ablief. Es schien, jedem Zuschauer wäre sein Platz angewiesen, von dem er nicht weichen sollte. Daß dieses den Sulzischen Polizeianstalten Ehre mache, ist außer Zweifel.

Hannikels Urteil war dadurch verschärft, daß er dem Hinrichten der übrigen zusehen sollte. Zu dem Ende war ein hölzerner Lehnstuhl auf dem Mafant angebracht, in welchen er gesetzt ward. Jeder andere würde bei so einem Spektakel nicht sehr fürwitzig gewesen sein und würde seine Augen lieber geschlossen oder an die Erde geheftet, als zwei Befreundete und einen Bruder haben aufhangen sehen wollen. Allein Hannikel dachte anders. Er wollte zeigen, daß er nicht bloß bei Rauben und Morden, sondern auch beim Sterben Chef der Bande sein könne. Ohne sich im mindesten zu entsetzen, sah er der Exekution nicht nur auf das Beherzteste zu, sondern er war es auch, der sich berufen fühlte, den andern Mut und Standhaftigkeit zuzusprechen. Bei seinem Bruder Wenzel zeichnete er sich vorzüglich mit seinen Zusprüchen und Aufmunterungen aus, welches um so mehr zu bewundern, da doch andere Menschen insgemein um so niedergeschlagener werden, je näher ein Elender an ihr Blut reihet. Als Duli die Leiter bestieg, fing Hannikel laut zu singen an. Dieses mußte bei den Zuschauern natürlicherweise verschiedene Eindrücke machen, und weil ich nicht zweifle, daß es auch Sr. Herzogl. Durchlaucht seltsam vorkommen wird, so nehme ich mir die Freiheit, über die Sache einiges Licht zu verbreiten. Hannikel brachte einen beinahe unversöhnlichen Haß gegen alles, was reformiert hieß, mit sich in die 3 letzten Tage seines Lebens. Vorzüglich haßte er die evangelischen Geistlichen, und er glaubte, einen evangelischen Pfarrer zu bestehlen sei ebenso erlaubt und gottgefällig als wenn man einem Juden das Seinige wegnahm. Nach allangewandter Mühe konnte ich nie herausbringen, durch wen er zu diesen niederträchtigen und verabscheuungswürdigen Gesinnungen verleitet worden sei. Indessen hatte dieser Haß so tiefe Wurzeln in seinem Herzen gefaßt, daß es mir gleiche Mühe kostete, ihn von der Schuldigkeit, die evangelischen Geistlichen zu lieben und ihnen wohl zu wollen, zu überzeugen, als ihn zu bereden, daß auch der Hebräer unser Nächster sei. Sein Mißtrauen war sehr groß gegen die Evangelischen, und ich glaube, daß, wenn ihm vor dieser Belehrung ein protestantischer Geistlicher im Tone eines Lehrers gesagt hätte, es gebe einen Gott, er eben darum ein Atheist geworden wäre, aus Furcht, er möchte ein Ketzer werden, wenn er den Evangelischen was glaubte. Diese Denkart wurde nun freilich nach Kräften verbessert, und sagte er mir, mancher oder wahrscheinlicherweise alle seine Diebstähle würden unterblieben sein, wenn er das alles vorhin so eingesehen hätte. Aber wer ist stark genug, einem Menschen ein in der ersten Jugend schon eingeflößtes Vorurteil in einer so kurzen Zeit ganz zu benehmen? Und wer hat auch bei dem besten Willen die Kraft, sich in eben dieser Zeit ganz davon loszumachen? „Ich weiß nun wohl,“ sagte er weiter, „daß ich alle Menschen, sie mögen sein, wer sie

wollen, wegen Gott lieben muß; auch reuet es mich, daß ich mich wider dieses Gebot so sehr verfehlt habe, aber ich weiß nicht, wie mir ist; ich kann ein- für allemal mich nicht zwingen, mir von Evangelischen viel zusprechen zu lassen. Es geschieht dies nicht mehr aus Haß, sondern ich fürchte auf einmal wieder verwirrt zu werden, und dann möchte vielleicht nichts Gutes herauskommen." Ich wies ihn zum Beten und anderen gottseligen Uebungen an. „Aber," widersetzte er, „wenn man mir sehr viel sagen und ich merken sollte, daß ich aus meiner Fassung kommen möchte, was ist dann zu thun?" Hier war guter Rat teuer, denn ich war über diesen Punkt bereits ganz erschöpft. „Es fällt mir was bei," fuhr er fort, „was ich thun will, wenn es auf das Aeußerste ankommen soll." „Und was dann?" „Sobald ich merke, daß mein Mißtrauen gegen die Zusprüche der evangelischen Geistlichen aufwachen sollte, so will ich anfangen laut zu singen." — „Und welche Lieder?" — „Ich weiß eins von der Mutter Gottes von Einsiedeln und eins vom hl. Wendelin." Dies war mit meinem Wissen Hannikels ganzer musikalischer Vorrat. Was war zu thun? In der Hoffnung, daß ihm das Singen wohl von selbst vergehen würde, wenn die Sache anfing, recht ernsthaft zu werden, schwieg ich und dachte, wenn es auch geschehen sollte, so würden vernünftige Menschen (denn die unverständigen kommen bei derlei Anläßen ohnehin nie in Anschlag) sein Unternehmen aus christlicher Liebe zu entschuldigen wissen. Mir war es genug, zu wissen, daß es eigentlich ein Hilfsmittel wider eine eingestandene Schwachheit wäre, die abzulegen er nicht Kraft genug hätte.

Indessen kam die Reihe an Hannikel. Man sagte mir, er habe sich ausgebeten, man möchte ihn ungebunden die Leiter besteigen lassen. Vermutlich war dies gegen Handwerksgebrauch, und daher auch abgeschlagen. Ich stund der Leiter gerade gegenüber: Es war verabredet, daß, sobald er mich sähe, er nochmal Reue über seine Sünden erwecken sollte, wo ich ihm auch die Lossprechung zum letztenmale erteilen würde. Beides geschah durch bewußte Zeichen. Kaum war er an der Leiter ein wenig in die Höhe gebracht, fing er für alle Zuschauer vernehmlich an: „Ich danke dem gnädigsten Landesvater, Ihro Durchlaucht dem Herzog für die gnädigste und gerechte Strafe. Sobald ich vor Gott komme, will ich für ihn beten. Ich bedanke mich bei der Obrigkeit und dem ganzen Lande Württemberg für alles, was man mir und den meinigen Gutes getan. Ich bitte alle Menschen, die ich beleidigt habe, um Gottes Willen um Verzeihung. Ich danke meiner Mutter für jeden Tropfen Milch, den sie mir gereicht hat; sie ist an meinem Elende gar nicht schuldig. Ich bitte alle katholischen Christen, daß sie ein Vaterunser für mich beten, und die es vermögen, eine hl. Messe für mich lesen lassen wollen. O liebe Mutter Gottes von Maria Einsiedeln, steh mir bei; o hl. Schutzengel und alle Heiligen verlasset mich nicht. O Jesus sei mir gnädig, o Jesus sei mir barmher" — — — der Strick um den Hals und Hannikel war tot.

Gott der Barmherzigkeit, der du dein verirrtes Geschöpf so gnädig auf die Wege der Reue und der Buße geleitet hast, nimm an den heißesten Dank aus dem Herzen deines Knechtes, den du als Werkzeug deiner Vaterliebe zu verkündigen erwählet hast! Segne den Herzog Karl und sein Land

mit deinem besten Segen und laß die Gerechtigkeit, die du durch Menschen an Menschen hast ausüben lassen, dem Sünder zum warnenden Schrecken sein. Amen.

So betete ich, als Hannikel verblichen war, und so werde ich Zeit meines Lebens beten. Alle Tage will ich den Gott preisen, der mir (so hoffe ich zuvertrauensvoll) diese Seele geschenket hat. Alle Tage werde ich mein Herz und meine Stimme zu dem Himmel erheben, um auf das teure Haupt Herzog Karls, der mir diese Seele zu gewinnen Gelegenheit gestattet und die guten Bürger seiner Staaten den reichlichsten Segen zu erflehen, und nie werde ich unterlassen zu bitten, daß Gott doch alle, die etwa auf Hannikels Wegen einhergehen, retten möge.

Daß Hannikel bei seiner letzten Anrede auch meiner sich noch erinnert, mir gedankt und mich seinen Vater genannt hat, ist für mich unaussprechlich rührend. Mitunter redete er auch die auf den Wägen befindlichen Arrestanten in der Zigeunersprache an. Einige der Zuschauer, die doch von der Sprache nicht eine Silbe verstanden, behaupteten im vollen Ernst, er habe sie zur Rache gegen Württemberg aufgefordert und ihnen gesagt, sie sollen sobald sie könnten, Sulz, Hohenheim und Stuttgart in Brand stecken. Ich habe eben gesagt, daß ich die Sprache dieser Leute wenigstens insoweit verstehen gelernt, daß ich den Hauptsinn ihrer Redesätze begriff. Hier kann ich bei Ehre und Gewissen versichern, daß Hannikel nichts so gewissenloses sagte, sondern er ermahnte seine Leute nur, sie sollten sich an ihm spiegeln, sollen fromm und gottesfürchtig werden, sollen die Strafen, die allenfalls über sie verhängt würden, zur Abbüßung ihrer Sünden geduldig ertragen, und sollen für seine arme Seele beten. Darf ich hiebei nicht den Wunsch äußern, daß die Menschen doch einmal aufhören möchten, ihren Mitmenschen so lieblos zu beurteilen!

Die Handlung wurde von Herrn Helfer Grundler in Sulz mit einer Rede beschlossen, über die ich für meine Person nichts zu erinnern weiß, als daß sie mir wegen ihres erbaulichen Inhalts und schönen Vortrags lieber noch länger gedauert hätte.

Ich schließe hier diese Erzählung, ohne einiges Urteil über Hannikel zu fällen. Die Tatsachen, die ich erzählt habe und deren ähnliche ich noch viele zu erzählen wüßte, müssen die Fragen entscheiden, wer Hannikel war, was er am Ende gewesen ist, welches der Hauptgrund seines verdorbenen Herzens geworden. Will man dieses herauszusuchen die Mühe nicht über sich nehmen, so glaube ich doch meinen Hauptendzweck erreicht zu haben, der darin besteht, daß der durchlauchtigste Herzog Württembergs über Hannikels Todesunterschrift, die dieser selbst für so gerecht erkannt und mit einem so standhaft christlichen Tod ertragen hat, gänzlich beruhigt sein könne.



Brief Friedrich Theodor Vischers an Joachim Raff.

Da es uns noch nicht möglich ist, mit unsrer großen Vischer-Publikation fortzufahren, freuen wir uns, unsern Lesern hier einen einzelnen Brief Vischers bieten zu können, der ihnen, wie alles was von dieser Seite kommt, von besonderem Interesse sein wird. Raff hatte seine 1854 erschienene Schrift „Die Wagnerfrage" an Vischer gesandt; auf diese Zusendung erhielt er folgende Antwort:

Tübingen, den 12. Januar 1855.

Verehrtester Herr!

Sie werden mich für sehr undankbar halten, daß ich auf Ihre freundliche Zusendung so lange nichts von mir habe hören lassen. Ich könnte mich wohl mit einem Gebirge älterer Korrespondenzpflichten entschuldigen, der sich neben meinen stets drängenden Arbeiten angehäuft hat; in der Tat aber hätte ich es meinem Gewissen leicht abgewonnen, nicht der Chronologie der Briefschulden, sondern der Neigung zu folgen und Ihnen recht frisch und warm meinen Dank zu sagen, wenn nur nicht ein tiefer sitzender Haken da wäre: einem Manne, der in seinen Schriften so freundlich meiner gedenkt, der mir die große Aufmerksamkeit erzeigt, mir diese selbst zuzusenden, möchte ich mehr entgegenbringen, als ein Wort des Dankes, Verständnis, geistigen Austausch, Ideenverkehr. Allein um dies zu können, müßte ich mehr von der Musik wissen, als ich weiß; ich müßte sie nicht nur lebendig fühlen, wie ich sie allerdings zu fühlen glaube, ich müßte nicht nur über ihr Wesen im allgemeinen gedacht haben, sondern ich müßte ihre konkreten technischen Bedingungen wenigstens soweit kennen, wie sie derjenige kennt, der ein Instrument gelernt hat, was in meiner Erziehung leider versäumt und nicht mehr nachzuholen ist. So habe ich denn auch meine Ansicht in der R. Wagnerschen Frage, allein ich kann in keine Erörterung, keine Debatte darüber eintreten. Ich halte den Satz für unumstößlich, daß es keine wahre Verbindung zweier oder mehrerer Künste gibt, worin nicht Eine entschieden herrscht; nur scheint Wagner zu verkennen, daß jede Kunst das Ganze der Welt in ihrer Weise hat und darstellt und daher, wo sie sich mit anderen verschwistert, doch im Zentrum steht und ihr Weltbild in ihrer Weise gibt; mir scheint daher

in der Oper nach wie vor der Text nur der Rahmen und Stab zu sein, woran sich die Musik entfaltet und nur gegen ein Uebermaß ihres Wucherns halte ich diesen Kampf für berechtigt. Allein dem Kenner der Musik gegenüber kann ich diese Ueberzeugung nicht durchführen, weil ich kein Bild von dem Stil und der gesamten Gestaltung der Formen habe, die sich aus jener Neuerung ergeben soll. — Daher kann ich Ihnen denn nur sagen, daß ich in Ihren Schriften nicht nur im einzelnen viel des Belehrenden und Anregenden gefunden, sondern auch erkannt habe, wie hier einer jener Schritte getan ist, für die denkende Durchdringung der einzelnen Kunst und ihrer Entwicklungen den Grund in der Tiefe der Philosophie und der Philosophie der Geschichte zu legen. Sie werden sich ein großes und zeitgemäßes Verdienst erwerben, wenn Sie an dieser Einführung der philosophischen Idee in ein Feld, das verhältnismäßig so lange brach gelegen hat, in die Wissenschaft der Musik fortarbeiten. Ich fühle mit Schmerz, daß ich im Mittelpunkte dessen, um was es sich eigentlich handelt, in der scharfen und festen Zusammenfassung des konkreten technischen Körpers dieser Kunst mit ihrem innersten Guß und Empfindungsgehalt mich nicht berufen halten darf, mitzusprechen. Ich kann mich nur damit beruhigen, daß ich auf den anderen Gebieten, die ich tiefer in ihr Detail zu verfolgen vermag, mit um so größerer Anstrengung leiste, was in meinen Kräften steht. Zum Schluß bitte ich Sie, meinen Dank für so viel freundliche Aufmerksamkeit, obwohl er von so dürftigen Reflexionen begleitet ist, doch für einen innigen und herzlichen zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Fr. Vischer.

An jedem Morgen früh, wenn dich
Der erste Strahl der Sonne küßt,
Möcht' in dein Haus ich heimlich gehn,
Ganz still an deinem Bette stehn.

Und wenn dein Blick, schlaftrunken noch
Und fragend sich zu mir erhebt,
Will ich mich schnell zur Seite drehn
Und wieder still nach Hause gehn.

Vielleicht kommt einmal doch ein Tag
Da keine Frag' in deinem Blick —
Da du mich leise lächelnd küßt
— Ach, wenn ich diesen Tag nur wüßt.

Freiburg i. B. Heinrich Simon.

Antwort auf eine Zuschrift[1].

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Es ist mir eine rechte Freude, daß mein „Schweigen“ über die Scheußlichkeiten der Tierquälereien, deren Zeuge ich zufällig gerade einst in Tivoli sein mußte, eine so warme Stimme hervorgerufen hat, die auch die „Süddeutschen Monatshefte“ dazu auffordert, daß sie für den Schutz der Tiere gelegentlich einträten. —

Die besten Bestrebungen, die wir Bewohner der Erde haben können, begründen sich doch in dem Gefühle des Schutzes, den wir uns gegenseitig geben wollen — in der Achtung vor allem Leben.

Und die Tiere, diese stummen Mitbewohner unserer Erde, stehen unter dem besonderen Schutze des Menschen; es ist mir, als ob der Mensch zum Vormund der Tiere bestellt sei, daß er wenn er edel, hilfreich und gut sein will, geradezu dazu berufen sein dürfte, durch sein Verhältnis zur Tierseele, derselben etwas wie Erlösung zu bringen, daß er berufen sein dürfte zu verstehen, was so oft aus dem Auge eines Tieres ihm wie eine bange Frage entgegenblickt.

So ein Tierauge hat für den aufmerksamen Beobachter gar oft eine magische Gewalt, als ob da eine Seele wäre, die uns fragt — die ebenso nach dem Zwecke des Daseins fragt, inbrünstig fragen würde, wie wir Menschen es von jeher tun müssen, wenn es die Gabe der Sprache hätte.

Diese bei dem Menschen so klar ausgesprochene Frage ist, wenn sie auch nicht zur Erklärung unseres Daseins führt, doch schon eine Art von Erlösung aus dumpfem Drucke — dies fragen können, fragen dürfen, ist doch der Menschheit bester Teil — ganz stumm bleibt es ja nie auf unsere Fragen.

Wenn so ein Tierauge nun fragend zu uns aufsieht, so sollen wir ihm doch wenigstens antworten können: Ich weiß ja auch nichts, aber ich will gut sein mit dir, du mein Mitwanderer durch die Zeit. — Dies verstehen die Tiere mehr als wir uns denken. —

Wir dürfen uns freilich als die Herren über die Tiere fühlen, wir dürfen sie auch töten zu unserem Nutzen und auch dort wo die Tücke des

[1]) Siehe Juniheft Seite 513.

Egoismusses, der mit aller Naturgewalt über die Tiere herrscht, uns gefährlich werden will — aber wir wollen sie nur nicht quälen. —

Man darf schon hie und da darauf hinweisen, daß der Respekt vor der Tierseele, vor allem Lebendigen, in dem Menschen bewußt erhalten bleibe, dadurch würde gewiß auch der Respekt vor der Menschenseele wachsen — vor den Rechten, die sie einnehmen darf; so daß wir deren Göttlichkeit — das Geheimnis jeder armen Seele, auch wenn sie nach unserer Ansicht unentwickelt ist, anerkennen.

Es könnte erzieherisch wirken, wenn die Menschen etwas mehr in der Tierseele lesen lernten — von da aus ist ja dann nicht mehr weit zur Achtung vor der Kindesseele, dann würden auch allgemeiner wieder die Eltern ihre Kinder ehren lernen auf daß es ihnen gut gehe auf Erden. — Daß sie nicht unbedingten Dank von ihnen verlangen, dafür daß sie dieselben erzeugen mußten — nicht einmal für das Erziehen — denn all dies steht über dem Persönlichen. Die Eltern werden die Seele ihrer Kinder achten und so das Geheimnis ihres Ursprungs für heilig erklären. Ueber unserer Willkür und meinetwegen Schwäche waltet ja doch ein ewiges Gesetz, welches über uns bestimmt, welches alles Leben hervorbringt; das ewige Werden! Der unvergängliche Ruf: „Es werde Licht!"

Die Süddeutschen Monatshefte werden gewiß gerne den Stimmen, die für Tierschutz eintreten, Raum gewähren, vielleicht auch dem Menschenschutze — obgleich das Eintreten für letztern hie und da riskiert ist, da wird es schon deshalb komplizierter, weil Gleiches gegen Gleichberechtigtes steht, und weil da der Kampf beginnt, der in dem Dasein ja auch notwendig zu sein scheint.

Uebrigens war ich inzwischen, seit ich meine Reiseerinnerungen niedergeschrieben habe, wieder in Italien, und da ich Tivoli und damit Italien unsagbarer Tierquälerei, von der ich zufällig Zeuge sein mußte, beschuldigt habe, so muß ich nun auch gerecht sein, denn ich sah jetzt auch dort eine Verständnisgemeinschaft des geplagten Menschen mit seinen Leidensgefährten, dem Haustier, die ganz rührend ist. — So sah ich am Gardasee einen Bauer im Weinberg arbeiten, sein Esel weidete nebenan am Grashang — da machte er eine Pause und kam auf den Esel zu, — der Esel streckte langhalsig den Kopf ihm entgegen und der Bauer umarmte ihn zärtlich. — Der geplagte Mensch und das geplagte Tier! Wie haben sie sich hier so gut verstanden und in diesem Verständnis gefreut! Der nervöse Städter tut vielleicht doch nicht ganz recht, wenn er so kurzer Hand aburteilt, wenn er die Plage sieht, die das Tier betrifft — so auf der Reise, die er ja nur macht, um allerlei angenehme Eindrücke zu sammeln. Wo er so gerne alles vergißt, was schwer und dunkel auch über seinem Hause und über seinem Haupte schwebt. —

Das Produkt der Verhältnisse.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Als die Aufklärung eines Tages zu dem Menschen kam, sagte sie zu ihm: „Warte noch ein kleines Weilchen und du wirst alles verstehen! Damit du aber schon jetzt glaubst, daß es möglich ist, alles zu verstehen, so teile ich dir vorläufig mit, daß alles in der Welt auf natürlichem Wege zugeht und daß wir deshalb keinen Gott und keine Wundergeschichten mehr brauchen. Auf Grund dieser Mitteilung wirst du imstande sein, dein eigenes Leben ohne alle Mystik zu überschauen und deines Glückes Schmied zu werden."

Der Mensch aber sprach zur Aufklärung: „Offen gestanden waren es weniger die Wunder der Religion, die mich bisher gestört haben, denn ich finde nicht, daß es praktisch sehr viel ausmacht, ob ich sie glaube oder nicht, sondern das Willkürliche und Unberechenbare im menschlichen Leben selber ist mein Kummer. Ich bin abhängig von lauter Dingen, die ich nicht beherrschen kann, von einer Politik, die über meinem Kopfe gemacht wird, von Erfindungen, die mich ändern, ohne daß ich es will, von Geldmächten, die mit mir Ball spielen, von Zeitungsschreibern, die mir Gedanken in den Kopf setzen, die ich nicht kontrollieren kann. Es scheint mir, daß es ganz gleich ist, ob ich zwischen Gott, Teufel, Engeln und Heiligen hin und her geworfen werde, oder zwischen allen diesen Mächten, die für mich geradeso mystisch sind, wie jene."

Da erboste sich die Aufklärung über diese Höhe des Unverstandes und sprach: „Was willst du eigentlich? Abhängig bist Du natürlich auf die eine und die andere Weise, aber es ist doch ein großer Vorzug, das Produkt der Verhältnisse zu sein und nicht das Produkt Gottes, denn bei dem Wort Produkt der Verhältnisse kann man sich doch wenigstens etwas bestimmtes denken, während Gott ein Begriff ist, der umso unklarer wird, je genauer man ihn betrachtet."

Der Mensch aber fügte sich der überragenden Weisheit und sagte: „Also bin ich das Produkt der Verhältnisse. Sage mir aber, welche Verhältnisse dabei in Betracht kommen!"

Da fing die Aufklärung eine lange, lange Rede an, aus der wir nur Bruchstücke hören konnten. Diese geben wir wieder, so gut es uns eben gelingen mag:

„. . . . Wenn Menschen auf einem Boden wohnen müssen, wo das Wasser sehr wenig Kalk enthält, so werden alle Folgen des Kalkmangels bei ihnen auftreten. Sie werden leicht rhachitische Kinder haben, schwache Knochen und schlechte Zähne besitzen. Nichts ist törichter als solche Dinge auf Gott zurückzuführen. Kalk! Phosphor! Natrium! Schwefel! Magnesia! . . . . Menschen, die auf lehmigem Boden wohnen sind unreinlicher als solche, die auf schwarzer Erde sitzen. Man kann die geologische Karte hernehmen und aus ihr die Sauberkeit der Bevölkerung ablesen. Besonders gefährlich ist Trias. Haben Sie sich die geologische Karte von Bayern schon einmal angesehen? Die Menschen in Oberbayern müssen anders sein als die . . . . . . Glaubst du etwa, die Größe der Bauerngüter sei zufällig? Auch hier ist die bayerische Karte zu empfehlen. Die größeren landwirtschaftlichen Betriebe liegen dort, wo Tertiär- und Quartärformationen angegeben sind, schon die Juraformation ist kleiner in der Betriebsform und im Triasgebiet wird der Durchschnitt noch kleiner. . . . Ist es etwa zufällig, welche Gebiete dicht bevölkert sind und welche nicht? Die Menschheit fließt nach gewissen Stellen, wie sich das Wasser an bestimmten Orten sammelt. Es regnet überall, aber hier fließt der Regen weg, da fließt er zu. Und ein Mensch, der in dicht bevölkerter Gegend wohnt, ist schon deshalb ein anderer Mensch, als wenn er . . . . . Regieren wir die Kohle oder regiert die Kohle uns? Die Kohle befiehlt den Menschen, wo sie sich anhäufen sollen. Wer auf der Kohle sitzt, kann sich vom ganzen Lande Steuern zahlen lassen. . . . . Natürlich ist das Geschichtliche ebenso wichtig. Man sieht es an den Gesichtern und Häusern, wo die Römer waren, wo die Franzosen waren. Aus der Vergangenheit wächst der Einzelmensch heraus, wie das Moos aus dem Strohdach. Schon die Konfession ist nichts freiwilliges. Wir werden sozusagen mit fertigen Bekenntnissen geboren. Es gibt Landstriche, deren geistige Geologie sehr massiv ist. Ein einzelner windet sich schließlich los, aber die Menge ist Produkt. . . . ."

So redete die Aufklärung und der Mensch wurde ganz still wie Jemand, dem ein Jugendtraum zerfließt: „Ich dachte, die Aufklärung sei die Freiheit, deshalb habe ich ihr mein Ohr öffnen wollen. Sage mir, hat nicht die Aufklärung versprochen, die Freiheit bringen zu wollen? Alles aber, was ich jetzt höre, ist der Zwang."

Die Aufklärung aber antwortete: „Was ist Freiheit? Wir haben euch frei gemacht vom Joch der absoluten Landesherren, vom Druck der Gutsherrschaften, vom Zwang der Priester und vom Bann der Zünfte. Ist das nicht genug? Was wollt ihr noch mehr? Seid ihr unersättlich, ewig durstig?"

Der Mensch blieb still und sagte gar nichts. Es war ein dumpfes Uebelwollen in seinen Zügen. Er trotzte der Aufklärung und dachte, sie sei nicht besser als vor Urzeiten die Schlange im Paradies. Da fing die Aufklärung an freundlich mit ihm zu reden: „Sei kein Tor! Ich will dir alles sagen. Es ist mir selber sehr merkwürdig gegangen. Ich habe dich nicht betrogen, denn ich habe in meiner Jugend selber alles das geglaubt, was ich euch gesagt habe. Ich habe viel leiden müssen, du kannst dessen sicher sein, denn ich war trunken in Hoffnung und habe die Bosheit der unbe-

kannten Mächte unterschätzt. Das sage ich dir, damit du siehst, daß ich es ehrlich mit dir meine. Ich dachte wirklich, daß die Freiheit käme."

Und wieder war es eine Zeitlang still, nur war die Stille etwas anders als vorher, denn es rührte den Menschen, daß er die Aufklärung seufzen hörte. Das war ihm etwas Neues. Er kannte sie bisher nur als eine marmorne Macht. Nun sah er, daß auch sie menschlich war. Er dachte dabei an das Wort aus der Offenbarung des Johannes, wo geschrieben steht: Ich fiel vor ihn zu seinen Füßen, ihn anzubeten, er aber sprach zu mir: Tue das nicht, denn ich bin dein Mitknecht und Bruder! Und diese Erinnerung an ein Bibelwort voll Menschlichkeit war ihm zu dieser Stunde sehr tröstlich. Es war, als ob er mit einem Male für die Aufklärung etwas völlig anderes empfände als vorher. Sie war nicht mit Absicht auf seine Täuschung ausgegangen. Das ändert die ganze Sache. Mit einer gewissen Weichheit frug er, als scheue er sich selber zu fragen: „Was ist es, was du die Bosheit der unbekannten Mächte genannt hast?"

„Es ist schwer dir zu antworten," sagte die Aufklärung, „denn ich selbst suche es erst zu ergründen. Ich will aber versuchen dir zu beschreiben, was ich meine. Es gibt ein Schicksal, das uns nicht in einfachen Linien gehen läßt. Als ich noch jung war, dachte ich, daß es genügt, den alten Zwang abzuwerfen, um ohne Zwang zu sein. Ich lief der Naturwissenschaft und der Geschichtsforschung wie ein jubelndes Kind in die Arme, weil sie gegenüber meinem alten Glauben Licht und Wahrheit brachten. Sie hoben mich hoch und ich fühlte mich glücklich und wußte nicht, daß ich nun von ihnen getragen wurde, wohin sie wollten und nicht wohin ich wollte. Ich lachte ihnen ins Gesicht und las dort nur Güte und Frühling. Erst langsam sah ich, daß auch diese Gesicher Falten haben. Als ich es merkte, fing ich an scheu zu werden, aber da sprachen die Gesichter: Was bist du so scheu, sei lieb, sei selig, wir tragen dich ja! Du weißt gar nicht, was es heißt, so getragen zu werden! Ich will es dir an Einzelheiten deutlich machen. Wir dachten früher, die freie Konkurrenz sei die Freiheit. Ich weiß noch, wie ich von ihr gesungen habe wie von einer Heilquelle für alle Krankheiten. Wenn die Handwerker mich dabei stören wollten, habe ich über sie gelacht. Und es war etwas großes in dieser Hoffnung. Ich möchte sie um keinen Preis aus meinem Leben streichen. Weißt du noch, wie es die Menschen elektrisiert hat, sich wirtschaftlich frei zu glauben? Gibt es etwas herrlicheres als diese Elektrisierung der Tüchtigen? Was macht es aus, wenn die Kraftlosen schimpfen? Ich brauchte ordentlich diese Musik der Zertretenen um froh zu sein, denn ich sah im Geiste, wie im Laufe der Zeit alle tüchtig und frei werden würden. Tüchtig sind auch viele geworden, aber frei sind sie nicht. Du weißt, wie alles wieder auf neue Zünfte zustrebt. Sind die Verbände der Unternehmer und Arbeiter nicht wieder Ketten des einzelnen? Das ist es, was ich einst nicht wußte. Ich dachte, der Mensch sei ein Einzelwesen. Das war mein Glück und mein Irrtum. Deshalb werde ich heute verstoßen, viel mehr verstoßen als ich verdiene."

„Die wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen war aber nur ein Teil eurer Freiheitslehre."

„Ja, nur ein Teil und wir wußten sogar damals noch gar nicht, ein wie wesentlicher Teil, denn wir wußten nicht, daß der Durst nach Freiheit der Weltanschauung mit dieser wirtschaftlichen Freiheitsbewegung zusammenhing. Jetzt erst weiß ich, daß Menschen, die in festen wirtschaftlichen Verbänden stehen, auch feste Weltanschauungen haben wollen. Das, was Naturwissenschaft und Geschichte bieten, ist nur Material zu diesen Weltanschauungen und je nachdem wir Zwang oder Freiheit brauchen, suchen und finden wir beides in den Bibliotheken und Schulen. Es gibt keine absolute Wissenschaft, die allen immer das gleiche zu sagen hätte. Indem wir vom Freiheitstraum der Aufklärung in eine Zeit neuer Gebundenheiten hineinglitten, wurden wir hellsehend für die Macht der Notwendigkeiten in Natur und Geschichte. Das ist mein Schicksal gewesen."

„Und also heute hast du nichts als die Lehre vom Produkt der Verhältnisse. Du hast nichts anderes übrig behalten von deiner hellen Jugend als diese kalte Aufklärung: Du mußt sein, was du bist?! Ist das dein Glaube, dein Ersatz der Religion, dein Trost für Leben und Sterben? Wenn das alles ist, was du hast, dann wundere dich nicht, wenn du mich morgen wieder bei den Priestern findest! Ich will lieber etwas Falsches glauben als gar nichts."

„Geh zu den Priestern, wenn du es nicht lassen kannst! Geh!"

„Aber ich tue es ungern."

„Das hilft nichts; mancher Mensch verträgt kein Hochgebirge. Geh!"

Und der Mensch ging und die Aufklärung blieb allein, und es war ihr, als müßte sie ihr ganzes Leben nochmals an sich vorüberziehen lassen vom 18. Jahrhundert an bis heute. Und es war ihr ein Rätsel, daß sie selbst es war, die sich ihr darstellte. Was bin ich, die man die Aufklärung nennt? Bin ich eine Stimmung oder ein Wissen, ein Wollen oder eine Lehre, bin ich nur etwas Negatives gegenüber den festen Traditionen der Vergangenheit oder bin ich neuer Glaube? Und es wurde der Aufklärung das schwerste Kreuz auferlegt, das es gibt, nämlich sich selbst nicht zu kennen aber es zu wissen, daß dieses Erkennen fehlt. Und sie dachte an alle Professoren, die sie kennt, und es schien ihr, als sähe sie die Möven auf und ab in wilden Kreisen um ihr Schiff herumfliegen. Eine Möwe flog aufwärts, eine abwärts, eine rechts, eine links und es war ein Glück, ihr Schwirren und Flattern zu sehen, aber Klarheit brachte es nicht. Da fing sie an zu verzweifeln und wußte nur noch das eine: auch ich bin ein Produkt von Verhältnissen. Und sie hätte vor sich selbst fliehen mögen, wie der Mensch vor ihr floh. So müde war sie früher noch nie. Sie dachte an Pilatus und an sein Wort: was ist Wahrheit?

Da war plötzlich der Mensch wieder da. Er stand und wartete. Endlich sagte sie zu ihm: „Willst du noch etwas?"

„Ja, ich will dich!"

„Das wundert mich, denn mich will Niemand, ich bin ja tot."

„Ich will dich!"

„Was willst du von mir?"

„Daß du wieder an dich selber glaubst; weiter gar nichts."

„Glaubst du denn wieder an mich?"

„Ich kann nicht anders. Es ist mein Zwang, daß ich es muß. Ich kann nicht wieder zurück in das alte Wesen. Du weißt, daß ich von dir gegangen bin, als ich aber drüben wieder ankam, schien es mir, als sei inzwischen drüben alles verändert. Was ich früher für edlen Stein gehalten habe, kommt mir wie Gips und Mörtel vor. Du bist mir in aller deiner Verzweiflung lieber als der mürbe Pomp, den ich wieder aufsuchen wollte. Ich komme zu dir, weil du verzweifelt bist. Wir müssen uns gegenseitig helfen, denn wir sind trotz aller Verzweiflung Bürger der Zeiten, die da kommen, und nicht derer, die da waren."

„Was hast du in der Hand? Du hast etwas mitgebracht."

„Es ist ein Stein, den ich drüben fand, er war herrenlos, ich konnte ihn nehmen."

„Die Bauleute werden ihn verworfen haben."

„Es steht etwas auf ihm geschrieben."

„. . . . wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren . . . . ! Was heißt das für uns?"

„Es heißt, daß wir von vorn anfangen müssen. Wir dachten die fertige Wahrheit zu haben, da bekamen wir die fertige Wahrheit unserer vollkommenen Knechtschaft. Diese ist es, unter der wir zusammengebrochen sind. Wir hörten auf, Wollende zu sein und wurden konservativ in uns selber. Wir dachten, wir seien schon fertig. Du hast dich selber nicht mehr gekannt, ich mich auch nicht. Wir wurden Produkt, weil wir aufhörten Produzenten zu sein und immer neue Dinge zu wollen. Lebendig bleiben aber nur die, die stärker sein wollen als die Verhältnisse, selbst wenn sie darüber sterben müßten. Das ist der Kern der Aufklärung."

„Das war er einmal."

„Das wird er wieder werden."

Rundschau.

*

Jost Seyfried.

Ein Programm für die Süddeutschen.[1])

Wie hoch empor vermagst du
das Leben zu führen.
Emerson.

Man weiß, daß nach der Gründung des doch von allen Stämmen gemeinsam ersehnten und gemeinsam errungenen Reiches in Altdeutschland die Dichtung ein Menschenalter lang fast völlig geschwiegen hat. Man mußte sich erst in zweierlei finden: darein, daß man nun nicht mehr so unter sich war, und darein, daß man plötzlich mit Welthandelsvolk geworden war. Es ist, als wäre in den Stürmen jener Zeit das alte Theater abgebrannt; die Literatur unmittelbar darnach sieht einem schnell aufgezimmerten Nottheater ähnlich, und dieses zeitgemäß zu errichten, waren die nicht an eine hochentwickelte Volkskultur gebundenen östlicheren Deutschen fähiger. Modernste Wissenschaft, modernstes Ausland, Sozialismus und Artistentum um seiner selbst willen: alles was darnach aussah, daß es neues Leben hergeben und ungebrauchte Kräfte wecken könnte, ist in dieser Periode unseres Schrifttums herangezogen worden; der Fortführung des Ueberkommenen glaubte man entraten zu müssen, die neue Literatur glaubte man aus dem Boden stampfen zu können. Und sie „haben eine Königskunst geträumt, sie die damals die Fahne erhoben“, sagt Flaischlen von ihnen.

Aber wenn man nun hinblickt und fragt: wem nach dem Herzen eigentlich ist diese ganze Literatur geschrieben, welchem Teile unseres Volkes, so sieht man: es ist etwas Aehnliches vorgegangen wie bei der beginnenden Industrialisierung einer Bauerngegend vorzugehen pflegt. Wer das meiste Geld in der Hand hat, wird zunächst für Lebensführung und Geschmack maßgebend, der Bauernbursch versucht mit dem Aufwand des „Fabriklers“ Schritt zu halten und verliert dabei zunächst unfehlbar sich selber. So war der Kaufmann der zunächst wichtigste Teil des Volkes geworden, und die Dichter bemühten sich, dem Kaufmann ähnlich zu sein und stimmten sich auf den Geschmack des Kaufmanns. Wenn man bedenkt, daß die Ernsthafteren jener Schar, wie Arno Holz, eigentlich nie aufgekommen sind, so muß man annehmen, daß diese Periode so hat sein müssen wie sie gewesen ist, daß in unserem Millionenvolk ein Publikum das eine weniger oberflächliche Literatur verlangt und zu tragen vermocht hätte, einfach nicht vorhanden war.

---

[1]) Cäsar Flaischlen: „Jost Seyfried, ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern“. Bei Egon Fleischel & Co. Berlin 1905. 2 Bde. Mit farbiger Wiedergabe des Holzschnittes „Der Sieger“ von Peter Behrens. Geh. 6 Mk.

Daß aber die Dichter einer so ungewöhnlichen, all unserer Tradition widersprechenden Anpassung fähig waren, zeigt eben, daß es Dichter waren die nicht im Volkstum wurzelten, sondern allenfalls in der „Gesellschaft“ — so sehr diese sich anfangs gesträubt haben mag, „die Modernen“ als ihresgleichen anzusehen — das ist, fürs heutige Deutschland wenigstens, derjenige Ast am Baume des Volkes, auf dem selbst lebenskräftige Triebe rasch absterben, denn da ist der Säfteumlauf in Anarchie; das schwärmt um Drei für Neuheidentum, um Vier für Katholizismus, um Fünf für Zionismus oder Wilde und Beardsley; das bringt da und dort einmal eine wunderbar reiche und seltene Blüte des Menschentums hervor, muß als Gesamtheit aber für unfähig angesehen werden Kultur und Kunst Richtung zu geben. Nicht Gesetze von der Gesellschaft empfangen gilt es, sondern ihr Gesetze geben, sie durch die Größe unserer Kunst und die Macht unseres Willens wieder dem Volke einordnen, dessen Gesamtkultur wir als unser größtes und als ein erreichbares Ziel im Auge haben.

Gegen die „moderne Bewegung“, der immerhin das respektable Ziel vorgeschwebt zu haben scheint, daß wir literarisch Weltvolk müssen werden wollen, die uns jedenfalls die größte Uebersetzungsliteratur gebracht hat die je ein Volk besessen, und die damit das doppelte Verdienst hat: uns eine Unmenge von vielfältigstem Fremden nahe gebracht zu haben, an dem wir unsere eigene Art prüfen, unterscheiden und bestärken können, und zugleich: unsere Sprache zu unzähligen neuen Abwandlungen, Anpassungen, Fähigkeiten gezwungen zu haben — gegen diese Bewegung hat sich die, noch weitaus kurzlebigere, gewandt, die das ehrwürdige Wort „Heimat“ auf der Fahne stehen hatte, kenntlich an einem da oder dort aufspringenden Funken des Gemüts, mehr aber daran, daß für sie nicht nur die großen russischen und französischen Psychologen umsonst gewesen waren, sondern auch die skandinavischen, und ebenso umsonst all die Bemühung der unmittelbar vorangehenden eigenen Literatur; Literatur nach dem Spruche „Bleibe im Lande“ u. s. w., Literatur, wie sie eines Volkes, das auf allen Meeren fährt, unwürdig ist, Literatur nach dem Herzen „Muckermanns“, dieses Muckermanns, der „zu Hunderten und Tausenden im ganzen Reich von Schwaben bis ins hinterste Pommern sitzt, in hundert Berufen und Aemtern, mit tausend Namen und Befugnissen, und haßt und höhnt und hemmt und unterbindet alles was jung ist und höher möchte . . .“! Provinzliteratur!

Und nun sieht man sachte, sachte — Der oder Jener freilich scheint schon herrlich den Weg zur Vielschreiberei zu finden! — süd- und westdeutsche Jugend heraufkommen, von der sich etwas erwarten läßt, die Generation der Söhne derer von 1870. Droht nicht auch ihnen, was Wedekind unserer jungen Literatur vorwirft: daß die Dichter zu literarisch sind? Sie kommen nun wohl, man nimmt sie fast eher zu gut als zu schlecht auf, und darum erst recht: haben sie Mut genug? Sind sie sich nur über Ziel und Richtung klar genug? Ist die wohlüberlegte Operationsbasis vorhanden, die auch dem Schwächeren ermöglicht sich zum Heile fürs Ganze zu betätigen? Wie leicht gerät auch ein Nichtehrloser auf einen Seitenweg ab und kommt nicht zum Heere zurück. Denn wo es sich nicht um ganz starke Menschen handelt, ist die Handwerksfertigkeit so gewiß das Grab der Künstlerschaft wie die Gewohnheit das Grab der Liebe. — Daß nun Flaischlens Jost Seyfried in diesem Augenblick erscheint, das kommt Einem der die Gegenwart unseres Schrifttums in dem skizzierten Zusammenhang anschaut, vor, als spränge im entscheidenden Augenblick Einer auf die Schanze, die Fahne in der Hand, und riefe die Zögernden heran — denn „Einer tut es nicht!“ — und lenkte die Schwankenden klar und bestimmt aufs Ziel. Dieses Buch ist erfüllt von den Problemen, die vor jedem von uns auftauchen und aufgetaucht sind; lebendig in ein Leben verknüpft, werden sie mit greifbarer Klarheit,

und oft zugleich mit dem Reiz einer Augenblicksstimmung umgeben, vor uns hingestellt, und es entwickeln sich die Antworten die, eben auch nach des Referenten Meinung, für uns in diesem Augenblick richtig, d. h. fruchtbar sind. —

Ich habe schon gesagt, daß sich die Darstellung des Kampfes um Grundsätze im „Jost Seyfried“ zur Darstellung eines Lebens gestaltet, ja Flaischlen hat vielleicht eine ganz selten vollkommene Entsprechung von Form und Gegenstand erreicht. Dennoch muß ich den Schulmeistern mit einem Wort begegnen, um in meiner Verteidigung dieses Buches völlig unzweideutig zu sein. Die Schulmeister verlangen stets und immer reine Kunst, ohne Tendenz. Denn sie verstehen nicht, daß Einer in jeder Hinsicht am größten handelt, wenn er tapfer die Aufgabe übernimmt die in der Zeitstellung ihm zufällt. Sie verstehen nicht, daß ein Dichter wie Ibsen für notwendig hat finden können, in den Alltag zu den Menschen hinunter zu steigen, seinen Gestalten ihr zerstücktes Herz zu geben und ihre ewige Leichenbegängnistracht anzulegen — weil er zerstückte Herzen unter Leichenkleidern pochen machen mußte, sei's auch gewissermaßen flackernd zunächst, denn andere waren nicht mehr da; und daß er so diese in tausend Kleinigkeiten zerfallenden Menschen der Gegenwart um ein kleines wieder einem größeren Leben entgegenzurücken gedachte. Die Schulmeister wissen nur ihre Dogmen, von denen sie leben. Wir aber müssen uns darein finden, daß „immer noch die große tote Zeit ist zwischen Karfreitag und Ostern“; daß die Musik zwar weit hat vorausgehen können, daß dann die bildende Kunst folgen konnte — diese Künste wenigstens haben wir bereits aus uns, nicht eklektisch zusammengesetzt aus allem möglichen Ueberkommenen — daß aber die Dichtung, durch Sprache und Weltanschauung in voller Bewußtseinsgrelle mit dem Alltag verknüpft, sich nicht weit vom Gegenwartsleben erheben kann, und daß wir die große Dichtung nicht haben werden, vordem unser Leben einheitlicher, größer und mehr unser geworden ist.

Für die Dichter selber gilt es darum in erster Linie nicht Kunst von bestimmter Art, sondern Leben von bestimmter Art: dies der Grundsatz der Flaischlens ganzes Lebenswerk beherrscht; und mit „Jost Seyfried“ stellt er ihn nun der heranziehenden jungen Schar mitten in den Weg. —

Als das eigentliche und endgültige Ziel unseres Volkes muß angesehen werden: daß die in unserem Volkstum, nachdem es die Stürme zweier Jahrtausende bestanden hat, noch unverletzt schlummernde Lebenseinheit mehr und mehr an den Tag herauf steige, die Gegenwart durchwachse und ihre Blüte entfalte. Wir fühlen in uns eine Macht des Begreifens, Zusammenschließens, Verklärens, daß wir auch angesichts all des Eisens und all der einzelhaften Weltorganisationen dieser Zeit nicht verzagen zu müssen meinen. Sondern in diesem nordisch-abendländischen Europa wird nichts bestehen bleiben was nicht unser ist, sei es nun daß wir selber erst es geschaffen oder daß es, zwar überkommen, nicht unterging, weil es auch unser ist. Die fieberhaft heranschnaufenden Maschinen der Berliner Stadtbahn, die über die vorüberlichternde Stadt hinjagende Hochbahn Berlins, sie sind so gut Erfüllungen in uns schlummernder Sehnsucht, Verkörperungen unserer Art, wie Böcklins Gefilde der Seligen. Unser Wissen von den fernen Welten und von den kleinsten Lebewesen, es sind so gut Hinausstellungen, Spiegelungen unser selbst wie Beethovens Symphonien. Die Erde haben wir uns klein gemacht, weil wir groß sind von Haus aus, wir Germanen. Aber wenn wir durch unsere Kirchen, Schulen, Städte, Häuser und Theater gehen und wenn wir an uns hinuntersehen, wie wir dies Wunderding von Organismus als das der Mensch vor unserem inneren Auge steht, im Aeußeren bejahen: da sehen wir dann wie Vergangenheit die nicht unser ist, noch dick wie Finsternis unsere nächste Nähe umlagert, und daß noch Zeit ist bis dahin, wo wir, als das andere eigene, autochthone Volk

Europas, über die Jahrtausende hinweg in den Griechen unser Brudervolk erkennen dürfen.

Wir haben also von irgendwo auszugehen, etwas zu durchdringen, an einem Ziele anzugelangen.

Das Ziel ist unsere „Kultur“, der Zustand, wo wir uns die gesamte Umwelt heimlich gemacht haben werden, wo jedes Gefühl, jede Vorstellung, jeder Gedanke, die wir fühlen, uns vorstellen, denken, so gut wie jedes Kleid das wir tragen, jedes Haus das wir bewohnen, jeder Gebrauchsgegenstand dessen wir uns bedienen, unser ist, Verkörperung eines Menschenstrebens in dem wir uns wiedererkennen; wo unser ganzes Leben zur Verwirklichung unserer eigentümlichen Art geworden ist.

Auszugehen haben wir von unserm Volkstum. Auch die Antike ist nicht mehr maßgebend für uns. Wir können nur auf dem Boden dem wir entsprossen, als der Baum der wir sind, uns auszuwachsen hoffen. Auf das Volkstum horchen, das wir in uns finden, dies unser Kostbarstes mit unserer Liebe nähren, anderes können wir nicht tun. Leb ihm allein dein ganzes Leben; und wenn das Uralte in dir sein Lied anstimmt, fall ihm nicht mehr mit deinem Besserwissen dazwischen, laß es anschwellen und zum Herrn über dich werden. Und wenn es wie aus Glockenschlünden den Preis des Lebens aus dir singt, dann stehst du im Glanze des Morgens, und das Glück taut auf dich nieder über das es kein höheres gibt. — Kräftigen das Volkstum das ich in mir finde: wie kann ichs? Erkennt euch in den Sagas und in den Volksmärchen wieder. Aber ihr braucht nicht so weit zu gehn. Und gar die Süddeutschen selber! Sie die unter sich selber, nicht mehr in Jedem, nicht mehr in jedem Dorfe, auch nicht mehr in jedem Tale, aber doch überall noch, nicht im Hochgebirge allein — möchten doch die Leser der Süddeutschen Monatshefte von diesem Gesichtspunkt aus Schnapper-Arndts „Nähricke le“ im I. Jahrgang noch einmal nachsehen! — sie, die unter sich selber noch die homerische Zeit ihres Volkes, den homerischen Zustand ihres Volkstums erleben können, wo alle notwendigen Umstände des Lebens mit dieser selbstverständlichen Wirklichkeitsfreude verklärt werden, die unsere Volksmärchen erfüllt und die bei Homer „Heiterkeit“ genannt wird — sie hätten Besseres zu tun als noch immer ihrer verlorenen politischen Selbständigkeit nachzuträumen, mit der nichts anzufangen wäre. Auch für uns ist das Reich die Machtvoraussetzung für die Entfaltung unserer Fähigkeiten. Wohl ist germanisches Volkstum in allen vorhanden, aber in uns ist es am stärksten geblieben, wir haben es nie über anderen Interessen vergessen. Es war immer unser eigentlicher Stolz. Warum also bemächtigen wir uns nicht der Kulturaufgaben? Warum machen wir uns nicht mit dem auf, in dem wir die Stärksten sind, und zwingen kulturell die andern Stämme unter unsern Willen; wie sie politisch und wirtschaftlich uns unter ihren gezwungen haben?

Denn zu durchdringen ist noch ein ganzes Chaos; und das wird nicht mit einigen Feuilletons, die ihrem Schreiber selber irrelevant sind sobald sie auf der Redaktion liegen, durchdrungen, auch nicht mit vielen. Unzählige schwärmen für diese künftige Kultur, und über ein Stündlein sind sie wieder einmal dabei, ihr bischen Leben in Betätigung dieser winzigen Lüstchen auszugeben, die angeflogen kommen, ein wenig singen, ein wenig Blut entziehen und fortfliegen wie die Schnacken in einer Sommernacht am Rhein. Und wieviele solche Schnacken kommen angeflogen bis ein Leben um ist; das ist ihre Erotik! So schafft man diese Kultur nicht. Oder schaut man sich am Sonntag zur allgemeinen Ausgehzeit die Menschen an die einem begegnen. Derselbe Schnurrbart, derselbe steife Hut, derselbe Ueberzieher, derselbe ewig dunkle Anzug, Mann für Mann. Vom letzten Ladenlehrling bis zum obersten Beamten des Reiches scheint man sich auf

dasselbe Kaufmannsideal geeinigt zu haben. Und da ist mancher darunter der manierlich über unsere werdende Kultur zu reden weiß. Aber es steht mit dem Wunsch nach dieser Kultur wie mit dem Wunsche nach Gesundheit: wenn man sie als Eisen und Arsen im Löffel — zu sich nehmen könnte, dazu sind sie bereit; aber die geringste Bemühung ist ihnen zuviel. So schafft man die Kultur nicht. Aus Wirrwarr und Unordnung führen nur Anstrengung und Zucht zum geordneteren, vollkommeneren Zustand.

* * *

Flaischlen sagt: „Es wäre so viel Freude, so viel Liebe in der Welt, so viel siegende Kraft .... wenn man den Mut hätte, sie offen zu zeigen!“ Warum hat man den Mut nicht? Weil ihn der Nächste nicht hat. Und so fort. Es ist peinlich, sich diese Versammlung von Feiglingen vorzustellen, wie sie alle erfüllt sind von der Furcht vor diesem Lächeln, das sie selber sogleich demjenigen geschlossen entgegen zu bringen bereit sind, der — es wagt...! Keiner beseelt von dem Wunsche sein eigen Leben zu leben, als eine kleine herrliche Welt Lichtfunke im All zu sein; alle entseelt vielmehr durch den Wunsch so zu sein wie es jeder Beliebige erwartet, entseelt durch den Wunsch auszulöschen und ausgelöscht zu werden. Dennoch trifft die Masse dieser Menschen eigentlich keine Schuld; die einseitige Ausnutzung ihres Wesens in der täglichen Arbeit muß ihre Seele nach bestimmten Richtungen erblinden lassen, bleibt sie sich selbst überlassen. Aber wo sind nun Denken und Dichtung als organische Lebenserscheinung des Gesamtvolkes? Wo ist, was sieht und schaut und träumt für sie alle, und durch eine festliche feierliche Stunde ihrem Leben der Fronde den Glanz zurückgibt? Wo ist, was ein durch hundert Berufe und tausend verschiedene Lebenslagen auseinandergerissenes Volk zusammenschließt, indem es alle gleicherweise an die Quellen des Lebens führt?

Ihr „Rufer im Streit“, in jedem Zeitungsblatt könnt ihr das Wort von der „ästhetischen Kultur“ finden! Was heißt das anders als daß man euch die Führerschaft zum Wiederhinauf zugesteht?! — Ihnen räumt man das Recht ein, das Leben der Freiheit zu leben, aber sie haben den Kopf nicht höher als die andern. Von ihnen könnte man nicht sagen was Henri Beyle vom letzten dieser Menschen des Südens sagt: on ne connaît pas le ridicule, et si l'on songe au voisin, c'est pour le regarder en ennemi et non pour craindre une épigramme. Sie, die der Kopf des Körpers sein sollten, sie empfangen ihre Gesetze von der Hand. Nicht nur daß auch sie diese Kleidertracht tragen die sich in der Praxis des Geschäftsreisenden ausgebildet hat, sie machen gar keinen Versuch dieses ganze Kaufmannsideal von Lebensführung abzuschaffen, suchen vielmehr ihm immer mehr zu entsprechen. Wenn man bedenkt, was in früheren Jahrhunderten die „Dichter und Denker“ auf ihre Kappe genommen haben, oder wenn man nur nach Rußland hinüberblickt —: diese deutschen Dichter von heute dagegen verfügen nicht über so viel spernere se sperni als nottut um sich gegen einiges fade Lächeln zu behaupten.

Wie hoch empor vermagst du das Leben zu führen? Das soll die Frage sein an der man Künstler und Dichter mißt. Und für sie, die die Sprache, die Voraussetzung für alle höhere Menschentätigkeit, und wiederum dasjenige Menschliche in dem sich alles Daseiende niederschlägt; für sie, die die Sprache verwalten, soll dieses Wort bis in die äußerlichste Bedeutung gelten. Es braucht die Dichter die für die gewaltige Masse dieses arbeitenden Volkes sich durchzudenken bereit sind durch den Wirrwarr der überkommenen Formen, soll die uns innewohnende Schönheit, die allein dem Leben Aller Zusammenhang und Versöhnung zu verleihen fähig ist, heraufwachsen und sich entfalten können. Es braucht

nicht Dichter die zu bestimmten Tagesstunden „Dichter" sind und im übrigen Beliebige. Sondern es braucht Menschen die, mit unerschütterlicher Gesinnung nach vorwärts und nach rückwärts, das Ganze überschauen, Menschen, die, ihres Volkstums bewußt, über alle Stände gleichermaßen hinweg, mit dem einen freien Volke rechnen, Dichter die, dem schalen Eklektizismus dieser hydraköpfigen „Gesellschaft" ebenso die Stirn bietend, wie vor keinen Vorbildern, und seien es die größten, mehr sich beugend, auf sich allein horchen — wie die Musiker und die Maler vordem getan. Es braucht derartige Dichter der Kultur wegen, und ebenso der Dichtung wegen. Kultur und Dichtung haben gemeinsamen Weg von nun an. Indem das Eine getan wird, entsteht das Andere.

Denn daß aus dem Wort einmal das Volkstum mit solcher Macht spreche, mit der es aus Bach'schen Chören oder aus einer Sammlung von Werken Thoma's spricht: dazu genügt nicht, daß die Gefühle unverfälscht unser sind, und daß die erträumte Welt unserer Art entstammt; dazu muß die uns eigentümliche Weltanschauung sich bis über den hellsten Tag ausgedehnt haben und ihn beherrschen, indem sie unzweideutig ja sagt oder nein sagt zu dem was sie vorfindet, indem sie aufbaut und ausscheidet; dazu muß erst aller Eklektizismus vorüber und auch die eine und die andere „ἱερὰ γάμος" abgetan sein, und die Weltanschauung in all ihren Erscheinungsformen Ausdruck ein und derselben Art geworden sein. Denn Sprache ist des Gedankens nicht zu entledigen, Gedanken aber die nicht Glieder einer, alle fremde Anschauung ausschließenden Weltanschauung sind, gleichen jenen vor der Zeit absterbenden Bäumen am Rand des Sees, die halb mit den Wurzeln im Grund stehn, halb im Wasser. Nun ist aber Weltanschauung nicht wie ein Ueberrock, den man bald umtun, bald beiseite lassen kann; sondern nur langsam entwickelt sich der Organismus zu der einheitlichen geschlossenen Welt, die selbständig der Umgebung zu trotzen vermag; und nur allmählich und nur als Glied des pulsenden strömenden Lebens, baut der Herzenssaft die innere Welt auf. Das heißt: sollen die Dichter ihre Aufgabe als Dichter erfüllen, wie die Musiker und die Maler die ihre erfüllt haben, so muß ihr Gesamtleben schon von dieser zukünftigen Kultur durchdrungen sein.

Andererseits kommt eine „ästhetische Kultur" im Verlauf ihrer Entfaltung schließlich an die Stelle, von der aus nur mehr die Wortmenschen sie weiterführen können. Gegenwart und Alltag sind anders als durchs Wort nicht zu durchdringen. Wir müssen aber selbst durch die nüchternste Gegenwart zum lichtlosesten Alltag den Weg finden. Denn, mögen wir ein achtzehntes Jahrhundert bewundern wie sehr nur immer, die Zeit wo die Gesellschaft schafft, ja nur durch eine bestimmte Gesinnung den Rückhalt dafür abgäbe, daß etwas Bestimmtes geschaffen wird, ist vorüber. Die Gesellschaft verlangt es nicht mehr nach Lebenszusammenfassung, sondern nach Anreiz zum Leben von Fall zu Fall, sie will von der Kunst das Interessante, das fragwürdig Interessante, unfruchtbar Interessante — was große Kunst fast völlig ausschließt und kulturell steril ist. Mit der Masse des von unten heraufrückenden Volkes muß die Kultur weitergeführt werden. Es sind die Millionen ungebildeten Volkes das die Industrie aus dem Naturzusammenhang gerissen hat, das den Ersatz dafür haben will, die Wiederaussöhnung. Zu unsern großen Musikern aber und Malern zu gelangen ist der Mehrzahl einstweilen versagt. Die allzeit freie Brücke ist die Sprache. Und das ist gewiß: wer auf diesem Wege der Masse dieses ungebrochenen Volkes Verklärung und Festlichkeit wird bringen können, dem wird Begeisterung entgegenschlagen, wie sie nur zu irgend einem Jahrhundert möglich war. — Aber keine Dichtung wird zu ihnen sprechen, die anderes tut als

aufheben und anordnen, was in der Sprache niedergeschlagen ist, als unser Wesen in Form gießen, die unser und ohne Voraussetzung verständlich ist. Das heißt: die Dichter müssen, soweit sie mit ihrer Sprache reichen, unbedingt nationale Kultur schaffen, wollen sie zu dem Publikum gelangen, das nach ihnen verlangt.

* * *

Ich hatte dieses Programm möglichst mit Zitaten aus „Jost Seyfried" selber zusammensetzen wollen. Aber da zeigte sich recht, wie sehr in dem Buche die spezielle Fassung der Sätze durch den Zusammenhang bedingt ist, der Zeichnung des Charakters und seines augenblicklichen Zustandes dient, kurz wie dichterisch das Werk zugleich ist. Es wird in diesem „Roman in Brief- und Tagebuchblättern" nichts von den Sternen herunter geholt, er stellt lediglich das Ringen eines einzelnen Menschen um die Erfüllung des allgemeinen — oben in nackten Sätzen formulierten — Programmes dar. Aber die Fülle von Weisheit die gegeben wird, Weisheit die der Gegenwart helfen will, kommt von einer eigentümlichen weichen, stimmungsvollen Schönheit umwoben daher, die sich in einen hineinsingt und vielleicht mehr noch als die Gedanken an sich bestärkt in der „Sehnsucht nach einem Leben über dem, das wir so hinschleppen, nach einem Leben in Reinheit und Frohsinn und Verklärung."

Jost Seyfried ist keineswegs ein stiernackiger Naturbursche oder roter Revolutionär — „geh und rüttle ihre Sehnsucht wach und schaffe ihnen Zuversicht: . . . daß es Sonntag werden kann in ihren Seelen aller Last und aller Hast zum Trotz!" ruft er dem Dichter zu — wir sehen vielmehr, wie ein großes Kind, sogar ein schwaches großes Kind, fertig bringt in Berlin ein Kind zu bleiben, wie ein großes Kind im Kampf mit der Umgebung und mit der eigenen — allzuverbreiteten süddeutschen — Schwächlichkeit um ein eigen Leben ringt, und nicht müde wird. „Wenn mein Herz nicht so stark in seinen Wurzeln und so reich an Glauben, Liebe und Zuversicht, sie hätten es mir längst zerbrochen und ich wäre längst geworden wie sie alle . . ." Wie oft spricht er sich selber Mut zu, und wenn er sich manchmal Mühe gibt robust zu reden, so kann auch er von sich sagen, was Goldfriedrich in seiner merkwürdigen „Rechtfertigung durch die Erkenntnis" [1]) von sich sagt: „Ich gebe mich so sicher, weil ich es sein will, nicht weil ich es bin." Jost Seyfried bewohnt eine, wie es scheint elegante Junggesellenwohnung in Berlin W, auch kann man sich ihn kaum anders vorstellen, als mit einer gewissen Rücksicht auf die Mode gekleidet — obgleich seine Ablehnung eines Zusammenhangs mit der Gesellschaft deutlich genug ist. „Das ist mein Leben: dieses stille monddurchdämmerte Zimmer . . . die Wand hin . . . Bücher und Bilder! . . . das ist alles, was ich mir erwarb!" heißt es. Man kann kaum anders als mit einem nagenden Gefühl diesen vornehmen, für seine Wünsche armen Menschen von fünfzig, hundert Mark als etwas Wichtigem, Zwingenden sprechen hören; indessen nötigt uns gerade diese unbedingte Offenheit und Freimütigkeit, mit zu leben indem wir lesen. Es ist ein einsames selbstlos-selbstherrliches Leben, das sich vor uns entrollt; nur Hannies Liebe strahlt als milde Sonne darüber — Hannie, die so wundervolle fraulich warmherzige Briefe schreibt.

Als echter Süddeutscher fühlt Jost Seyfried so unbedingt mit dem Volke, daß er von einem Liebespaar, das am Gittertor bei seinem Vorüberkommen auseinanderschrickt, sagen kann: „dumme Kinder! ich tu euch nichts! . . . ich verrat euch niemand! o ich will eher Wache für euch halten, wenn ihr wollt!"

[1]) Johann Goldfriedrich, Die Rechtfertigung durch die Erkenntnis. Leipzig, Brandstetter, 1903.

An die Adresse der Heimatkünstler aber geht dieses: „Was heißt denn: gesunde schwäbische Natur!! Was kann ich denn mit einer gesunden schwäbischen Natur besseres anfangen, als sie da in den Kampf stellen, wo wenigstens die Möglichkeit gegeben ist, sie zu beweisen! Wozu hab ich sie denn! Was soll ich sonst damit! Was wollen sie denn, diese Muckermänner?!" „Die moderne Großstadt schafft keinen Dichter . . . aber wer es werden will, muß durch ihre Schule gehen! Und nicht bloß der Künstler . . . jeder, der den Blick über die Berge frei haben will!" Auch liebt er die Eisenbahn und stellt an anderer Stelle als Ziel auf: „den Boden, den die Wissenschaft erobert, umzupflügen und urbar zu machen, damit wir ihn leben können, wie wir heute den leben, den die Kunst früherer Zeiten derart umgeschaffen hat." Indem er „seinen Glauben stolzer" weiß als der der andern ist, und keinen Augenblick sein Volkstum vergißt als sein eigentlich Wertvolles, ist er bewußt Großstädter und sagt zu der gesamten Gegenwartswelt ja, als etwas zu Durchdringendem.

Dazu ist sein Bestreben, „wirklichkeitsmöglich" zu sein. „Es kommt darauf an, was man durchzusetzen, was man zu Tat umzuschaffen vermag! und wie und zu welchem Ziel!" Aber „wo Erkenntnis wäre, fehlt der Wille! und wo der Wille wäre, fehlt's an Zucht!" klagt er. Man kann in der Tat nicht behaupten, daß die heutigen Süddeutschen ihre Aufgabe erfüllten. Es liegt an ihnen, ob aus Großpreußen Deutschland, die auch kulturell zuverlässige Vormacht unter den germanischen Völkern, wird oder nicht wird. Sie müßten nicht ängstlich im Lande sitzen und ihre Reservate hüten und über die preußische Einwanderung zetern, sondern sich aufmachen und ihre Volkskultur weiter ausbauen und hineintragen in den durch Ueberwanderung und andere Einflüsse immer weiter umsichgreifenden Nordosten — sonst geht die Weltentwicklung über sie hinweg. Man muß mit dem Pfunde wuchern, das man erhalten hat. „Sprich nicht von ‚selbstverständlich siegender Ueberlegenheit des Höheren!' . . . Es kann einer zehn Marschallstäbe im Tornister tragen . . . wenn er nicht zu Boden tritt, was ihm im Weg steht, und sich durchtrommelt, bleibt er sein Lebtag Hintermann!" — Qui peindra jamais les malheurs de la timidité! sagt Balzac.

So ist er nach Berlin gekommen. „Berlin . . . soll auflösen! es soll zersetzen! . . . es soll alles brechen, was es brechen kann! ich bin nur deshalb hier!" „Was ich will, muß die Kraft haben, auch in Steinboden Wurzel zu fassen, und soll sich da erproben und bewähren, wo der Kampf am schwersten . . ." „Was ich will, ist Eichensaat und braucht Jahre und Jahrzehnte . . . ja, vielleicht das Leben!" Da lebt er, er, dem so wenig einerlei ist „ob man als Siegfried im Buch der Geschichte steht oder als Hagen!" und sucht „sich und sein Leben in Einklang zu bringen mit seiner Sehnsucht und mit den Dingen der Welt." Und indem er sich mit dem Alltag auseinandersetzt, gewissermaßen mit ihm spricht, rythmisiert er ihn leise, die Sprache des täglichen Lebens ist immer und immer wieder auf dem Wege sich zum Gedicht zu verdichten. Kein Wort auf den mehreren hundert Seiten das undurchlebt oder unfertig hingesetzt wäre. Es scheint, daß eine ganze Reihe von Jahren auf die Niederschrift verwandt worden ist; schon im „Pan" sind lange Bruchstücke daraus abgedruckt. Manchmal sieht man die Darstellung eine fast mythische Wendung nehmen, in der Art Raabes, und obgleich kein Zug von Unmodernität zu finden ist, ist einem dann als würde aus ur-uralter Zeit erzählt. Seine eigentlichen Reize eröffnet das Buch erst wenn man es kennt, und schlägt nun da wieder auf und dort; es ist dann als dürfe man Blicke werfen unmittelbar in ein Leben selber. Und das ist schließlich das Wundervolle an diesem „Roman": so wenig stark Jost Seyfried in der Offensive zu sein scheint — er bringt seinem ritterlichen Ideal, seinem makellos Dastehenwollen Opfer, die noch zu rechtfertigen mir schwerfiele — überfliegt man jedoch

das Ganze Blatt um Blatt in unausgesetzter Folge, so wird einem als nähere man sich dem Hochsommer mit seiner Festlichkeit und Ruhe und seinem reifenden Korn. —

Ein Tendenzroman also! Sieht man sich in der Literaturgeschichte nach einem Verwandten um, so kommt man auf Vischers „Auch Einer". Doch ist bei Flaischlen alles melodiöser, singender geworden, Vischers hellere Stimmungen sind darin fortgesponnen und weitergewachsen. Es fehlt merkwürdigerweise innerhalb des zeitgenössischen Schrifttums auch nicht an dem, der Vischers düstere Züge verschärft trägt und seine rauheren Weisen fortführt, es ist ein anderer, unter einem Pseudonym schreibender Schwabe [1]); auch er zeichnet sich unter dem Gros der heutigen Dichterschaft dadurch aus, daß er, als selbständige Persönlichkeit, ein Lebensganzes zu geben bestrebt ist, daß er seine Anschauungen auf sich selber zurückführt und bewahrt sich so von vorneweg davor, einer Modeströmung unserer Dichter-Artisten eingerechnet zu werden. Er bedeutet die Fortsetzung Vischers, insofern Vischer ablehnte. Flaischlen ist die Fortsetzung Vischers im Aufbauen. Tendenzliteratur aber ist fast alles Deutschgeschriebene von den Tagen Grimmelshausens an — sofern es bedeutend ist. Wie könnte das auch bei einer Nation die sich selber noch nicht aufgegeben hat, anders sein, solange sie nicht völlig auf eigenen Füßen steht! Wir sagen doch von uns, wir seien „ein aufsteigendes Volk"! Also ist noch etwas zu ersteigen?! Unsere „klassische" Literatur bedeutet, wie schon die Bezeichnung sagt, Kampf um ein Kulturprogramm, noch nicht einmal ums eigentlich nationale. Und was vom Späteren lebendig geblieben ist, ist Auseinandersetzung mit der Gegenwart und Kampf ums Programm, stets im Sinne einer fortschreitenden Durchdringung der Umwelt mit unserer Art. Das gilt für Raabe, Gottfried Keller (besonders und auffällig im „Fähnlein der sieben Aufrechten") und für Vischer. Es gilt in gleicher Weise für die nordische Literatur. Und was im gegenwärtigen Schrifttum darnach aussieht als werde es auf die Dauer zuverlässig sein und nicht auf dem Ueberbrettl oder etwas ähnlichem enden, und nicht am Erfolghaben zugrundegehen, Emil Strauß vor allem, ist wiederum durchdrungen von einer unmißverständlichen Tendenz.

Die Zeit für „reine" Kunst in der Literatur, d. h. die Zeit wo sich die Voraussetzungen für große Kunst von selbst verstehen, wo die Anschauungsweise feststeht, ist für uns noch nicht gekommen. Kleist, der schon früh in seinem verschlossenen und schweren Leben die Kämpfe in die wir heute noch verwickelt sind, für sich zu Ende geführt zu haben scheint und so im stande war, mehr oder minder „reine" Kunst hervorzubringen; Kleist, der zugleich das Beispiel dafür gibt wie auch der Norddeutsche im süddeutschen Volkstum auf dem Wege zur Kultur die natürliche Verankerung findet: er, von dem kaum eine Zeile veraltet ist in den hundert Jahren, steht noch heute groß und einsam als unverstandene, nahezu rätselhafte Erscheinung für fast alle am Horizont unseres Schrifttums. Der andere, der sich dem Klassikerideal entwand und, ohne eigentlich ein anderes Kulturideal an die Stelle zu setzen, es unternahm große Kunst zu schaffen, Otto Ludwig, wird nicht einmal um seines „Erbförsters" willen, der wohl eine der vollendetsten Schöpfungen der Weltliteratur ist, eigentlich geschätzt. Und auch dem zeitgenössischen Großen im hohen Norden, Heidenstam, ergeht es nicht viel anders.

Dies noch zur Rechtfertigung des Tagebuchromans „Jost Seyfried" im allgemeinen!

Heidelberg. Wilhelm Zaiß.

---

[1]) Dr. Owlglaß, der saure Apfel. Zweites Tausend. München, Langen 1904.

Die jetzige Lage der Münchener Hofbühnen.

Das Münchener Hoftheater ist seit einem Dutzend Jahre etwa langsam, aber stetig zurückgegangen. Die Hoffnungen, die man auf die künstlerische Initiative Possarts gesetzt hatte, erwiesen sich als trügerisch. Die besten Kräfte starben oder wandten München den Rücken. Für Ersatz ist nicht gesorgt worden. So sank der Durchschnitt des Personales und damit das Niveau der Aufführungen allmählig, aber unaufhaltsam. Austatt die besten auswärtigen Kräfte zu gewinnen, engagierte man tüchtigen Durchschnitt: in der Oper, im Schauspiel, im Orchester. Das Ehepaar Vogl, Gura, Keppler, Ternina, Schneider, Richter, Stury als Darsteller von jugendlichen Helden — um nur einige Namen zu nennen — sind in keiner Weise ersetzt worden. Man bringt im Prinzregententheater mit Hilfe von Gästen sommerliche Festspiele heraus, während die ganze letzte Opernsaison nicht ein einziges wirklich neues Werk, sondern nur drei Neueinstudierungen älterer Opern brachte (Trojaner, Barbier von Bagdad, Beatrice und Benedikt). Erstaufführungen mußten von Woche zu Woche verschoben werden. Abänderungen angekündigter Vorstellungen waren an der Tagesordnung. Um einigermaßen eine Art von Spielplan aufrechtzuerhalten, nahm man seine Zuflucht zu Entlehnungen fremder Bühnenkräfte. Ohne das Stadttheater in Augsburg wäre München letzten Winter in tödlicher Verlegenheit gewesen.

Es fehlt an einer festen Hand. Die Engagements sind Verlegenheitsengagements, die Gastspiele Verlegenheitsgastspiele, die Spielpläne Verlegenheitsspielpläne, die Novitäten Verlegenheitsnovitäten, der ganze Betrieb ein kostspieliger, schwerfälliger, unrentabler Verlegenheitsbetrieb. Die Leistungen werden immer mittelmäßiger, die Novitäten immer weniger, die Gäste immer mehr, die Diskrepanz zwischen dem kunstsinnigen Teile des Publikums und der Theaterleitung immer schreiender.

Für eine Universitätsstadt mit regem künstlerischem Leben, mit einer leicht begeisterten Bevölkerung, für eine Hauptstadt mit einem kunstsinnigen und kunstfördernden Hofe, für eine Theaterstadt, die früher in Oper und Schauspiel eine glanzvolle Tradition hatte, ist der gegenwärtige Zustand tief bedauerlich.

Das Münchner Hoftheater ist für die Aufführungen von Opern und größeren Schauspielen durchaus geeignet. Unter dem intensiven Opernbetriebe jedoch leidet das Schauspiel. Verminderung der Opernaufführungen, damit die Abonnenten auch klassische Schauspiele zu sehen bekommen, wird sich kaum empfehlen, weil unser ganzer Betrieb (Personal, Dekorationen, Festspiele) zu sehr schon Großbetrieb geworden ist, und ausgenützt werden muß, wenn er sich rentieren soll. Vielleicht aber gibt es doch noch eine andere Möglichkeit: Herstellung eines vollkommen feuersicheren Residenztheaters, in dem täglich, wie im Hoftheater, gespielt werden kann, (wenn auch nicht muß), kleine Stücke, gleichviel ob Opern oder Dramen, im kleinen, große im großen Hause. Dieser Modus ermöglicht Ausnützung der Räume, hinreichende Beschäftigung des Personales (das natürlich zum Teil, wie z. B. Chor, Orchester und Theaterarbeiter besser bezahlt und durch Einstellung neuer Kräfte entlastet werden muß), endlich eine finanzielle Konsolidierung des Betriebes, indem auch in dem nunmehr feuersicheren und täglich benützbaren Residenztheater ein mehrfaches Abonnement eingeführt werden kann. Davon wird später zu reden sein.

Dauernde Besserung ist nur von einer vollständigen Reform des Beamtenapparates mit scharfer Abgrenzung der Kompetenzen zu erwarten: je ein Direktor der K. Hofoper und des K. Hofschauspieles; über beiden als oberste Instanz der Generalintendant der K. Hofbühnen. Den beiden Direktoren ist soviel Macht anzuver-

trauen, wie nur irgend möglich. Insbesondere müßte dem Direktor der K. Hofoper das gesamte Musikwesen, also auch die Anstellungs- und Beförderungsverhältnisse im Orchester unterstellt sein. Jeder Zweifel über die Zuständigkeit ist hier verhängnisvoll. Man muß wissen, wer Herr im Hause ist; an wen man sich zu wenden hat; wer für den Betrieb die Verantwortung, und zwar ganz, übernimmt. Natürlich kann nicht von heut auf morgen, überhaupt nicht in einem oder in zwei Jahren ein Musterbetrieb hergestellt werden. Aber die vorgeschlagene Trennung muß gemacht werden. Wenn diese reinliche Scheidung erst einmal durchgeführt ist, werden auch die Choristen wissen, wohin sie eigentlich gehören; bisher mußten sie bald bei der Oper, bald beim Schauspiel mitwirken; kamen z. B. in die Aufführung einer klassischen Tragödie ins Prinzregententheater, ohne Ahnung, was sie denn eigentlich auf der Bühne tun sollten. Kein Wunder: auf der Probe waren sie nicht gewesen, da sie zu der Zeit Operndienst hatten. Gegenwärtig ist es so, daß Orchester, Chor, Statisten und Arbeiter eine Menge Arbeit haben und dabei dennoch nichts Ordentliches herauskommt. Man trenne die Kompetenzen; setze zwei Leute hin und lasse sie ein paar Jahre lang wirtschaften; unrentabler als jetzt kann der Betrieb nicht werden. Schließlich ist der Generalintendant doch auch da. Der neue Generalintendant wird natürlich nicht zu jung, aber auch nicht zu alt sein dürfen; weder Bureaukrat noch Dilettant, kein Kleinigkeitenschnüffler und kein Fünfgradlasser in wichtigen Sachen. Arbeit wartet seiner genug. Wenn er nur den zwei Direktoren ordentlich die Stange halten will, braucht er viel Mut und Energie, noch mehr Geduld und ruhigen Willen zum Ziel. Da ist z. B. der Krebsschaden unseres Betriebs, die Urlaube.

Ein wirtschaftlich solider Opernbetrieb läßt sich nicht aufrechterhalten, wenn die wichtigsten Kräfte monatelang in New-York und Umgegend gastieren, anstatt an der Bühne, der sie kontraktlich verpflichtet sind. Der Amerika-Urlaub scheint reichsdeutsches Monopol zu sein. In Wien wurde, nach der zuverlässigen Behauptung Gustav Mahlers, besagte Erfindung von der Intendanz noch nicht eingeführt. Das rückständige Wien hat sich auch dem herrschenden Brauche, mit schweren Defiziten zu arbeiten, noch nicht angeschlossen. Die dem Dollar-Hörselberge verfallenen Damen und Herren sind übrigens wirklich unklug. Denn der Tag ist nicht mehr ferne, an dem deutsche Bühnenleiter und Opernbesucher kein Hehl mehr aus ihrer Ueberzeugung machen werden, daß es schade sei, mit gutem deutschen Golde die ramponierten Reste ehemals blendender Mittel zu verdecken. Der Deutsche Bühnenverein, die Vereinigung deutscher Intendanten und Direktoren, könnte nichts Besseres tun, als dem amerikanischen Uebel mit einem amerikanischen Mittel zu begegnen: mit einem regelrechten Trust, mit einer Aussperrung. „Paragraph eins: Die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereines verpflichten sich, keinem Künstler und keiner Künstlerin einen amerikanischen Urlaub während der Monate Oktober bis März einschließlich zu gewähren. — Paragraph zwei: Künstler und Künstlerinnen, die eine vorzeitige Lösung ihres Kontraktes herbeiführen, um während obengenannter Monate in Amerika mitzuwirken, gelten eo ipso als kontraktbrüchig und werden von Mitgliedern des Deutschen Bühnenvereines weder engagiert, noch zu Gastspielen zugelassen. — Paragraph drei: Direktionen, welche trotz der Abmachung amerikanische Winterurlaube gewähren, sind eo ipso aus dem Deutschen Bühnenvereine ausgeschlossen und aller aus dem Vereine fließenden Vorteile verlustig." — Dies ist das einzige Mittel, unsere Sänger während des Winters an der Bühne festzuhalten, der sie ihren künstlerischen Ruf verdanken. Denn die Herrschaften mögen sich darüber keinem Zweifel hingeben: daß sie solch hohe Angebote erhalten, verdanken sie in erster Linie dem Umstande, daß sie Mitglieder von hochangesehenen Hofbühnen sind. Wenn sie aus irgend einem Grunde aus diesem Verbande austreten, werden sie

durch andere Ziffern in ihren amerikanischen Kontrakten sehr bald über die Veränderlichkeit alles Irdischen belehrt werden. Wir werden schließlich zwei Arten von Künstlern bekommen: solche, die in europäische Ensembles sich fügen, und reisende Stars. Sache des Publikums wird es sein, zu zeigen, daß ihm gute Ensembles lieber sind, als blendende Stars. Aufgabe der Presse, ihm dabei zu helfen, es zu dieser Auffassung zu erziehen.

Auf dieses Dilemma läuft nämlich die Sache hinaus: Wollt ihr ein gutes Ensemble oder wollt ihr einen, zwei, drei Stars — der Rest minderes Stadttheater? Denn bei der Schnelligkeit, mit der junge Sänger und Schauspieler heutigentags auf die kunstsinnige Menschheit losgelassen werden, ist naturgemäß meistens ihre künstlerische Vorbildung mangelhaft, ihre darstellerische Erziehung unvollendet, ihre Technik unausgebildet, ein Verständnis für Unterordnung in ein künstlerisches Ganzes kaum im Keime vorhanden. Daher ist es viel schwerer geworden, ein Künstlerensemble zu schaffen. Kaum aber können die Herrschaften etwas, so stellen sie übertriebene Forderungen an Gagen und Urlaub und finden leider Direktoren, die diese Forderungen bewilligen. Hier muß einmal ein Ende gemacht werden. Manche Gagen stehen in keinem Verhältnis mehr zu den Leistungen. Ich verspreche mir viel von der hoffentlich bald abhausenden Grammophonmode: man wird schließlich der Künstler, die nichts als Stimme haben, müde werden, weil durch die Grammophone das Stimmprotzentum ad absurdum geführt wird. Der verstorbene Alexander Ritter sagte mir oft, die berühmte Schröder-Devrient habe gar keine große Stimme (im heutigen Sprachgebrauche) gehabt; aber sie habe singen, wirklich singen können, und habe mit hinreißendem Ausdrucke gesungen. Das ist es: Vor allem ein gutes Ensemble, technisch geschulte, und geistig gebildete Künstler. Künstler, die es vorziehen, bei echter Begeisterung eines hochstehenden Publikums in gutbezahlten Stellungen zu bleiben, als vor gaffenden Yankees sich geschwind eine halbe Million zusammenzusingen, dabei ihre Stimme und den Kontakt mit der Heimat zu riskieren.

Man darf Felix Mottl zutrauen, daß er imstande ist, eine Oper auf die Höhe zu bringen. Zu allem Ueberfluß hat er in Karlsruhe den Beweis dafür gründlich erbracht. Wir haben Mottl nun ein Jahr, und doch ist die Oper nicht besser geworden. Man wird ihm die richtige Stellung geben müssen, Gelegenheit, seinen künstlerischen Willen durchzusetzen. Wie groß muß der Reibungskoëffizient des Münchener Opernbetriebes sein, wenn es nicht einmal Mottl gelungen ist, seine Absichten zu verwirklichen! Wieviel Energie muß da rein zwecklos verloren gehen! Welche Fehler müssen begangen worden sein! Es ist z. B. ein Fehler, mehrere Künstler zu engagieren, die ein Repertoire von höchstens einem Dutzend Partien haben. Es ist falsch, einem Sänger einen monatelangen Urlaub zu gewähren, wenn man nicht den geringsten Ersatz für ihn im eigenen Personal hat. Es ist falsch, den dramatischen Tenor und den lyrischen Tenor gleichzeitig kontraktlich zu beurlauben, so daß z. B. die soeben mit großem Erfolg aufgenommene Oper von Berlioz „Beatrice und Benedikt" wochenlang vom Repertoire abgesetzt werden muß, bis das Interesse anfängt zu erkalten. Wenn ein Dirigent Herrn oder Frau So und So zu einer Probe auf einen bestimmten Tag bestellt hat, so muß er auch sicher sein, die Bestellten wirklich vorzufinden; es darf nicht vorkommen, daß sie inzwischen Urlaub erhalten haben. Wenn ein ausverkauftes Haus den Lohengrin erwartet, darf es nicht vorkommen, daß der Tenor in letzter Stunde absagt und kein anderer rasch für ihn eintritt. Prinzip des Hoftheaters muß in Oper und Schauspiel sein, alle Rollen doppelt zu besetzen, so daß eine Aufführung nur im allerseltensten Falle abgesetzt werden muß. Ich erinnere mich an Zeiten, da für den Lohengrin und Walther Stolzing jederzeit drei, für den Tannhäuser vier einheimische Tenöre zur Verfügung standen. Daß

man Vogl den Tristan und Siegfried als Monopol überließ und nicht an rechtzeitigen Ersatz dachte, war schon ein Fehler.

Die Konsequenz mit der in München Mozart vernachlässigt wird, ist das stärkste, was man überhaupt einem Publikum bieten kann. Für die Abonnenten existiert seit Jahren weder die „Entführung aus dem Serail“, noch „Figaro“, noch „Cosi fan tutte“, noch „Don Juan“; von „Titus“ und „Idomeneo“ ganz zu schweigen. Wenn der Münchner erfahren möchte, was für Opern Mozart geschrieben hat, so muß er vor das Haus in der Burgstraße gehen, in dem der Meister gewohnt hat. Da stehen sie angeschrieben. Auf dem Spielplan des Hoftheaters steht nur die „Zauberflöte“. Die andern führt man im Residenztheater für die Fremden auf. Es ist kein Wunder, daß den Abonnenten Gluck schon nicht mehr munden will. Wenn man die musikalische Tradition in solch unerhörter Weise unterbricht, wie dies durch die Ausschaltung des „Figaro“ und des „Don Juan“ tatsächlich geschieht, ruiniert man den Geschmack eines Publikums. Denn musikalischer und literarischer Geschmack kann nur entstehen, wo Tradition bewahrt wird. Es muß in der Musik und in der Literatur die Kenntnis einer gewissen Anzahl von Meisterwerken vorausgesetzt werden können; sie dürfen überhaupt nie vom Spielplan ganz verschwinden; sie sind die Geschmacksschule der Jungen, die Freude der Aelteren; sie müssen in der denkbar sorgfältigsten Weise aufgeführt werden; sie gehören einfach zu dem nationalen Besitzstande an künstlerischer Kultur. Nur so bildet sich ein Geschmack, nur so erhält sich ein Geschmack, nur so bewahrt man sich ein kunstsinniges Publikum. Gewerbsmäßiger Betrieb der Wagnerei degradiert bei der staatlichen Brandversicherung ein Anwesen um eine volle Stufe. Auch ein Hoftheater wird durch gewerbsmäßige Wagnerei, die der ausdrücklichen Willensmeinung des Meisters schnurstracks zuwiderläuft, degradiert. Ein Hoftheater darf nicht, wie ein Privatunternehmen, den Spielplan in erster Linie vom Kassenrapport abhängen lassen.

Es hat in München eine Zeit gegeben, da der „Fidelio“ eine mit feierlichen Gefühlen erwartete Festvorstellung war: man hörte ihn zweimal im Jahre sicher, an Beethovens Geburts- und Sterbetage, vielleicht noch ein drittes Mal. Inzwischen ist „Fidelio“ zur Einwurfsoper geworden: eine „Aida“ mit minderer Ausstattung! Noch mehr: sogar „Lohengrin“ wurde zur Einwurfsoper, die man rasch ansetzte, wenn ein Sänger gerade unpäßlich war. Von Webers „Freischütz“ kann man ruhig sagen, daß er auf dem Niveau hilflosester Provinz steht.

Schlimmer noch steht es mit dem Schauspiel. Das Hoftheater kommt literarisch kaum mehr in Betracht. Die wirklichen Theaterereignisse spielen sich im Münchner Schauspielhause und im Volkstheater ab. Stollberg und Schrumpf haben die Führung in dramatischer Hinsicht übernommen. Es kann unmöglich die Scheu vor „modernen“ Werken sein, die von ihrer Aufführung abhält. Wir sahen im Residenztheater die Darsteller in „Uraufführungen“ sich mühen, die überall absolut unmöglich wären, unmöglich von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Was hingegen, an klassischen und modernen Werken, für das Münchener Hoftheater nicht existiert, ist erstaunlich. Ich blättere ein wenig zurück und finde seit dem Herbst 1901 von Erstaufführungen im Schauspielhause folgende, die ins Hof- oder Residenztheater gehört hätten: Delle Grazie: Der Schatten. — Dreyer: Der Sieger. — 1902: D'Annunzio: Die tote Stadt. — Schlaikjer: Pastors Rieke. — Ibsen: Brand. — Maeterlinck: Monna Vanna. — D'Annunzio: La Gloria. — 1903: D'Annunzio: La Gioconda. — Keyserling: Peter Hawel. — Halbe: Der Strom. — 1904: Fulda: Novella d'Andrea. — Björnson: Dagland. — 1905: Ibsen: Baumeister Solneß. — Shaw: Helden. In dreieinhalb Jahren vierzehn Stücke. Zwischen der Direktion des Hofschauspiels und derjenigen des Schauspielhauses sollte eigentlich die wütendste

Eifersucht bestehen, wer rascher und wer die besseren Novitäten bringt. Der Schauspieldirektor muß immer auf der Lauer sein. In Mannheim, in Stuttgart, hat ein neues Stück gefallen: schnell hin, ob es für uns brauchbar ist! In Berlin führt das kleine Theater mit unerhörtem Erfolge Minna von Barnhelm auf: geschwind nach Berlin, das müssen wir sofort nachmachen! In Zürich soll ein guter Held sein: auf nach Zürich, den müssen wir vormerken! So macht man's, wenn man's zu Erfolgen seiner Bühne bringen will. Ein Theaterleiter soll weder nach Erfolgen des Konzertsaales streben, indem er mit Melodramen herumreist, noch seinem Personal dankbare Rollen wegspielen. Regisseure, die sich selbst Rollen zuerteilen, für die sie nicht geeignet sind, müssen einen Mann über sich haben, der ihnen das abgewöhnt. Als der treffliche Keppler noch lebte, bekamen wir alljährlich, was von feineren französischen Schauspielen für uns geeignet war. Kein Wunder: Keppler fuhr selbst nach Paris und schaute sich um. Cyrano de Bergerac aber ist im Münchner Gärtnertheater aufgeführt worden! ....

Die Klassikervorstellungen im Prinzregententheater sind unrentabel, ruinieren die Dekorationen und Kostüme und machen das ganze Personal nervös. Man nehme die klassischen Stücke in möglichstem Umfange wieder in den ordentlichen Spielplan auf, gebe Lessing, Kleist, Goethe, Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Shakespeare, Molière im Hof- und Residenztheater, — wenn man will, an Nachmittagen im Winter: das Personal ist froh, wenn es abends einmal ausschlafen kann. Die wichtigsten klassischen Stücke gehören ins Abonnement: man kann von Familienvätern nicht verlangen, daß sie ihren Söhnen und Töchtern für die Klassiker die Aufführungen im Prinzregententheater noch extra bezahlen. Ins Residenztheater gehören die kleineren Schauspiele und Opern. Von letzteren z. B.: Pergolese: La Serva Padrona; Cimarosa: Die heimliche Ehe; Donizetti: Don Pasquale, und Elisir d'Amore; Verdi: Falstaff; Wolf-Ferrari: Die neugierigen Frauen, und Die vier Grobiane; Mozart: Entführung, Figaro, Don Juan, Cosi fan tutte; Wolf: Corregidor; Rossini: Barbier von Sevilla; Dittersdorf: Doktor und Apotheker; Boieldieu: Les Voitures versées; Humperdinck: Hänsel und Gretel. Zu diesen sechzehn ließen sich leicht noch ein Dutzend anderer älterer und neuerer Opern finden. Peter Cornelius hatte, wenn ich recht berichtet bin, begonnen, ältere Werke speziell fürs Residenztheater zu bearbeiten. Wenn man im Residenztheater ein mehrfaches Abonnement hat, kann man mit festen Summen rechnen; man hat eine finanzielle Grundlage, und keine schlechte! Ebenso wichtig aber ist der ideelle Gewinn: Man kann in beiden Häusern die Tradition pflegen und wertvolle neue Kunst fördern. Denn auf die Dauer ist es doch ungehörig, wenn im Residenztheater wochenlang der Schlafwagenkontrolleur oder der Familientag aufgeführt wird — vor leerem Parkett (soweit die Sitze nicht Freisitze sind) und vor gähnend leeren Rängen.

München. Josef Hofmiller.

Stuttgarter Theaterbilanz.

Die Intendanz einer größeren Hofbühne, an die nach allen Richtungen hohe Ansprüche gemacht werden, und die auf einen raschwechselnden Spielplan eingerichtet sein muß, führt alles eher als ein sorgenfreies Dasein, zumal wenn die finanziellen Mittel, die zu Gebote stehen, leicht zu erschöpfen sind. Die Bildung der Repertoire, selbst die geschäftliche Ausbeutung von Erfolgen wird durch die fortgesetzten Rücksichten auf die Abonnenten erschwert, die mit der Empfindlichkeit sich unentbehrlich fühlender Stammgäste über ihren Privilegien

machen. Erkrankungen in einem Personal, dessen Hauptfächer meist nur einfach besetzt sind, Verstimmungen und Irrungen, wie sie sich unter dem leicht reizbaren Künstlervolke nicht vermeiden lassen, allerlei unvorgesehene Hindernisse und Störungen pflegen die strenge Durchführung des sorgfältig vorbereiteten Arbeitsplans zur Unmöglichkeit zu machen. Endlich die unerquicklichen Probegastspiele — eine Qual für Theaterbesucher und Kritiker, und dazu noch eine überflüssige, weil jeder einzelne Fachmann die in Aussicht genommenen Kräfte an den Stätten ihres ständigen Wirkens viel sicherer beobachten und beurteilen kann. Allen diesen Unbilden ist das Stuttgarter Hoftheater in der vergangenen Spielzeit in reichem Maße ausgesetzt gewesen, und mancherlei unverschuldetes Mißgeschick hat die guten Absichten der Bühnenleitung durchkreuzt.

Man darf überhaupt nicht vergessen, daß sich diese Anstalt in einem Uebergangsstadium befindet, seitdem ihr altes Gebäude am Schloßplatz in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1902 ein Raub der Flammen geworden ist. Wohl hat man mit rühmlicher Eile ein Interimtheater erbaut, das am 12. Oktober desselben Jahres dem Gebrauche übergeben werden konnte: aber es macht sich in künstlerischer wie ökonomischer Hinsicht geltend, daß es eben nur ein provisorisches Heim ist. Die engen Bühnenverhältnisse verbieten, daß Opern und klassische Dramen, die an Ausstattung und Massenentfaltung große Ansprüche stellen, ihr volles Recht widerfährt. Der beschränkte Zuschauerraum, mag er auch für den Werktagsbedarf ausreichen, verhindert doch, die günstige Finanzkonstellation an Sonn- und Feiertagen und bei besonderen Gelegenheiten voll auszunutzen; nach einer alten Erfahrung vermögen aber nur solche außerordentliche Einnahmen das Gleichgewicht des Budgets herzustellen.

Auch die Unsicherheit der künftigen Geschicke muß etwas Lähmendes für die Entschließungen der Hoftheaterintendanz haben. Noch ist man trotz endlosen Debatten, Verhandlungen und Entwürfen zu keinem festen Ergebnis wegen des notwendigen Neubaus gekommen. Soviel ist unter allen Kunstsinnigen und Sachverständigen ausgemacht, daß die Gelegenheit benutzt werden muß, um die Verhältnisse des Hoftheaters in großzügiger Weise auf eine lange Reihe von Jahren festzulegen, daß eine würdige Kunstübung zwei Häuser, ein größeres für große Oper und klassisches Drama und ein kleineres für Spieloper und modernes Schauspiel, erfordert. Da zu dem letzteren Zweck das Interimtheater noch auf Jahre hinaus verwendet werden kann, so handelt es sich zunächst um Erstellung eines großen monumentalen Gebäudes, doch so, daß man später das kleinere monumentale in so unmittelbarer Nähe einfügen kann, wie sie die Vereinfachung und Verbilligung des Betriebs notwendig erscheinen läßt. Ob dies am besten in Form eines von der Intendanz erstrebten, aber bis jetzt vom Landtag mißbilligten Doppeltheaters erreicht wird, dessen zweiter Teil erst nach Abbruch des Interimtheaters auszubauen wäre, oder ob nur bei der Wahl des Platzes für das Opernhaus schon ein solcher für das künftige Schauspielhaus vorzumerken ist, möge eine offene Frage bleiben. Die Entscheidung über den Platz macht besondere Beschwerden. Der sentimental unpraktischen Schwärmerei für den alten Theaterplatz tragen die maßgebenden Persönlichkeiten zum Glück keine Rechnung. Aber ehe man sich endgültig an den aus verschiedenen Gründen vielfach angefochtenen Waisenhausplatz bindet, sollte man doch nochmals die Möglichkeit prüfen, rückwärts vom alten Theaterplatz, sei es nun in den Anlagen[1]) oder an Stelle des Marstalls, Raum zu schaffen. Unter allen Umständen aber ist es jetzt nach reichlich drei

[1]) Einen beherzigenswerten Vorschlag enthalten nach dieser Richtung die Ausführungen Konrad Langes im 5. Heft des 2. Jahrgangs der Süddeutschen Monatshefte (S. 419 f.), denen überhaupt in allen wesentlichen Punkten beizupflichten ist.

Jahren an der Zeit, daß endlich das erlösende Wort gesprochen und dadurch dem die Kunstanstalt schädigenden Provisorium ein absehbares Ende bereitet wird.

Der Hoftheaterintendanz steht allerdings seit 1900 ein zweites Haus, das niedliche Wilhelmatheater, zur Verfügung, das 1839 von dem Architekten Zanth, dem Erbauer des berühmten maurischen Lustschloßes Wilhelma, in Verbindung mit diesem errichtet worden ist. Zum Krongut gehörig, ist es Jahrzehnte lang unbenutzt geblieben, bis eine Gesellschaft, die vom König das Gebäude auf 20 Jahre verliehen erhielt, das Theater einem gründlichen Umbau unterzog und es wieder in Betrieb setzte. Sie hat es die drei Sommermonate in eigener Regie, während es für die Wintersaison an die Hoftheaterintendanz verpachtet ist. Aehnlich dem Münchner Residenztheater, eignet es sich vermöge seiner vorzüglichen Akustik und zusammengedrängten Raumverhältnisse, die den innigsten Rapport zwischen Darstellern und Zuschauern und ein rasches Spiel zulassen, in hervorragendem Maße für Milieudramen und feine Lustspiele. Es war denn auch überraschend, wie früher im abgebrannten großen Hause aufgeführte Stücke in diesem kleinen Kunsttempel völlig neue Wirkungen erzielten. Aber leider liegt das Wilhelmatheater ganz auf der Peripherie der Hauptstadt, auf der Markung der neulich erst eingemeindeten Stadt Cannstatt, und sind — was das Schlimmste ist — die Verbindungen dorthin ungenügend und unzuverlässig. Die Theaterlust der Stuttgarter ist aber keineswegs groß genug, als daß sie sich den Genuß guter Vorstellungen mit einigen Unbequemlichkeiten erkaufen möchten. So mußte denn die Intendanz, die für das Wilhelmatheater ein paar Jahre lang ein eigenes modernes Repertoir zusammenstellte, schließlich aus Geschäftsrücksichten davon absehen. Seitdem man aber dieselben Stücke auch im Interimtheater sehen kann, darf jene Bühne vollends fast nur noch auf ein Vorstadtpublikum zählen.

Doch vier bis sechs Glanztage erlebt sie noch immer im Jahre. Das sind die regelmäßigen Sondervorstellungen für die Mitglieder des württembergischen Goethebundes. Da füllen sich die Räume bis auf den letzten Platz mit Zuschauern, die sich in naiver Selbsttäuschung für ein Elitepublikum halten. Da kann man Zeuge von allerhand interessanten literarischen Experimenten werden. In der ablaufenden Spielzeit gab es eine kleine Auswahl von Komödien verschiedener Völker und Zeiten: Shakespeares „Lustige Weiber von Windsor", „Meister Gert Westfaler" und „Die Wochenstube" von Holberg, dem dänischen Molière, Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" in Fuldas Uebersetzung, endlich „Der Diamant" von Hebbel. Leider tat gerade diese phantastische Komödie nicht die erwartete Wirkung; allerdings hatte man, mitten in den Vorbereitungen zum Schillerzyklus steckend, auch nicht die nötige Zeit zu einer liebevollen Einübung und sorgsamen Inszenierung erübrigen können.

Im Interimtheater wurden die bekannten Saison-Neuheiten in stattlicher Anzahl vorgeführt, von Kadelburgs „Familientag" bis zu Beer-Hofmanns drittelpreisgekröntem „Grafen von Charolais", der es übrigens hier zu keinem rechten Erfolg brachte, wogegen Dreyers „Siebzehnjährige" sich einer besonders günstigen Aufnahme zu erfreuen hatten. Mit den Uraufführungen hatte das Hoftheater in dieser Spielzeit wenig Glück. Björnsons „Dagland" wurde mit eisiger Hochachtung aufgenommen. Seitdem es die Stuttgarter Intendanz unternommen hat, den zweiten Teil von „Ueber die Kraft" für die deutsche Bühne zu gewinnen, bestehen zwischen ihr und dem großen nordischen Dichter enge Beziehungen. Aber man darf sich doch nicht darüber täuschen, daß seine dramatischen Spätlinge, die hier alle zuerst in Szene gegangen sind, höchstens dem Poeten, nicht aber dem Dramatiker zur Ehre gereichen. Nach langjähriger rühmlichen Gepflogenheit wurden ferner wiederum einige Neulinge eingeführt. Das vieraktige Schauspiel „Schule des Lebens", angeblich von Ludwig Baumeister, erwies sich als unreife Anfänger-

arbeit; zu Gunsten der Stuttgarter Professorenschaft soll angenommen werden, daß das Gerücht, das den Autor in ihren Reihen sucht, irrtümmlich ist. Von ein paar Einaktern gefiel nur Alfred Auerbachs Komödie, „D'Erbschaft“. Die harmlos heitere Kleinigkeit ist aus echt schwäbischem Volksgeist erwachsen und war schon als Beweis willkommen, daß sich doch endlich einmal etwas wie schwäbische Volksdramatik — in der Epoche der Heimatkunst! — zu regen beginnt.

Es ist ein unleugbares Verdienst der Aera Putlitz, daß sie das lange Zeit gegen die moderne dramatische Literatur höchst spröde Stuttgarter Publikum mit dieser in Fühlung zu bringen gewußt hat. Eine gleichmäßige Pflege der Produktion der Gegenwart und der klassischen Erzeugnisse hätte weit größere Mittel, als sie dem Stuttgarter Hoftheater eignen, zur Voraussetzung. So mußten die Klassiker mehr zurücktreten. Was sich für sie erübrigen läßt, ist in der Hauptsache, und zwar mit Fug und Recht, auf Schiller verwendet worden. Seit Jahren war man eifrig am Werke, alle die großen Schöpfungen des Dichters bis zur Säkularfeier in ein glänzendes neues Gewand zu hüllen, und obgleich die verhängnisvolle Feuersbrunst manches zerstörte und wieder von vorn anzufangen nötigte, wurde doch das Ziel rechtzeitig erreicht. Der Schiller-Zyklus, der sich vom 8. Mai bis 3. Juni abgespielt hat, brachte die unvergänglichen Stücke in würdigem szenischen Rahmen (soweit es wenigstens die beschränkten Raumverhältnisse der Interimbühne gestatten) und insbesondere mit prunkvoller, streng stilgerechter Kostümierung. Auch mit den Leistungen der Einzeldarsteller konnte man sich im ganzen wohl befreunden, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß dieselben Künstler und Künstlerinnen das überweite Gebiet von naturalistischen Gegenwartstypen bis zu stilisierten historischen Charakteren zu beherrschen haben. Der Heldendarsteller Egmont Richter, die fein gebildete Alexandrine Rossi, die temperamentvolle und stark empfindende Emmy Remolt, ein Münchner Kind, dürfen sich ungewöhnlicher Vielseitigkeit rühmen. Der feurige und sympathische Heldenliebhaber Alfred Gerasch ist für Verkörperung Schillerscher Gestalten besonders befähigt. Und schließlich ist es ein Hauptvorzug solcher Festzeiten, daß auch die schwächeren Kräfte durch die Weihe des Augenblicks über sich selbst hinaus gehoben werden können.

In der Oper — um auch diese zu streifen — herrschte die leichtere Gattung allzustark vor. Die Schuld daran lag hauptsächlich am gänzlichen Versagen der hochdramatischen Primadonna. So kam auch Schillings' „Ingwelde“ zu Fall. Von den sonstigen zahlreichen Premièren bedeuteten Eugen d'Albert's Einakter „Die Abreise“ und E. Humperdinks komische Oper „Die Heirat wider Willen“, deren hiesige Aufführung unmittelbar auf die Berliner folgte, wertvolle Bereicherungen des Repertoires. Das preisgekrönte italienische Musikdrama „Die Ziegenhirtin“ (La cabrera) von Dupont, mit dem das Stuttgarter Publikum gleichfalls sehr rasch bekannt gemacht wurde, enttäuschte stark. Endlich ist auch noch eine richtige Uraufführung zu verzeichnen: „Die Freier“, Oper in einem Akt von A. Schattmann. Zu einem ziemlich albernen Rokokotext hat da ein begabter Anfänger eine nicht eben originelle, aber gefällige Musik geliefert. Während im Bereiche der großen Oper und des Wagnerschen Tondramas Stuttgart zur Zeit nicht in der Lage ist, mit München und Dresden oder auch nur mit Frankfurt zu rivalisieren, stehen die Darbietungen der Spieloper auf einem ziemlich hohen Niveau, wofür der Dank nicht zuletzt der unübertrefflichen Vertreterin höherer Soubrettenrollen, Anna Sutter, gebührt.

Von ständigen Privatbühnen kommt nur das Residenztheater in Betracht. Dort hat die Direktion Theodor Brandt mit Ablauf der diesjährigen Spielzeit ihr Ende erreicht. Das gleichfalls ziemlich abgelegene Institut hat ein kleines Stammpublikum gehabt, das sich mit rührender Geduld Woche für Woche eine aus Paris importierte Schwankneuheit gefallen ließ. Allmählich hat Brandt aber

doch seine Aufgabe im Stuttgarter Kunstleben verstehen gelernt, die ihn darauf hinwies, das Publikum mit dem Teil der modernen dramatischen Literatur vertraut zu machen, welchen auch eine noch so liberal geleitete Hofbühne unberücksichtigt lassen muß. Dadurch zwang er von Zeit zu Zeit alles, was auf literarische Bildung in der Stadt Anspruch erhebt, nach seinem Kunsttempel zu wallen. Es galt, „Die Weber", den „Rosenmontag", den „Zapfenstreich" zu schauen. Bis zu Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", bis zu Strindberg wagte man sich vor. Daneben ergötzte man mit rund hundert Vorstellungen von „Altheidelberg" die Philisterherzen. Der Schlager der letzten Saison hieß „Traumulus." Einem Gastspiel der Dumont verdankten es die Stuttgarter, daß sie endlich die Bühnenwirkung von Ibsens „Klein Eyolf" kennen lernen durften. Brandts Ehrgeiz richtete sich auch auf Uraufführungen. Er hat zuerst das Klosterschauspiel „Die Brüder von St. Bernhard" aus Oesterreich nach Deutschland gebracht, hat Jon Lehmanns Komödie „Augen rechts" die Bühnenweihe erteilt und sich schließlich von seiner Gattin und seinem ersten Liebhaber Neuheiten fabrizieren lassen. Die erstere errang mit ihrem harmlosen Schwank „Ein Rasseweib" (unter dem Decknamen Siegfried Leinau) sogar einen ziemlich nachhaltigen Heiterkeitserfolg. Es heißt überhaupt, daß Direktor Brandt an ihr, die sich noch von ihrer Mädchenzeit her Helene Schüle nennt, in der Inszenierung und ganzen Geschäftsführung eine starke Stütze gehabt habe. Jedenfalls hat man sich im Residenztheater darauf verstanden, flotte Gesamtvorstellungen mit einem Personal zu erzielen, dessen männliche Mitglieder sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, während die weiblichen zum größeren Teil darunter blieben. Brandt selbst war der beste Schauspieler seiner Gesellschaft. Auch Helene Schüle besitzt Routine und eine gewisse eigenartige Begabung für das Drastische; aber sie schädigte das Unternehmen, indem sie nach Rollen griff, die ihr nicht oder doch nicht mehr zukamen. Unter allen Umständen werden Brandts Nachfolger nicht auf Rosen gebettet sein. Am meisten dürften sie dann Aussichten haben, wenn sie sich entschieden dem Volkstümlichen zuwenden und durch billige Eintrittspreise die Kreise herbeiziehen, welchen das Hoftheater verschlossen ist.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

Carl Lahm: Ein deutscher Kunstsalon in Paris[1]).

Im Jahre 1904 brachte die „Münchener Allgemeine Zeitung" eine Studie von Carl Lahm über den Grund für die Tatsache, daß der deutschen Kunst die Pariser Salons und überhaupt der Pariser Kunsthandel fast gar nicht zugänglich sind. Der Verfasser schlug die Gründung eines deutschen Kunstsalons in Paris vor, welche Idee bald dahin erweitert wurde, daß Tauschausstellungen deutscher und französischer Kunstwerke in Berlin, München und Paris stattfinden möchten. Eine nicht sehr große, aber qualitativ stattliche Anzahl von französischen Künstlern nahm den Vorschlag mit all jener Courtoisie auf, die die Diplomaten haben, wenn sie ein aussichtsloses Projekt besprechen müssen. Man möchte glauben, daß Paris sich sehr für deutsche Kunst interessiert, wenn man diese Stimmen von Rodin, Carrière und anderen hört; merkwürdig ists nur, daß die Herren alle darüber klagen, die deutschen Meister nicht zu kennen, als ob Frankreich und Deutschland nicht Grenznachbarn wären, die sich bei einigem guten Willen leicht über ihre Leistungen orientieren können, wenn das Interesse daran nur auch wirklich besteht.

[1]) Verlag der Allgemeinen Zeitung, G. m. b. H., München.

Die deutschen Künstler erklärten ebenfalls im allgemeinen diese Tauschausstellungen für eine sehr glückliche Idee; nur haben manche allerlei Bedenken, aus denen deutlich hervorgeht, daß man den ungeheuren Schaden noch nicht vergessen hat, der der deutschen Kunst auf der letzten großen Weltausstellung durch die mehr als unglückliche Art angetan wurde, mit der ihre besten Leistungen den Franzosen vorenthalten wurden und Künstler von sehr bestrittenem Wert sich in den Vordergrund drängen durften.

Wer soll diese Tauschausstellungen arrangieren? Die Künstler sind, wie die Erfahrung zeigt, nicht im Stande dazu; sie verfolgen immer egoistische Sonderinteressen und geben ihrem persönlichen Geschmack zu viel Raum. Eine aus Künstlern und Laien gebildete gemischte Kommission wird ebenfalls nicht viel gutes ausrichten; man braucht nur an die Unselbständigkeit zu denken, mit der sich die deutschen Kunstschriftsteller und ihre sogenannten Führer den Orakeln der jeweils von ihnen angebeteten Künstler unterordnen. Wenn man aber dem Staate die Leitung einer solchen Ausstellung übertragen wollte, dann käme zuversichtlich etwas ganz Schreckliches heraus.

Der Vorschlag geht dahin, jährlich eine deutsche Eliteausstellung von höchstens 150 Kunstwerken zu veranstalten, mit der Verfügung, daß kein Künstler mehr als zwei Werke einschicken dürfe. Das heißt, daß mindestens 75 Künstler vertreten sein würden. Damit ist die Aussichtslosigkeit des Ganzen klar gekennzeichnet. Wir haben in Deutschland keine 75 Künstler, die Elitekunst hervorbringen; übrigens hat auch Frankreich nicht so viele Meister ersten Ranges.

In dieser Hinsicht ist René Ménards Vorschlag sehr beherzigenswert. Er schreibt: „Vielleicht werde man gut tun, in jedem Jahr einen entschwundenen großen Maler in seinen besten Werken als Mittelpunkt der Ausstellung zu bestimmen". Ménard denkt wohl an das Prinzip, mit dem die doch im allgemeinen nicht sehr glänzend dastehende heutige italienische Kunst auf den Venetianer Ausstellungen doch immer gute Figur zu machen weiß, indem sie eben einen Künstler von wirklicher Bedeutung wie Favretto separat ausstellt und feiert.

Wenn man aber einen Toten oder wenigstens einen durch sein Alter ehrwürdigen Jubilar als Zentrum der Ausstellung nimmt und trotzdem sich auf die Zahl von 150 Werken beschränkt, dann wird es wohl nicht viel für andere Künstler geben, die in den Kunstsalon zugelassen werden; aber desto mehr Verdruß und Unerquicklichkeiten wird es geben.

So schön gedacht Lahms Idee auch ist, so scheint dem Referenten doch, daß sich ihrer Ausführung recht zahlreiche Schwierigkeiten entgegensetzen, worunter nicht die geringste die ist, daß man nicht einmal den Versuch wagen darf. Gesetzt den Fall, daß das Unternehmen scheitert, so wie ähnliche Bestrebungen in Deutschland bis jetzt auch immer abortiert sind, so wird der Schaden, den unsere deutsche Kunst erleidet, noch größer sein als der, den sie auf der letzten Pariser Weltausstellung erfahren hat.

München. Karl Voll.

Georg Steinhausens Geschichte der deutschen Kultur.

Es gibt Bücher, die wir sehnlich erwarten, und die nicht geschrieben werden. Wer wird uns das erste zusammenfassende Buch über die Orientalisierung, Desorientalisierung und Reorientalisierung des alten Griechenland geben? Wer die allmählige Hellenisierung Italiens, Roms beschreiben? Wir warten, und hoffen, daß diese Aufgaben den Einen, der sie lösen kann, magnetisch anziehen werden. Inzwischen erscheint doch von Zeit zu Zeit eines von den Werken, die auf diesem

unserem imaginären Wunschzettel verzeichnet stehen. Georg Steinhausens Geschichte der deutschen Kultur ist eines davon. Der Verlag (das Bibliographische Institut) hat das 747 Seiten starke Werk schön ausgestattet; 205 Abbildungen im Text und 22 bunte Tafeln sind beigegeben, keine eilig zusammengerafften Klischees, sondern gute, saubere, instruktive und an ihren Ort passende Illustrationen; der Preis (17 Mark) ist angesichts der vorzüglichen Ausstattung gewiß nicht zu hoch.

Wie eigentümlich und selbständig Steinhausen seine Aufgabe anpackt, zeigt schon seine Disposition: I. Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur. II. Das Hervortreten des deutschen Menschen. III. Die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger. IV. Soziale, wirtschaftliche und geistige Differenzierung: Herausbildung laiischer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge. V. Kulturelle Vorherrschaft Frankreichs in Europa und ihre Einwirkungen auf Deutschland: höfisch-ritterliche Kultur, Scholastik und Gotik; VI. Hervortreten des Volkstums, Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses. VII. Erblühen und Vorherrschaft einer städtischen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung. VIII. Zeitalter des Zwiespaltes: materiellvolkstümliche Kultur und neue geistige Mächte. Soziale, geistige und religiöse Krisen. IX. Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängen des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunkts. X. Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft. XI. Begründung einer neuen nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand. Geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa. XII. Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur.

Das ist einmal eine Disposition! Mehr — das ist ein Programm! Es ist zugleich Angabe des jeweiligen Zeitabschnitts und Kritik des ihn behandelnden Mannes. Vom altgermanischen Agrarstaate bis zu unserer Zeit der Naturwissenschaft und der Technik, — welcher Weg, und zugleich welche Beleuchtung dieses Weges! Wohin ist jene Zeit versunken, die Geschichte nur in dem beschränkten Sinne Freemans gelten lassen wollte: History is past politics and politics present history? Wie lange freilich wird es dauern, bis auch in die strengbehüteten Mauern der Schule die Kunde vom Wandel historischer Betrachtung dringt? Noch gibt es Lehrbücher, in denen die Kulturgeschichte in kleingedruckten Anmerkungen abgetan wird; noch gibt es Geschichtsextemporalien von unbehilflichen Lehrern, noch werden Jahreszahlen auf sorglich versteckte Notzettel geschrieben, noch vor jeder Maturitätsprüfung tausende von überarbeiteten armen Schülergehirnen mit den Zahlen des heiligen Geschichtskanons gemartert! Man braucht nur einen Blick in gewisse Handbücher der Geschichte zu werfen, die an unsern Schulen üblich sind, und man erschrickt über die Diskrepanz dessen, was wirklich kennenswürdige Geschichte ist, und dessen, was den Schülern als Geschichte gelehrt wird: Kriege und Friedensschlüsse, Regentenreihen, dynastische Quisquilien, Schlachten, Stammbäume, — als handelte sich's um Geschichte der Herrscher, statt um Geschichte der Völker!

Was erfahren unsere Gymnasiasten von der Rezeption des römischen Rechts! Wie hilflos einseitig wird hüben und drüben die Reformation dargestellt! Gerade diese beiden Kapitel sind bei Steinhausen mit hoher Gerechtigkeit und Freiheit des Geistes behandelt. Ruhig zeigt er die einseitige Art Janssens und ist doch nicht blind gegen die schweren Schäden, die die Reformation im Gefolge hatte. Wo man das Buch aufschlägt, sieht man den vorsichtig urteilenden Historiker, der eben, weil er aus der Fülle schöpft, einseitiger Parteistellungen entraten kann. Auf Schritt und Tritt begegnet man ganz überraschenden Widerlegungen, Abschwächungen, Richtig-

stellungen landläufiger Ansichten. Man hat stets den Eindruck einer außerordentlich solid fundamentierten Darstellung, die nie mit massenweise hergeworfenen Details prunkt, sondern, vollkommen geistig verarbeitet und beherrscht, als Ganzes wirkt. Wirtschaftliche und politische Mächte, religiöse und sittliche Bewegungen, die Wirksamkeit von Ideen, alles wird gleichmäßig berücksichtigt. Um ein Beispiel zu geben, sei das zwölfte Kapitel nach seinen wichtigsten Seiten exzerpiert:

Gewaltiger Aufschwung der materiellen Kultur, Realitätssinn, praktischer Verstand. An Stelle früherer Innerlichkeit äußerer Fortschritt mit Tendenz gegen Brutalität zu. — Anknüpfend an die Julirevolution, politisches Aufflammen. Reaktion in Oesterreich und Preußen. Einheitsbestrebungen stärker hervortretend: Gründung des Zollvereins, Schleswig-Holstein. 1848: die alte Zeit endgültig begraben! Daneben orthodoxe und pietistische Velleitäten: unduldsame protestantische Orthodoxie Hand in Hand mit politischer Reaktion. Revolte des kritischen Verstandes: Strauß, Baur, Feuerbach. — Aufschwung der Naturwissenschaften: Anwendung der exakten Wissenschaften in der Praxis, internationales Zeitalter der Technik: „die Maschinen wie das chemische künstliche Verfahren an Stelle des Persönlichen, des Menschen, überhaupt des Organischen, des Tieres u. s. w." Aera der Industrie, neue überaus rasch vorschreitende Lebensepoche, definitiver Bruch mit der alten Zeit. — Landwirtschaft: Verlassen der Empirie (Thaer), Einfluß der Naturwissenschaften (Liebig); 1. mehr, 2. bessere Erzeugnisse. Agrarreformen; neue Klasse: die beweglichen ländlichen Arbeiter; Entstehung des Gegensatzes von Landarbeiter und Grundbesitzer. — Massenhafte Verwendung der Dampfmaschine; „Kohle und Eisen wurden die Stichworte der neuen Zeit"[1]. Chemische Wissenschaft befördert chemische Industrie, physikalische Errungenschaften haben enorme Wandlungen des Beleuchtungswesens zur Folge. — Verkehr: Eisenbahnen; Dampfschiffe: totale Umwälzung durch die neue Technik. Telegraph, Telephon. „Die Eisenbahnen haben auf das Frachtfuhrwesen und die Binnenschiffahrt nicht ertötend, sondern belebend gewirkt, ebenso den Chausseebau befördert." Enorm gesteigerter Reise- und Briefverkehr. Post (Nachrichten-, Paket- und Geldverkehr), Presse, Handel (orientierende Preisberichte, Reklame). Messe und Markt verlieren, der Geschäftsreisende gewinnt an Bedeutung. Zeitalter der Technik, der Kohle, des Eisens, des Verkehrs, d. h. Zeitalter der (praktischen, technischen) Arbeit. Die Industrie braucht mehr Menschenmaterial. Die Arbeit wird zwar besser und schneller, aber härter und aufreibender. Gewerbefreiheit, Unternehmertum. Kapital: der neue Wirtschaftsbetrieb vereinheitlicht, vereinfacht, d. h. maschineller Großbetrieb. Starke Zunahme der Bevölkerung. Zurückdrängung des Handwerks. Letzte Konsequenzen: Kartelle, Ringe, Trusts (Warenhäuser). Umgestaltung des Bankwesens, Wandlung des Effektenbörsenwesens. — Soziales Leben: Räumliche Umschichtung der Bevölkerung durch die Industrie, Zug in die Stadt. Großstädte „wie große Beulen am Volkskörper" (1871 nur 8 über 100 000 Einw., 1900 schon 33). Zunahme der Bevölkerung durch besitzlose Masse: Proletariat im Gegensatze zu der aus dem Bürgertum entstandenen „Bourgeoisie" (Großindustrielle, Großhändler, Bankiers), d. h. Aristokratie des Geldes. Durch letztere die Lebenshaltung höherer Beamter und Gelehrter beeinflußt: „die kapitalistische Färbung der Universitätslehrer beginnt beklagt zu werden, wie auch bei höheren Beamten immer mehr Wert auf Vermögen gelegt wird." Begriff des Mittelstandes mehr und mehr herabgedrückt: kaufmännisches und gewerbliches Kleinbürgertum. — Adel: blieb sozial einflußreich in gefestigter Stellung, sowie in politischer Macht (Regierungsstellen); Auffrischung der Vermögen durch gute Heiraten. — Demokratisierung des öffentlichen Lebens, des Verkehrs, der Trachten, des gesell-

[1]) Vgl. Südd. M.-H. II, 6, S. 509: Naumann: Was ist Kapitalismus?

schaftlichen Lebens, der Bildung, der Kunst, d. h. Nivellierung des inneren Menschen. Proletariat. Sozialdemokratie: bewußtes Empfinden des sozialen Elendes. Organisation zum Kampf. — Schattenseiten der Industrie- und Verkehrskultur: Verpestung der Luft, Rauchplage, Verunreinigung der Gewässer, Lärm, Katastrophen. — Reaktion gegen alles aufs allgemeine Gerichtete, Spekulative. Opposition gegen das Uebergewicht der antiken Sprachen, Betonung der Realien. — Massenverbreitung der Bildung: Zeitungen. — Ausschalten des Gemütes: wirtschaftlicher Konkurrenzkampf, Hast des neuen Erwerbslebens. „Zum Beherrscher der wirklichen Welt, zum fest und sicher auftretenden Manne soll der früher schüchterne und linkische Deutsche nach englischem und amerikanischen Muster werden;" oft nur Firnis! Reste des alten Bildungsstrebens zum Teil im niederen Volk sichtbar. Abneigung gegen tiefere Geistesbildung. — Kunst gilt als sinnliche Zerstreuung nach hastiger Arbeit. Die nationale Idee äußerlich gepflegt. Ellbogenpolitik, Ausnutzung der „Beziehungen". Sport (Einfluß Englands). „Das Nervenleben ist außerordentlich beeinflußt, zum Teil angreifend oder krankhaft, zum Hauptteil aber in der Richtung einer steigenden Anpassung der Nerven." Starke Reizbarkeit und Empfindlichkeit. In der Kunst das Komplizierte, technisch Raffinierte, gewaltsam Erregende bevorzugt. — Beginnende Reaktion gegen die moderne äußere Kultur: Gegen- oder stille Unterströmungen. Sozialer Versöhnungs- und Reformgeist, unmoderner innerer Zug der Güte, Zug zur Natur, Flucht aufs Land, Betonung der Heimat, Reformbewegungen in Tracht und Lebensweise. Sezessionistischer Geist: „Dieser sezessionistische Geist beweist mehr das Streben einer im Gegensatz zu den rechnenden und weltzufriedenen industriellen, beamteten und gelehrten Banausen ideal fühlenden, durch und durch subjektivistischen, wesentlich aristokratischen Generation nach einer neuen, anscheinend zu sehr ästhetisch gerichteten Kultur. Diese Generation möchte dabei durchaus nicht des modernen Lebens und Empfindens entraten. Sie möchte aus diesem Leben, aber auf Grundlage einer neuen, reflektierten Auffassung der Natur, in voller Würdigung einer höheren geistigen Bildung, in eifrigem Konnex mit dem wissenschaftlichen Streben, überall auf die organischen Kräfte zu gehen, ein neues Menschengeschlecht hervorzaubern. Ihr Traum wird teilweise Gestalt gewinnen ..... Auch am Ende dieser Geschichte der deutschen Kultur scheut sich der Verfasser nicht, auszusprechen, daß er es mit den Gegnern der angeblichen Kulturerrungenschaften hält, mit Wagner, der von „dem Industriepestgeruch städtischer Zivilisation" spricht, und mit Bismarck, dem „am wohlsten" war „weit weg von der Zivilisation". „Am besten ist mir da zu Mute, wo man nur den Specht hört." Es ist noch immer das germanische Waldkind, das aus solchen Worten zu uns spricht." —

So habe ich, so gut ich's konnte, den Lesern der Monatshefte einen Begriff von Steinhausens wertvollem Buche zu geben versucht. Sie kennen seine Disposition, seine Art zu gruppieren, seinen Stil, sie konnten sehen, daß hinter dem ordnenden Gelehrten ein warm und groß empfindender Mensch steckt, der nicht ängstlich hinter Pseudo-Objektivität sich verbirgt, sondern knapp und deutlich überall sich ausspricht. Ein außerordentliches Buch! Ihm werde, was es verdient: ein außerordentlicher Erfolg!

München. Josef Hofmiller.

Die Jesuiten.

Als der letzte Jesuitenrummel losging, wartete ich darauf, daß doch endlich einmal die Stimme der pathetisch entrüsteten Redner in dem mit elementarer Gewalt ausbrechenden Gelächter des Publikums ersticken würde. Man bedenke

nur: Hoensbroech gebärdet sich entsetzt darüber, daß die Jesuiten Sünder lossprechen, die ihre Sünden nicht aus vollkommener Liebe zu Gott bereuen — vor einem Publikum, das sich mit dem atheistischen Evangelium Häckels brüstet. Zwar hat nicht ein einziger Jesuit gelehrt, daß man zu einem guten Zweck sittlich verwerfliche Mittel anwenden dürfe (nur zur Abwendung der größeren Sünde die kleinere zu gestatten oder anzuraten, haben nach Hoensbroechs jüngsten Geständnissen einige erlaubt), aber unserm Publikum werden die Jesuiten trotzdem immer noch als verabscheuungswürdige Monstra vorgestellt, die durch den Zweck das schlechte Mittel nicht allein erlaubt machen, sondern sogar heiligen lassen — diesem Publikum, das in unserer Zeit des unlautern Wettbewerbes vollkommen moralinfrei geworden ist, von Sünde überhaupt nichts weiß und auf dem wirtschaftlichen wie auf dem politischen Gebiet skrupellos zu den schlechtesten Zwecken die schlechtesten Mittel anwendet. Weil ein spanischer Jesuit, Mariana, die Ermordung des zum Regieren unfähigen Wollüstlings und tückischen Meuchelmörders Heinrich III. durch Clement billigt (in dem Buche De rege et regis institutione, das er, als einen Fürstenspiegel, im Auftrage Philipps II. geschrieben und dessen Sohn und Nachfolger Philipp III. gewidmet hat), werden die Jesuiten als staatsgefährliche Umstürzler denunziert, in den Organen der Partei, die sich mit dem Männerstolz vor Königsthronen brüstet, in einem Volke, dessen Jugend seit hundert Jahren aus Schillers Tell Freiheitsliebe und Tyrannenhaß trinkt, vor einem Publikum, das über die Ermordung Plehwes gejubelt und über die eines russischen Großfürsten sich nicht im mindesten entrüstet hat, so wenig wie das von 1819 über die Ermordung des Tyrannendieners Kotzebue durch Sand. Bei Schillers Erwähnung fällt mir ein, wie er in Bauerbach, um seiner Beschützerin, der Frau von Wolzogen, keine Ungelegenheiten zu bereiten, höchst jesuitisch seine Spuren verdeckte, indem er Briefe mit erlogenen Nachrichten schrieb und sie aus Hannover datierte. Ferner, wie er den intriganten Charakter seines edlen Posa rechtfertigt. Er will zeigen, „daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glücke sehr oft der Versuchung erliegt, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot." Worin zugleich die Entschuldigung für den Großinquisitor liegt, wie er sich ihn gedacht hat, und für die Jesuiten, wie sie wirklich manchmal gehandelt haben mögen.

Also ich wartete auf das große Lachen, aber es blieb aus. Natürlich! Die hellen Sachsen bildeten sich ja ein, Jesuiten hätten den Verführer ihrer Kronprinzessin (der junge Laffe wird ja wohl der Verführte gewesen sein) an dem von lutherischen Argusaugen überwachten Hofe eingeschmuggelt; das Berliner Tageblatt erklärte den selbstverständlichen Widerstand der Polen gegen die Zwangsgermanisation aus den Millionen der Jesuiten, und ganz kürzlich erst hat ein Bonner Professor entdeckt, daß es nicht das Unternehmerinteresse, sondern ein Jesuitenkniff sei, was polnische Arbeiter nach dem Westen lockt, um von dort aus das Deutsche Reich aus den Angeln zu heben. Wie sollte ein Publikum von so phänomenaler Dummheit den Humor der Situation verstehen!

Die Jesuiten selbst scheinen darum den neuesten Rummel nicht tragisch zu nehmen. Dergleichen mit philosophischem Gleichmut oder vielmehr mit der sancta indifferentia zu ertragen, dazu hat sie ja die Erziehung in ihren Ordenshäusern angeleitet. Man hat wenig von Verteidigung vernommen. Der Pater Duhr hat seinen Jesuitenfabeln noch einige nachgeschickt, das scheint alles zu sein. Desto mehr hat sich ein liberaler Protestant: Dr. Viktor Naumann, die greuliche Mißhandlung der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes zu Herzen genommen. Nachdem er vor zwei Jahren unter dem Pseudonym Pilatus und dem Titel Quos ego! „Fehdebriefe wider den

Grafen Paul von Hoensbroech" veröffentlicht und diesem eine Unmasse gefälschter und ungenauer Zitate nachgewiesen hatte, hat er dann das für diesen Zweck gesammelte umfangreiche Material zu einer zusammenhängenden Darstellung verarbeitet und diese (bei G. J. Manz in Regensburg, 1905) unter dem Titel herausgegeben: „Der Jesuitismus. Eine kritische Würdigung der Grundsätze, der Verfassung und geistigen Entwicklung der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Beziehung auf die wissenschaftlichen Kämpfe und auf die Darstellung von antijesuitischer Seite. Nebst einem literarhistorischen Anhang: Die antijesuitische Literatur von der Gründung des Ordens bis auf unsre Zeit." Die Fülle der Einzelheiten, die der fleißige Forscher in erstaunlich kurzer Zeit zusammen getragen hat, ist nun zwar im höchsten Grade interessant und belehrend, aber — das muß ausdrücklich hervorgehoben werden — notwendig war seine Arbeit nicht. Aus Rankes Darstellung weiß jeder historisch Gebildete, daß der Jesuitenorden nicht zur Bekämpfung des Protestantismus gegründet worden ist, wenn ihn auch die Umstände zum Hauptwerkzeuge dieser Bekämpfung gemacht haben. Aus derselben klassischen Darstellung weiß ferner der historisch Gebildete, daß es nicht (was nur kindische Unwissenheit für möglich halten kann) Zauberkünste oder Verbrechen und Intrigen gewesen sind, womit die Jesuiten Millionen dem alten Glauben wiedergewonnen und darin befestigt haben, sondern echt priesterliche Seelsorgstätigkeit, solide Belehrung, gutes Beispiel und eine Jugenderziehung, die im 16. und 17. Jahrhundert mustergültig war, die aber auch noch in unsrer Zeit die Jugend für die Ideale des Ordens zu begeistern und an diesen durch Dankbarkeit zu fesseln vermag, wie die warme Schilderung von Alfred Leonpacher im vorjährigen Märzheft dieser Zeitschrift beweist. (Er erwähnt einen meiner Beiträge für die „Zukunft" und bemerkt, daß mir die Frage: „mit wem?" bei Behandlung des 6. Gebots im Beichtstuhl bittere Vorwürfe von jesuitischen Vorgesetzten zugezogen haben würde. Ich hatte mich nur, der Kürze wegen, zu der man in Zeitschriften genötigt ist, schlecht ausgedrückt; ich habe selbstverständlich niemals nach dem Namen des Mitschuldigen gefragt, sondern nur nach Geschlecht und Stand, ob ledig oder verheiratet u. s. w.) Ueber die Prunkstücke der antijesuitischen Polemik wie die Monita Secreta und das Ungarische Fluchformular hatte schon Duhr hinreichend Auskunft gegeben. Von den interessanten Einzelheiten Naumanns soll nur eine erwähnt werden. Heinrich IV. von Frankreich hielt nach seiner Thronbesteigung gute Freundschaft mit den Jesuiten — zum großen Aerger ihrer einflußreichen Feinde, deren ärgste die Sorbonne und das Pariser Parlament waren. Unter den 17 verunglückten Attentaten nun, die gegen diesen Fürsten verübt wurden, waren zwei, die gegen die Jesuiten auszubeuten einigermaßen gelang. Dem Orden feindliche Autoren behaupteten, der Soldat Barrière, dessen Attentat ins Jahr 1593 fällt, habe auf der Folter unter vielen andern Mitwissern und Anstiftern seiner Tat auch den Jesuiten Varade genannt. Naumann meint nun ganz richtig, ein Bekenntnis nach scharfer Tortur sei nichts wert und zudem sei es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Barrière den Pater Varade genannt habe, weil dieser bis zur allgemeinen Austreibung der Jesuiten im Jahre 1595 unbehelligt geblieben sei. Wie unwahrscheinlich, das zeige die Eile der Justiz im zweiten Fall. Der Student Jean Chatel verwundete den König, und störte ihn noch dazu in einem Schäferstündchen bei seiner charmante Gabrielle. Im Prozeß kam es heraus, daß Chatel Jesuitenschüler war. Zwar leugnete er auch auf der Folter, daß seine beiden Lehrer um sein Verbrechen wüßten oder durch ihre Lehren Anlaß dazu gegeben hätten, trotzdem machte das Pariser Parlament allen Jesuiten seines Jurisdiktionsbezirks den Prozeß, schloß ihre Häuser, vertrieb sie aus Paris und aus allen Gebieten Frankreichs, in die seine Macht reichte. Die beiden Lehrer Chatels wurden der peinlichen Befragung unterworfen. Dem

einen, Guéret, konnte man weder ein Geständnis erpressen noch auf anderm Wege eine Schuld nachweisen. Bei dem andern, Guignard, fand man eine die Ermordung Heinrichs III. verherrlichende Flugschrift, und auf diese einzige Tatsache hin verurteilte man ihn zum Tode und ließ den bis zum letzten Atemzuge seine Unschuld Beteuernden schleunigst hinrichten. Der König aber verbot 1598 die Vertreibung der Jesuiten aus den Provinzen, in denen sie noch gelassen worden waren, und rief sie 1603 in ihre alten Sitze zurück. Den Jesuiten Cotton wählte er zu seinem Beichtvater, und setzte dem Parlament seine Gründe für die Rehabilitierung des Ordens in einer längeren Rede auseinander. Darin erklärt er alle Vorwürfe, die gegen die Jesuiten erhoben wurden, für unbewiesene und unbeweisbare Verleumdungen, verspottet das Gerede von ihren angeblichen unermeßlichen Reichtümern und deckt als eine Hauptquelle der Verleumdungen den Neid der Professoren der Pariser Universität auf. „Zum Vorwurf wird ihnen gemacht, daß sie die klügsten Köpfe der Jugend für sich gewinnen. Bringt doch das auch zustande, wenn ihr es könnt!“ Aber sie könnten es eben nicht. Seitdem die Jesuiten verbannt seien, ziehe die talentvolle Jugend ihnen nach ins Ausland, zum großen Schaden des Vaterlandes.

Die Kreuzzeitung meint in ihrer Besprechung des Buches von Naumann, auf die Wiederholung der üblichen Anklagen gegen den Orden würden nun wohl die Protestanten verzichten müssen, aber den allgemeinen und grimmigen Haß gegen den Orden habe es nicht erklärt. Doch einigermaßen. Naumann stellt im einzelnen dar, was oberflächlich längst bekannt war (ein alter Pfarrerspruch lautet: mala parochia in via, pejor, ubi jurista, pessima, ubi Jesuita), daß der Orden gleich im Beginn seiner Wirksamkeit auf die heftigste Feindschaft im eignen Lager stieß. Mit seiner eifrigen Reformtätigkeit störte er die Bequemlichkeit der alten Orden und der gleichfalls verlotterten Pfarrgeistlichkeit und weckte er die Eifersucht solcher Mitglieder des Klerus, die noch etwas leisteten. Unter diesen waren die hervorragendsten die Professoren der altberühmten Sorbonne, denen er die besten Schüler entzog. Die Bischöfe waren eifersüchtig auf die Gesellschaft, weil sie einen von ihrer Jurisdiktion ganz unabhängigen Staat im hierarchischen Staate bildete, und später traten eifrige und gelehrte Katholiken, wie die Jansenisten von Port Royal gegen die ihrer Ansicht nach laxe Behandlung der Moralfragen in den jesuitischen Lehrbüchern auf, wozu sie als ganz mönchisch gesinnte ehrliche Rigoristen ein Recht hatten, während sich unser für ehebrecherische Prinzessinnen und dito Parteiführer schwärmendes Graßmannpublikum nur lächerlich und verächtlich macht, wenn es mit seiner sittlichen Entrüstung über Gury posiert. Den empfindlichsten Schlag gegen den Orden hat der aufrichtig fromme und gläubige Pascal geführt, und reichlich hundert Jahre vorher schon, im Jahre 1554, hatte die Pariser Universität in einer conclusio alles zusammengefaßt, was sich vom Standpunkte des Uebelwollenden aus Grundsätzliches gegen den Orden aussagen läßt. Die perfide Verleumdung aber wurde von ausgetretenen und ausgestoßenen Mitgliedern des Ordens betrieben. Sie enthüllten eine angebliche Geheimlehre des Ordens und ein ihr entsprechendes verruchtes Treiben. Der erste dieser Verleumder war Hasenmüller, dessen Pamphlete in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts von einem angesehenen protestantischen Theologen, Polykarp Leyser, herausgegeben wurden. Sie sind das Arsenal, aus dem alle späteren Jesuitenfeinde ihr Rüstzeug genommen haben. Sollten sich die Protestanten der Waffen, die ihnen die Katholiken schmiedeten, nicht bedienen gegen ihre gefährlichsten Feinde? Denn das waren unstreitig die Jesuiten. Sie hatten der morschen alten Kirche neues Leben eingehaucht, deren sittliches Rückgrat wieder gefestigt, ihr Widerstandskraft verliehen und so dem Fortschritt des „Evangeliums“ einen Damm entgegengestellt, und sie wurden die geistlichen Werkzeuge der

Bayernherzöge und der Habsburger bei der Gegenreformation. Die Protestanten hatten ein Recht, diese ihre gefährlichen Feinde zu hassen, und die beiden Jahrhunderte der Glaubenskämpfe waren eine Zeit des fanatischen Hasses, in der kein Mensch daran dachte, die achtungswerte Person des politischen oder konfessionellen Gegners von dessen verhaßter Sache zu trennen, und gegen den Feind erhobene Anklagen kritisch zu prüfen; war es doch allgemeiner Brauch, auf der Folter zu erpressen, was man gern hören wollte. So haben katholische Geistliche aus selbstsüchtigen Beweggründen die Vorurteile gegen den Jesuitenorden geschaffen, zu ihrer Verbreitung haben selbstverständlich die Protestanten das Ihrige beigetragen, und jede spätere Generation hat in ihren Streitschriften die Anklagen der vorhergehenden mit mehr oder weniger bona fides abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und diese zu untersuchen. Die Katholiken haben also eigentlich kein Recht, sich über den weit verbreiteten und intensiven Jesuitenhaß zu wundern und zu beschweren; sie sollten bekennen: nostra culpa, nostra maxima culpa, und sich fragen, ob eine Kirche im dogmatischen Sinne des Wortes göttlich sein könne, deren Klerus einmal in jahrhundertelangem Kampfe gerade das eine seiner Glieder niedergerungen hat, das in der gefährlichsten Krisis diese Kirche gerettet hatte, und deren angeblich unfehlbares Oberhaupt sich von den beiden Parteien hin und her zerren läßt, bald so, bald so entscheidet.

Denn auch der große Kampf, der mit der Aufhebung des Ordens endigte, ist ja nicht von Protestanten geführt worden, sondern von katholischen Staatsmännern, Philosophen und Prälaten. Der Abt von Polling in Bayern, der „ein guter Freimaurer" war und eine große antijesuitische Bibliothek hatte, feierte die Aufhebung mit einem großen Siegesdiner. Der protestantische Friedrich der Große und die schismatischen russischen Zaren Paul I. und Alexander I. waren die einzigen Fürsten Europas, die den aus allen katholischen Ländern mit brutaler Roheit vertriebnen und gleich wilden Tieren gehetzten Ordensleuten eine Zufluchtstätte und Gelegenheit zur Fortführung der gewohnten Lehrtätigkeit gewährten. Sehr richtig hebt Naumann hervor, wie wunderlich es ist, daß die Jesuitenfeinde in einem Geheimbunde, dem Freimaurerorden, organisiert waren, daß die Blüte des Rationalismus mit den tollsten Auswüchsen der Mystik behaftet, das Jahrhundert der Aufklärung zugleich das der Geisterseher und der von diesen genasführten und gerupften Kavaliere und Damen gewesen ist. (Kuno Fischer erklärt den Widerspruch sehr hübsch in einer Analyse von Schillers Geisterseher.) Der Unsinn hat sich bis ins nächste Jahrhundert hinein erhalten und noch Goethen die Idee eingegeben, seinen Wilhelm Meister von einem Geheimbunde mit unsichtbaren Fäden leiten zu lassen, wie der unhistorische Großinquisitor im Don Carlos den Posa leitet. Da alle vornehmen Leute darauf versessen waren, in Geheimbünden organisiert, die Geschicke der Individuen und der Völker lenken zu wollen, so werden sie ganz bona fide als selbstverständlich vorausgesetzt haben, daß die Gesellschaft Jesu, die ja ihre vortreffliche Organisation schon hatte, nicht erst zu schaffen brauchte, diese zur geheimen Lenkung der Menschen und zu deren Ausbeutung für ihre Zwecke benütze. Eine solche Geheimleitung war nun auch ein ausgezeichneter Stoff für Sensationsromane. Naumann erwähnt Spindler und Gutzkow. Vor diesen hatte schon der unter dem Namen Clauren schreibende Heun Jesuitenintrigen und Lüsternheit zu einem honigsüßen, würzigen Brei zusammengerührt, und Eugen Sue hat dann alle Konkurrenten geschlagen.

Das wäre doch eigentlich Erklärung genug; was bleibt denn unerklärt? Doch läßt sich noch einiges beifügen. Das liebe Publikum braucht immer einen Sündenbock für die von ihm begangenen politischen und sonstigen Dummheiten und zugleich einen Popanz, den es mit seinen eigenen Lastern behängt, um sich beim Anblick des Scheusals sagen zu können: was bin ich doch im Vergleich

mit dem da für ein vortreffliches Wesen! Das Scheusal heißt manchmal Napoleon III., manchmal Bismarck, manchmal Sozialdemokrat, manchmal Jude, manchmal Kapitalist, immer aber Jesuit, weil man die Scheuche, auf deren Ausstattung drei Jahrhunderte so viel Fleiß verwendet haben, nun einmal vorrätig hat. So eine Scheuche wird dann für jeden politischen, für jeden idealen Mißerfolg der Partei verantwortlich gemacht und außerdem ist sie eine unerschöpfliche Quelle des Amüsements. Man denke nur, welch unersetzlichen Verlust die Witzblätter und ihre Leser erleiden würden, wenn sie nicht mehr die schwarzen Vögel den Kyffhäuser umflattern lassen könnten! So eine Scheuche gehört zu den heiligsten Gütern, die sich das Publikum nicht rauben läßt. Und in diesem Falle kommt ihm auch noch die Philosophie zu Hilfe. Der Entwicklungsgedanke ist an sich richtig, aber seine Ausführung in der Hegelschen Schule hat nicht weniger Konfusion angerichtet als die spätere im Darwinismus, mit der wir es hier nicht zu tun haben. In jener stellt man sich jedes Spätere als ein Höheres vor, dessen Erscheinen dem Früheren, Niederen die Verpflichtung auflege, zu verschwinden. So hätte nach diesem Fortschrittschema der Katholizismus untergehen müssen, als der Protestantismus eintrat, und dieser müßte heute dem atheistischen Monismus Platz machen. Wenn nun, meinen die Herren, nicht bloß das Christentum, sondern sogar der katholische „Aberglaube“ immer noch lustig weiter wuchert, so muß im Verborgenen eine böse Macht tätig sein, die den Fortschritt der natürlichen Entwicklung aufhält. Und diese Macht ist eben der Jesuitismus. Da haben wir den Teufel wieder, den die Frommen für ihre sehr natürlichen Mißerfolge verantwortlich zu machen pflegen. Die natürliche Entwicklung sieht nämlich ganz anders aus als das Hegelsche Schema. Sie ist nicht ein Verschlingen des Vorhergehenden durch das Nachfolgende, sondern die allmähliche Entfaltung aller im Keim verborgnen Möglichkeiten, wobei das früher Hervorgetretene neben dem später Erschienenen bestehen bleibt, so daß eine immer größere Mannigfaltigkeit entsteht. Wenn das Wort Fortschritt für den Wettlauf überhaupt Sinn und Berechtigung hat, so liegt beides darin, daß er das Dasein immer reicher und mannigfaltiger gestaltet. Die Reformation hat nur Gegensätze und Verschiedenheiten offen hervortreten lassen, die in der mittelalterlichen Kirche längst und kaum halb latent gelebt hatten. Man hat also nicht nötig, den Fortbestand der alten Kirche aus der geheimen Wirksamkeit einer Gesellschaft von Teufeln zu erklären; der alte Fritz, der seinen Pariser Freunden schrieb, wenn man den Menschen ihren „Aberglauben“ mit Gewalt aus den Herzen reißen könnte, würden sie sich einen neuen, noch schlimmeren erfinnen, war ein viel weiserer Philosoph als die damaligen Enzyklopädisten und die späteren Hegelianer.

Und so werden sich auch der Jesuitenaberglaube und die Jesuitenfurcht als unausrottbar erweisen, und Naumanns Aufklärungsarbeit wird nur den wenigen Vernünftigen nützen. Uebrigens geht dieser liberale Protestant im Eifer für seine Schützlinge zu weit. Er nimmt es z. B. den Häuptern der Altkatholiken übel, daß sie die Jesuiten bekämpft haben. Nun haben allerdings auch diese übers Ziel geschossen; in der Hitze der Polemik sind sie der Krankheit der Jesuitenriecherei verfallen, und haben überall Jesuiten gespürt, wo es sich nur um Konsequenzen der katholischen Orthodoxie handelte. Aber Naumann irrt, wenn er die Unfehlbarkeitserklärung für eine theologische Angelegenheit hält, die die übrige Welt nichts angehe. Freilich, die schrecklichen politischen Folgen, die ihre Gegner vorausgesagt hatten, konnten nicht eintreten, weil das Papsttum seine politische Macht verloren hatte. Aber der Zweck der Unfehlbarkeitserklärung war eben gewesen, diese unevangelische weltliche Macht wiederherzustellen und zu befestigen, und so vorsichtig man mit dem Finger Gottes sein muß — nicht bloß seinen Finger, sondern seine Faust sah man und sein Lachen hörte man (der Welten-

lenker hat nach dem 4. Verse des 2. Psalms Humor), als der Unfehlbarkeitserklärung die französische Kriegserklärung auf dem Fuße folgte, die den Rest des jämmerlichen Kirchenstaats hinwegfegen sollte, um dessentwillen Pius die Kirche kompromittiert hatte. Gewiß war die Unfehlbarkeitserklärung nur die Konsequenz der katholischen Dogmatik. Aber weil diese Konsequenz ein offenbarer Widersinn ist, so mußte man daraus auf die Falschheit der katholischen Dogmatik schließen. Döllinger und seine Freunde begingen den Fehler, daß sie sich für die Vertreter der echten Orthodoxie hielten, und von dieser aus die jesuitische Form des Katholizismus bekämpften. Was die vatikanischen Vorgänge sichtbar machten, das war eben der Bankrott der Orthodoxie, die nicht gleichbedeutend ist mit der katholischen Kirche.

Man sehe sich das Wirken dieser Kirche dort an, wo sie erfreuliche und unanfechtbare Früchte trägt: in einer Gemeinde, die einen tüchtigen Pfarrer hat; einen Geistlichen, der nicht bloß dem Namen nach geistlich ist; der seine Schäflein in Ordnung hält, sie mit den Worten der Schrift tröstet und erbaut, die Jugend in der Gottesfurcht erzieht, Vater der Armen, weiser Berater aller Ratlosen ist und auch für das leibliche Wohl der Seinen in zeitgemäßer Weise sorgt, heut also z. B. durch Gründung und Leitung ländlicher Genossenschaften. Solches Wirken unterscheidet sich in gar nichts Wesentlichem von dem seines evangelischen Amtsbruders. Das mehr an Zeremonien, an phantasievoller Ausschmückung der Erbauungsreden verleiht ebenso wie sein Ornat dem Ganzen eine andere, eine heiterere Färbung, aber an dem Wesentlichen, was beiden Arten von Seelsorge gemeinsam ist, ändert die nichts. Diese christliche Seelsorge beruht auf dem Glauben an den himmlischen Vater und seine gütige Vorsehung, an den menschgewordenen Sohn, der uns vom Zeremonienzwang und der Angst vor allerlei Unholden befreit und die segensreiche Anstalt der Kirche gestiftet hat, an den göttlichen Geist, der in der Kirche waltet und jederzeit die Männer erweckt, deren sie bedarf — im 16. Jahrhundert den Luther für die Nordländer und den Loyola für die Südländer — und an die gerechte Vergeltung im Jenseits. Mit diesem wohltätigen Wirken haben die von scharfsinnigen Köpfen ausgeklügelten Spekulationen über unwißbare Dinge, die man Dogmen nennt, und welche die Philosophie ihrer Entstehungszeit gewesen sind, so wenig etwas zu schaffen wie Kants Kritik der reinen Vernunft, über deren Sinn die Gelehrten ebenfalls bis zum jüngsten Tage streiten werden. Der Orthodoxismus besteht nun eben darin, daß man die seelsorgerliche Wirksamkeit und gar die ewige Seligkeit von Glaubenssätzen, philosophischen Spekulationen abhängig machen will, um die sich kein ernsthafter Mensch mehr kümmert. Dieser Orthodoxismus macht die unwissenden Bigotten zu nicht ganz ungefährlichen und jedenfalls höchst lästigen Fanatikern, und zwingt die Denkenden, die ihrer Kirche treu bleiben wollen, zur Heuchelei. Denn kein Denkender glaubt heute an den Teufel und an die ewige Höllenstrafe, kein Denkender glaubt, daß Lohn und Strafe im Jenseits von der Annahme theosophischer Sätze abhängen könnten, die müßige Tüftler ausgeheckt haben, oder von priesterlichen Zeremonien und Formeln, die ja als erbauliche Symbole ihren Nutzen haben können. Einen solchem Glauben entsprechenden Gott konnte man sich in einer Zeit vorstellen, wo man lebendige Menschen zum Vergnügen des Publikums von wilden Tieren zerreißen ließ, konnte man sich vorstellen im 16. und 17. Jahrhundert, wo die obrigkeitlichen Personen als leibhaftige Teufel Menschen, und zwar meistens schuldlose, foltern und lebendig verbrennen oder verstümmeln und vierteilen ließen, heute kann man sich ihn nicht mehr vorstellen.

Die Jesuiten sind nun die Vertreter des starren Orthodoxismus in der Kirche und stemmen sich der notwendig gewordenen Umbildung der Theologie im

liberalen Sinne entgegen, deswegen sind sie heute der Kirche in demselben Grade schädlich, wie sie ihr im 16. Jahrhundert notwendig und nützlich gewesen sind. Leonpacher rühmt die Früchte der jesuitischen Erziehung für Geist, Gemüt und Charakter. Daß sie solche hervorbringen kann, weiß ich aus eigener Erfahrung, weil ich mittelbar von Lehrern, die Jesuitenschüler waren, durch sie beeinflußt worden bin; namentlich zweifle ich nicht daran, daß sie edle Jünglinge mit dem Enthusiasmus der Selbstaufopferung für das Seelenheil ihrer Mitmenschen zu erfüllen vermag. Aber es ist Vermessenheit, zu glauben, man befinde sich im Besitz, im ausschließlichen Besitz der richtigen Kunst der Heilswirkung, und diese Vermessenheit straft sich. So viel glückliche Erfolge unter günstigen Umständen im einzelnen erzielt werden mögen — im großen und ganzen zeugt der Zustand der Länder, wo die Jesuiten ihre Wirksamkeit frei haben entfalten dürfen: des untergegangenen Kirchenstaates, des heutigen Frankreichs und Oesterreichs, gegen ihre Erziehung. Darum bin ich Gegner dieser Erziehung, und halte die Bekämpfung des jesuitischen Instituts im Interesse sowohl der katholischen Kirche als des deutschen Volkes für Pflicht. Aber selbstverständlich nur eine Bekämpfung, wie sie bei anständigen politischen Gegnern üblich ist. Die persönlichen Träger des jesuitischen Instituts zu verunglimpfen, ist um so unanständiger, weil sich unter ihnen weit weniger Männer von zweifelhaftem oder anfechtbarem Charakter befinden, als in irgendeiner politischen Partei. Sie sind sämtlich gelehrte Männer, die sich nach Kräften nützlich machen, viele von ihnen hochverdient um die Astronomie, die Geographie, die Ethnologie, die Biologie und andere Zweige der Naturwissenschaften (in der Geschichte leisten sie grundsätzlich nichts, weil sie sich vor ihr fürchten; die Geschichte widerlegt nämlich, ebenso wie die unbefangen betrachtete tägliche Lebenserfahrung, die Dogmatik). Kürzlich hat der Kaiser dem Pater Fock, der wegen seiner Taifunforschung von der deutschen Marine geschätzt wird, die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Und von den Jesuiten, die von 1849 bis 1872 in Deutschland tätig gewesen sind, ist nicht einer mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen. Trotzdem muß man sie, wie gesagt, bekämpfen, und darf ihnen die Erziehung der Jugend nicht anvertrauen. Aber wenn man die alten Schauermären und Verleumdungen immer wieder aufwärmt und wegen der Aufhebung des Paragraphen tobt, der solche Männer gleich den Dirnen und den entlassenen Zuchthäuslern der Polizeiaufsicht unterwarf und darum ein Schimpf war nicht für die Jesuiten, sondern für das Deutsche Reich, so ist das eine Kampfesweise, für die es keine parlamentarische Bezeichnung gibt.

Wie ich schließe, fällt mir das dritte Morgenblatt der Nummer 94 der Frankfurter Zeitung in die Hände. Es enthält die Begründung des den Angeklagten Dasbach freisprechenden Urteils in dem von Hoensbroech gegen ihn angestrengten Prozeß, und diese Begründung widerlegt die Verleumdung, die Jesuiten lehrten die Heiligung des schlechten Mittels durch den guten Zweck, so klar und erschöpfend, daß in Zukunft zur Wiederholung dieser Verleumdung ein ganz ungewöhnliches Maß von Frechheit gehören wird.

Neisse. Karl Jentsch.

„Meine indische Reise" von Eugenie Schaenffelen.

München 1904. Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G.

Die Verfasserin dieses herrlich ausgestatteten und mit vielen vorzüglichen Bildern geschmückten Werkes gesteht mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, daß ihre Reise „weder in Hinsicht auf ihr Ziel noch auf ihre Durchführung irgendwie

von derjenigen des „Globetrotters“ abwich,“ und schiebt die Verantwortung für die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen einem engeren Freundeskreise zu: Diese Last zu tragen wird den Freunden gewiß nicht schwer fallen. Andere indische Reisen können uns Anderes und auch Wertvolleres bieten; sie können wie Deussen und Edwin Arnold uns die Inder selbst näher bringen, durch vertrauten Verkehr mit gelehrten Pandits, nackten Asketen, Jainas und buddhistischen Mönchen und durch den indischen Geist, der die Verfasser selbst durchdrungen hat (was weniger von Garbes Schilderungen gilt); sie können uns wie Ehlers in das Leben und Treiben indischer Rajahhöfe führen oder wie Boeck uns unzugängliche Gegenden eröffnen; können wie Pierre Loti uns poesie- und farbengesättigte Bilder mit dem ganzen Virtuosentum französischer Schriftstellerkunst vorzaubern, wie Jules Bois (Visions de l'Inde) feinsinnige Bemerkungen über indische Kunst und geistvolle Apercus bieten, oder endlich wie Kipling mit wenigen markanten Zügen Szenen entwerfen, die sich nur einer längeren Bekanntschaft mit Land und Leuten erschließen. Nicht zu reden von den höchst wertvollen Schilderungen älterer Engländer, von denen z. B. Davidson tief in die Jungels auf wochenlange Tigerjagden streift, Mrs. Postaus (am Schlusse der Dreißiger Jahre) in der Provinz Cutch noch ein Stück antikes Indien findet und den sati in seiner ganzen Furchtbarkeit aber auch in seinem fast unglaublichen Heroismus erlebt, während Todd (in den Zwanziger Jahren) den letzten Glanz von Rajputanas ritterlicher Herrlichkeit sieht. Aber ich kenne keine Beschreibung, die modernes Reiseleben in Indien uns so anschaulich vor Augen führen und uns ihre Genüsse wie ihre Beschwerden so miterleben läßt. Offene Sinne und offenen Sinn — diese Grundbedingungen hat Frau Schaeuffelen nach dem großen Wunderland mitgebracht; aber nicht das allein, auch die nicht zu unterschätzende Energie, sofort die Eindrücke mittelst der Feder festzuhalten, was auf einer solchen Reise nicht wenig heißen will; — daher die Frische, die Fülle der Details, die das Ganze lebendig macht, die unmittelbare Anschaulichkeit, die uns stets fesselt und nicht selten entzückt.

Gewiß, es ist nicht „Indien ohne die Engländer,“ aber es ist doch auch nicht, wie so oft, Indien ohne die Inder. Daß allerdings weder die Kenntnisse noch das Verständnis der reisenden Frau rebus Indicis gegenüber ungewöhnlich tief gehen, verrät sich wohl hier und da. So bemerkt sie an einer Stelle: „Dabei überrascht es, daß trotz des obscönen Shiwakultus die in Benares versammelten Pilger sich keinerlei Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen sollen.“ Nun ist aber der ganze Geist des Shiwakultus — trotz seines Natursymbols — keineswegs lasciv sondern vielmehr herb asketisch, (ganz anders verhält es sich mit dem Durgakultus), so daß hier zu Verwunderung kein Anlaß ist. Ebenso wenig zutreffend ist es, ein paar kränkliche Palmen in einer buddhistischen Tempelhöhle als „ein trauriges Symbol jener Lehren“ aufzufassen, „die natürliche Lebensbedingungen verdammen.“ Wie wenig eine solche Auffassung dem Geist des Buddhismus gerecht wird, wissen die Leser dieser Zeitschrift, in der ja einer der berufensten Forscher, Dr. K. E. Neumann, die Lehre des Buddha darlegt. Im ganzen aber muß man sagen, daß ein recht vorurteilsfreier Geist in diesen Blättern weht, und es ist ganz interessant zu sehen, wie diese moderne europäische Weltdame sich von einem indischen Heiligen imponieren läßt, sogar von einem jener recht wunderlichen Heiligen, die auf einem Stachelbette ruhen. Dies uralte Asketenstück ist aber eine Nebensache, „die ganz hinter dem Eindruck zurücktritt, den dieser Mensch als Persönlichkeit ausübt. Man wird durch dieselbe fasciniert. Ferne von fanatischer Verzücktheit, macht sie einen abgeklärten, in sich gefestigten Eindruck. Ein klares, heiter die Welt schauendes, wunderbar mildes, offenes Auge blickte uns lebensfremd

aber menschenfreundlich an. So wie dieser Mann mag wohl ein Mahatma wirken . . ."

Wenn es heißt: „Es soll zwar Buddha selbst dreimal auf Lanka (Ceylon) gewesen sein, und schon Wijeyo brachte als Verwandter desselben die buddhistische Lehre nach dem Eiland; allein sie faßte keinen Boden" — so gibt dies einen durchaus verkehrten Eindruck. Es hätte bemerkt werden müssen, daß dies „soll" nur der singhalesischen Legende gehört — es ist ganz sicher, daß Buddha nie Nordindien verließ — und gar das positiv „brachte" von Wijeyo's mehr als zweifelhafter Mission steht hier recht unglücklich. Uebrigens kann die Stelle als Beispiel dienen, wie die Verfasserin nicht nur das aufzeichnet, was die Sinne gewahr werden, sondern auch Geschichte und Legende heranzieht, was besonders an dieser Stelle, vom Bereich der alten Königstadt Anuradhapura, mit gutem Erfolg geschieht. Dieser Abschnitt ist überhaupt der Glanzpunkt der ganzen lehrreichen und stimmungsvollen Reisebeschreibung, die eine wirkliche Bereicherung unserer Reiseliteratur bedeutet.

Dresden. Karl Gjellerup.

Eine neue Jean Paul-Ausgabe.

Herr Professor Dr. Muncker, den wir gebeten hatten, sich zu den Ausführungen Herrn Dr. Josef Müllers in unserem Maiheft zu äußern, schreibt uns:

Eine gute, kritische Gesamtausgabe Jean Pauls, wie sie Herr Dr. Josef Müller wünscht, würde auch ich willkommen heißen; die wissenschaftliche Forschung bedarf einer solchen Ausgabe, die geschichtliche Erkenntnis des Dichters würde durch sie in jeder Weise vertieft werden. Daß aber dadurch Jean Paul selbst für die deutschen Leser der Gegenwart oder der Zukunft wieder zu neuem Leben erweckt werden könnte, bezweifle ich. Denn trotz aller Schätze seines Geistes und Gemütes und trotz vieler dichterischen Schönheiten, die kein Verständiger dem Verfasser des „Titan", der „Flegeljahre" und all der andern einst hochbewunderten Werke bestreitet, fehlt seinen meisten Schöpfungen doch meines Erachtens das, was vor allem andern einem Kunstwerk die Unvergänglichkeit verbürgt, ein wirklich künstlerischer Stil. Freilich hat er inhaltlich und formal zahllose Schriftsteller von großer Bedeutung angeregt, und wir lesen demnach bei Späteren manchen Gedanken, den er zuerst ausgesprochen hat, ebenso wie vieles in seinen Schriften zuvor schon von andern gedacht und gesagt worden war. Allein so wichtig auch diese ehemalige ungeheure Wirkung für den geschichtlichen Betrachter ist, neue Leser wird sie dem einmal beiseite geschobenen Dichter kaum mehr gewinnen. Die Hoffnungen, die Herr Dr. Müller an eine kritische Gesamtausgabe Jean Pauls mit tüchtigem Kommentar zu knüpfen scheint, kann ich darum nicht teilen. Ich muß das selbst auf die Gefahr hin bekennen, daß nun der verdienstvolle Jean Paul-Forscher auch mir jede Ahnung von dem geistigen Reichtum seines Lieblings oder „jeden Sinn für Seelenadel, Schwung der Ideen und sprachliche Meisterschaft" abspreche.

Seine besonderen Vorschläge übrigens, wie Jean Paul herauszugeben wäre, scheinen mir recht beachtenswert, zumal wenn es sich nicht um eine rein wissenschaftlich-philologische Ausgabe für die Fachgelehrten, sondern mehr um eine auf die weitesten Kreise der Gebildeten berechnete Arbeit handelt. Dagegen kann ich das übertrieben harte Urteil über die Beiträge Paul Nerrlichs zur Jean Paul-Literatur nur beklagen. Ich verkenne die großen Schwächen der Nerrlichschen Schriften nicht und habe sie selbst vor Jahren in mehreren Kritiken gerügt; der

ehrliche, begeisterte Eifer jedoch, mit dem der unlängst verstorbene Berliner Gelehrte sich in das Studium des Bayreuther Humoristen versenkte, seine Erkenntnis und seinen Ruhm zu fördern suchte, sollte gerade bei andern leidenschaftlichen Freunden desselben Dichters die verdiente Anerkennung finden. Wenn die wenigen rückhaltlosen Verehrer, die Jean Paul heute besitzt, auch noch unter sich uneinig sind, statt mit gemeinsamen Kräften für ihren Meister zu wirken, werden sie gewiß ihr Ziel nie erreichen.

München, 23. Mai 1905. Franz Muncker.

*

Herr Professor August Sauer in Prag schreibt uns:

Herr Josef Müller in München regt im Maiheft dieser Zeitschrift wie schon früher im „Euphorion" die Veranstaltung einer großen kommentierten Ausgabe von Jean-Pauls sämtlichen Werken auf kritischer Grundlage an. Von der Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" um meine Meinung darüber befragt, kann ich nicht kurzerhand zustimmen oder abraten, sondern vermag die wichtige Frage nur im Zusammenhang mit andern Plänen und Wünschen ähnlicher Art zu erwägen.

Herr Müller bezeichnet es als eine Schmach der deutschen Nation, daß sie für einen ihrer größten und treuesten Söhne bisher so gut wie nichts getan habe. Nun ist es ja richtig, daß die deutsche Nation sehr lange gezögert hat, bis sie sich entschloß, den Werken ihrer Klassiker diejenige — schon von Goethe verlangte — Sorgfalt zuzuwenden, welche Franzosen und Engländer ihren Dichtern seit langem angedeihen lassen. Das Beispiel Lachmanns, der Lessings Werke schon früh in philologisch-kritischer Weise herausgegeben hatte, fand zunächst keine Nachfolge. Immerhin war die Wirkung dieser Ausgabe so groß, daß sie trotz ihres bedeutenden Umfangs jetzt schon in dritter von Franz Muncker besorgter Auflage vorliegt, in der soeben auch die Briefe von und an Lessing in abschließender mustergiltiger Bearbeitung erscheinen. Zu der Aufnahme der Uebersetzungen kann man sich leider nicht entschließen. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab Goedeke mit einem Stab von Mitarbeitern die historisch-kritische Schillerausgabe heraus, die aber, von vornherein falsch angelegt und im einzelnen fehlerhaft durchgeführt, den heutigen Anforderungen nicht mehr genügt. Leider hat man während der jüngsten Festtage nichts davon gehört, daß von den berufenen Zentralstätten der Schillerforschung in Weimar und Marbach eine neue Ausgabe angekündigt worden wäre; nur die Notwendigkeit einer solchen hat Petersens Abhandlung über den Schillerschen Text (im ersten Schillerheft des „Euphorion") erwiesen. Suphans Herder folgte, bis auf einen noch fehlenden Band und die unentbehrlichen Register jetzt abgeschlossen; nur werden die Werke auch eine Sammlung der Briefe nach sich ziehen müssen. Seit der Begründung des Goethe-Archivs durch die Schenkung der Goethischen Enkel ist auf Anregung der Großherzogin Sophie von Sachsen die Weimarer Ausgabe von Goethes Werken im Gang, wovon zwei Abteilungen, die Tagebücher und die naturwissenschaftlichen Schriften, vollendet sind; die Reihe der eigentlichen Werke steht knapp vor dem Abschluß; von der Briefausgabe fehlen noch ungefähr 15 Bände, die während der nächsten 4 Jahre vollendet sein werden. Die Briefe an Goethe scheint man vorderhand beiseite lassen zu wollen. Auch Goethes amtliche Arbeiten wären als Fortsetzung der Sammlung erwünscht und Biedermanns Ausgabe von Goethes Gesprächen erheischt dringend eine Vervollständigung und Neubearbeitung von berufener Hand.

Erst in allerjüngster Zeit besann sich die Berliner Akademie der Wissenschaften darauf, daß es eine ihrer wichtigsten Aufgaben sei, die Werke der nationalen

Klassiker zu betreuen. Mommsen hatte durch ein halbes Jahrhundert ihre Mittel für die Pflege der ihm näher liegenden Altertumsstudien in Anspruch genommen. Zuerst widmete sie sich der Fürsorge für die Lutherausgabe: ein schwieriges, kostspieliges und weit angelegtes Unternehmen, das aber der deutschen Literaturgeschichte erst in zweiter Reihe zugute kommt. Daran reihten sich die Werke Kants und Wilhelms von Humboldt, beide auch mit Berücksichtigung des Briefwechsels, die in rüstigem Fortschreiten begriffen sind. Gegenwärtig wird ebenda eine Ausgabe Wielands mit den Briefen und Uebersetzungen vorbereitet, so daß also, neben grundlegenden Arbeiten für die mittelalterliche Literatur, vier große Unternehmungen zur neueren Literaturgeschichte dort gleichzeitig im Werk sind. Möser und Winckelmann sollen sich später anschließen.

Halten wir weiter Umschau, so müssen wir bedauern, daß die Bemühungen einer Klopstock-Gesellschaft nur zu dem Versuch einer kritischen Ausgabe der Gedichte geführt haben, die aber keineswegs als abschließend bezeichnet werden kann. Von kleineren Dichtern des 18. Jahrhunderts wurde für Hallers Gedichte, für Ewald v. Kleist und Uz hinreichend gesorgt, aber die erhofften Sammlungen der Hallerschen Rezensionen und des Hallerschen Briefwechsels blieben aus. Gegenwärtig erscheinen Heinses Werke in glänzendem Gewand und Lichtenberg ersteht wenigstens in seinem Briefwechsel und seinen Aphorismen von neuem. Von den Romantikern erhielt Friedrich Schlegel durch Minors Sorgfalt schon vor 20 Jahren eine Ausgabe seiner Jugendschriften, die der Verleger aber leider nicht fortsetzte; die sogenannte kritische Ausgabe von Novalis' Werken ist leider ein unkritisches Machwerk. Von späteren Dichtern ist Heine in Ernst Elster ein vorzüglicher Herausgeber erwachsen, der in der Lage ist, die neuen Auflagen immer wieder zu verbessern. Hebbel hat durch die liebevolle Hingabe Werners und den Wagemut eines unternehmenden Verlegers eine kritische Ausgabe erhalten, die auch die Tagebücher umfaßt und soeben auf die Briefe ausgedehnt wird. Die Ausgaben von Büchner und Grabbe stehen nicht auf gleicher Höhe; Annette von Droste ist gar in böse Hände gefallen. Unter den Theologen ist es Zwingli, unter den Philosophen Feuerbach, unter den Pädagogen Pestalozzi, denen gerade jetzt viel Müh und Eifer zugewendet wird. Im übrigen scheint gegenwärtig eine gewisse provinzielle Arbeitsteilung Platz zu greifen, die vielleicht für die Zukunft in weit höherem Maß zu empfehlen wäre. In der Schweiz erscheint eine ausgezeichnete Ausgabe von Jeremias Gotthelf, die aber noch lang nicht abgeschlossen ist; in Prag hat die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" ein Stifter-Archiv begründet und im Rahmen der von ihr herausgegebenen „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" eine auf ungefähr 20 Bände angelegte kritische Ausgabe der Werke Stifters begonnen, die auch die Briefe von und an Stifter umfassen wird und von der zwei Bände bereits vorliegen, zwei andere der Vollendung nahe sind.

Die zuletzt genannten Ausgaben unterscheiden sich von den übrigen dadurch, daß sie nicht bloß gereinigte Texte veröffentlichen, sondern auch dem Verständnis des Texts nachzuhelfen trachten, die Gotthelfausgabe durch Erklärungen und ein Wörterbuch, die Stifterausgabe durch bildliche Beigaben, durch Einleitungen und knappe Erklärung des wichtigsten. Da Herr Müller für Jean Paul mit Recht erschöpfende Einleitungen und einen ausführlichen Kommentar verlangt, so schweben ihm vielleicht als Muster die Klassikerausgaben des bibliographischen Instituts in Leipzig vor, die sowohl dem Text die größte Sorgfalt zuwenden und einen kritischen Apparat enthalten als auch zur Erklärung vieles beibringen, wie Heinemanns Goethe-Ausgabe und Erich Schmidts neue Kleist-Ausgabe, die in Verteilung von Text und Apparat auf verschiedene Bände und in der Knappheit der doch erschöpfenden Erläuterungen vielleicht das trefflichste Vorbild einer zugleich wissenschaftlichen und

populären Klassikerausgabe in der Gegenwart ist. Auch die neuen Cottaschen Ausgaben von Schiller und Goethe streben diesem Muster, wenn auch ohne Mitteilung von Lesarten, nach; und unter den Klassiker-Ausgaben der Leipziger Firma Hesse sind in letzter Zeit einzelne, wie Castles Raimundausgabe, die an Vollständigkeit und Genauigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Aus diesem raschen Ueberblick geht zur Genüge hervor, daß gegenwärtig auf dem Gebiet der deutschen Klassiker-Ausgaben eine außerordentlich rege Tätigkeit entfaltet wird und daß man die alten Versäumnisse mit Feuereifer gutzumachen bemüht ist. Freilich bleibt noch sehr Vieles zu tun übrig. Wenn wir das sechzehnte Jahrhundert ganz bei Seite lassen und von den schreiendsten Bedürfnissen der Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts nur die Forderung einer kritischen Opitz-Ausgabe hervorheben, so erheischen aus dem früheren 18. Jahrhundert Günther und Bodmer, aus dem späteren Klopstock, Hagedorn, Jacobi, Forster, von den Romantikern Hölderlin, Novalis, Friedrich Schlegel, August Wilhelm Schlegel (mit der Shakespeare-Uebersetzung), Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff; von Prosaikern Arndt, Gentz, Alexander von Humboldt, Schreyvogel, Ruge u. a., von Dramatikern Grillparzer kritische Ausgaben. Von neuern Lyrikern ist nur Uhland so glücklich eine zu besitzen; aber weder Mörike, noch Lenau, noch Gilm. Später wird für Keller und C. F. Meyer zu sorgen sein.

Hier reiht sich nun Müllers gebieterische Forderung, auch eine würdige Ausgabe der Werke Jean Pauls zu schaffen, zwanglos ein. Seine historische Bedeutung ist unbestritten. Aber auch in der Gegenwart wirkt er noch fort. Er ist der Lehrmeister einer ganzen Reihe noch lebender Schriftsteller aus der älteren Generation; auch ein Teil der jüngern Dichter bringt ihm erneute Verehrung entgegen. Er wird noch immer gelesen und geliebt. Jüngst traf ich auf der Eisenbahn einen norddeutschen Fabrikanten, der neben Nietzsche und Stirner die Flegeljahre in der Reisetasche mitführte und sich immer von Zeit zu Zeit an dem alten Schwärmer erlabt. Also: Jean Paul lebt fort und für sein Andenken zu sorgen sind wir verpflichtet.

Die geplante Ausgabe hätte zu umfassen in erster Reihe sämtliche Werke mit den Lesarten aller Drucke und Handschriften, auch mit den Entwürfen dazu, soweit sich diese erhalten haben; dann die Tagebücher und Briefe, wobei man die Briefe an ihn noch weniger als bei andern Dichtern wird ausschließen dürfen; aus den Berliner Exzerpten- und Studienheften wird alles, was sich mit Sicherheit auf ausgeführte oder unausgeführte Werke bezieht oder sonst selbständigen Wert hat, in Anhängen mitzuteilen sein; was der bloßen Ausbildung und Vorbereitung des Dichters diente, wird man nicht vollinhaltlich zu veröffentlichen brauchen; da müssen literarhistorische Arbeiten einsetzen, wie sie Herr Müller selbst bereits begonnen hat und wie für Jean Pauls Jugendentwicklung ein erschöpfendes Buch von Franz Joseph Schneider in Berlin auf Grund der Berliner Papiere und der zerstreuten Briefe dem Abschluß nah und im Lauf des nächsten Jahres zu erwarten ist.

Die Lesarten werden von den erklärenden Anmerkungen, die, wie Herr Müller mit Recht betont, bei Jean Paul reichlicher ausfallen müssen als bei manchem anderen Dichter, scharf zu trennen sein. Die Entstehungsgeschichte und ästhetische Würdigung der Werke ist in Einleitungen zu verweisen, die dann so ausführlich als möglich sein sollen. Nun muß man darauf gefaßt sein, daß Jean Pauls Werke, Tagebücher und Briefe, in dieser Weise herausgegeben, mindestens 60—80 Bände nach Art der Klassikerausgaben des bibliographischen Instituts füllen werden. Es handelt sich also um ein Unternehmen, an das sich ein einzelner Verleger nicht heranwagen kann. Von wem also darf man billiger Weise die Ausgabe verlangen? Sieht man die Berliner Akademie so rüstig am Werk, so

meint man, daß die andern deutschen Akademien kaum hinter ihr zurückbleiben dürften. Die Göttinger Akademie hat für Kästner und teilweise für Lichtenberg sich eingesetzt. Da fiele Jean Paul naturgemäß der Münchener Akademie zu. Ein eigenes Jean-Paul-Archiv zu gründen möchte es wohl zu spät sein, da die königliche Bibliothek in Berlin die wichtigsten Teile des Nachlasses bereits besitzt; es wäre vielmehr zu wünschen, daß auch die übrigen noch im Privatbesitz verbliebenen Papiere des Dichters diesem Grundstock angegliedert würden. Versagt die Münchner Akademie, so müßte allerdings eine eigene „Jean-Paul-Gesellschaft" eintreten, die am besten in München oder Bayreuth ihren Sitz hätte, die alle Drucke und zerstreuten Handschriften sammelte oder wenigstens verzeichnete und das Geld für die Ausgabe aufbrächte. Denn daß man eine Riesensumme dafür brauchen wird, darf man sich nicht verhehlen. Auf einen Gewinn zu rechnen, wie Herr Müller, halte ich für verfehlt. Das größere Publikum wird man am leichtesten gewinnen, wenn man die eigentlich wissenschaftlichen Beigaben vom Text abtrennt und in eigene in kleinerer Anzahl herzustellende Bände verweist. Aber auch dann wird der Absatz allein die großen Kosten niemals völlig decken.

Zweierlei bleibt noch zu bedenken. Einmal, ob der jetzige Zeitpunkt für die Ausgabe günstig ist. Die zahlreichen im Gang befindlichen Klassikerausgaben nehmen die Mittel der Bibliotheken und Gelehrten, auf die wir in erster Reihe als Käufer rechnen müssen, gerade jetzt derart in Anspruch, daß eine Mehrbelastung fast ausgeschlossen ist. Vielleicht empfiehlt es sich, den gänzlichen Abschluß der Lessing-, Herder- und Goethe-Ausgaben abzuwarten und Wieland einen Vorsprung zu gönnen, bevor man neue Büchermassen in unsere immer enger werdenden Räume wälzt. Aber auch ob die nötigen Arbeitskräfte vorhanden sind, muß noch überlegt werden. Denn das erste Gebot bei der Veranstaltung der neuen Ausgabe ist, daß alle Dilettanten davon ausgeschlossen bleiben müssen. Von allen Mitarbeitern muß neben den von Herrn Müller gestellten Anforderungen eine strenge philologische Schulung verlangt werden. Eine Gottsched-Ausgabe mag in Gottes Namen den Pfuschern ausgeliefert bleiben; unser geliebter Jean Paul ist uns dafür viel zu gut. Aber Begeisterung und Wagemut kann auch diese Schwierigkeiten überwinden. Gelingt es also dem kühnen Vorkämpfer für Jean Paul die Mittel und die Mitarbeiter aufzutreiben, so sei ihm zu diesem nationalen Werk ein herzliches Glückauf zugerufen.

Das Verfahren gegen Friedrich List als württembergischen Landtagsabgeordneten im Jahre 1821.

Herr Oberregierungsrat Dr. Albert Eugen Adam in Stuttgart, schreibt uns:

Zu dem Aufsatz von Herrn Finanzrat Losch über dieses Thema im Maiheft gestatten Sie mir wohl ein paar Bemerkungen.

Wieder macht Losch der württemb. Abgeordnetenkammer daraus einen Vorwurf, daß sie dem Ausschließungsbegehr der Regierung entsprochen habe. Nachdem ich im Schwäb. Merkur dargelegt hatte, daß die Kammer nach den damaligen Gesetzen gar nicht anders handeln durfte, erwidert Losch (S. 404): wenn die damaligen Gesetze betr. Majestätsbeleidigungen u. a. Verbrechen mit der jüngeren Verfassungsurkunde bezüglich der Integrität der Volksvertreter nicht in voller Harmonie gestanden, so sei nicht die Verfassung mit jenen alten Generalreskripten,

sondern die alten Gesetze mit der neuen Verfassung in Einklang zu bringen gewesen. Dies setzt voraus, entweder daß die Kammer die noch gültigen älteren Gesetze hätte übertreten, oder, da dies doch nicht die Meinung sein kann, daß die Verf.-Urkunde alle älteren mit ihr „nicht in voller Harmonie stehenden Gesetze" stillschweigend beseitigt habe. Allein: 1) Die Verf.-Urkunde hat (in § 91) nur diejenigen aufgehoben, die mit einer ausdrücklichen Bestimmung der Verf.-Urk. in Widerspruch standen, alle übrigen aber in ihrer fortdauernden Gültigkeit bestätigt, bis eine „verfassungsmäßige Reform" sie beseitige d. h. ein verabschiedetes neues Gesetz und nicht der bloße Wunsch des einen gesetzgebenden Teiles. Mit einer ausdrücklichen Bestimmung der Verfassung aber stand das Gesetz von 1810 nicht in Widerspruch.

2) Aber es ist überhaupt nicht richtig, daß bezüglich der Integrität der Volksvertreter das Gesetz von 1810 mit der Verf.-Urkunde im Widerspruch gestanden wäre. Denn diese Integrität ist erst 50 Jahre später im Jahre 1874 eingeräumt worden, während die Württ. Verf.-Urk. von 1819 eine Integrität der Volksvertreter nicht anerkennt. Sie unterwirft vielmehr ausdrücklich (§ 185) die Volksvertreter ganz ebenso wie andere Staatsbürger wegen „Beleidigungen oder Verleumdungen der Regierung, der Ständeversammlung oder einzelner Personen der Bestrafung nach den bestehenden Gesetzen" und „in dem ordentlichen Wege des Rechtes" — nicht vor einem besonderen Staatsgerichtshofe, wie List verlangte. Darauf war Losch schon von anderer Seite hingewiesen worden. Gleichwohl hat er denselben Irrtum wiederholt.

3) Ebensowenig ist richtig, daß List nicht als Privatperson, sondern als Volksrepräsentant mit den Gesetzesparagraphen in Konflikt geraten sei. Das Inszenieren eines Adressensturms an die Volksvertretung bei den außerhalb derselben stehenden Staatsbürgern ist zwar unter Umständen eine sehr nützliche und rühmliche Tätigkeit, gehört aber nicht zum Beruf eines Ständemitgliedes, jedenfalls nicht nach dem positiven Württ. Recht (§ 124 der Verf.-Urk.).

4) Losch will den beleidigenden Charakter der von List entworfenen und durch den Druck verbreiteten Adresse in milderem Licht erscheinen lassen durch den Hinweis auf Beschwerdeschriften der Ständeversammlung selbst vom J. 1816, worin diese eine Reihe derselben Beschwerden, wie nachher List, in ähnlichen „nichts weniger als sanften Ausdrücken" dem König vorgetragen habe.[1]) Dabei verkennt Losch zweierlei: Einmal stehen die Rechte, die der berufenen Vertretung des Volkes zustehen, damit nicht auch dem einzelnen Staatsbürger zu, auch nicht dem einzelnen Volksvertreter. Noch wichtiger ist der zweite Punkt: Zwischen 1816 und 1820 hatten sich doch die Verhältnisse gewaltig geändert. König Wilhelm war auf König Friedrich gefolgt und hatte eine Reihe der drückendsten Beschwerden schon bald nach seiner Thronbesteigung abgestellt; darauf waren — mit als ein Ergebnis der keineswegs, wie Losch behauptet, ergebnislos gebliebenen Kommissionstätigkeit Lists — die berühmten Edikte vom 18. November 1817 und 31. Dezember 1818 erschienen, welche verschiedene drückende Lasten und gehässige Abgaben sofort aufhoben, bei anderen die Aufhebung vorbereiteten, Justiz und Verwaltung vollkommen trennten, eine freiere Gemeindeverwaltung brachten, dem Schreiberunfug und der Beamtenkorruption energisch zu Leib gingen und überhaupt eine völlige Umwälzung in Staat und Gemeinde in entschieden fortschrittlichem, bürgerfreund-

[1]) Beiläufig bemerkt: Wie stimmen jene von Losch selbst erwähnten ständischen Beschwerdeschriften mit ihren scharfen Ausdrücken zu seiner Behauptung auf der nächsten Seite (405), die Altwürttemberger seien nicht gewohnt gewesen als Kammermitglieder mitzusprechen? In Wahrheit waren sie's seit Jahrhunderten gewohnt und hatten es auf den Landtagen seit 1797 und dann wieder von 1815—19 recht ausgiebig betätigt.

lichem Sinn herbeiführten. Gerade darum war auch in Lists Adresse nicht sowohl das kränkend für den König und seine Beamten, was darin neu gefordert wurde, als vielmehr die völlige Ignorierung des vielen Guten, was der König und seine Berater ohne die Landstände aus freiem Willen in angestrengter vierjähriger Tätigkeit zum Wohle des Volks getan hatten, und statt dessen die Schilderung des Landeszustandes in einer Weise, die zwar ganz auf frühere Zeiten paßte, nur mit erheblichen Einschränkungen aber auf das Jahr 1821.

5) Noch ein Wort über Loschs letztes Argument, mit dem er mich ad absurdum führen will: Wenn List mit Fug und Recht aus der Kammer entfernt worden ist — sagt er — dann sind auch die sogenannten Geisterstimmen in der Kammer der Standesherren altes und daher gutes und Recht bleiben müssendes Recht! Durchaus nicht! Gesetze, solange sie bestehen, müssen respektiert werden, von der Volksvertretung nicht minder als von der Regierung. Das allein habe ich behauptet. Daraus folgt aber nicht, daß ein altes Gesetz darum gut sei, oder gar die weiteren Schlußfolgerungen. Nicht genug; um ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, habe ich die einschlägigen Bestimmungen des Gesetzes von 1810 und der Verfassungsurkunde als ungeheuerlich bezeichnet und habe geschlossen: „Wem das nicht behagt, der sorge bei Zeiten für eine Aenderung der Gesetze!" Es ist nämlich so, wie ich dort weiter ausgeführt: Würde heute wieder ein Abgeordneter in Untersuchung gezogen, so dürfte auch nach den heute geltenden Gesetzen nicht die Kammer Schuld und Unschuld prüfen, sondern sie müßte das Mitglied ausschließen wie i. J. 1821, sobald der Richter ausgesprochen, daß die Verurteilung wahrscheinlich die Entziehung der Wahl- und Wählbarkeitsrechte zur Folge habe. „Derartige Dinge", ruft Losch aus, „sollte man sich klar machen, und vor allem zur rechten Zeit klar machen." Er sollte es mir zum Verdienste anrechnen, daß ich das getan habe.

Es ist eine leidige Fügung, daß ich, dem die Verehrung Lists schon im Elternhause eingeprägt worden, nun einem Verkündiger von Lists Größe, mit dem ich in der Wertung seiner Verdienste ganz übereinstimme, gleichwohl entgegentreten muß; aber: amicus Plato, magis amica veritas. Der von Macaulay so scharf verspottete „furor biographicus" hat eben wieder einmal ein Opfer gefordert. Aber Lists Größe verlangt es nicht, alles an ihm weiß in weiß zu sehen, und auf die, die seinen Weg gekreuzt, auch noch unbegründete Vorwürfe zu den verdienten zu häufen.

Nun aber zu einem anderen Punkt! Was war der Grund, warum der württembergische Justizminister v. Maucler gegen List wegen seiner Adresse so scharf vorging, warum der geheime Rat, warum der König sich von ihm mitreißen ließen? Durch Lists Benehmen allein ist es nicht hinreichend erklärt. Der von Losch angegebene Zweck, die übrigen Kammermitglieder einzuschüchtern und ihnen die Lust zur Opposition zu nehmen, ist mir auch nicht ganz einleuchtend, wenn auch eine solche Nebenwirkung nicht unerwünscht sein mochte; denn eine in der Form ausschweifende Opposition hatte sich in der Kammer vor Lists Eintritt in keiner Weise bemerkbar gemacht und die Art von Lists Auftreten wurde selbst von solchen in der Kammer ausdrücklich getadelt, die gegen seinen Ausschluß stimmten. Ich glaube vielmehr, daß folgende zwei Umstände bestimmend waren. Der erste davon ist mir selbst erst neuestens bekannt geworden. In einem Zustimmungsschreiben aus Anlaß meines Merkurartikels wurden mir Mitteilungen gemacht aus den Lebenserinnerungen eines Zeitgenossen Lists, nämlich des Obertribunalprokurators und Landtagsabgeordneten, späteren Staatsrates Frdr. Gmelin (des Aelteren); und dieser teilt darin mit, daß mit dem Schlag gegen List vor allem Wangenheim getroffen werden sollte.

Karl August Frhr. v. Wangenheim war einer der ausländischen Adeligen, über deren massenhaftes Eindringen unter König Friedrich die Württemberger sich so sehr beklagten. Ihm und seinen Ideen über Staatsverfassung hatte sich List „mit Entschiedenheit“ angeschlossen. List war Wangenheims Schützling, ihm verdankte er die Tübinger Professur, und als „Zögling“ Wangenheims wird List auch in Gmelins Lebenserinnerungen bezeichnet. Die Pläne, mit denen List nun als Abgeordneter in und außerhalb des Landtags auftrat, schienen die Absicht zu verraten, die kaum zuvor, 1817—1819, nicht ohne Verletzung vieler Einzelinteressen, ganz neu konstruierte Verwaltung Württembergs wieder umzuwerfen und ein neues Württemberg nach Wangenheims Ideen zu konstruieren. Wangenheims von Naturphilosophie durchtränkten, um das geschichtlich Gewachsene sich keinen Deut kümmernden politischen Ideen waren indeß den Württembergern ein Greuel — auf ihn zurück ging z. B. die gerade heute wieder so vielen unerträglich dünkende Abscheidung des standesherrlichen Adels in einer besonderen Kammer — und ebenso war der scharfsinnige Jurist und praktisch-nüchterne Realpolitiker Maucler ein natürlicher Gegner des genialischen Wangenheim. Zum erbitterten Feind aber mußte Maucler werden, als er hinter Lists Vorgehen die dirigierende Hand Wangenheims zu erkennen glaubte, der es auf nichts geringeres abgesehen habe, als Maucler zu stürzen und dafür sich selbst wieder ins Ministerium zu schwingen. Dieser Verdacht lag für Maucler um so näher, als ja Wangenheim s. Z. frisch vom Ministerstürzen weg aus Coburg nach Württemberg gekommen war. Ob Wangenheim solche Absichten in der Tat gehegt, ob Lists Vorgehen überhaupt von ihm beeinflußt war, das muß zunächst freilich dahingestellt bleiben, ist aber auch hier Nebensache. Die Ueberzeugung Mauclers davon würde vollständig genügen, sein scharfes Vorgehen gegen List als vermeintlichen Strohmann Wangenheims zu erklären.

Aber sicher spielte daneben eine zweite Rücksicht mit, bei der die zugrund liegenden Tatsachen ganz gesichert sind, das ist die Rücksicht auf die Großmächte. Diesen waren die süddeutschen Verfassungen mit ihren Landtagen je mehr und mehr ein Dorn im Auge als Brutstätten der Revolution; und zu ihrer Unterdrückung war man bereit jede Gelegenheit zu benützen. König Wilhelm und seine Räte waren d a g e g e n; um so energischer hielten sie sich aber verpflichtet einzuschreiten, wenn nun wirklich Dinge vorfielen, die, wie das Auftreten Lists, in den Augen von Metternich und Konsorten als Beweis des Demagogentums gelten mußten. Wenn ich sage, König Wilhelm und seine Diener seien dazumal Gegner der Politik der Großmächte gewesen, so gerate ich freilich wieder in Widerspruch mit Losch, der behauptet, „die Staatsmännchen der Kleinstaaten hätten, klein denkend und klein handelnd, den Oberdruck, der von Wien her erfolgte, nach unten hin fortgesetzt.“ Auch das ist nicht richtig. Alle Darstellungen stimmen wenigstens mir bei. So sagt z. B. Eugen Schneider in der Allg. D. Biographie (43, 210) über die ersten zwanziger Jahre, wo die Listsche Tragödie spielte: „König Wilhelm litt schwer unter der Entwicklung, welche die deutschen Dinge nahmen; er b ä u m t e s i c h a u f g e g e n d e n D r u c k d e r G r o ß m ä c h t e.“ Aber was kam dabei heraus? Die Großmächte brachen i. J. 1823 allen Verkehr mit ihm ab und versetzten ihn so in eine unhaltbare Lage, aus der er sich nur schwer und erst nach Verabschiedung seines Ministers des Auswärtigen und seines Bundestagsgesandten wieder herausarbeiten konnte. Selbst sein Schwager, der Kaiser Alexander von Rußland, auf den er sich geglaubt hatte stützen zu können, gab ihn gänzlich preis! Wie geschickt wäre nun die Gelegenheit gewesen auf Kosten der Volksvertretung sich wieder lieb Kind zu machen! König Wilhelm tat das nicht. Statt dessen erteilte er dem General Ferdinand Frhr. v. Varnbüler, der im September 1823 die Prinzessin Charlotte von Württemberg als Braut

des Großfürsten Michael nach St. Petersburg begleitete, folgende Instruktion[1]), die zugleich meine Bemerkung oben bestätigt, wie sorgsam die deutschen konstitutionellen Regierungen ihre jungen Verfassungen und Volksvertretungen vor dem Argwohn der heiligen Allianz zu hüten, fast möchte ich sagen zu verbergen, hatten unter dem Deckmantel der alten ständischen Vertretung. In dieser Instruktion heißt es nämlich:

„ . . . Wünscht jedoch der Kaiser über den äußeren Zustand und Lage Württembergs Aufschlüsse von Euch zu erhalten, so werdet Ihr ihm ein treues Bild des festen, geordneten und gesetzmäßigen Ganges der Regierung und Verwaltung auf der einen, und der Ruhe, der Zufriedenheit und des unbedingten Gehorsams der Untertanen auf der andern Seite entwerfen; Ihr werdet ihm die vollkommene Uebereinstimmung der Regierung und ihrer Stände, aber auch die ebenso vollständige und gesicherte Wirksamkeit der ersteren gegen jede Gesetzwidrigkeit, sowie das allgemeine Vertrauen und die treue Ergebenheit der letzteren nach der Wahrheit schildern; Ihr werdet die von Uns hergestellte Verfassung nur als eine von früheren, der Regierung wie dem Volk gemeinschädlichen Mißbräuchen gereinigte, den jetzigen staats- und völkerrechtlichen Verhältnissen des Königreichs angepaßte Fortsetzung der älteren Landesverfassung, deren Württemberg seit 300 Jahren genoß, und die nur in der letzten Periode allgemeiner Umwälzung unterbrochen werden konnte, und als die unabweisliche Bedingung bezeichnen, unter der allein Regierung und Volk in diesem Lande sich verständigen und glücklich sein können; Ihr werdet ihm die bereits heranreifenden glücklichen Früchte dieser Verständigung, die Zunahme des öffentlichen und Privatwohlstandes, die feste Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung, den Zustand von Zufriedenheit und Einigkeit zwischen Regierung und Volk darstellen und die Ueberzeugung aussprechen, daß Württemberg kein Wunsch übrig bleibe, als von außen keine Störungen für die auf seine eigentümlichen Bedürfnisse berechnete, auf seine historische Grundlage gestützte Entwickelung seines inneren Wohlstandes zu erfahren."

Meine Kritiker.

Von den drei bekanntesten Fachzeitungen der Apotheker Deutschlands wurden meine Selbstbetrachtungen (Juni-Heft S. 498 ff.) abfälliger Kritik unterzogen. Am leichtesten tut sich das offizielle Organ des Deutschen Apotheker-Vereins, die „Apotheker-Zeitung", die nicht meine Ausführungen selbst, sondern eine Notiz darüber im „Generalanzeiger der Münchener Neuesten Nachrichten" wiedergibt und die „fachmännische" Warnung vor dem Eintritt in die pharmazeutische Karriere ob ihrer „Sachkenntnis" niedriger hängen will. Die „Pharmazeutische Zeitung" greift einen Absatz aus dem Originalartikel, meinen mit der denkbar größten Bescheidenheit gemachten Vorschlag zur allmählichen Sanierung der tatsächlich unhaltbaren Zustände heraus, wirft mir kräftigste Herabsetzung des heutigen Apothekenwesens vor und schließt mit dem Bedauern, daß man die „Kurpfuscherei auf sozialem Gebiet nicht polizeilich bekämpfen kann". Inquisition! Ja, das könnte den Herren taugen! Daß mir die beabsichtigte wahrheitsgemäße Schilderung der bestehenden Verhältnisse gelungen ist, zeigen mir Anerkennungen von privatisierenden, besitzenden und konditionierenden Kollegen. Ob es aber größere Kurpfuscherei ist, der Ent-

[1]) Ich teile die hierher gehörige Stelle nach dem Original im Varnbülerschen Archiv wörtlich mit, weil die Instruktion bisher nirgends gedruckt oder auch nur erwähnt ist.

wickelung einer Krankheit ruhig zuzusehen, wie das die „Pharmazeuten-Zeitung" tut, oder Mittel zu ihrer Bekämpfung vorzuschlagen, kann ich getrost der Entscheidung meiner Leser anheimstellen.

Die scheinbar eingehendste Würdigung finden meine Betrachtungen in der „Süddeutschen Apotheker-Zeitung". Der Verfasser, ein Herr F. K., findet meine „Gründe zum Teil recht schief". Er schreibt nach Anführung der Ursachen, die ich für die starke Nachfrage nach käuflichen Apotheken und für den Zuwachs an jungen Kollegen angegeben habe, wörtlich: „Ist diese Schlußfolgerung nicht denn doch allzu geschraubt? Die „starke Nachfrage" soll durch die unsinnig hohen Apothekenpreise hervorgerufen worden sein! Umgekehrt wäre richtiger." Herr F. K. beliebt erstens zu übersehen, daß ich unmittelbar nach den Worten „den immer noch steigenden ganz unsinnig hohen Apothekenpreisen" „und dem durch dieses Steigen wirksam erhaltenen Aberglauben der großen Masse von der guten Rentabilität" geschrieben habe, zweitens, daß ich später die Gründe anzugeben nicht unterließ, die den konditionierenden Apotheker zum Kauf zwingen. Wenn in einem Beruf viel Geld in kurzer Zeit verdient wird — und das hat man an manchem Apotheker gesehen, der in 10 Jahren vier Apotheken besessen und an jeder seinen Schnitt gemacht hat da wurde das Wort „Apothekenschacher" geprägt — so ist das meines Erachtens allerdings Grund diesen Beruf zu ergreifen. Wenn ein Objekt, sei es Haus, Wertpapier, Landgut, Kunstwerk oder was sonst, fortwährend im Preise steigt, so ist das nach meinem Urteil allerdings ein Grund, dieses Objekt zu kaufen. Herr F. K. hat vielleicht eine andere „Logik". Auch bin ich freilich der Meinung, daß es Kausalverbindungen gibt, bei denen die Unterscheidung, was Ursache und was Wirkung sei, schwer, ja unmöglich ist. Hat Herr F. K. auch da eine andere Meinung, so möchte ich ihm empfehlen, einmal die Kategorienlehre nachzulesen. Er wird da als zweite Kategorie der Relation die von Ursache und Wirkung, als dritte die der Gemeinschaft finden, einen circulus causarum, wo eins das andere „wechselseitig" bedingt.

Herr F. K. will dann durch wörtliche Anführung meiner Auslassungen auf Seite 500, zweiter Absatz, beweisen, daß „ich es liebe, zu Schlüssen zu kommen, welche den seitherigen Anschauungen widersprechen" und konstatiert, „man habe seither die jungen Leute bedauert, die von der Ungebundenheit des Gymnasiums her, plötzlich in die Klausur des Lehrlings treten", während nach meiner Meinung die Freiheit der Herren Inzipienten ein werbender Faktor sei. Ja, Herr F. K., wie es mit der Ungebundenheit des deutschen Gymnasiums aussieht, daran können Sie sich vielleicht aus Ihrer Jugend noch erinnern. Ich behaupte aber, daß der Lehrling, der es in manchen Geschäften besser hat als der „bezahlte" Gehilfe, in der Tat von manchem Penäler beneidet wird. — Uebrigens bedauert hat man diese jungen Leute, wie Sie ganz richtig zugeben, aber goldene Berge hat man ihnen in Aussicht gestellt, um sich eine billige Arbeitskraft zu sichern.

Als ein Beispiel für alle überraschenden Gedankensprünge führen Sie die drei letzten Abschnitte auf Seite 501 an und bemerken dazu, daß „die Möglichkeit einer Fürsorge für das Alter durch Einlage in eine Versicherungskasse, durch Erwerbung von Leibrenten außer acht gelassen ist". Da will ich Ihnen noch ein paar „Möglichkeiten" nennen; man kann das große Los gewinnen oder den Onkel aus Amerika beerben. Ja, Herr F. K., haben Sie sich denn jemals mit versicherungstechnischer Mathematik abgegeben, kennen Sie die Verwaltungskosten der Versicherungsgesellschaften, wissen Sie, daß die eingezahlten Beiträge sich fast nicht verzinsen? Da ists doch praktischer mündelsichere Papiere zu kaufen! Uebrigens, Herr F. K., muten Sie denn unsern Konditionierenden tatsächlich zu, von ihrem kärglichen Salär auch noch Versicherungsprämien zu zahlen? Das können sie vielleicht, dann können sie sich aber nichts zurücklegen. Und dann werfen Sie mir

vor, wenn ich die Sachlage Fernerstehenden wahrheitsgetreu hätte schildern wollen, durfte ich die Möglichkeit der Erlangung einer Konzession nicht übersehen. Ja, Herr F. K., wissen Sie denn nicht, daß der Bewerber um eine Konzession einen Vermögensnachweis braucht, und glauben Sie, daß unter tausend Apothekergehilfen auch nur drei sich die Ersparnisse aus ihrem Salär machen können, die ich unter der Annahme unverwüstlicher Gesundheit und eines asketischen Lebenswandels ausgerechnet habe, und haben Sie jemals die Zahl der jährlich approbierten Apotheker mit jener der jährlich sich erledigenden Konzessionen verglichen?

Herr F. K. ist dann so aufrichtig zu gestehen, daß er sich naiverweise unter „Ablösung" etwas ganz anderes gedacht habe, als die Uebernahme der Apotheken durch den Staat zu angemessenem Preis.

Daß die chemische Industrie Deutschlands den Weltmarkt beherrscht, brauchte ich nicht von Herrn F. K. zu lernen. Die Firma Borroughs Wellcome & Co. ist uns deutschen Apothekern aber in der Tat entbehrlich, wie noch etwa zwanzig andere, die ich nennen könnte. — Die Einfuhr von ausländischen Spezialitäten muß ich immer noch als eine Schädigung unseres Nationalvermögens bezeichnen!

Als ein Beispiel für die mit dem System realberechtigter Apotheker untrennbar verbundenen Mißstände habe ich angeführt, daß unerfahrene, untüchtige, unfertige Apotheker vermöge ihres Geldes die Chefs tüchtiger, älterer Kollegen von hervorragender Geschäftskenntnis sein können.

Das gegen solche Uebelstände von Herrn F. K. angegebene Radikalmittel der Vermögenskonfiskation ist mir zu naiv, um darauf einzugehen.

Süddeutschland. Apotheker.

Sozialfinanzielle Rundschau.

Das wichtigste Ereignis, auch in wirtschaftlicher Beziehung, bleibt die totale Vernichtung der russischen Flotte. Einmal, weil damit bei aller Verblendung der moskowitischen Autokratie, der Friede näher gerückt wird und weil sodann die immerfort neuschaffende Industrie vielleicht vor weiteren großen Aufgaben steht.— „Vielleicht," sobald man sich von den Aeußerungen des Unions-Präsidenten über die notwendigen Sicherungen des noch so jungen Philippinen-Besitzes fortreißen läßt, oder auch von den französischen Betrachtungen, einstweilen mit ihrer Flotte beträchtlich hinter der japanischen zurückstehen zu müssen. Man kann aber auch zu den entgegengesetzten Schlüssen gelangen! Denn indem Rußland als Seemacht auf ein Jahrzent oder noch länger einfach ausscheidet, braucht eigentlich weder Japan so gewaltige Rüstungen unmittelbar nach dem Frieden zu unternehmen, noch die andern Mächte, die sonst dem neuen Herrn von Ostasien in Panzervermehrungen wohl folgen würden. Und selbst Rußland das seine Interessensphäre in der Mandschurei gründlich verloren hat, wird bei seinen freilich notwendigen Flottenergänzungen, so zahlreiche Geschwader wie bisher nicht wieder ins Leben rufen. Ohne Häfen wie Port Arthur und Wladiwostock wäre ja eine große Marine ganz undenkbar. Selbst an sehr starken Schiffsvermehrungen seitens der Amerikaner darf noch billig gezweifelt werden. Es ist wahr! Den Zuckerinteressenten und Imperialisten konnte im Verlaufe des Kubanischen Krieges auch eine große asiatische Inselgruppe zufallen. Dies aber doch nur zur direkten Ausbeutung, sowie als Stützpunkt für den Export von Massenfabrikaten nach den bevölkertsten Ländern der Erde. Sollten sich aber die amerikanischen Wähler der Gefahr bewußt werden, die Philippinen schon jetzt als beständiges Kriegsobjekt gegen die Japaner schützen zu müssen und zwar mit den ungeheuersten Aufwendungen, so würde Herrn Roosevelt zunächst durch den Senat die Hände gebunden werden und sodann durch das

ganze Volk, soweit es nicht Milliardäre sind. Die Amerikaner bleiben noch immer höchst nüchtern, und wollen von geschäftlichen Ausdehnungen, bei denen die Brühe mehr als die Brocken kostet, nicht das Mindeste wissen. Nach alledem scheint gerade durch diese neueste Seeschlacht ein wichtiges Auftragsgebiet unserer Industrie eher eingeschränkt zu werden. Damit würden natürlich noch für Ergänzungen und Neuanschaffungen seitens Rußlands und Japans eine überaus hohe Ziffer eintreten. Und man borgt dem ersteren, weil an seiner Geldverlegenheit mindestens ein Dezennium hindurch viel verdient werden kann, während Japan jeden Kredit finden dürfte, angesichts seiner modernen Gestaltung, seiner strengen Ordnung, und, was noch immer am meisten imponiert, — seiner Erfolge.

* * *

Der Bürgermeister von Wien hat mit seinen Gewalttätigkeiten gegen große Erwerbsgesellschaften schon mehrfach solches Glück gehabt, daß man sich auch über den Ausgang seines neuesten Streites mit der Internationalen Elektrizitätgesellschaft nicht wundern darf. Am Montag den 17. Mai forderte Herr Lueger jenes Unternehmen auf, bis Donnerstag Mittag mit der Entfernung von Röhren, die zur Wasserentnahme aus der Donau dienen und den städtischen Straßengrund kreuzen, zu beginnen und binnen Wochenfrist durchzuführen. Und noch vor Ablauf dieser Frist, trotz sofortigen Rekurses der Internationalen E.G. an die Statthalterei, hatte die Stadt die von ihr mit einem derartigen Hochdruck betriebenen Ankaufsbestrebungen durchgesetzt. 22½ Millionen Kronen ist der Preis, um den die bedeutendste Elektrizitätszentrale Wiens ihr Eigentum an die Gemeinde — gewiß sehr ungern — abtritt. Herr Lueger gesteht aber dabei ganz offen ein, den Betrieb selbst, gar nicht übernehmen zu können, indem dieser der alten Gesellschaft für Rechnung der Stadt überlassen wird. Also auch ihr wichtigster Vorteil, daß der Vergewaltiger eigentlich gar nicht in der Lage wäre, seine Drohungen in absehbarer Zeit zu erfüllen, hat das Unternehmen keineswegs zur Entfaltung eines längeren Widerstandes ermutigen können.

* * *

Nicht weniger als drei Eisenbahnlinien sollen jetzt von Frankreich durch die Pyrenäen ausgebaut werden, nachdem die Kammer in Paris die französisch-spanische Konvention angenommen hat. Wohl die Wenigsten bei uns, welche über die wirtschaftliche Trägheit der Spanier zu spotten gewohnt sind, wissen etwas von dem verhängnisvollen Charakter jener Schienenwege. Fast alle sind nämlich ihrer Zeit von den Franzosen als Exportbahnen zu ihrem südlichen Nachbar hinüber traciert worden, während umgekehrt Spanien solche Exportbahnen nach dem Kontinent also via Frankreich haben müßte. Man bedenke nur den Reichtum an Erzen und Kohle, in dem Spanien mit jedem andern Lande wetteifern kann, und die Leichtigkeit, dort eine Eisenfabrikation ersten Ranges zu etablieren, wird nur zu klar. Statt dessen bezieht aber das Königreich fast seinen ganzen diesbezüglichen Bedarf vom Auslande, das überhaupt erst seinen Rohstoff hierzu — die Eisenerze — von Spanien bezieht. Seit Jahren arbeiten die „Bilbaoleute“ (Bilbao bildet den Hauptmontanplatz) an einer Aenderung dieses überaus seltsamen Zustandes. Vergeblich, da andere kostspielige Ausgaben von der Regierung beliebt werden! Auch nur eine weitere Verbindungsbahn zwischen Kohlen- und Erzgruben, zur Ermöglichung einer Hochöfen-Industrie, wäre praktischer als z. B. die neue Vorlage an die Cortes wegen Anschaffung von acht Panzerschiffen von je 14000 Tons, fünf gepanzerten Kreuzern und anderer Schiffe.

* * *

Die Sistierung der Mutungsrechte auf Kohle und Kali zunächst nur für zwei Jahre, bedeutet in dem Verhältnisse von Privatbereicherung zum Allgemeininteresse einen wichtigen sozialen Fortschritt. Richtig ist zwar, daß ohne die ausgedehnte Entwicklung des individualistischen Prinzipes, unsere wichtigsten westlichen Provinzen Bureaukratien im Stile des Saar-Fiskus geblieben wären, allein bei dieser Tatsache läßt sich doch nicht ein für allemal Halt machen. Wäre es etwa angängig, schon den ersten Phasen eines neuen Grubeneigentums den Charakter als Aktienunternehmen zu geben, so ließe sich wenigstens noch die breitere Verteilung der Gewinne zugunsten des bisherigen Verfahrens einwenden. Statt dessen sind es aber immer nur einzelne eingeweihte Persönlichkeiten, denen die neuen Funde zufallen und die für die ihnen erblühenden Aussichten zumeist nur ein nicht sehr großes Risiko zu tragen haben. Uebertrieben erscheint vielleicht die weitere Furcht, Deutschland in recht absehbarer Zeit von noch freien Kohlenfeldern entblößt zu sehen. Derartige Berechnungen haben in England und auch schon bei uns getäuscht. Wer z. B. hatte noch vor einer Reihe von Jahren gewußt, daß sich die Ruhrkohle selbst noch durch Holland, bis zur Nordseeküste hinziehe. In diesem Sinne werden wohl auch noch weitere Ueberraschungen zu Tage treten. Uebrigens kommen wir hierbei schwerlich mit einem bloßen preußischen Gesetz aus, da vor allem Lothringen mit seinen ausgedehnten Schätzen an Erzen zu schützen wäre, die unserer Eisenindustrie an Rhein und Ruhr die fremden Erze jedenfalls einst ersetzen müssen.

* * *

Dieselbe Deutsch-Asiatische Bank, welche im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Finanz Japan nicht „verstanden" hat, kann wiederum zehn Prozent Dividende verteilen. Jedenfalls sind noch einige Prozente mehr verdient worden, die aber als stille Reserven nach dem bekannten Rezepte der Deutschen Bank verschwinden. Denn diese letztere kontrolliert die auch s. Zt. von ihr gegründete Deutsch-Asiatische Bank, welche die ehemaligen Filialen des Siemens-Instituts in Ostasien in sich aufnahm. Diese Filialen, einst auf Bismarcks Wunsch oder Anregung errichtet, hatten bei ihrer mechanischen Abhängigkeit von der Berliner Zentrale zu wenig Glück, um vor dem Schicksal der Auflösung schießlich bewahrt bleiben zu können. Wenn aber eine so überlegene Kultur wie die japanische dem nachträglich darüber erstaunten Europa lange verborgen bleiben konnte, so hätte wenigstens die deutsche Geschäftswelt alle Ursache gehabt, von ihrer unvergleichlich größten Kommissionsbank über jene doch so völlig neuen Verhältnisse rechtzeitig unterrichtet zu werden. Hier scheint aber die von der Deutschen Bank geschaffene Deutsch-Asiatische einigermaßen versagt zu haben. Beweis dessen: die verschiedenen Anleihen Japans in London und Newyork, zu denen die Herren in Berlin den Zugang alles eher, als offen gefunden. Fehler einzugestehen, wäre seitens einer ersten Finanzgruppe weiser, als in diesem Fehler weiter zu verharren.

Frankfurt a. M. G. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Brautfahrt des Damian Zagg.

Von Ludwig Ganghofer in München.

(Schluß.)

Trotz mancher Eigenschaft, die sich schwer ertragen ließ, war Damian Zagg ein Mensch, den man gernhaben konnte. Alles an ihm — auch das, worüber man sich ärgerte — war kraftvoll und echt. In nichts war er kleinlich. Und neben seiner Erzählergabe und seinen Fähigkeiten als Jäger hatte er noch manche Lichtseite. Er konnte was Schönes verstehen, auch wenn es außerhalb seiner praktischen Interessen lag, er hatte Ehrgefühl und Vornehmheit, bis zu einer gewissen Grenze auch gute Manieren, und gegen Damen konnte er sich mit ritterlicher Liebenswürdigkeit benehmen, was ihn aber durchaus nicht hinderte, in ihrer Gegenwart zu rülpsen. Deswegen las ich ihm einmal die Leviten: das wäre unschicklich, so was müßte man in Gegenwart anderer Menschen unterdrücken. Er sah mich verwundert an: „Warum denn? So ebbes is gsund. Dö Damen weard aa oft der Luft plagen, wo s' froh waaren, wann s' 'n draußt hätten.“ Es fiel ihm auch gar nicht ein, diese ‚gesunde Gewohnheit‘ abzulegen. Und das klang immer wie ein Orgelton aus versunkenen Tiefen.

Durch alle die sieben Jahre, die er in meinen Diensten stand, blieb er sich in seinem Wesen völlig gleich. Nur in seiner Unverträglichkeit wurde er reizbarer von Jahr zu Jahr. Wegen der harmlosesten Kleinigkeit konnte er einen Spektakel machen, daß es böllerte. Die anderen Jäger gingen ihm, soweit der Dienst das zuließ, mit Vorsicht aus dem Wege. Und das weibliche Dienstpersonal im Jagdhaus hatte eine zitternde Angst vor ihm — und das war nicht nur die Angst vor seinem Zorn, es war noch mehr die Angst vor seiner Gnade.

Denn Damian Zagg war unermüdlich auf der Suche nach dem ewig Weiblichen. Dabei ging er einen doppelten Weg. Auf dem einen holte er sich, was er, um es mit seinem eigenen Wort zu sagen, ‚für die Gsundheit brauchte‘. Von Neigung war da nie die Rede; und er war auch gar nicht wählerisch; wo sich was erhaschen ließ, da griff er ohne viel Umstände zu; und dann war die Sache wieder für einige Wochen erledigt. Tauchte auf zwei Stunden in der Umgebung des Jagdhauses eine neue Sennerin auf, und sagte der Damian von ihr: „Is gar koa unguats Frauenzimmer, dö!“ — das war immer ein Beweis, daß Damian Zagg an seine Gesundheit

dachte. Begann er dann plötzlich seine spöttischen Kletten nach dem Mädel zu werfen, und sagte er von ihr: „Ah mei! A so a Weibsbild! Was kannst denn machen mit so oaner!“ — dann wußte man immer, wie viel es geschlagen hatte. Und prompt erschien dann in der Wochenrechnung des Oberjägers ein Posten:

„Der Sendrin, fir Ausputzen der Diensthütte — 1 March 50.“

Gegen diesen Posten war nie was einzuwenden, da sich der Bretterboden der Diensthütte tatsächlich immer als sauber gescheuert erwies.

Nie hörte man vom Damian über eine der Sennerinnen, die in unseren fünf Diensthütten von Zeit zu Zeit dieses notwendige Reinigungswerk zu erledigen pflegten, ein wärmeres oder gar ein zärtliches Wort. Die einzige Zärtlichkeit, deren er fähig war, reservierte er für seinen Hund. Das war ein ungemütliches, für die Jagd völlig unbrauchbares Tier — aber für den Damian war dieser Hund ein Heiligtum, das ihm über alles ging. Dieser ‚Bravo‘ war so unverträglich wie sein Herr, duldete keinen anderen Hund in der Nähe und zauste mir meinen ‚Bergmann‘ jede Woche ein paarmal blutig bis auf die Knochen. Aber weil ich wußte, wie Damian an dem Hunde hing, wollte ich nicht verlangen, daß er ihn fortgäbe. Doch es kam zu einer Katastrophe. Eines Morgens, als ich mit Damian auf der Pirsche war, hatte ich einen Gemsbock angeschossen und löste auf der Schweißfährte meinen Bergmann. Der Hund fand den Bock und gab in einer Dickung Standlaut. Ich springe hinunter und gebe dem Bock den Fangschuß. Und während nun Bergmann mit den Vorderpranken auf dem verendeten Wilde steht und todtverbellt, kommt Damians ‚Bravo‘ wie eine rote Kugel dahergesaust und faßt auch gleich meinen Bergmann an der Gurgel. Erschrocken komm’ ich meinem Hund zu Hilfe, packe den ‚Bravo‘ am Halsband, reiße ihn zurück und spediere ihn mit einem kräftigen Schwung in die Stauden. Da springt der Damian durch die Latschen her und brüllt: „Ja Himmelhergottsakrament! Was machen S’ denn mit meinem Hund!“ Sein Gesicht war kreidebleich, und in seinen Augen funkelte ein Haß und eine Wut, daß ich in der ersten Sekunde dachte: Jetzt schlägt er im Jähzorn auf mich los!

Ich schau ihn an und sage: „Damian! Du scheinst zu vergessen, daß du vor deinem Jagdherrn stehst!“

Da war sein ganzer Jähzorn im Nu erloschen. Mit zitternden Händen legte er seinen Hund an die Leine. Dann schlug er ihn mit der Faust auf die Schnauze. „So! Jetzt beiß no amal!“ Auf dem ganzen Heimweg sprach er kein Wort. Aber noch am gleichen Abend, ohne daß ich es verlangt hatte, schickte er den Bravo mit einem Hüterbuben die fünf Stunden zu seiner Mutter hinaus. Ich habe den Hund nicht mehr gesehen. Und Damian war ein paar Wochen lang gegen mich von einer Liebenswürdigkeit, wie ich sie sonst in sieben Jahren nicht oft von ihm erlebt habe. Im Herbst, einen Tag nach meiner Abreise, holte er den Hund; und im Frühjahr, einen Tag vor meiner Ankunft, schickte er ihn wieder fort. So machte er’s drei Jahre hintereinander. Im letzten Frühling erzählte er mir gelegentlich, daß Bravo im Winter einen der Strychninbrocken aufgenommen hätte, die Damian selber für die Füchse ausgelegt hatte. Mit seiner

charakteristischen Ausführlichkeit, doch ohne die üblichen spöttischen Schlaglichter, schilderte er mir die Kur, die er mit schwarzem Kaffee versuchte, und die Todeskämpfe des Tieres. „Wie i gmerkt hab, daß nix mehr hilft, hab i den Hund aus der Stuben aussitragen aufn Schnee und hab eahm a Kugel geben, daß 'r nimmer leiden muaß. Nobel hab i's eahm auffigschossen! Z'mittelst aufs Hirnplattl! Koan Muckser nimmer hat 'r gmacht."

Ich tat ihm den Gefallen und sagte gegen meine Ueberzeugung: „Das war ein guter Hund!" Fügte aber bei: „Nur schade, daß er so unverträglich war."

Damian nickte. „Freili, ja! Unter ander Leut hat 'r net einipaßt. Aber auf mi hat 'r si verstanden! . . . Ja! . . . Und zum eingraben hat 'r mi greut. Vier Fallen hab i dermit anködert. Und hab zwoa Mader gfangt. Is scho wahr, der hat mer no ebbes gnutzt, derweil 'r scho hin war."

Zehn Mark ‚Faachlohn' für Raubzeug! Das war der praktische Dank der ‚Liebe', die Damian Zagg für diesen Hund in seinem unberührbaren Herzen getragen hatte. Und dennoch war in dieser ‚Liebe' mehr an Zärtlichkeit, als manches Mädel von ihm erfahren haben mag, das sich um den Damian Zagg die Augen rot weinte.

Völlig getrennt von dem einen Wege, auf dem der Damian das Weib im Dienste seiner ‚Gsundheit' suchte und auch immer fand, ging der andere Weg einher, auf dem er seine ruhelosen Heiratspläne spann. Und da war er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, so wählerisch und zuwartend, daß sich jeder neue Plan immer wieder zerschlug.

In seinem dritten Dienstjahr sprach er das zum erstenmal gegen mich aus: daß er heiraten möchte. Aber auch bei diesen Plänen war nie von Neigung die Rede, nie von einer Frau, die er liebhaben könnte. Sie mußte nur die Bedingungen erfüllen, die er sich für das Bild einer vollkommenen Ehe ausgedacht hatte. Vermögen brauchte sie nicht zu haben — er selber hatte genug, um einen sorgenlosen Hausstand gründen zu können. Auch katholisch oder lutherisch, das wäre ihm alles eins gewesen. Aber eine ‚Baurentrampel', das war von vorneherein ausgeschlossen. Er wollte ‚ebbes bessers', eine Frau, die ‚ebbes fürstellt', und mit der man sich sehen lassen kann. Groß und stattlich mußte sie sein, und gesund, und mußte ‚Holz beim Zeug' haben! Auf alle bessere Arbeit im Hause mußte sie sich verstehen. ‚Für's Putzen und für's Gröbere, da halt i ihr scho so a Weibsbild!' Und vor allem mußte sie gut kochen können. Den ewigen Schmarren und schwarzen Kaffee, all das ‚Gschlader', das sich die Jäger bei ihrer knappen Zeit in der Diensthütte zusammenbrauen — das hatte der Damian satt bis an den Hals. Drum wollte er heiraten und wollte die Sache so haben: wenn er heimkam von der kalten Pirsche, sollte der Herd dampfen und der Tisch gedeckt sein, ein gewärmtes Hemd sollte am Ofen hängen und die brave Frau sollte ihm helfen beim Umziehen. „Und bal i sag: dös brauch i, jetz spring, marsch weiter und füranand! . . . nacher muaß aa scho alles gschehgn sein!" Das waren die Bedingungen, denen die Zukünftige des Damian Zagg entsprechen mußte. Und zu diesen Bedingungen kam dann noch eine, unter allen die wichtigste: die Frau des Damian mußte Kinder bekommen!

Vier Jahre wählte und wählte er. Doch er fand nicht die Richtige. Mit jeder, auf die er sein Auge geworfen, hatte es einen Haken. Erst bandelte er mit einer Wirtstochter aus seiner Heimat, dann mit einer Restaurationsköchin aus dem nahen Städtchen, die er im Stellwagen hatte kennen lernen, dann kam die Schwester eines Jägers an die Reihe, der in unseren Diensten stand — und so lange sich Damian das mit dieser Schwester überlegte, hatte der Bruder gute Zeiten im Dienst. Und schließlich entschied sich Damian Zagg für unsere Jagdhausköchin. Das war ein großes, resolutes Frauenzimmer, ein paar Jahre älter als Damian, ausgestattet mit allen möglichen guten Eigenschaften, verläßlich und arbeitsam, ehrlich und treu, dazu eine Meisterin der Kochkunst. Drei Sommer waren die beiden an einander vorbeigegangen, ohne daß sich eins ums andere kümmerte. Doch als sich Damian zu denken begann: das könnte die richtige sein! — und als er wollte, da war die gute, brave Person von heut auf morgen bis über die Ohren in den Zagg verschossen. Mir tat sie leid. Sie verdiente was besseres als ein Leben nach dem Motto: „Spring! Marsch! Füranand!“ Und ich wußte: sie würde mit dem Damian steinunglücklich werden. Drum redete ich mit ihr und suchte ihr die Augen zu öffnen. Aber da half nichts mehr. Sie war von dem Weg, für den sich ihr ehrliches Herz entschieden hatte, nicht mehr abzubringen. Den Sommer über gaben sich die beiden als erklärtes Brautpaar, und im Winter wollten sie heiraten. Doch ehe der Herbst kam, war die Sache plötzlich zu Ende — ich weiß nicht, warum. Das gute Frauenzimmer kränkte sich einen Monat lang, vielleicht noch länger — und Damian ging so ruhig und fremd an ihr vorbei wie früher. Und tat, als wäre gar nichts gewesen.

Nach zwei anderweitigen Versuchen, die der Damian auch wieder aufgab, kam das romantische Heiratsprojekt, das mit dieser merkwürdigen Brautfahrt endete, für deren Verständnis es mir nötig erschien, zuerst die Gestalt des Helden in allen Farben und Zügen völlig klarzustellen.

Dazwischen, neben den Heiratsplänen des Damian, lag noch ein Intermezzo, das der Erwähnung wert ist.

Da fragte ich eines Tages nach einem Gewehrriemen, den ich beim Sattler draußen im Dorfe bestellt hatte.

„Ja,“ sagte Damian, „heut in der Fruah hat 'n die Meinige bracht.“

„Die Deinige? Wer ist das?“

„'s Madel von meiner Hauswirtin draußt.“

„Das ist die Deinige? Willst du die heiraten?“

„Ah na! So oane übern Winter halt.“

Er war in der Pflege seiner Gesundheit etwas bequem geworden und hatte über den vergangenen Winter seine ‚Geweihstube‘ in das Haus der verwitweten Leitnerbäuerin verlegt, die eine Tochter hatte. Und wenn es dann draußen im Dorfe was Dienstliches für ihn zu erledigen gab, übernachtete er in dieser Stube. Bei 20 Grad unter Null und bei dem meterhohen Schnee konnte Damian den Weg zwischen Dorf und Jagdhaus, der im Winter sechs Stunden Mühsal verlangte, an einem Tag nicht zweimal machen.

Und von dieser ‚Seinigen‘ erfuhr ich dann so zufällig eine kleine

Geschichte — als mir Damian die Raubtierbälge zeigte, die er in diesem Winter erbeutet hatte. Unter ihnen war ein selten schöner Fuchsbalg. „Bei dem, da hat mer die Meinige gholfen!“ sagte er. „Amal, da bin i auffi kumma, und da jammert d' Leitnerin, daß ihr der Fuchs drei Henna davon hätt. ‚Sei stad,‘ sag i, ‚den wear i bald haben!‘ Bei so an Schnee den Wechsel ausspüaren, dös is ja koa Kunst. Und auf 'n Abend hab i 's Eisen glegt, a dreihundert Schritt hinterm Haus droben. ‚Wart, Manndele,‘ hab i mer denkt, ‚da tappst mer scho eini!‘ Und richti! Gahlings in der Nacht, da weckt mi die Meinige. ‚Du,‘ sagt s', ‚lus auf, der Fuchs muaß hängen, an Spitakel macht 'r, daß ma 's bis eini hört in d' Stuben!‘ I hock mi auf im Bett und lus. Aber da is koa Rüahrerl nimmer gwesen in der Nacht. ‚Geh,‘ sag i, ‚du wearst wohl traumt haben!‘ ‚Na,‘ sagt s', ‚ganz deitli hab i 's ghört, wie 's Eisen scheppert!‘ ‚No also,‘ sag i, ‚spring halt auffi und schau, und bal 'r hängt, nacher holst mi! Marsch! Füranand!‘ A Kälten hat's ghabt, daß d' Eisbloama an die Fenster aufgfahren san wie Kaasrinden. Und Schnee hat's ghabt, daß 'r oam auffigangen is bis über d' Juppen. Teifi, Teifi! Da san dreihundert Schritt a Weg! Und an Endstrumm Weil hat's dauert, bis die Meinige wieder einigrumpelt is in d' Stuben: ‚Hängt scho! Hängt scho!‘ Da bin i aber gschwind droben gwesen! Und bloß an Stroach no hab i eahm geben brauchen.“

Weiter hab ich über die Fuchsbötin nichts mehr erfahren. Und weiß nicht, wie lange sie noch die Seinige blieb.

Und das Jahr darauf, im Sommer — es war von seinen sieben Dienstjahren das letzte — zog er mit fünftägigem Urlaub auf diese merkwürdige Brautfahrt nach Wien.

Da kam ich eines Tages zu ihm in die Jägerstube, um einen Pirschgang zu bereden. Als alles abgesprochen war, wollte ich aus der Stube gehen. Da sagte Damian: „Herr Dokter! Bal S' grad no an Schnaufer lang Zeit hätten, möcht i Eahna ebbes zoagen.“

„Was denn?“

Er sperrte seinen Koffer auf, kramte von unten eine kleine Schachtel heraus und reichte mir die Photographie eines Mädchens. „Dö kunnt i jetzt heireten!“ Das sagte er mit dem gleichen, ruhigen Ton, mit dem er vom Wetter zu sagen pflegte: „Da kon's jetzt guat wearn oder schlecht.“

Das Bild, das die Firma eines Wiener Photographen trug und nicht mehr neu war, zeigte ein Mädchen von etwa 24 Jahren, anständig gekleidet, die Figur ganz schmuck gerundet, das Gesicht nicht hübsch und nicht häßlich, ein Dutzendgesicht, das aber doch was Fesselndes hatte: diese gutmütigen ehrlichen Augen. Die mußten blau sein, weil sie auf der Photographie einen so blassen Ton hatten. Aber das Haar war dunkel.

Ich sagte: „Die sieht nicht übel aus.“

Damian hob nachdenklich die Schultern. „Bal 's Bildl net lüagt!“

„Wieso? . . . Kennst du denn das Mädel nicht?“

„Na!“

„Aber Dami! Du wirst doch nicht eine Person heiraten wollen, die dir völlig fremd ist? Wie kommst du denn auf einen solchen Einfall?“

Nun erfuhr ich, wie die Sache zusammenhing. Er hatte einen Freund.

Der war noch ledig, war Förster in einem angrenzenden Jagdbezirk und schrieb in seinen Mußestunden schön aufgeputzte Artikel für Jagdzeitungen. Durch seine feuchte Vorliebe für guten Tiroler waren seine Verhältnisse etwas aufs Trockene geraten, und da wollte er sich durch eine gute Heirat rangieren und veröffentlichte in Münchener und Wiener Blättern eine Annonce:

> „Deutscher Waidmann, gereifter Mann in sicherer Lebensstellung, gesund, von strebendem Geiste beseelt, sucht wegen Mangel an Damenbekanntschaft auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine gutherzige und liebenswürdige
>
> **Lebensgefährtin,**
>
> die eine Freundin der Natur sein müßte und ein stilles, trauliches Glück inmitten des rauschenden Bergwaldes allem leeren und hohlen Glanz des Stadtlebens vorziehen würde. Ernstgemeinte Anträge, mit beiliegender Photographie, unter „Treues Herz und grünes Heim" an die Exp. d. Bl. Anonymes wird nicht berücksichtigt. Vermittler verbeten. Das Herz rede zum Herzen. Strengste Diskretion ist Ehrensache!!!"

Einen der Briefe, die auf diese Annonce einliefen, hatte der heiratslustige Förster dem Damian Zagg geschickt und mit Bleistift druntergeschrieben: ‚Lieber Dami. Das wär vielleicht so was für Dich! Doch bitte um strengste Wahrung der Diskretion. Bei mir verschlagen die Rehböck schon. Bei Dir droben wird wohl noch der Eisriese Winter seine letzten Springkinkerln machen. Du, heuer hab ich wieder einen Magdalener, süffig bis zur Wonne. Also, überleg Dir's! Mit Waidmannsheil und deutschem Handschlag, Dein getreuer &c. &c.'

Den Brief, unter den diese Freundesworte gekritzelt waren, gab mir der Damian zu lesen. Schade, daß ich mir diesen Brief nicht abgeschrieben habe! Aber damals, als die Geschichte anfing, nahm ich sie nicht so wichtig, wie sie mir später erschien. Form und Wortlaut des Briefes sind, bis auf ein paar auffällige Wendungen, in meinem Gedächtnis erloschen. Doch Inhalt und Eindruck dieser vier enggeschriebenen Seiten sind mir in Erinnerung geblieben.

Die Schreiberin des Briefes war ein Wiener Stubenmädel, mit dem Vornamen Johanna. Der Zuname hatte ungarischen Klang. Und das Mädel schrieb: sie hätte in der Neuen freien Presse die ‚Anonze' von der ‚Lebensgefährtin' gelesen und obwohl es ihr gleich ganz heiß ums Herz geworden wäre, hätte sie doch eine Woche gebraucht, um den Mut zu finden, auf die ‚Anonze' zu antworten. Nun würde sie wohl schon zu spät kommen? Denn wie viele muß es in der Welt geben, die da gleich zugreifen! Giebt es denn etwas Schöneres, als die Freiheit und das Glück und der schöne Wald und ein braver Mann und ein trauliches Heim — ‚daderfür' könnte man doch arbeiten, bis einem das Blut aus den Fingern spritzt. Ach, das Land, das schöne Land! Ach, der Wald, der schöne Wald! Und die großen,

himmelsgroßen Berge! So groß sind die, daß einem angst wird. Und da kann sich eins nicht mehr helfen, daß man beten muß wie in der Kirche. Und die Berge sind doch noch hundertmal größer wie der Stefansturm, der in Wien der größte ist. Vor drei Jahren ist sie mit ihrer guten gnädigen Frau Hofrätin vier Wochen in Karersee gewesen. Da hat sie sich in Wien gar nicht mehr eingewöhnen können. Und Wien ist doch gewiß eine so eine schöne Stadt! Aber das Land und die ‚Bergesnatur‘, die sind halt noch viel schöner! Wer da leben könnte in Glück und Freuden! Denn das Leben in der Stadt, auch wenn man eine gute gnädige Herrschaft hat, ist oft so grauslich. Und bei den Mannsbildern in der Stadt, da merkt man immer gleich, was sie wollen. Und dann denkt man sich: Pfui Teufel! Und wenn man dann am Abend müd ist und doch nicht schlafen kann, und man liegt so in seinem dunklen ‚Kämmerlein‘ — dann denkt man oft an einen Mann, den man gar nicht kennt, und der irgendwo daheim ist, man weiß nicht wo, und dann träumt man oft Sachen, daß man am anderen Tag eine so eine verdrehte Gredl ist, daß die gute gnädige Frau oft sagen muß: „Aber Hannerl, wo hast du denn heut dein Köpfl wieder!“ Und jetzt hat sie diese ‚Anonze‘ gelesen. Und seit acht Tagen rauscht ihr immer der ‚Bergeswald‘ in den Ohren! Und alles Schöne und Liebe, was sie so oft geträumt hat, könnte wahr werden . . . . . . , wenn es möcht!‘ Aber es wird halt nicht mögen! Denn wenn sie jetzt ehrlich und aufrichtig schreiben muß, was für ein armseliges Mädel sie ist, dann weiß sie doch gleich, daß es nichts wird! Ihr Vater ist gewesen, sie weiß nicht, wer. Ihre Mutter ist als Taglöhnerin gestorben. Und aus dem Waisenhaus heraus ist die Johanna gleich in einen Dienst getreten. Haben tut sie schon gar nichts. Nur ein Sparkassabüchl mit 800 Gulden. Und eine recht saubere Wäsch hat sie. Was ihr halt die gute gnädige Frau an Weihnachten immer geschenkt hat. Und von den Trinkgeldern hat sie sich Bettwäsch und Tischzeug dazu gekauft — weil man doch immer denkt, man könnte es einmal brauchen. Das hat sie in der Nacht und an Feiertagen alles gesäumt und eingestickt. Nur auf den Vornamen. Und blau. Weil man dann den anderen Buchstaben mit rotem Garn drüberstícken kann — ‚wenn es so kommen möcht‘. Aber was ist das alles für einen gereiften und sicheren Mann, der eine Stellung bekleidet und ein trautes Heim hat, inmitten des rauschenden, grünen ‚Bergeswaldes‘, und der einen Anspruch erheben kann. Sie weiß doch eh schon, daß es nichts ist! Aber das Glück ist halt eine so eine schöne Sache! Und da probiert man's halt. Sie denkt sich ‚ohnedem‘, daß sie gar keine Antwort bekommen wird. Aber wenn's halt doch sein könnte! Der sehr geehrte Herr würde gewiß mit ihr zufrieden sein als Frau. Aber da will sie lieber nichts versprechen, sondern alles durch die Tat beweisen, von heute an bis zu einer seligen Sterbstunde! Sie hätte nur eine einzige Bitte. Wenn es auch nichts wäre, möchte ihr der sehr geehrte Herr doch wenigstens mit einer Zeile schreiben, daß es nichts ist! Damit sie nicht immer auf den Postboten wartet. Und daß es nicht so weh tut, möchte der sehr geehrte Herr ein Blümerl, das auf den Bergen gewachsen ist, in den Brief hineinlegen. Das will sich die Johanna dann aufheben.

Der Brief wirkte auf mich. Ganz verstanden hab ich ihn erst später. Aber ich fühlte doch gleich, daß trotz aller romantischen Ueberspanntheit des gezwungenen Stiles ein gutes, ehrliches und einfaches Menschenkind aus diesen Zeilen redete. Drum sagte ich: „Damian! Wenn du die bekommst, kannst du von Glück sagen!“

„Ja!“ Er schob die Fäuste in die Hosentaschen und spreizte das Leder auseinander. „D' Mutter, wia s' den Briaf da glesen hat, dö hat's aa glei gsagt: dös müaßt a bravs Madl sein. Und mir hat's aa gfallen, daß 's Madl schreibt, sie taat arbeten, bis ihr 's Bluat aus die Nägel spritzt. No, und da hab i mi aa glei hingsetzt und hab ihr gschrieben.“

Er hatte noch das Konzept dieses Briefes. Der Inhalt und dieses Hochdeutsch — das war zum schreien!

„Jachthaus Weidmannsheil,
den 20. Julius 1904.

Liebe Johanna!

Ich habe deinen Briff mit lauffender Post erhalten. Aber so fil kan ich nicht schreiben als du, bin auch nicht so schulmesig als du. Ich bin ein Jägersmann wo auf die Berge steigt und meinen Herrn seine Gamsen und Hirsen hüttet. Und Zeit hab ich auch nicht so vill als du. Weil ich mein Dinst machen mus, was ser streng ist. Da gibts immer etwas.

Also das wir gleich daß Richtige machen. Dein Brif hat mir sehr gefalen. Daß du so fleisig sein wilst. Und meine Mutter hat's auch gesagt, Mein Sohn, die nimmst du.

Und so machen würs. Ich nimm dich wenn du mich nimmst. Ich bitte mein Jachdherr um Urlab und reisse af Win, wenns auch deier is.

Das es kurz wird, sag ich dir gleich ales. Ich besitze:

Nro. 1. mein Gehalt, das ist hundert zen March im Monat, was in Jahr zwölfmal so vill macht, und mit Schußlöhn Fachlohn und Dusör von Jagdgest, was alls in Jahr auf zirker 1600 March auff und nider ankommt.

Nro. 2. Mein Wonrecht im Jachdhaus mit Stub und Kuchen, und ein Garten ist dabei, wo du alles bauen kanst was du an Gemüser nur haben wilst was dein Herz begert.

Nro. 3. ein schönes groses Anwesen, Hausnummer 132, in mein Heimatsort, ist Zweistöcket, hat Wonhaus, Stall, Holzleg, Obsgarten, Feld, Wiesen, Kataster Nummer 1009, mit Wald, Kataster Nummer 2013, dazu in Gemeindewalt Holzrecht auf 3 Klafter Hart und 6 Klafter weich. Jetzt hats die Mutter, gehört aber meinn. Das können wir behalten oder verkaufen, das könn wür machen wie du willst und Was dir recht is.

Nro. 4. 1700 March Pfandbrif, von mir selm erspahrt. Is frier merer gewest, aber hab forig Jahr auf mein Haus, siehe Nomoro 3, ein neus Dach machen missen.

Nro. 5. sonst nichts mehr, als mein sichern Dinst mit Gehalt Nomero 1.

Jetzt sag ob dirs recht is. Lege auch mein Fotergrafi bei, is aber nich gutt troffen, schau in würklich besser aus. Lege noch gewinschte Blume bei, wenns auch richtig was is, und gleich zwei, aus Libe. Daß is Speik und Edelrauthen, und ist das schönste was man bei uns hat. Bin 19 hundert Metter und höcher hinauffgestigen, um diese seltne Blume für dich zu broggen, meine libe Johanna. Also grieße ich dich!

Und schreibe du mit Lauffender Post, ob es dir auch recht is.

Also grieße ich dich in Treue und liebe

dein

liber Damian Zagg,
Hausbesitzer und
Ober-Jäger."

Dieser Brief und dazu das ernste, erwartungsvolle Gesicht des Damian, der sich auf diese Leistung seiner Feder nicht wenig einzubilden schien — das wirkte auf mich, daß ich flink aus der Stube mußte, um nicht laut herauszulachen. Was der Damian ernst nahm, durfte man nicht heiter finden. Da konnte er ungemütlich werden. Und ich wollte ihm die helle Laune seiner Ehestandsträume nicht verderben.

Ob wohl der guten Johanna in Wien der schreiende Widerspruch zwischen diesem Brief und dem poetisch gefärbten Schwung der ‚Anonze' auffallen würde? Diese Frage beschäftigte mich. Doch ich glaube, die Johanna hat nie gemerkt und nie erfahren, daß Damian Zagg, der so nach der Nummer antwortete, ein völlig anderer war als der sehr geehrte Herr, an den sie geschrieben hatte.

Eine Weile später kam der Damian zu mir hinauf ins Jagdhaus. Weil in einer halben Stunde die Post abginge, hätte er noch eine Bitte an mich. Ich wäre doch in Wien so gut bekannt. „Kunnten S' mer da net den Gfallen toan und von meiner Johanna a bißl ebbes derfragen? Ob 's aa wahr is, daß si 's Madel so fleißi anstellt?"

Das versprach ich ihm. Und fragte lachend: „Vermutlich willst du auch wissen, wie es bei der Johanna mit der Bravheit aussieht? Als Mädel?"

„Ah na! Was ehnder war, geht mi nix an. Und bal mer amal gheiret haben, paß i scho selber auf, daß mer d' Frau net außer der Hecken graft."

Ich schrieb noch in der gleichen Stunde an einen Wiener Freund und bat ihn, möglichst verläßliche Erkundigungen über die Johanna einzuziehen.

Am andern Morgen, während ich mit dem Damian durch die graue Frühe zur Pirsche auszog, schwatzte er immerzu von dem ‚fleißigen Madl' — ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sagte er niemals: ‚Frauenzimmer'. Doch als wir in Wildnähe kamen, hieß es wie gewöhnlich: „Jetzt müassen mer aber stad sein!"

Dann war ich eine Woche vom Jagdhaus abwesend. Bei meiner Rückkehr stand Damian Zagg schon auf der Lauer: „Herr Dokter! Seit gestern liegt scho allweil a Briaf da für Eahna! Aus Wean."

„So? Und da bist du wohl neugierig?"

„Ja. Die Meining hat aa scho wieder gschrieben.“ Er schmunzelte. „Dös Madl is scho völli narret.“

„Gib mir den Brief!“

„Den hab i der Muatter auffigschickt. Aber verhalten S' Eahna net! I geh glei mit auffi.“

In meiner Stube fand ich die Antwort des Wiener Freundes. Der schrieb: diese Johanna wäre eine ganz famose Person, über die man überall nur gutes zu hören bekäme; sogar der Hausmeister hätte nichts an ihr auszusetzen; sie wäre 29 Jahre alt und hätte seit 14 Jahren bei einer verwitweten Hofrätin gedient, zuerst als Extramädel, dann als Köchin und schließlich als Pflegerin der kränklichen Frau. Der Hofrätin fiele es schwer, das Mädel herzugeben; aber sie würde der Johanna, wenn diese ihr Glück machen könnte, natürlich nichts in den Weg legen, ihr sogar durch eine Beisteuer zur Ausstattung die Gründung eines Hausstandes erleichtern.

Das las ich dem Damian vor. Eine Weile besann er sich. Dann sagte er: „A neue Montur hab i mer scho machen lassen. Gestern hat mer's der Leitnerbäuerin ihr Weibsbild einibracht. Morgen haben mer Freitag. Wann i morgen roasen kunnt, waar i grad am Sunnte drunt in Wean.“

Ich gab ihm die fünf Tage Urlaub, um die er bat. Und schrieb ihm die Reiseroute mit den Eisenbahnzeiten in seinen Taschenkalender. Damit ihm die Brautfahrt nicht gar zu teuer käme, wollte er dritter Klasse und mit dem Personenzug fahren. Dann mußte ich ihm das Telegramm an die Johanna aufsetzen: „Komme Samstag abends zehn Uhr mit Postzug, Gruß, Damian.“

Weil er zuerst noch mit seiner Mutter reden wollte, radelte er am Nachmittag in seiner neuen Montur davon. Die war aus hechtgrauem Loden gefertigt, mit reichlichem Verbrauch von spinatgrünem Tuch für Aufschläge und Hosenstreifen. Taschen und Aermel waren mit rotem Stoff gefüttert; und auf den Joppenkragen hatte er sich große, goldene Eichenblätter sticken lassen. Bei all diesen Farben leuchtete der Damian Zagg in der Sonne, wie ein Stieglitz in seinem Hochzeitskleid.

Während der folgenden Tage dachte ich viel an ihn — aber noch mehr an die Johanna.

Den Freitag hatte ich beim Urlaub nicht mitgezählt. Darum erwartete ich, daß der Damian am Mittwoch abend heimkommen würde. Aber am Dienstag in aller Frühe, als ich vor der Tür des Jagdhauses in der Sonne stand, sah ich drunten durch den Wald etwas herblitzen — und dann schob der Damian sein Radl über das Almfeld herauf.

„Autsch!“ dachte ich mir. „Die Sache ist schlecht ausgefallen!“ Und ging dem Damian entgegen.

Er lupfte den Hut und lachte. „Gott sei Lob und Dank! Weil i nur wieder dahoam bin! Und an Wald schmeck! Teifi, Teifi! Und daß i's glei sag, was mer passiert is ... wie i draußt vorbeiradl am neuen Schlag, steht z'mittelst auf der Liachten der gute Zwölferhirsch, den i seit der Kolbenzeit nimmer gsehgn hab. Und völli verschlagen scho! Da müassen mer auffischaugn auf 'n Abend! Passen S' auf, den schiaßen mer! Teifi, Teifi! Hat der a Gweih droben!“

„Na, da bin ich neugierig.“ Ich lachte. „Und die Johanna? Wie steht's denn mit der?“

„Ah sooo?“ Ernst vor sich hinguckend, rückte er den Hut aus der Stirne. Dann machte er eine merkwürdige Bewegung mit den Schultern — die eine zog er in die Höhe, die andere nach abwärts. „Da kann's jetzt guat oder schlecht gehn! Müassen mer halt schaugn, wia's weard.“ Mit dem blauen Sacktuch begann er seine neue Montur abzustauben.

„Was heißt das? So erzähl doch!“

„Freili, ja! Aber z'erst muaß i mer an Kaffee kochen. Ganz derlechznet bin i! A so a Roas! Dös is scho ebbes saumassigs! Hin und her schier achtavierzg Stund in so an Hundsstall drin! Und so a Gstank von die Leut! Und dös Schwitzen! Und allweil dös Notteln und Schotteln! Teifi, Teifi! Vierzehn Täg wear i scho brauchen, bis i meine Darm wieder ausananderklaub!“

Er schob sein Radl zur Jägerhütte. Und bald darauf qualmte aus dem Schornstein ein blauer Rauch heraus, der sich in der schönen, stillen Morgensonne wie ein blauer Schleier um die ganze Hütte wob.

Anderthalb Stunden später, um acht Uhr, kam Damian Zagg in meine Stube, barfüßig und in seinem alten Pirschgewand. Er setzte sich zu mir an den Schreibtisch und zündete sich gemütlich die Zigarre an, die ich ihm gab. Dann begann er zu erzählen — und erzählte zwei Stunden — und war noch immer nicht in Wien, erst in St. Pölten, wo er sich vier Paar Würsteln mit Meerrettich kaufte. In Neckawinkel warf er das Papier zum Fenster hinaus.

Von seinem Gespräch mit dem Portier der Abfahrtsstation bis zur Einfahrt in den Wiener Westbahnhof bekam ich mit Humor und Galle jedes kleinste Detail der Reise zu genießen, jeden Pfiff der Lokomotive, den er täuschend nachmachte, jeden Ruf der Kondukteure, das Bild eines jeden Reisenden, der da ein- und ausstieg, jedes Gespräch im Coupé, jeden Wagenstoß, jeden Schnäuzer und jeden Schweißtropfen des heißen Tages.

Als er bei Anbruch der Abenddämmerung das Wurstpapier zum Fenster hinausgeworfen hatte, machte er Toilette: erst zog er die Schuhe wieder an, dann putzte er an den Vorhängen des Coupés die Hände ab, wobei er die sonderbare Beobachtung machte, daß seine Hände noch schwärzer wurden — und dann brachte er mit seinem Taschenkämmchen Haar und Bart in Ordnung.

„Gahlings tuat's an Pfief, wia der Teifi, bal 'r sei Großmuatter siecht. Und der Zug fahrt eini in so an Ennstrumm Glasstadel. A Spitakel is gwesen, und a Gschroa . . . und d' Leut haben gredt, daß i 's nimmer verstanden hab. No also, hab i mer denkt, jetzt bin i da! Jetzt, Dami, jetzt paß auf! Und wia i aussisteig aus 'n Hundsstall, derspecht i gleich von aller Weiten so a blasselets Madl, dös den Kragen aussistreckt und d' Augen umanandscheankelt wie narret. Teifi, denk i mer, weard's do am End net dö sein! Dö schaut ja nach gar nix aus! Dö roacht mer ja kaam bis an d' Irxen auffi! . . . Und richti war s' es! . . . Malefizfotergraf, hab i mer denkt! Was der auf seim Bildl alles zammglogen hat! 's Gsichtl hätt gar net so übel ausgschaut. Aber so viel kloan beinand is 's Madl

gwesen. Bal i am Werktag zuagreif, hab i scho 's ganze Frauenzimmer in der Pratzen. Was bleibt denn da für 'n Sunnte übri?"

Bedächtig streifte Damian die Asche von der Zigarre.

„Am liabsten waar i glei wieder einigsprunga in mein Hundsstall. Aber 's Madl hupft scho auf mi zua, wia der Frosch, dem 's Truckene gar z'lang dauert hat. Und ‚Herr Oberjäger,' sagt s', ‚gelten S', Sie sind's, Herr Oberjäger?' Und 's bloache Gsichtl is ihr fuieri woarn. Und gschnauft hat s' wie a Schmalgoas, wann s' trieben weard. ‚No ja,' sag i, ‚freili bin i 's!' Da hat s' mer d' Hand geben. ‚Grüß Ihnen Gott, Herr Oberjäger!' ‚Grüaß Gott, Johanna,' hab i gsagt, ‚jetzt bin i da, und mit 'm Siesagen brauchst di net plagen, bei mir dahoam sagt a jede Du zu mir.' Und derweil schaug i s' allweil so an von der Seiten. Und da weard 's Madl gahlings bloach. I moan, sie hat gmirkt, daß s' mer net gar so bsonders gfallt. No also, und nacher san mer halt auffi zum Tempel. Und derweil mi 's Madl einigfüahrt hat in d' Stadt, da hab i ihr verzählt, wia mer d' Roas gwesen is, und daß mer in Sankt Pölten dö Würstln so viel guat gschmeckt haben. ‚Da kannst du doch nicht genug haben,' sagt s', ‚du mußt doch etwas genießen!' Und da hat s' mi in so a nobels Resterante führen wollen. ‚Ah na,' sag i, ‚da schaut's mer z'teuer aus, und spendieren laß i mer nix, eh daß i net woaß, wie i dran bin.' Nacher san mer in a Kaffeehaus gangen, und da hat mi d' Johanna zu so an Wasserbrünndl gfüahrt. ‚Schau, Damian,' hat s' gsagt, ‚schau, da kannst du dir die Hände waschen.' Dernach haben mer Kaffee trunken, i hab den meinigen zahlt, und 's Madl hat den ihrigen zahlen kinna. Dös hat's a bißl verschmaacht, daß s' net zahlen hat därfen für mi. Aber so ebbes mag i net, i zahl mei Sach selber. No, und nacher hab i halt so verzählt, wia 's ausschaugt bei uns, und von der Jagd, und von dahoam. Und 's Madl is allweil naacheter zuachigruckt. Und gahlings nimmt s' mi bei der Hand und sagt mit so an Zwirnsfadenstimmerl: ‚Was meinst du, Damian? Meinst, daß du mich ein bisserl gernhaben könntest? Viel kann ich nicht verlangen, das weiß ich schon. Aber doch ein bisserl halt?' Da hab i lachen müassen. ‚No,' sag i, ‚a bißl mehr als a bißl hab i Di scho gearn.' Jetzt hätten S' sehgn sollen, Herr Dokter, wia dös Madl auf amal lusti woarn is! Schau, hab i mer denkt, dö waar net amal gar so übel! Aber wia s' nacher gmirkt hat, daß mer d' Augen schwaar san, hat s' gsagt: ‚Komm, Herzl,' hat s' gsagt, ‚komm, heut mußt du dich ausruhen!' Um Elfe in der Fruah, so haben mer ausgmacht, soll i auffikommen zu ihrer Gnädigen . . . ja, hat s' gsagt, dera stellt sie mich für. Und nacher hat s' mi hoamgfüahrt ins Gasthaus, dös mer der Herr Dokter in der Marahilferstraß rekamandiert haben. Und wie i d' Hausglocken zogen hab ghabt, da hat si 's Madl gahlings so an mi onighuschelet. Und völli ziedert hat s'! Da hab i wieder lachen müassen! Und hab ihr halt a Bussel geben, in Gottsnamen! Aber 's Madl hätt bald gar nimmer auslassen. ‚Sterben könnt ich,' hat s' gsagt, ‚schau, Dami, sterben könnt ich für dich!' ‚Dös braucht's net,' sag i ,mit 'm Sterben hat 's no Zeit, morgen reden mer z'erst amal über 's Leben!' Und grad, wie i dös sag, spirrt der Hausmoaster auf. Teifi, Teifi! Dö Nacht hab i aber guat gschlafen! Auf a so a Roas auffi!"

Eine Menge merkwürdiger Dinge wußte Damian von dem Gasthaus zu erzählen, von seinem Zimmer und von dem Frühstück, das er sich, als er hörte, was es kostete, am liebsten wieder ‚aussigrissen hätt ausm Magen'. Doch ich hörte nimmer recht auf den Damian. Vor meinen Gedanken war das Gesicht der Johanna aufgestiegen, dieses blasse Gesicht mit den armen Sehnsuchtsaugen.

Damian wollte erzählen, was er an diesem Sonntag Morgen von der Stadt und von ihrem Leben gesehen hatte. Doch ich sagte: „Das brauch ich nicht zu wissen! Die Wienerstadt kenn ich. Erzähle mir, wann du die Johanna wieder gesehen hast!"

„Punkter halber Elfe bin i vor 'm Haustor gstanden. Und 's Madl hat schon paßt auf mi und hat mi aussigfüahrt zur alten Frau, dö so stad daghockt is in an Lehnstuahl. A feins Frauerl! Aber ausgschaut hat's wie a Tüachl voll Hasenboanln. I moan, dö muaß d'Schwindsucht haben. Aber freundli hat s' gredt mit mir. ‚Ja,' hat s' gsagt, ‚die Hannerl hat mir schon erzählt, wie freundlich Sie mit ihr waren, und wie gut ihr euch gestern gleich miteinander verstanden habt!' Und nacher hat 's Madl aus der Stuben müassen, und d' Frau hat so um alls zum fragen anghebt. Teifi, Teifi! Dö is neugiari gwesen! Und der Johanna ihre guaten Eigenschäften hat s' aussigstrichen übern Schellenköni. ‚Ja,' hat s' gsagt, ‚die Hannerl werde ich schwer vermissen! Aber der Mensch,' hat s' gmoant, ‚der waar net auf der Welt für ander Leut, sondern für eahm selber und für's eigene Glück!' Ja ja, hab i mer denkt, hast scho recht."

Dann durfte die Johanna dem Damian die große schöne Wohnung zeigen.

„Teifi, Teifi! Dö Frau muaß a Saugeld haben! An der Schnuar hast aussigschaut durch sieben endsmäßige Stuben, oane schöner wia die ander! Und was für Sachen da umanandgstanden san! Teifi, Teifi! Und überall san so Knöpf an der Wand gwesen. Da hast bloß drahn därfen, und in der Stuben san d' Liachter dutzetweis aufgfahren. Dös hat mer gfallen. Allweil hab i draht. Bis 's Madl gsagt hat: ‚Du, Herzl, das ist ein teurer Spaß!' Und allweil hat s' mi auf d' Seiten druckt, bal wieder so a Knöpfl kumman is."

Dann behielt die Hofrätin den Damian Zagg zum Mittagessen. Er durfte bei ihr am Tisch sitzen, während die Hannerl aufwartete.

„No, und da hab i halt von der Jagd verzählt, und hab an Wein trunken, und hab so meine Gspassetteln gmacht, daß dös alte, kranke Frauerl völli gscheppert hat vor lauter Lachen. Und die Meinige, an dem glanzigen Gschirrkasten hint, dö hat allweil kudert vor lauter Freid . . . und bal s' ebbes aufwarten hat müassen, hat s' mi allweil angschaut, und an Stolz hat s' ghabt mit mir wia der Bua mit der earsten Hosen. Ja! Und nach 'm Essen, wia die Meinig mit der Arbet firti war, no, da san mer nacher so beinandgsessen in der Meinigen ihrem Kamerl. Wie a Kirchl, a kloans, so hat dös Stüberl ausgschaut. Und da haben mer halt alles ausgredt mitanander. Und 's Madl hat mer ihr Sach alles zoagt. An ganzen Kasten voll Zuig hat s' ghabt! Und Bettwäsch und Tischtüacher und Zuig überanand, grad alles vom besten! Nach der Hirschbrunft, hab

i gmoant, kunnten mer heireten. Solang i d' Jagdherrn im Revier hab, taat 's mer net passen, und da hätt i aa koa Zeit net. Und 's Madl, derweil 's ihren Kasten wieder einraumt, hat 's glei ausgrechnet, wieviel Täg dös no sein taaten. ‚Ach, Herzl,‘ hat s' gmoant, ‚noch zweiundachzig Tage!‘ Da hab i lachen müaßen. ‚Geh,‘ sag i, ‚geh her a bißl!‘ A Weil haben mer no so umanand gredt. Und nacher hab i's braucht."

Ich glaubte mich verhört zu haben. „Was hast du?"

„No, braucht hab i's halt."

Im ersten Augenblick verschlug mir's die Rede. „Aber Damian . . ." Ich verschluckte, was ich ihm sagen wollte. Und fragte nur: „Hat sich denn die Johanna das gefallen lassen?"

„Gsprissen hat si 's Madl freili wia narret," sagte er mit ruhigem Ernst. „Aber bal di du net brauchen laßt, hab i gsagt, da kunnt i ja glaabn, es taat ebbes fehlen dran! Wann oaner heiret, muaß 'r wissen, was 'r kriagt. Dös is bei uns dahoam allweil so. Da weard ma deinetwegen koa neue Mod net einfüahren. Also! Ent oder weder, hab i gsagt . . und da hat s' dö Spreisserei gahlings aufgeben."

Damian zündete sich mit Verbrauch von einem Dutzend Schwefelhölzeln die Zigarre wieder an, die ihm beim Erzählen ausgegangen war.

Ich sah ihn an und schwieg. Der unschenierte, gewichtige Ernst, mit dem der Damian Zagg seine Brautstandsmoral entwickelte, und der Lakonismus seiner Darstellung — das hatte einen starken Zug von Komik. Doch ich konnte nicht lachen. In mir brannte das Mitleid mit dem armen Geschöpf in Wien da drunten. Neben der Komik, die vom Damian ausging, fühlte ich den Einschlag der Tragödie, die über das Leben dieses braven, anständigen Mädels gefallen war. Welch ein weher Kampf muß damals in der kleinen Kammer, die sich ansah ‚wie ein Kirchl‘, durch Herz und Seele dieses Mädchens gegangen sein! Sie hat schon an ein ‚bisserl‘ Liebe geglaubt — und da erschrickt sie und wird an ihrem Glauben irr. Und sie kann diesen Glauben doch nicht sinken lassen! Darf das Glück nicht wieder verlieren, das schon so nah ist und herauslacht aus dem grünen Wald! ‚Ach, der Wald, der schöne Wald! Ach, das Glück, das schöne Glück!‘ Davon hat sie schon im Waisenhause geträumt! Und nun hat sich der Traum erfüllen wollen. Aber zwischen ihr und dem nahen Glück steht plötzlich diese häßliche Mauer, über die sie nicht hinüber will. Alles in ihr wehrt sich dagegen, ihr Schamgefühl, alle Reinlichkeit ihres armen Lebens, alles Gute in ihr! Und das Glück da drüben, das ihr helfen will und herübergreift, hat so grobe, schmerzende Fäuste! Sie zittert, sie möchte schreien. Aber da drückt ihr die Sehnsucht nach dem Glück die Kehle zu. Sie verhüllt die Augen und hat keinen Willen mehr — nur noch den Willen, ihr Glück nicht zu verlieren. „Entweder, oder!" Der Damian Zagg hätte in der kleinen Kirche dieses verwaisten Lebens ein stärkeres Wort nicht predigen können!

Und daß ich in meinen Gedanken die Johanna nicht falsch gesehen hatte, das bewies mir der Damian gleich.

„Dernach hat mi 's Madl eigentli a bißl derbarmt," erzählte er und blies während einer nachdenklichen Pause den Rauch seiner Zigarre in

einem dünnen Faden vor sich hin. „Sö hat halt ehnder no nia mit oam ebbes z'toan ghabt. Allweil san ihr die staden Bacherln abigloffen. Und vor lauter Schenieren hat si 's Madl gar nimmer traut, daß 's mi anschaut! ‚Geh,' sag i, ‚sei net so dalket! Was is denn jetzt da dahinter!' Aber 's Madl schaugt allweil zum Fenster aussi und draht sie glei gar nimmer um. ‚No,' sag i und hab lachen müassen, ‚denkst ebba von mir jetzt aa so, wia du 's von die Mannsbilder in deim Briaf drin gschrieben hast: Pfui Teifi!' Da hat s' mi gahlings um 'n Hals gnumma und hat zum reahrn anghoben, daß i 's schier nimmer gschweigen hab kinna. ‚Geh,' sag i, ‚sei stad, und brauchst koa Surg net haben, woaßt, bal alles in der Ordnung is, weard gheiret auf 'n Schnall!' Da hat s' mi 's earstmal wieder angschaut . . . und dös hab i aa no nia gsehgn, daß ma auf oan Sitz woana und lachen kon! ‚Geh,' sag i, ‚hock di her, daß mer no alles ausreden, der Abend weard glei da sein, und um Neune geht mei Zug.' ‚Jesus!' hat s' gsagt und hat si mauerbloach verfärbt übers ganze Gsicht. I hätt doch fünf Tag Urlab, hat s' gmoant, da könnt i do an Tag no zuageben. ‚Na na,' sag i, ‚d' Hauptsach haben mer ausgmacht, und jetzt treibt's mi hoam.' No, und da san mer no a Weil beinand ghockt, und derweil mer alles beredt haben, hat die Meinig a paar von ihre Tischtüacher aus 'm Kasten gnumma und hat mit an roaten Faden a Zett übers blaue Jotta auffignaaht. Um a Fünfe nacher, da hat die Gnädige a paar Kaffeegäst kriagt, und die Meinige hat aufwarten müassen. Da hab i mi derweil einigsetzt in d' Kuchel. Teifi, Teifi! Dö Köchin! Dö hat mer gfallen! A Frauenzimmer wie a Kürrassier, und Augen wia der Höllische, und die gsunde Bruscht hat s' aussigstreckt wia der Wetterschrofen sei' Stoanasen! Teifi Teifi! So oane, dö hätt i gheiret und mit hoamgnumma, glei vom Fleck weg!"

Damian lachte.

„Die Meinig hat völli zum eifern angfangt! Und auf d' Letzt, da hat s' no aufgschnauft, weil i am Abend scho hoamgroast bin."

Auf dem Bahnhof klammerte sich die Johanna so fest und lange an den Hals des Damian Zagg, daß sich der Kondukteur ins Mittel legen und mahnen mußte: „Frauerl, jetzt müssen S' aber Ihr Mannderl auslassen, sonst fahrt der Zug ab! Pfiffen hat 's schon!"

Damian erzählte noch eine ganze Stunde. Aber von der Johanna sprach er kein Wort mehr, bis ich fragte: „Nach der Hirschbrunft willst du also heiraten?"

Er zog die Stirn in Falten. „So gschwind geht dö Sach no allweil net. Jetzt müassen mer z'erst amal abwarten, was die Meinig schreibt." Dann wollte er noch wissen, wie es am Abend mit der Pirsche wäre — und ging aus der Stube. Weil er barfuß war, hörte ich draußen im Flur keinen Schritt. Doch die leichte Holzstiege krachte unter dem Gewicht des Damian Zagg.

Eine Sommerwoche um die andere verging. Wenn ich den Damian fragte, ob er nichts von Wien gehört hätte, sagte er mit anderen Worten immer das Gleiche: „Dö hat scho wieder a paar Bögeln vull gschrieben. Aber nia steht ebbes drin!"

Im Bergwald fing es zu herbsteln an. Und die Ringdrosseln zogen fort.

Ende August sagte der Damian: „Wann s' jetzt net bald ebbes schreibt . . . nacher moan i allweil, mit uns zwoa weard's schlecht ausschaugn."

Dann war's in der ersten Septemberwoche. Da kam der Damian in meine Stube und hatte was Dienstliches mit mir zu reden. Und plötzlich, mitten im Gespräche über die Jagd, sagte er: „Fürgestern hat s' mer wieder gschrieben . . . dö aus Wean."

„Nun? Was schreibt sie?"

„Es waar nix! . . . Und dös dalkete Frauenzimmer hat no die größte Freud drüber!"

„ . . . Und du? Was hast du ihr geschrieben?"

„Wann's bei ihr nix waar, nacher waar's bei mir aa nix."

Dann guckte er mich mit scharfen Augen an, als hätte er irgend was Merkwürdiges in meinem Gesicht gesehen.

Nach einer Weile sagte ich: „Damian! Das ist hart für das arme Mädel."

Er zuckte die Achseln.

„Du! Damian! Wenn du auf meinen Rat noch etwas gibst, dann heirate die Johanna!"

„Na, Herr Dokter! Enkern Rat in Ehren! Aber da weard si nix machen lassen. So a trückens Weibsbild! Was tua i denn mit so oaner? Dö kriagt koane Kinder."

Im Klang seiner Worte war etwas Brutales, etwas Eisenhartes und Vernichtendes.

Und da mußte ich ihm das ins Gesicht sagen: „Du! Die Johanna war doch bei dir nicht die erste. Wie viel Kinder hast denn du schon?"

Im ersten Augenblick schien er das nicht zu verstehen. Dann lachte er mir ins Gesicht.

So muß ein Gott lachen, wenn er merkt, daß ein Wurm an ihm zweifelt.

„Heut is 'r aber guat, der Herr Dokter!"

Mit diesem Wort und lachend ging der Damian aus meiner Stube.

Von der Johanna sprachen wir nimmer miteinander.

Doch Ende September einmal, da kam ich ins Jägerhaus. Der Damian war nicht daheim. Und wie es der Zufall wollte, fiel mein Blick auf den Spiegel, an dem eine Postkarte stak, mit einer Ansicht von Riva. Am Gardasee hab ich schöne Zeiten verlebt. Ich nahm das Blatt, um es zu betrachten.

Und da fand ich unter dem blauen See ein Dutzend eng mit Bleistift gekritzelter Zeilen:

„Lieber D.! Gestern bin ich mit der Eisenbahn an den schönen Bergen vorbeigefahren, auf denen du wohnest. Ach, die Berge, die schönen Berge! Meine gute gnädige Frau muß für den ganzen Winter nach Arco. Und da hat sie mich mitgenommen, daß ich ein bisserl was Schönes sehe. Also, so reise ich in die weite Welt. Also, so ist nun alles aus! Du wirst gewiß eine reiche, schöne Frau bekommen. Aber gewiß keine Treuere, als ich Dir gewesen wäre. Aber ich wünsche Dir von Herzen alles Gute.

J."

Diese kleine Karte, auf der das südliche Ufer so grün und der See so blau war, hab ich lange betrachtet. Dann steckte ich sie wieder an den Spiegel.

In den Tagen, die dann kamen, war der Oberjäger Zagg mit seinem Jagdherrn nicht zufrieden. Gegen mich benahm er sich mit spürender Vorsicht. Aber vor den Jägern und Dienstleuten räsonnierte er: „Jetzt spinnt 'r wieder amal! Woaß der Teifi, was 'r hat gegen mi! Fleißiger im Deanst bin i no nia net gwesen! Und pflichtschuldigst hab i eahm an jeden Hirsch und Gamsbock gmeldt."

Am 1. Oktober kam es wegen einer Wilddieberei, die man in meinem Revier verübt hatte, und die der Oberjäger durch richtige Einteilung des Schutzdienstes hätte verhindern können, zu einem bösen Verdruß. Bei dieser Gelegenheit fuhr mir die Galle aus der Leber. Ich wurde grob. Sehr grob! Die andern Jäger dukten die Köpfe. Aber Damian griff in die Joppentasche, legte sein Dienstbuch und seine Jagdkarte auf meinen Schreibtisch. Und sagte: „So laß i net reden mit mir! Unseroans hat aa an Ehr im Leib. Heut is der earste. Mein Ghalt fürs Vierteljahr hab i gestern kriagt. Jetzt san mer firti mit ananđer."

„Gut!" sagte ich. Und die Sache war erledigt.

Er versuchte noch, die beiden anderen Jäger zum Ausstand zu bereden. Aber die waren der Ansicht: „Der Herr Dokter hat 's net so gmoant! Bal oam d' Lumpen z'mittelst im Revier drei Kälber niederschiaßen, weard si der Jagdherr wohl ärgern därfen."

Ein paar Stunden später fuhr ich ins Dorf hinaus. Auf der Straße überholte mein Wagen den Damian Zagg, der in seiner neuen Montur davonwanderte — in der Montur, die er sich für die Brautfahrt hatte machen lassen. Er grüßte nimmer. Und sah über mich hin, als wäre ich Luft — mit einem Blick, wie man von hohem Berge über die kleinen, trüben Täler wegzuschauen pflegt.

Mein Kutscher lachte und sagte über die Schulter: „Dös is oaner!"

Trotz allem war es mir leid, daß ich ihn verloren hatte. Ich hörte ihn so gern erzählen — auch wenn er Dinge erzählte, die mir nicht gefielen. Und eines ist wahr: als Jäger hatte er nicht seinesgleichen.



Zur Einführung in die Dichtung „Dschemschid" von Grete Auer.

Von J. V. Widmann in Bern.

Daß abendländische Dichter gedankenschwere Weisheit gern in das prunkvolle Gewand morgenländischer Sagenstoffe hüllen, hat nichts Auffallendes, da die Poesie des Morgenlandes, gleichviel ob wir das Buch Hiob aufschlagen oder die Baghavat-Gita der Inder oder Irans heilige Schriften, selbst von einem tiefen Erwägen des Zusammenhangs aller Dinge ganz erfüllt ist.

Aber bei der Dichterin, die in nachstehendem Fragment eine Folge schwermütig sehnsüchtiger Gedanken über das letzte Geheimnis menschlichen Lebens in die Reden und Sterbeseufzer zweier Gestalten der altpersischen Sage gebannt hat, ist das Verhältnis zu der orientalischen Gewandung, die sie wählte, doch ein etwas anderes, als es z. B. bei Rückert sich darstellt, wenn er einen indischen Brahmanen, „der nichts gelesen als den Veda der Natur", zum Sprecher seiner eigenen lehrhaften Gedanken macht.

Denn wenn in Grete Auers Dichtung der König Dschemschid zur „teuflischen Wüste" spricht, zu dem „fahlen, toten, endlosen, erstarrten Meere", dem er und seine geliebte Sudabe nicht mehr entrinnen werden, wenn „das seltsame Lied des windgepeitschten Sandes" ihm wie das Lachen eines Dämons klingt, so verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß die junge schweizerische Dichterin dieses Lied des Wüstensandes selbst vernommen hat, daß sie, die noch vor einem Jahre in Marokko lebte, oft genug an der Seite ihres Bruders die afrikanische Wüste auf Tage lang dauernden Ritten durchstreift hat und, daß mithin der Zusammenhang ihres sinnvollen Dichtens mit der Landschaft und den Menschen des Orients ihr durch lebendige Anschauung auf natürliche Weise geworden ist.

Uebrigens hat Fräulein Grete Auer die Eindrücke, welche sie während der mehreren Jahre ihres dortigen Aufenthaltes gewann, auch in realistischen Erzählungen niedergelegt, die sowohl die Zustände und die Natur des Landes wie ganz besonders die seelischen Motive, von denen seine Bewohner geleitet werden, in so prachtvollen Schilderungen wiedergeben, daß man seit den asiatischen Novellen des Grafen Gobineau über die eigentlich treibenden psychischen Gewalten der Völker des Islam in erzählender Form wohl nichts Besseres mehr zu lesen bekommen hat als diese ihre „Marokkanischen Erzählungen", die im Verlag A. Francke (Bern) 1904 erschienen sind.

In ihrem dreiaktigen Drama „Dschemschid" nun, in dem die Dichterin ihr Eigenstes zu geben sich gedrängt fühlte, hat sie ihre realistische Kenntnis

des orientalischen Wesens vor dem idealen Element der Dichtung naturgemäß etwas zurücktreten lassen und von ihr nur zur Verstärkung der Stimmung und Innehaltung der Kostümtreue bescheidenen Gebrauch gemacht. Der eigentliche Gegenstand des kleinen Dramas ist die Darstellung höchster Vornehmheit des Menschengeistes gegenüber der bittersten aller Möglichkeiten — einer vielleicht zwecklosen Welt. Und zwar kommt diese sublime seelische Vornehmheit nicht — wie z. B. in Byrons „Manfred" und ähnlichen Dichtungen — in einem sich auflehnenden Geiste zum Ausdruck, sondern in einem bis zum letzten Seufzer treu im Glauben an seinen Gott ausharrenden Bekenner, was jedoch nicht ausschließt, daß der geschaffene Geist dem schaffenden in heißem Ringen sich ebenbürtig erweist, dies etwa im Sinne jener uns aus dem Alten Testamente bekannten Symbolik des Kampfes Jakobs mit dem Engel Gottes.

Für solchen geistigen Gehalt ihrer Dichtung fand die Verfasserin im alten Sagenschatze Irans die passendsten Gestalten. Einer in vielen Handschriften des Schahname (des altpersischen Helden- und Königsbuches) enthaltenen Episode, die — laut Angabe des Grafen Schack — allerdings nicht von Firdusi selbst herrührt, sondern aus einer späteren Dichtung („Gerschasp-Name") eingeschoben wurde, entnahm unsere Dichterin ihren Stoff. Dschemschid, der edle König, dem die Diwen und die Peris dienten und der ganz Iran mit Weisheit beherrschte, war zuletzt durch Künste des Satans, der den Araberfürsten Sohak zu seinem Werkzeuge erkoren hatte, seiner Herrschaft verlustig gegangen und als Flüchtling unerkannt an den Hof des Königs Gureng von Zabulistan gelangt, der ihm jedoch keinen Schutz zu gewähren vermochte, ja, nach der ursprünglichen Sage, ihn sogar an den Araberfürsten Sohak auslieferte, der den edeln Dschemschid — einen Heiland des Zendvolkes — grausam hinrichten ließ. In unserer Dichtung verweist König Gureng Dschemschid bloß des Landes, kann aber nicht verhindern, daß seine eigene Tochter Sudabe, die den herrlichen Fremdling liebgewonnen hat, diesem in die Verbannung folgt. Dies ist der wesentliche Inhalt der beiden ersten Akte des Dramas, die hier nicht zum Abdruck gelangen.

Der nun folgende Schlußakt zeigt die beiden Liebenden auf ihrer Wanderung durch die Wüste, wo sie durch Verschmachten den Tod finden, einen Tod, bei dem Dschemschid, der als der weiseste aller Menschen gedacht ist, seine geistige Hoheit in ergreifender Weise dartut. Die poetische Ausgestaltung des Heldenpaares — denn auch Sudabe zeigt sich ihres Todesgefährten nicht unwürdig — und die Ausführung der erwähnten hohen Ideen war der Zweck dieser Arbeit, bei der die Leser, wie wir glauben, inne werden dürften, daß der Dialog mit all seinem philosophierenden Inhalt doch echt poetisch bleibt, weil die in ihm zur Aussprache gelangenden Gedanken nicht erklügelte, sondern mit innigem Gefühl erfaßte, rechte Herzensgedanken sind.

Dschemschid.

Von Grete Auer in Bern.

Dritter Akt.

Wüste. Nacht. Sehr starker Mond. Im Vordergrund ein paar niedrige Felsen, in deren Schutze Dschemschid und Sudabe liegen. Ein Mantel, von einem Stock gestützt, bildet eine Art Zelt. Zwei leere Tonkrüge, ein leerer Ledersack, ein Köcher mit Pfeilen liegen am Boden umher. Sudabe schläft.

Dschemschid

(über sie gebeugt):

Wär dieser Schlaf dein letzter, Sudabe!
Wär diese Blässe, die das fahle Licht
Des Mondes auf dies müde Antlitz log,
Wär sie die hehre Blässe der Erlösten!
Weh, daß ich's wünschen muß! Du träumst vielleicht —
Von Rettung wohl, von Sättigung, von Labsal —
Daß du erst da erwachtest, Sudabe,
Wo jeder Traum, auch dieser, Wahrheit wird!

(Tiergeheul in der Ferne.)

O weck' sie nicht, du tausendstimm'ge Wüste!
Bereust du, Teuflische, daß deine Schrecken
Verloren sind an ihr? Was tat sie dir?
Sei unbesorgt: sie wird dir nicht entgehn.
Noch ich. Du hast uns — hältst uns. Wehe uns!
Du seltsam Lied des windgepeitschten Sandes!
Wie Lachen klingt es. Ja, so klang es auch,
Da wir, Verirrte, kalte Angst im Herzen,
In diesem Kreise gelber Wellen trieben,
Mühselig Kamm um Kamm mit mattem Fuß
Und immer mattrer Hoffnung stumm erklimmend.
O diese Wellen! Berge uns, den Müden!
Und dann — umsonst! Die bittre Mühe lohnte
Von jedem Gipfel nur das gleiche Bild,
Fahl, tot und endlos: ein erstarrtes Meer,
Gestorben hier vielleicht vor tausend Jahren,

Verdorrt, verwest, all seiner Wunder bar —
Nur ein Gerippe mehr! Und noch gefräßig!

(Er fällt in Sinnen.)

Vier Tage! Hab' ein Weilchen noch Geduld,
Ein Weilchen, Wüste! Wir entgehn dir nicht.
Jetzt nicht mehr. Allzumüde sind wir schon.
Noch einen Tag — noch zwei —

(Erschauernd.)

Das ist sehr lang!
Entsetzlich lang! Ich wollt' es käm' ein Sandsturm!
Zwei Tage — drei vielleicht — das ist ja wohl
Das Aeußerste — gleichviel! Ich wollt' es käme — —
O Gott! Süß muß der Tod im Meere sein!

Sudabe

(bewegt sich im Schlaf; fieberhaft):

Die Quelle! Dschemschid! Gib den Becher — gib!

Dschemschid

(sich aufraffend, mit andrer Stimme, indem er sanft ihr Haar küßt):

Könnt' ich's, ich zahlte jeden klaren Tropfen,
Der deine Lippen kühlte, Sudabe,
Mit einem weitern Tage des Verschmachtens.
Du Ew'ger droben! Leiden ist wohl schwer,
Unendlich schwerer aber leiden sehn!
Nun denn, Du Allessehender, vergib,
Daß ich Dich angefleht, die Qual zu enden!
Wie muß sie dienen, wie erhabnen Zwecken,
Uns selbst zum höchsten Segen dienen, daß
Sie unter Deines Vaterauges Blicken
Bestehen darf — der Du die Güte bist!

Sudabe

(erwacht, emporfahrend):

Ist das der Morgen?

Dschemschid:

Nein, der Wüstenmond.
Fern ist der Tag. O suche noch zu schlafen!

Sudabe:

Nein, nein! Genug der Ruh! Auf, Dschemschid, komm!
Laß uns die Helle nützen! Einmal noch
Laß uns versuchen — — Sieh, ich weiß bestimmt:
Nach jener Seite gingen wir noch nicht.

(Sie versucht, ein paar Schritte zu tun, schwankt):

Ach!

Dschemschid:

Liebste! Laß! Dein Fuß trägt dich nicht mehr!

Sudabe

(sich losmachend):

Nicht doch! Schlaftrunken bin ich nur ein wenig.
Nun geht es! Komm! Ganz nah ist uns vielleicht,
Ganz nah der Pfad. Und fanden wir ihn nur,
So ruhn wir, bis wir ganz bei Kräften sind.

(taumelnd):

Was ist mir nur?

Dschemschid:

Du mußt noch müde sein.
Du schliefst ja kaum —

Sudabe

(an ihn gelehnt, mühsam):

Nein, müde bin ich nicht.
Nur durstig. Sehr! Und leer sind diese Krüge —

Dschemschid:

Bleib noch ein Weilchen hier, so geh ich denn
Noch einmal — zum wievielten? — doch wer weiß?
Ich finde Wasser und vielleicht den Weg.
Und so lang rastest Du.

(Er drückt sie sanft auf einen Sitz nieder und entfernt sich).

Sudabe

(sofort wieder aufspringend, ihm folgend):

Nein! nimm mich mit!
Mir bangt allein. 's ist Nacht. Und fändest du
Nicht mehr zurück —

(Hier hat sie Dschemschid auf der Höhe der ersten Düne eingeholt. In diesem Augenblick: starker Lichteffekt des Mondes in der Ferne, gleich dem Aufblitzen eines Wasserspiegels. Sudabe schreit auf):

Ha! Dschemschid! Dschemschid! Sieh!

Dschemschid:

Gott! Wasser! Wasser!

Sudabe

(außer sich):

O wir sind gerettet!
Siehst du, dort kamen wir noch nicht vorbei!
Das sahn wir nicht! Und dort liegt auch der Weg,

Gewiß, gewiß! O Dschemschid, danke Gott
Mit mir — — Was hast du denn?

Dschemschid
(ernüchtert, verstört, für sich):
Es kann nicht sein!
Wer äfft uns denn? Das mußten wir doch sehn,
So nah, so greifbar nah — wenn's wirklich wäre!

Sudabe
(sein Zaudern mißverstehend):
Du bist wohl auch sehr müde? Wachtest wohl,
Indes ich schlief? Das hab ich nicht bedacht.
Allein, sieh nur: wie nah, wie nah die Flut!
Bis dahin zwinge noch den müden Fuß,
Dort rasten wir, und trinken — trinken —
(Aufschluchzend.)
Ach,
Wie wird das köstlich sein!

Dschemschid
(wirr):
Ja — köstlich. Komm!

Sudabe:
Wenn das ein stehend Wasser ist, so muß
Es Kräuter geben — Sträucher — Früchte wohl —
Welch Glück, o Gott! welch Glück! O fanden wir
Zwei Tage früher diesen Segensquell,
So waren unsre Tiere auch gerettet.
Gleichviel — wir sind's — und unser heißer Dank
Soll lebenslang — — Ha!
(Der Glanz ist erloschen.)

Dschemschid:
Fort. Ich dacht' es wohl.

Sudabe:
Was ist? Verdunkelt plötzlich sich mein Blick?
Dschemschid? Wo ist es?

Dschemschid
(zieht sie erschüttert an sich):
Arme Sudabe!
(Er führt sie sanft die Düne wieder hinab, zum Ruheplatz zurück.)

Sudabe
(den Irrtum plötzlich begreifend):

O Dschemschid! Dschemschid! Ist es nicht genug,
Daß wir so leiden? Ist es nicht genug,
Daß Gott uns straft? Muß er uns auch noch höhnen?

Dschemschid:

Er straft nicht und er höhnt nicht, Sudabe.

Sudabe

Was dann? (Niedersinkend): O Liebster, ja! Ich weiß, ich weiß,
Ich frevle. Sprich zu mir. O, wenn du kannst,
Wenn dir die Zunge nicht am Gaumen klebt,
Wenn deines Hirns Gedanken nicht verdorrt,
Wenn ätzend Salz nicht jeder Tropfen Blutes
In deinen Adern — o so sprich zu mir,
Daß ich an Gottes Wesen nicht verzweifle!

Dschemschid

Das wär' das Schlimmste! — Arme Sudabe!
Ja, sprechen will ich, will, solang ich kann,
Solang ein Hauch in mir ist, zu dir sprechen. —
Erinn're dich des Tages, da wir müde
In einem Waldtal uns zur Rast begaben,
Nach schwerem Wandern —

Sudabe

Ich erinn're mich.
Grün war das Tal — so grün! Und Quellen rauschten —

Dschemschid

Nicht davon wollt' ich reden. — Weißt du noch,
Wie diesen Tag uns das Geschick verfolgt,
Daß Pfeil auf Pfeil vergebens ich verschoß,
Daß, als der Abend kam, mir keiner blieb
Und Nahrung fehlte. Mühsam macht ich mich
An's Pfeileschnitzen. Doch das Dunkel sank,
Und Wild und Vogel schlief im sichern Horst.
Erinnerst du dich ganz?

Sudabe

Ja.

Dschemschid

Hungersmatt

Sinkst du in's Gras, als jäh ein leiser Laut
Uns beben macht. Wir springen auf, wir forschen.
Und sieh! ganz nah in niedrigem Gestrüpp
Ein Lerchennest, vier, fünf der Jungen drin,
Halbflügge schon und rund und wohlgenährt!
Die Lerchenmutter, aufgeschreckt vom Schlaf,
Umkreist mit wildem Schreien ihre Brut,
Mit fieberschnellem, ängstlichem Geflatter.
Wir sehn uns an — wir schwanken — schwanken lang.
Dann aber sprach die hungernde Natur
Ihr furchtbarstes Gebot, ihr: „Du sollst töten!"
Und — wir erlagen. Weißt du noch? Erst jetzt
Empfanden wir des Hungers ganze Qual.
Und endlich greift, zwar zitternd, deine Hand
Ins volle Nest. Wie schrie die Mutter auf!
Da sagtest du, indes den Pfeil ich rüste,
Der sie der toten Brut vereinen soll,
Um die ihr scharfer Jammerlaut noch kreist —
Du sprachst: „Brich mir das Herz nicht, armes Tier!"
Und Tränen standen dir im Aug! — Sie fiel.
Und wieder sprachst du: „Gäb' es Früchte hier,
Um uns zu nähren, traun! so lebtest du
Und deine Kinder. Aber furchtbar ist,
Daß du nicht weißt, warum ihr sterben mußtet,
Noch wem ihr dient, ihr armen kleinen Leben!
Denn sterben müßt ihr einmal — schlimmern Tod
Vielleicht als dieser. Alles lebt ja doch,
Um einem andern Lebenden zu dienen."
Sprachst du nicht so?

Sudabe:

Ja, ich erinnere mich.

Dschemschid:

Wir gleichen alle diesen kleinen Lerchen.
Wir flattern, zittern, jammern, sterben hin,
Und wissen nicht, warum. Doch sind wir glücklich.
Uns gab ein Gott, was denen Er versagt:
Zu fühlen, daß Er sei und wie Er sei.
Und da wir Ihn denn ahnen, können wir
Nicht anders als vertrau'n, Er könne selbst
Nicht böser sein als wir. Und wenn Er tötet,
Und wenn Er quält, so dient es einem Zweck,
Den Er für gut erkennt. Gut — nicht für uns,
Für jene bessern Menschen, welche einst
Uns folgen. Also glaub' ich. — Haben wir

Ein andres Recht, als jede Kreatur,
Die wir uns dienstbar machen? Dürfen wir
Des Tieres Leben fordern und verbrauchen —
Indessen Keiner forderte von uns?
Wir sind die Herr'n nicht dieser Erde; sind
Nur Stufen einer Treppe, deren letzte
Der Thron der Gottheit ist! Sei denn zufrieden,
Daß wir Das wissen, was das Tier nicht weiß.
Daß Tod und Qual nicht blinde Grausamkeit,
Nein, daß sie nützen — was das Tier nicht weiß! —
Daß jedes unsrer Leiden Früchte trägt,
Wenn wir auch Den nicht kennen, der sie pflückt!

Sudabe:

Ein schwacher Trost für Den, der qualvoll stirbt.

Dschemschid:

Ein schwacher? — Sei's! Allein, wie Dem zu Mut,
Der ihn nicht hat — wohl dir, daß du's nicht weißt.
Gefang'ne, die an ihres Kerkers Stäben
Bis zur Erschöpfung rütteln — raubtiergleich,
In schäumender, ohnmächt'ger Raserei
Des Nichtbegreifens: sind nur halb so elend.
Gewiß: Erkenntnis schützt uns nicht vor Leid
Und mildert's nicht — da Leid notwendig ist.
Sie lehrt nur Eines, und ein Herrliches!
Sie lehrt uns: Segen schöpfen aus dem Leid.

Sudabe:

Wie aber kam dir die Erkenntnis? Wie
Die schöne Festigkeit des Gottvertrauens?
Sprach Gott zu dir, daß du sein Wollen kennst?

Dschemschid:

Gott spricht nicht, Kind, nur die Erfahrung spricht.
Der Strom, der Jahr um Jahr von jener Stadt,
Wo ich einst König war, sein Opfer holte,
Der niederriß, was Menschenhand gebaut,
Und Fleiß und Kunst und Kraft zunichte machte —
Noch zög er mordend seine wilde Bahn,
Hätt' mir der Jammerlaut der Schwerbetroff'nen
Nicht schlummerraubend nachts im Ohr gegellt.
An meinem Pfühl, von dem der Schlaf entfloh'n,
Stand bleiche Angst und sprach: „Es trifft auch dich!"
Stand Mitleid, mahnend: „Du, der Macht hat, hilf!"

Stand das Gewissen warnend: „Rechenschaft
Gibst du, der König, einst vor deinem Gott
Für Gut und Leben, das Er dir vertraut!“
Dann sprachen andre Stimmen — die man sonst
Mit Recht verachtet: Die Berechnung sprach,
Ehrgeiz und Habgier. Schalt ich sie gemein,
So haben sie's mit guter Tat vergolten:
Sie förderten das große Segenswerk
Und trugen — wunderbar! — dieselbe Frucht,
Wie sonst der heilge Baum der Menschenliebe.
Nun denn! Ich ging ans Werk, ich zwang den Strom,
Und meiner Sklaven treuster, emsigster,
Ward der Verheerer!
Menschen sagten zwar:
Ein Dämon war der Strom, den ich besiegte.
Nun wohl! ein Dämon — sei's! Was wissen wir?
Dämonen sind vielleicht so Strom als Flamme,
Luft, Blitz und Nacht, ein Dämon ist vielleicht,
Ein fürchterlicher, diese gelbe Wüste,
Die uns verschlang: Dämonen, die ihr Spiel
Jahrhundertlang mit schwachen Menschen treiben,
Und Gott sieht zu und weiß: 's ist gut für uns!
Denn treiben sie's zu bunt, entspringt ein Funke
Dem hartgeschlagnen Kiesel. Zündet der
Auch nicht, der nächste tut's, der dritte — zehnte.
Das ist die schmerzgebor'ne Kraft des Geistes,
Die in uns schläft, von der wir sonst nichts ahnten,
So wenig wie der Stein von seinem Funken.
Laß uns den Schlag denn segnen, quält er auch,
Der das verborgne Feuer in uns weckt.

Sudabe

(ein wenig bitter):

Dein Wort fällt hin: wenn das
(in die Wüste hinausdeutend):
ein Dämon ist,
So ist's ein unbezwinglicher; ein solcher,
Der niemals dienen wird und der nichts lehrt.
Und solcher gibt's noch viele.

Dschemschid:

Der nichts lehrt?
Lehrt er in Wahrheit nichts? Ich weiß doch nicht — —
Und dient nicht? Wäre also Zweck für sich?
Gibt es ein Ding, des Dasein Selbstzweck ist?

Ich kann's nicht glauben, weiß ich auch noch nicht,
Was diese todesstarre Einsamkeit,
Vom Menschengeist befruchtet, zu gebären
Bestimmt ist. Immerhin! Da sie besteht,
Hat sie ein Recht — vielleicht die Pflicht! — zu morden:
Vernichtung auch ist manchmal Förderung!

(Er fällt in Sinnen.)

Schicksale gibt's, die keinen Kampf gestatten. —
Wir sind die Einz'gen nicht, o Sudabe,
Die in der Wüste sterben. Menschen gibt's,
Die schmachten hin im Kreise ihrer Brüder,
Im Leben, in des Wohlstands gold'nem Schoße;
Sie schmachten, sie verdursten — wie wir hier!
Und so wie wir hier, wenden sie den Geist
Von ird'scher Hilfe, die sie nicht erreicht,
Zu einem Trostesquell, der nie versiegt.
Und so wie wir hier tauchen sie hinab,
Hinab in des Gedankens kühle Flut,
Und finden Ruhe: denn zu allertiefst
Auf jenes heil'gen Brunnens lauterm Grunde,
Da liegt ein schönes, friedevolles Land,
Wo wahr die Wahrheit ist, die Liebe liebt,
Wo tugendhaft das Glück, die Tugend glücklich.
Wir wandeln still und staunend und begegnen
Viel bleichen, sanften Menschen: Allen, die
Wie wir des Wunderlandes Pforten fanden,
Als sie in Wüsten irrten. Denn das Land
Hat keine Pforte, die zum Leben führt. —
Mein Lieb — du lächelst?

Sudabe:

Süß sind deine Märchen,
Und süß wär's sie zu glauben. Könnt' ich's ganz!
Ach, aber Jene, die das stille Land
Des Denkens fanden, sie auch sind nicht glücklich,
Eh sie von seiner Brunnen Lebensflut
Nicht einen randgefüllten Segensbecher
Der Menschheit spenden durften. Also nur
Erfüllt sich ihr Geschick: so dienen sie!

(mit ganz andrer Stimme, sehr schmerzlich; indem sie sich halb aufrichtet):

Zurück zur Wirklichkeit! O lieber Freund,
Was spenden wir nun? Wofür leiden wir?
Kein Sohn wird Erbe dieser bleichen Weisheit,
Die deine Lippe kündet. Unsre Qual
Dient nicht dem niedrigsten der Gottgeschöpfe,
Wenn du — den Schakal dort nicht rechnen willst,
Der sich von unsrem Fleische Sätt'gung hofft!

Dschemschid
(sehr einfach):

Was wissen wir? Wir sehn das Künft'ge nicht.
Wir können nur vertraun. Gefall'ne Blätter,
Verwesend nähren sie den Mutterstamm.
Wenn so das Kleine, das Geringe dient,
Soll unser Sterben nutzlos — sinnlos sein?

Sudabe:

Nutzlos vielleicht. Nicht sinnlos: Strafe, Strafe!

Dschemschid
(bestürzt):

Geliebte!

Sudabe:

Ah! Du sagst: Gott strafe nicht —?
Nennst du's nicht Strafe, nenn' es Folge, nenn'
Es böse Frucht, aus böser Saat entsprossen —
Doch glaub: wir büßen eines Vaters Tränen,
Sein freudeloses Alter, seine Schmach
Mit diesem Tod!

Dschemschid
(erzitternd, aber sanft):

Bereust du, Sudabe?

Sudabe:

Bereuen? Nein. Und litt' ich tausendfach,
Was ich schon leide! Ständ' ich einmal noch
Auf meines königlichen Hauses Schwelle
In freier Wahl des eigenen Geschicks:
Dir folgt ich wieder, dir, mein holder Flüchtling,
In Elend und in Tod. Ich liebe dich.
Und wenn dies Strafe ist — ich trage sie,
Doch ohne Reue!

Dschemschid
(sehr zärtlich, indem er sie küßt):

O du kindisch Weib!
Und du höchst weises Kind!

Sudabe
(ihre Arme um seinen Hals):

Einmal noch,
Jetzt, da ich dieses Elends Tiefen kenne,
Wär' ich noch einmal Fürstin! Wär' es nur,
Um wiederum zu wählen, wie ich wählte!

(Sie blicken sich einen Moment in seliger Verzückung in die Augen. Dann, sehr fein, indem er sich von ihr löst):

Dschemschid:

So hätt' die „Strafe" ihren Zweck verfehlt?
Und dieses blasse Stückchen Menschheit hätte
Zweimal vereitelt eines Schöpfers Willen,
Erst das Verbot — die Strafe dann mißachtend?

Sudabe:

Wie meinst du?

Dschemschid:

Ich? Mein Lieb, ich meine nicht.
Dein Meinen ist's, das ich zu deuten suche.

Sudabe
(verwirrt):

Allein —

Dschemschid
(sehr ernst):

Geh nicht von dannen, Sudabe,
Mit diesem Wahn, der dich und Ihn erniedrigt.
O sieh, wie machst du deinen Gott so klein!
Ist Er ein Stümper, der sein Bildnis erst
Untauglich formt, dann seiner Schwäche zürnt,
Und Bess'rung hofft von Zorn und Zücht'gung? Nein!
Er ist der Meister, der uns liebevoll
Und zweckbewußt erschuf und so verwendet,
Daß alles — das auch, was wir Sünde nennen! —
Sich als notwend'ger Kitt nur wieder in
Den Götterbau der Weltvollendung fügt.
Nennst du Ihn so, so kennt er Strafe nicht,
Noch Rache, traun! da nichts dem hohen Willen,
Dem lenkenden, Ihm nichts entgegenstrebt. —
Wenn Gott die Sünde haßte — wäre sie?

Sudabe:

Ist Gott denn nicht gerecht?

Dschemschid:

So sehr, so sehr,
Daß er nicht uns bestraft für seine Tat.

Sudabe:

Und ist die irdische Gerechtigkeit
Nicht seines Wesens Spiegel?

Dschemschid:

Weib! Bei Gott!
Wer sie als Strafe übt, verstand sie nie!

Sudabe:

Wie denn? Wie denn?

Dschemschid:

Mein Kind, straft denn der Arzt,
Wenn er ein eiterndes Geschwür entfernt?
Gott gab auch das und weiß fürwahr warum.
Des Arztes Pflicht ist: heilen — weiter nichts.
Und wenn das Gift, mit dem er kämpft, ihm nicht
Geheimnisse des ganzen Seins enthüllt,
Des Körpers Wesen und Bedürfnis, nicht
Den Weg zum Heil — so war's ein schlechter Arzt.

Sudabe:

Was ist dann Sünde?

Dschemschid:

Förderung!

Sudabe:

Und was
Ist Unglück?

Dschemschid:

Förderung! Zu gleichem Ziele.
Doch gab kein Gott uns frei des Werkzeugs Wahl!

Sudabe:

Dann wehe denen, die durch Sünde dienen!
Sie tun das schwerste Werk!

Dschemschid:

Ja — wehe ihnen,
Wenn's einzelne nur wären! Gott ist gut:
Er hat die schlimme Arbeit wohl verteilt.
Ein Jeder sündigt, und ein Jeder leidet.
Vielleicht — wer weiß? — sind Leid und Sünde Eins:
Dann schätze sich kein Sterblicher enterbt,
Dann schätze keiner sich beglückt vor andern!

Sudabe
(nach einigem Sinnen):

Dschemschid! Ich glaub' an dich und deinen Gott,
Den, der dich schuf: Er kann nicht kleiner sein,
Als sein Geschöpf. So kenn' ich Ihn in dir.
Und dafür dank' ich dir in dieser Stunde,
Die ohne diesen Glauben furchtbar wäre;
In dieser Stunde — denn sie ist nun da,
Die Stunde — — — (Die Stimme versagt ihr.)

Dschemschid:

Sudabe! Du leidest — bebst —
Erblassest! — Großer Gott! Ist das der Tod?

Sudabe
(matt, aber mit stolzem Lächeln):

Und wenn er's wäre?

Dschemschid
(richtet sie ein wenig in seinen Armen auf; feierlich):

Grüß ihn denn als Freund!
Ja — sieh! er naht. Du zitterst?

Sudabe:

Nicht aus Furcht.
Sprich mir von ihm! Er ist —?

Dschemschid:

Ein Bote Gottes!

Sudabe:

Und welche Botschaft bringt er?

Dschemschid:

Wär's nur die,
Daß unser Tagewerk allhier vollbracht,
Daß wir dem Leben jeden Dienst geleistet,
Der in uns lag, daß unser Zweck erfüllt,
Daß wir zur Ruhe gehen dürfen — das,
Das nur allein, mir schien es holde Botschaft
Und wert, den Herold freudig zu begrüßen.

Sudabe
(sehr leise):

Doch — haben wir gedient?

Dschemschid:

Gewiß, gewiß!
Denn uns erschuf, der niemals fehlgegriffen.

Sudabe:

Und jener weiße Bote — kündet er
Ein Andres noch? Sprich schnell! er ist ganz nah.

Dschemschid:

Ja, und ein Großes: Die Vergänglichkeit.
Vergänglichkeit ist Wechsel, Wechsel ist
Erneuerung, Erneuerung ist Leben.
Und jene dunkle Wandlung, Tod genannt,
Der Menschheit ew'ge Selbstverjüngung ist's.

Sudabe:

Allein von uns — bleibt nichts, bleibt nichts zurück?

Dschemschid:

Ein jedes Wort, jedweder Schritt und Blick,
Die kleinste Tat, der flüchtigste Gedanke,
Sie bleiben, leben, wirken. Körnchen Sands,
Erdstäubchen nur vergleichbar — unsichtbar —
Allein vom Wind getrieben und gesammelt
Zu stiller Nährkraft — — —
Liebste! folgst du noch?

Sudabe:

Ja, o du Tröstender, Verstehender,
Verklärender! Und sei mein letzter Hauch
Ein Dankwort, wie das erste — weißt du noch? —
Das du zu mir gesprochen. Einen Trank,
Der meiner Seele tiefsten Durst gestillt — —
Genug! Vorbei! Mein Meister, lebe wohl!
Sehn wir uns wieder?

Dschemschid

(fest):

Ja!

Sudabe

(sinkend):

Der Becher — — Leben!!

(Sie stirbt.)

Dschemschid
(nachdem er sie gebettet):

O du Dahingegang'ne, deren Lächeln
So sanft des Scheidens Bitterkeit verzeiht,
Vernimmst du mich nun noch, so hör', o höre:
Wenn du nun da erwachst, wo Wissen thront,
Und wenn du siehst, daß wir nur Schatten kennen,
Nachtvögeln gleich, die nie die Sonne sah'n;
Und wenn du siehst, daß uns die Sehnsucht treibt,
Die übermächt'ge Sehnsucht nach dem Licht,
Auf jede Flamme blindlings uns zu stürzen,
Erhellte sie auch nur beschränkten Raum,
Und wär auch Helle und Verderben eins —
Wenn du das siehst, o dann verstehst du auch
Und wirst verzeih'n, wenn alles Irrtum war,
Was dich und mich hienieden so beglückt.
Wahrheit — die kennt allein der lichte Gott!
Uns aber sei vergönnt, daß unser Irren
Ein solches sei, daß jegliches Geschick,
Was es auch sei, und daß der Tod dereinst
Auf unsrem Angesicht ein Lächeln fände,
Wie deines, Sudabe, in dieser Stunde.
Verstehen — können wir das Leben nicht,
Nur ihm vertrauen, nur zum Guten deuten
Sein tiefstes Rätsel.
Wohl uns! wir vertrauten!
Ob wir umsonst vertraut — — —?
Bald weiß ich's auch.
Vollende, Wüste, denn! Vollende!

(Er ruht neben Sudabe, still den Tod erwartend. Der Mondschein ist in ein gelbes Morgenlicht übergegangen. In der Ferne steigt eine intensiv gelbe Wolke auf, einen Sandsturm andeutend.)

Totentanz.

Von Paul Ilg in Salenstein (Schweiz).

Wie kam ich in den Saal hinein?
Es tanzen hundert Paare.
Ich wollte doch alleine sein —?
Mein Schatz liegt auf der Bahre.

O Lichterglanz und Geigenklang!
Es war so kalt im Freien,
Ich ging und ging — wer weiß wie lang —
Dann fing's wohl an zu schneien.

Und jetzt der Taumel um mich her,
Das lustdurchdrungne Schweben,
Die Luft von Wohlgerüchen schwer . . .
So liebte sie das Leben.

Was stehn nun alle wie gebannt?
Man starrt mich an mit Schweigen.
Habt ihr denn meine Braut gekannt,
Als sie noch kam zum Reigen, —

Die Blasse, mit dem roten Haar,
In hellgewirkter Seide,
So jung, so schön, so unnahbar
Und schlank wie eine Weide?

Die Seele voller Ueberschwang
Und dennoch keusch verschlossen — —?
Seht, all dies hab ich mondelang
Als wie im Rausch genossen.

Was steht ihr noch? Die Musik schweigt,
Der Saal wird hell und heller — —
O Mädchen tanzt, o Geiger geigt,
Das Herz schlägt schnell und schneller —

Tanzt, singt und küßt euch, was ihr könnt,
Faßt's Liebchen um die Hüfte —
Es kommt ein Gott, der's euch nicht gönnt,
Und senkt's in kühle Grüfte.

Wie wird mir doch? Mir wankt die Wand,
Es klingen sel'ge Weisen — —
Mein Liebchen ruft vom Totenland,
Lebt wohl, ich muß verreisen.

Die hüpfenden Schuhe.

Von Emil Ermatinger in Winterthur.

Die runden Wölklein, die wie zarte Engelsgesichter über die dunkeln Baumkronen des Waldes guckten, erglühten sanft vom letzten Abendrot, als Horand immer noch am Ufer saß und unermüdlich die Schnüre des Netzes zusammenknüpfte. Seine Finger bluteten von dem rauhen Geflecht; die Glieder waren steif von dem stundenlangen Sitzen, und ihn hungerte sehr; denn er hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Dazu tönte das Rauschen des Rheins so lockend und geheimnisvoll an sein Ohr und flüsterte ihm zu: Komm zu mir! Komm zu mir! Aber unablässig bewegte der Knabe seine verkrampften Finger, knüpfte Faden zu Faden, und Masche an Masche entquoll seinen Händen. Die harten Worte, mit denen der Stiefvater am Morgen früh ihm das Netz zu beenden geboten, tönten lauter in ihm als das Singen der Wellen, und die Schläge, die ihn erwarteten, wenn er saumselig war, brannten schlimmer als Wunden und Müdigkeit. Die Nacht schlich aus dem Walde heran; er achtete es nicht.

Endlich war die letzte Ecke verknüpft. Seufzend erhob er sich, kroch zum Rheine und legte sich platt auf das flache Ufer, und indem er die aufgerissenen Hände tief in die kühlende Flut streckte, neigte er sein Ohr dicht an das Wasser nieder und lauschte eine gute Weile dem leisen Flüstern. Manchmal hüpfte ein Wellchen etwas höher und strich ihm mit kühler Liebkosung über Wange und Ohr; dann durchrieselte ein wonniges Erschauern seinen schmalen Leib, und weit öffnete er die blauen Augen, um die Wasserfrau zu schauen, die ihn gestreichelt. Aber es war zu dunkel; er konnte sie nicht sehen.

Langsam richtete er sich auf, lud das schwere Netz auf seine schmächtigen Schultern und wandte sich der Fischerhütte zu. Als er gegen den Hof schritt, sah er plötzlich eine seltsame Helle auf der Wiese am Walde, wo er früher, als sein Vater noch lebte, manchen Sommertag die schönen Sternblumen gepflückt hatte. Er legte das Netz im Schopf nieder und ging dem Scheine nach. Als er näher kam, gewahrte er, daß die Wiese wie ein einziges Licht strahlte, und auf dem glänzenden Plane schwebten zahllose schimmernde Kindergestalten in anmutigem Reigen dahin. Das hatte er noch nie gesehen.

Wie er so staunte, da stand auf einmal, umflossen von einer schimmernden Lichthülle, eine wunderschöne Frau vor ihm, als wäre sie aus dem Boden gestiegen. Angst erfaßte ihn, und schon hob er den Fuß, sich zu flüchten, als die Gestalt ihn mit gütigem Klang der Stimme einlud, heranzutreten und im Reigen der Engelskinder mitzuspielen. Ihm war, als umstrickte ihn die holde Rede wie eine feine und starke Kette, und ziehe ihn vorwärts, und indem er zugleich fühlte, wie von seinem zerschlagenen Leibe die Müdigkeit gleich einem lästigen Mantel niederglitt, trat er eilends zu der schimmernden Frau. Ohne Scheu blickte er ihr nun ins Antlitz und sah, daß es so über alle Maßen lieblich und rein war, daß er sich nicht erinnerte, je ein schöneres Gesicht gesehen zu haben. „Komm nur!“ sagte sie lächelnd, faßte ihn bei der Hand und führte ihn zu der Wiese. Dort winkte sie einem der schwebenden Engelskinder, raunte ihm flüchtig etwas ins Ohr, und ehe der Knabe sich von seinem Staunen gefaßt, war sie entschwunden. Das Kind aber eilte zu einem Häuflein blinkender Silberschuhe, das zierlich aufgetürmt am Rande der Wiese lag, wählte ein Paar, neigte sich vor Horand nieder und befestigte sie mit leichtem Griff an seinen bloßen Füßen. Dann nahm es den Knaben bei der Hand, und indem die Schuhe ihn wie Flügel über dem Boden dahintrugen, entführte es ihn in die Scharen der reigenden Kinder.

Eine unnennbare Wonne lebte in Horand, als er so leicht in dem fröhlichen Tanz mitschwebte und alle die Engel ihm freundlich zunickten und vor Freude in ihre weißen Händchen patschten. Er schwang seine Füße so eifrig, daß seine Begleiterin ihm kaum zu folgen vermochte, und einmal, als er wie ein Wirbelwind sie schwebend umkreiste, da hob sie mahnend den Finger und rief ihn mit einem feinen Stimmlein an ihre Seite zurück. „Gib acht,“ sagte sie, „daß du vor allzugroßer Wonne nicht dein Glück verscherzest! Denn wenn es geschähe, daß du im Taumel deinen Fuß an einen der Steine stießest, welche die Menschen da und dort in das Gras geworfen, dann müßtest du diesen glückseligen Ort auf immer verlassen und dürftest nie mehr zu uns zurückkommen. So hat es unsere liebe Frau über dich verhängt, weil du ein Mensch bist.“ „Bist du denn keiner?“ fragte Horand erstaunt. „Bewahre!“ erwiderte das Kind. „Wir alle, die du hier siehst, sind Seelen, die noch nicht geboren, oder die nach mühseligem Leben gestorben sind.“ „So bin ich hier auf der Seelenwiese?“ fragte der Knabe; denn er erinnerte sich, daß ihm sein Vater einmal davon erzählt hatte, als er noch lebte. „Aber wie komm' ich denn nun hieher?“ „Weißt du,“ lächelte seine Begleiterin, „dir hat unsere liebe Frau es als ein besonderes Glück gewährt, daß du jede Nacht fortan mit uns tanzen darfst, weil du am Tage so übergroßes Leid zu tragen hast.“ „So darf ich morgen wiederkommen?“ forschte Horand, und sein Herz zitterte vor Wonne. „So oft du willst!“ gab das Mädchen zurück und legte dabei mahnend den Finger an sein Stumpfnäschen: „Nur hüte deine schnellen Füße vor den Steinen!“

Also redeten und scherzten die beiden Kinder miteinander und schwebten derweile in dem Reigen der Tanzenden auf und ab, die ganze Nacht hindurch.

Als aber das bleiche Frühlicht zwischen dem krausen Eichengeäst

hindurchzuschimmern begann, da schaute das Mädchen Horand mit einem tiefen Blick aus seinen dunkeln Augen an, und indem es seine Hand sanft drückte, sagte es: „Nun müssen wir für heute scheiden. Lebwohl! Sieh, wir sind ja die letzten auf der Wiese! Aber morgen abend, nicht wahr, da kommst du wieder!" Horand wollte den Gruß erwidern; doch sie war schon von seiner Seite weggeglitten, und als er sich umschaute, da stand er allein auf der Wiese, und auf den blassen Kelchen der Waldlilien wiegten sich die ersten Sonnenstrahlen. Da sprang er eilends über Gras und Blumen und den Abhang hinunter und stahl sich ins Haus. Ihm war so frisch und leicht zu Sinn wie noch nie, und fast fröhlich sah er den rauhen Worten des Stiefvaters und der harten Arbeit am Ufer entgegen.

Von nun an eilte Horand jeden Abend, wenn die Nacht aus dem Wald gekommen war und niemand mehr wachte, nach der Seelenwiese, schlüpfte in die silbernen Schuhe und vergaß beim fröhlichen Reigen den bittern Harm des Tages. Da geschah es eines Abends, daß Horands Gefährtin dem Knaben, als er an den Rand der Wiese trat, stürmischer als je entgegenflog und mit einer Stimme, darin Glückseligkeit und Bangen zitterten, ihm ins Ohr flüsterte: „Heut ist der Tag unserer lieben Frau!" Horand, dem Schultern und Hände von der harten Last des Tages brannten, achtete ihres Wortes kaum; so sehr verlangte ihn, im Reigen seiner Qual zu vergessen. Rasch sprang er in die Schuhe, die ihm die Begleiterin reichte, und schwebte strahlend mit ihr von dannen.

Auf einmal gewahrte er etwas Wundersames. Im Walde blitzte ein Licht auf, das mit seinem starken roten Schein den schimmernden Plan überglänzte, und jetzt wichen, von der Kraft der Lichtstrahlen zur Seite geschoben, die Bäume auseinander, und aus der Lücke trat jene himmlische Frau, die Horand nach der Wiese geführt hatte. Er erkannte sie gleich wieder, ob sie jetzt auch tausendmal schöner war, als er sie zum erstenmal gesehen. Denn sie trug einen langen Mantel, der in silberschimmernden Falten auf ihre Füße niederwallte, und auf ihrem Haupte ein goldenes Diadem, in dem seltene Edelsteine in allen Farben spielten. Das schönste Kleinod aber lag an ihrer Brust. Das war ein wunderbarer Rubin, und von ihm ging jenes starke Licht aus, dessen Kraft von ferne schon ihr Nahen verkündet hatte.

Langsam schwebte die Erscheinung heran und glitt über die Wiese dahin, gütige Blicke rings auf die Engelsgestalten neigend. Die aber tanzten in kunstvollem Reigen um sie herum und priesen in einem anmutigen und freudigen Gesang die liebe Mutter. So nahte sie der Stelle, wo Horand in tiefem Staunen über die hohe Frau wie angewurzelt stand und kaum die Füße im Takte der Musik bewegte. Freundlich lächelnd trat sie auf ihn zu, berührte seine Schultern mit ihren lilienweißen Fingern, neigte sich nieder und küßte ihn auf die Stirne, indes der Schein aus dem Rubin auf ihrem Busen sein geschlossenes Auge blendete. Dann schwebte sie weiter.

Den Knaben aber, als er den Kuß der himmlischen Frau auf seiner Stirne spürte, durchschauerte eine namenlose Glückseligkeit. Am liebsten hätte er die Arme gehoben und wäre hoch über Wald und Wiese in den Himmel entschwebt. In jubelndem Uebermut schwang er seine Füße, daß die Silberschuhe nur so flogen, und seine helle Stimme durchdrang den Chor

der Singenden. Seine langsamere Begleiterin hatte er vergessen. Aber auf einmal — o weh! Da fühlte er, wie sein rechter Fuß an etwas Hartes stieß, daß es einen schrillen und seltsam schneidenden Klang gab, und zugleich merkte er, wie die schwere Last seines jungen Lebens sich an seine Schultern und Glieder hängte, so daß er vor Müdigkeit keinen Fuß mehr zu rühren vermochte. Und jetzt durchzuckte ihn die Erkenntnis, was geschehen, und bitterlich weinend sank er ins Gras nieder. Mit entschwindenden Sinnen gewahrte er noch, wie die Himmelskönigin die Schuhe, die seinen Füßen entglitten waren, ihm in die Arme legte; er glaubte ihre Stimme zu vernehmen, wie sie in gütigen Worten zu ihm sprach, ohne daß er den Sinn ihrer Rede faßte. Dann entschwebte sie, umkreist von den Engelskindern und umtönt von ihrem klagenden Gesang, hoch und immer höher in den Himmel, und der Glanz der Wiese erlosch.

Die Kühle des anbrechenden Tages weckte den Knaben aus seinem tiefen Schlafe. Wie Blei lag es in seinen Gliedern, und mühselig richtete er sich auf. Da fiel sein Blick auf die silbernen Schuhe, die immer noch in seinen Armen lagen. Hastig nahm er sie, preßte sie an sich und bedeckte sie mit zitternden Küssen. Dann mußte er wieder an sein Unglück denken, und indem er den rätselhaften Worten der lieben Frau nachsann, sah er wie durch einen Schleier sein Leben vor sich, und die Ahnung dämmerte in ihm, daß in den Schuhen eine geheimnisvolle Kraft schlummerte, die das höchste Glück seines armen Lebens sein würde, daß ihr Besitz ihn aber auch auf ewige Zeiten von den andern Menschen trennen und ihm dadurch viel Not bringen werde. Er beschloß, das teure Gut als ein unantastbares Geheimnis zu bewahren und niemandem ein Wort von seiner Herkunft zu sagen, und erhob sich. Aber seltsam! Die Gegend, in der er stand, war ihm fremd, und er wußte doch, daß die Wiese kaum zwei Bogenschüsse weit von der Fischerhütte gelegen hatte. Er besann sich, ob er die Schuhe anziehen solle; aber wie er sie anschaute und die Sonne sich in ihrer glatten Wölbung spiegeln sah, da brachte er es nicht über sich, sie durch die Berührung mit dem rauhen und staubigen Boden zu beschmutzen, und er nahm sie in den Arm. Dann machte er sich auf, den Rhein zu suchen; aber je weiter er ging, desto weniger kannte er Weg und Steg.

Unverdrossen wanderte er den ganzen Morgen. Seinen Hunger stillte er mit den Beeren des Waldes und trank dazu aus den kühlen Quellen, die unter den schattigen Büschen sprudelten. Gegen Mittag kam er an ein hohes Kornfeld, und auf einem schmalen Pfade, über den sich die vollen Aehren von beiden Seiten neigten, schritt er dahin. Der Boden war mit groben Kieseln dicht besät, welche die Bauern aus ihren Aeckern hierher geworfen hatten, und die Füße brannten ihn, so daß er kaum mehr vorwärts vermochte. Und unaufhörlich streckte sich der Weg durch die unabsehbaren Felder. Aechzend sank er auf einen Stein nieder und zog die wunden Füße an sich. Ein paar Aehrenkörner, die er ausgerauft, frischten seine Kräfte ein wenig, und in seiner Not beschloß er, die silbernen Schuhe ungeachtet des Staubes an seine Füße zu legen, daß ihm die mühsame Wanderung leichter würde. Aber o Wunder! Kaum saßen die Schuhe an seinen Füßen, so begannen sie auf ungebärdige Weise zu hüpfen und zu

zappeln, daß er fußhohe Sprünge machen mußte. Das wäre Horand nun schon recht gewesen, wenn ihm die Schuhe nur auch die Leichtigkeit und Frische wiedergegeben hätten, die ihn beim Reigen auf der Engelwiese seine Schwere hatten vergessen lassen. Aber o weh! Jetzt fühlte er, je höher er hüpfen mußte, seine Müdigkeit nur umso qualvoller, und bei jedem Sprung fuhr ein stechender Schmerz durch seine Brust, so daß er laut aufstöhnte. Wenn ihn die hüpfende Lebendigkeit an seinen Füßen nicht töten sollte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als die Schuhe wieder auszuziehen und barfuß weiter zu wandern.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, erblickte er von ferne die Türme einer großen Stadt, und wie er auf dem letzten Hügel stand, sah er die grünen Fluten des Rheins wieder zu seinen Füßen. Der Anblick gab seinem Herzen neuen Mut, und zuversichtlicher schritt er aus. Als er sich dem Tore näherte, steckte er seine Schuhe in das Wams; denn er fürchtete, die Torwächter möchten ihn darnach fragen. Unter dem Tore drängte sich viel fahrendes Volk, und niemand kümmerte sich um den fremden Knaben, der sich der Mauer entlang drückte. Er sah sich nun nach Arbeit um, und als er in der ersten Gasse, durch die er schritt, hinter dem niedern Bogenfenster einen Schneider und seinen Gesellen mit gekreuzten Beinen auf dem Tische sitzen und emsig nähen sah, da dünkte ihn der Anblick über die Maßen lustig und merkwürdig, so daß er augenblicks beschloß, hier nach Arbeit zu fragen. Der Meister schob die große Hornbrille langsam bis auf die Spitze seiner dünnen Nase herunter und musterte Horand, als er eingetreten war und bescheiden sein Anliegen vorbrachte, über die runden Gläser hinweg mit einem ernsthaften und langen Blicke. Das freie Gesicht des Knaben schien ihm nicht zu mißfallen; denn nach einer Weile nickte er bedächtig, und indem er sich mit den dürren Fingern einige Male über das Bärtchen strich, das mit ein paar dünnen Härchen an seinem spitzen Kinn klebte, gebot er Horand, sich auf der Brüge niederzusetzen, zeigte ihm, wie man die Beine bequem und kunstgerecht zusammenlege, gab ihm ein Stück billiges Tuch nebst Nadel und Zwirn und hieß ihn nähen. Nun hätte zwar der müde Knabe lieber ein tüchtiges Abendbrot und ein gutes Bett gehabt, als Nähzeug und Arbeit auf dem harten Brett; aber er fügte sich, kletterte so gut es ging hinauf, krümmte die schmerzenden Beine zusammen und begann zu nähen; denn er dachte, er müsse Bett und Essen erst verdienen.

Der Meister schien mit ihm zufrieden zu sein; nach einer Weile steckte er seine Arbeit zusammen, gebot dem Gesellen und Horand ein Gleiches zu tun, stieg hinab und ging mit ihnen in die Kammer, wo die Meisterin das Essen aufgetragen hatte. Dort hieß er den Knaben zugreifen, und der langte so herzhaft in die Schüssel, daß der Geselle, der seine breiten Ellbogen weit in den Tisch hineingeschoben hatte, mit scheelen Blicken Horands geschwinden Löffel verfolgte; denn er war gewohnt alles aufzuessen, was der Meister und die Meisterin übrig ließen. In dem dumpfen Gelaß hinter der Werkstatt, in dem der Gesell schlief, war in einem Winkel aus Stroh und rauhen Laken ein Lager bereitet. Darauf warf er sich, kaum daß er den Mund gewischt, ohne sich auszuziehen, und todmüde, wie er war, schlief

er sofort ein. Er mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, so wachte er an einem seltsamen Klopfen an seinem Busen wieder auf. Erschrocken tastete er nach der Stelle: da fühlte er, wie die silbernen Schuhe unter seinem Wams sich in regelmäßigem Takt bewegten. Er drückte sie fest an sich, um sie zur Ruhe zu zwingen; umsonst, seine Hände mußten mitsamt den Schuhen tanzen. Voll Verzweiflung nahm er sie endlich aus seinem Wams und steckte sie ans Fußende des Lagers. Er lauschte noch eine Weile mit klopfendem Herzen; dann fielen ihm die Augen zu.

Am nächsten Morgen, als das erste bleiche Licht durch das trübe Butzenfenster hoch in der Wand hereinlugte, wachte er auf. Es war ihm, die regelmäßige Bewegung zu seinen Füßen, an der er eingeschlafen war, habe plötzlich aufgehört. Hastig griff er nach den Schuhen: sie lagen still und bewegungslos an dem Ort, wo er sie versteckt. Er zog sie an sich und warf einen scheuen Blick auf den Gesellen. Der lag noch in schwerem Schlafe; er hatte sich gestern abend aus Aerger über den Eindringling einen tüchtigen Rausch angetrunken und schnarchte mit weit offenem Munde, daß es klang, als zersägten zwei Männer einen knorrigen Eichenstamm. Da stahl sich Horand lautlos aus dem Bett und eilte ins Freie. In einer Ecke des schmalen Höfleins hinter dem Hause, da wo ein Holunderstrauch sein dünnes Geäst kläglich an der rauchgeschwärzten Mauer emporreckte, grub er ein tiefes Loch in den Boden und legte die Schuhe hinein. Dann deckte er ein Brettlein darüber, streute ein paar Hände Erde darauf und glättete die Stelle wieder. Hierauf schlüpfte er wieder ins Haus und schlug die Läden der Werkstatt auf, wie man's ihm am Abend geboten, und lungerte eine Weile in der klaren Morgensonne auf der Straße herum, bis der Meister seine weiße Nachtmütze zum Fenster hinausstreckte und ihn zur Morgensuppe rief.

Tag für Tag lebte nun Horand bei den Schneidersleuten, saß mit gekreuzten Beinen auf der Brüge, zerstach sich für das harte Lager und das magere Essen die Finger und trug ohne Murren die Schimpfworte und Stöße des groben Gesellen, der den ganzen Tag nur darüber nachzudenken schien, wie er den Knaben quäle. Aber ob er auch oft seine sehnsüchtigen Blicke aus der dumpfen Werkstatt hinaussandte und trotz den Schlägen und Schelten seines Vaters sein früheres Leben in der freien Natur zurückwünschte: in all seinem Leid erfüllte ihn immer wieder der Gedanke an das Geschenk der lieben Frau mit unnennbarer Glückseligkeit. Oft schlich er sich spät am Abend in das einsame Höflein, setzte sich auf seinen Schatz und schaute in das enge Stücklein Himmel, das zwischen den steilen Firsten eingeklemmt war. Und wie dann über ihm Stern an Stern sein flimmernd Lichtlein ansteckte und unter ihm die hüpfenden Schuhe ein leises Klingen hören ließen, da träumte er wohl sanft entschlummernd, er sei wieder auf der Seelenwiese und schwebe mit den Engeln im seligen Reigen. Doch wagte er nie, die Schuhe hervorzuholen, aus Furcht, man möchte ihn ertappen.

Aber am Erntesonntag konnte er seine Sehnsucht nicht mehr meistern, und er beschloß, die Schuhe wieder einmal zu betrachten. Am Nachmittag, als mit den andern Bürgern seine Meistersleute und der Geselle vorm Tor

sich auf der Schützenwiese mit Schmausen, Tanzen und Bogenschießen vergnügten und es ringsum stille war, da schlich sich der Knabe in das Höflein unter den Holunderstrauch. Lange wagte er es nicht, das Brett zu heben; ein mächtiges Erschauern durchbebte ihn, so oft er die Hände ausstreckte. Aber am Abend, als er auf einmal das geheimnisvolle Klopfen unter sich hörte, da kniete er nieder, und nachdem er noch einmal einen scheuen Blick nach allen Seiten geworfen, hob er das Brett.

In ihrer Grube hüpften die Schuhe auf und ab. Mit raschem Griff faßte er die zappelnden und eilte in sein Schlafgelaß. Dort zündete er den Kienspan an, der an der Mauer stak, setzte sich auf sein Lager und fuhr zärtlich ein paarmal mit der Hand über die blinkenden Schuhe hin. Plötzlich, er wußte nicht wie, saßen sie an seinen Füßen, und er war aufgestanden, und indem Lager und Mauern vor seinem Auge verschwanden, hüpfte er mit zierlichen Sprüngen und unter dem lieblichen Klingeln des Metalls auf den harten Fliesen auf und ab, stundenlang in einsamem Reigen. Der Kienspan an der Mauer schwelte und erlosch; er achtete es nicht. Ein holderes Licht erhellte den Raum, ein milder, bläulicher Schein, der den Schuhen entstrahlte, und der sein Herz mit unermeßlicher Seligkeit erfüllte, daß er alles um sich her vergaß.

Inzwischen war der Geselle nach Hause gekommen, früher, als er gewünscht; denn er hatte all sein Geld beim Spiel verloren und war aus der Schenke hinausgeworfen worden. Mißmutig schlurfte er nach der Kammer und dachte eben darüber nach, wie er seinen Aerger an dem Lehrbuben auslassen wolle, da gewahrte er durch den Spalt der wackeligen Türe den blauen Lichtschimmer und hörte zugleich das regelmäßige Klingeln der Schuhe auf den Fliesen. Verwundert und neugierig schlich er sich nahe heran und drückte sein Gesicht an den Türspalt. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er drinnen den Tänzer auf- und abhüpfen sah. Zuerst glaubte er, der Knabe, aus dessen seltsamem Wesen er nie klug geworden war, sei vollends närrisch geworden. Als er aber die schimmernden Schuhe an seinen Füßen sah, da verzog er seine dünnen Lippen zu einem breiten Grinsen; ein böser Plan stieg in ihm auf. Der Bettelknabe besaß ja einen Schatz, der den Wert des verspielten Geldes überreichlich aufwog. Leise zog er sich in eine dunkle Nische des winkligen Ganges zurück und wartete hier das Ende des Tanzes ab.

Gegen Mitternacht erinnerte sich Horand, daß der Geselle nun bald nach Hause kommen würde. Mit aller Kraft entledigte er sich der Schuhe, die fest an seinen Füßen hafteten, und trug sie in den Hof hinaus, wo er sie unter dem Holunderbusch wieder sorgfältig verscharrte. Der Geselle war ihm nachgeschlichen und hatte sich das Versteck wohl gemerkt, und als der Knabe wieder in der Kammer verschwunden war und sich nichts mehr regte, da ging er zur Grube, beugte sich, den Kopf gierig vorstreckend, darüber und riß das Brett weg. Aber im Nu fuhr er wieder zurück, und ein grimmiger Fluch entwischte ihm: die Schuhe nämlich waren, als der hemmende Deckel über ihnen beseitigt war, hoch aufgehüpft, und der eine hatte dem Gesellen eine so kräftige Maulschelle gegeben, daß ihm augenblicklich die Unterlippe aufging wie ein Küchlein im heißen Fett; und kaum brannte ihm

dieser Schmerz im Gesicht, so hatte der andere Schuh einen noch tüchtigeren Sprung getan und dem Räuber einen so heftigen Streich aufs rechte Auge gemessen, daß er das Feuer in Holland zu sehen vermeinte. Aechzend setzte sich der Mißhandelte an die Mauer und preßte den Zipfel seines Sonntagsrockes auf den blutenden Mund. Für etliche Augenblicke war ihm die Lust vergangen, die Schuhe zu besitzen. Als aber sein Schmerz allmählich versurrte und er im hellen Schein des Vollmondes, der neugierig über einen Dachfirst in den Hof hinunterguckte, das blanke Silber der tanzenden Schuhe so lockend gleißen sah, da erwachte in ihm ein blinder Zorn, und er schalt sich einen Tölpel, daß er nicht klüger zu Werke gegangen war. Die Schuhe mußte er haben, koste es, was es wolle. Er sann und sann, und schließlich meinte er, von Habsucht verblendet, es komme nur darauf an, daß er geschickt in die Schuhe hineinzuschlüpfen verstehe wie Horand, der sich ihrer ja auch ohne Schaden bedient hätte. Hatte er sie dann einmal an den Füßen, dann wollte er schon sehen, daß sie ihm völlig untertan würden. Er zog also seine Stiefel aus, kroch rücklings, vorsichtig den Kopf zurückhaltend, gegen die Grube und beobachtete die Sprünge der Schuhe. Dann streckte er geschwind erst den einen und darauf den andern Fuß über den Rand und versuchte mit einer geschickten Bewegung in die Schuhe hineinzuschlüpfen, als sie eben aufspringen wollten. Es gelang ihm über Erwarten gut; die Schuhe schienen wie von selber sich an seine Füße geschmiegt zu haben. Fröhlich sprang er auf.

Aber wie wurde ihm! Statt daß er nun mit seinen groben Füßen die Schuhe zur Ruhe zwingen konnte, hüpften sie mit ihm wie toll im Hofe auf und ab. Er mußte mannshohe Sprünge machen und wurde von einer Mauer zur andern geschleudert, daß ihm Hören und Sehen verging. Er warf sich auf den Boden und versuchte, die Schuhe wieder auszuziehen; aber sie hafteten an seinen Füßen, als wären sie angewachsen, und als er sich platt auf den Bauch legte, und sich mit den Händen an dem Stämmchen des Holunderstrauchs festhielt, hüpften die Schuhe mit seinen Beinen auf und ab, daß ihm die Knie am Boden zerschunden wurden. Aechzend stand er wieder auf, und nun begann der tolle Reigen von neuem, ja die Schuhe gebärdeten sich, erbost ob seinem Widerstand, immer schlimmer. Da schrie er um Hilfe. Schauerlich gellten seine langgezogenen Rufe aus dem engen Hofe in den Nachthimmel empor. Aber sie weckten als Echo nur das durchdringende Schreien eines Katers, der auf dem First eines Nachbarhauses dahinstrich. Von der Straße war der Hof durch die hohen Mauern abgeschlossen, und in den Häusern lagen die Bürger, vom reichlichen Wein betäubt und müde vom Fest, in schwerem Schlummer. Es war alles umsonst; er mußte tanzen, unaufhörlich tanzen. Als der erste Schimmer des Tages in den Hof fiel, da ließ die Kraft der Schuhe allmählich nach. Aber im gleichen Maße schwanden auch des Tänzers Kräfte, und wie die Schuhe endlich nach einem letzten Zucken bewegungslos dalagen, fiel er tot zu Boden.

Horand war nicht wenig erstaunt, als er beim Aufwachen das Bett des Gesellen leer fand; denn er war gewohnt, daß jener sich erst noch ein paarmal gähnend und pustend reckte, wenn er längst die Werkstattläden geöffnet hatte und wiederkam, ihn zum Aufstehen zu mahnen. Aber er

dachte sich nichts Schlimmes, und beim Morgenessen, als der Meister nach dem Fehlenden fragte, erklärte er, er müsse in der Nacht nicht heimgekommen sein. Da sah der Meister seine Frau mit einem bösen Blicke über die Brille an und sagte, da sehe sie nun, wohin die Güte bei diesem liederlichen Menschen geführt habe. Jetzt aber werde er nicht mehr auf ihre Bitten hören, und der Nachtschwärmer solle ihm nur gleich ganz aus dem Hause bleiben. Nach ein paar Stunden, als die Meisterin in den Hof ging, um dort allerlei Unrat in die Kehrichtgrube zu schütten, fand sie den Leichnam des Gesellen. Auf ihr Geschrei eilten der Schneider und Horand herbei. Wie erschrak der Knabe, als er seine Schuhe an den Füßen des Toten erblickte! Mit einem zitternden Schrei warf er sich darauf und riß sie an sich. Die Meisterin, deren Blicke gleichfalls auf die glänzenden Schuhe gefallen waren, hatte kaum das seltsame Benehmen Horands wahrgenommen, als sie heftig ausrief: „O, du bist der Mörder, du bist der Mörder!" und also schreiend aus dem Hofe und auf die Straße lief, um die Nachbarn zusammenzurufen. Inzwischen nahm der Meister den Knaben ins Verhör. Ob die Schuhe ihm gehörten? fragte er. Horand nickte stumm. Woher er sie habe? Der Knabe gab keine Antwort. Wie sie an des Gesellen Füße gekommen seien, und was denn mit dem Menschen geschehen sei, daß er nun tot daliege? Horand sagte, er wisse es nicht. „Nun, so will ich dich schon sprechen machen!" rief jetzt der Meister, erbost über die offenkundige Halsstarrigkeit des Lehrbuben, und zerschlug ihm die Elle, die er noch in der Hand hielt, am Kopf. Als der Knabe auch jetzt wieder unter heftig fließenden Tränen beteuerte, er wisse nicht, was geschehen sei, bat der Schneider einen der Nachbarn, den Büttel zu holen, daß der den trotzigen Sünder ins Gefängnis führe; die silbernen Schuhe aber wurden ihm, ob er sich auch heftig sträubte, entrissen.

So saß nun Horand im Kerker und weinte an einem fort. Er wünschte, daß er damals gestorben wäre, als die Himmelswiese ihm in die Luft entschwunden war, oder daß die liebe Frau ihm nicht das verhängnisvolle Geschenk mit auf den Weg gegeben hätte. Da hörte er draußen Schlüssel klirren, und nach etlichen Augenblicken drehte sich die eisenbeschlagene Türe knarrend in den verrosteten Angeln. Ein roter Lichtschein huschte über die naßglänzenden Mauern, und der Kerkermeister trat ein. Mit polternden Worten hieß er den Knaben aufstehen, umschloß seine zarten Gelenke mit einer schweren Kette und führte ihn durch gewölbte Gänge in einen düstern Saal, wo in schwarzen Talaren und breiten Halskrausen drei Richter um einen dunkelverhängten Tisch saßen. Mit finsterm Gesicht fragte einer nach dem andern Horand, ob er den Gesellen getötet habe, was das für Schuhe seien, und woher er sie habe. Auf die erste Frage erwiderte der Knabe unter heftigem Weinen, er sei unschuldig. Bei den beiden andern aber blieb er stumm; denn er wußte, er dürfe das Geheimnis der Schuhe keinem Menschen vertrauen. „So müssen wir den Verstockten auf andere Weise zum Geständnis bringen," sprach nach einer Weile der mittlere der drei Richter mit schrecklicher Stimme und winkte einem groben Mann in einem roten Kittel, der grinsend in einer Ecke stand und sich mit beiden Armen auf ein breites Schwert stützte. Der Rote nahm den Knaben mit rauhem

Griff und führte ihn in eine dunkle Kammer, wo allerlei seltsamgeformte und grausige Werkzeuge an den Wänden hingen oder auf dem Boden standen.

Hier rief er einem Knechte und gebot ihm, dem Knaben das Wams vom Leibe zu ziehn. Dann ergriff er eine Peitsche, an deren Enden eiserne Stacheln hingen, und schlug Horand damit den bloßen Rücken, daß das warme Blut in dunkeln Bächlein niederrann. Der Knabe gab keinen Laut von sich, ob ihm auch von den furchtbaren Qualen die Sinne zu schwinden drohten. Auf einen Wink des obersten der Richter hielt der Rote nun inne, und jener sprach wieder, ob er jetzt die Fragen beantworten wolle. Der Knabe schüttelte stumm den Kopf, und nur ein tiefes Aechzen brach aus seinem Munde. Da befahl der Richter, dem Sünder das Wams wieder anzuziehen und ihn in den Saal zurückzuführen. Dort eröffnete man ihm, daß er als offenkundiger Mörder und Zauberer des Feuertods schuldig sei, und daß er am kommenden Sonntag nach der Frühmesse auf dem Kirchplatz verbrannt werden solle. Der Knabe hörte das Urteil nicht mehr. Von den Schmerzen übernommen, war er ohnmächtig auf den Estrich niedergefallen. Wie leblos wurde er in den Kerker zurückgetragen.

Zu Beginn der Nacht wachte er auf einmal an einer zauberhaften Musik wieder auf, die aus unendlicher Ferne herzukommen schien. Er schlug die Augen auf, und siehe! von einem wundersamen Licht erstrahlten die Wände seines Gefängnisses und wichen immer mehr zurück, und durch eine weite Oeffnung in der Mauer sah er die Himmelskönigin herniederschweben, umringt von zahllosen Engelskindern, die himmlische Lieder sangen. Hell glänzte von dem Busen der lieben Frau der rote Stein, und in ihren Händen trug sie die silbernen Schuhe. Die reichte sie dem Knaben mit gütigem Blicke dar. Und wie Horand das Geschenk erschaute, da sprang er auf, und die Ketten fielen von selber an ihm nieder. In unnennbarer Glückseligkeit schlüpfte er in die Schuhe, und indem er die Hand der lieben Frau ergriff und die Engel ihn fröhlich umkreisten, entschwebte er mit ihnen zum ewigen Reigen auf der Seelenwiese.

Auf einsamem Posten.

Von J. C. Heer in Ermatingen.

Auf der Altane einer grünen Berglandschaft stehen in malerischer Zerstreuung die braunen und weißen Häuser des Dörfchens Lenz und schauen aus Obstbäumen hervor auf einen lichten blauen See und in den Traum des Schneegebirges. Die aussichtsreichste Stelle im Landschaftsbilde nimmt das hell erschimmernde stattliche Schulhaus ein und von jeher sprachen die vorüberziehenden Wanderer: „Hier als Lehrer leben zu können, muß eine Idylle voll Glück und Frieden sein!“

Wandersleute irren oft über den Wert der Dinge, die sie am Wege begegnen. Im Dörfchen Lenz herrschte seit zwanzig Jahren, seit der Zeit, da das hübsche Schulhaus gebaut worden war, ein stilles Zerwürfnis der Sippen. Die einen hätten das Haus lieber etwas höher, die andern etwas tiefer, die einen lieber etwas mehr links, die andern etwas mehr rechts in die Landschaft gebaut gesehen. Niemand stand es an der wonnesamen Stelle gut. Allmählich aber vergaßen die stolzen und wohlhabenden Viehhändlerfamilien des Dorfes die Ursache ihres heimlichen Zwistes und führten dem Lehrer, der im Schulhaus amtete, um so nachdrücklicher zu Gemüt, wie niedrig sie seine Dienste erachteten. Deshalb schüttelte jeder Lehrer, den das Schicksal auf die lichte Bergzinne von Lenz geführt hatte, bald möglich den Staub des Bergdorfes wieder von den Schuhen. Es gehörte zur Kurzweil der sonst wenig belebten kleinen Gemeinde, daß ein- oder zweimal im Jahr die Gestalt eines neuen Lehrers auftauchte und mit seiner Erscheinung, seinem Gehaben und Wesen die Kosten der bäuerlichen Abendunterhaltungen trug.

Einmal aber ereignete es sich, daß ein Lehrer bis im dritten Jahr im Dörfchen blieb, ohne daß er von den Bauern weggemurrt worden wäre, denn er besaß die Eigenschaft, ein guter und ausdauernder Kartenspieler in ihrem Kreis zu sein. Erst als sich der Unvorsichtige einen weißen Pudelhund zulegte, entdeckten die Viehhändler, daß ihnen eigentlich auch das Gesicht dieses Lehrers langweilig geworden und das Erscheinen eines neuen wünschbar sei. Sie veranstalteten deshalb im Schulhaus eine Gemeindeversammlung und legten ihr die Frage vor: „Darf ein Lehrer einen weißen Pudelhund besitzen oder nicht?“ Die Bürger beschlossen mit großer Einhelligkeit, ihre Väter und sie hätten das Haus gebaut, damit darin wohl der Lehrer, aber nicht zugleich ein Pudel wohne. Der Lehrer aber

liebte sein Tier und über dem Gemeindebeschluß verließen sie, Pudel und Lehrer, gemeinsam das verständnislose Dörfchen. Mit einiger Spannung erwarteten nun die Männer, Frauen und Kinder von Lenz das neue Gesicht.

In der Stadt aber, bei den höchsten Behörden des Volksunterrichtes, war man wegen des häufigen Lehrerwechsels schon lange auf die hochmütige Viehhändlergemeinde ungehalten und um sie für ihren Uebermut zu strafen, sandte man ihr den unnützesten der jungen Lehrer zu, jenen Tobias Heider, der, durch seine schlechten Verse und seine bodenlose Verträumtheit die Kränkung aller ordentlich denkender Lehrer des Seminars in Küosen gewesen war.

Die Behörde erreichte also den Doppelzweck: Sie strafte die Gemeinde Lenz für die vom Zaun gerissenen Schulhändel und Tobias Heider für seine in einem wohlgeführten Seminar unstatthaften poetischen Anwandlungen.

Wie sein Vorgänger im Schulhaus auf hoher Bergaltane war der junge Lehrer ein Tierfreund. Nachdem er das Dörfchen seiner künftigen Wirksamkeit betreten hatte, richtete er unter dem Giebel des Schulhauses einen Taubenschlag ein und erfreute sich stillen Gemütes an den zwei Paaren weißer Vögel, die wie leuchtende Ampeln in den Sonnenfrieden der Landschaft hinausschwebten, sich ihm traulich nahten und die Körner aus seiner Hand pickten. Die Bauern von Lenz aber schüttelten die Köpfe und die Tauben des Lehrers waren ihnen ein Aergernis. „Hat der Vorgänger keinen Hund halten dürfen,“ redeten sie zusammen, „so ist es nichts wie billig, daß wir die Tauben des Nachfolgers aus der Welt schaffen.“ Als Tobias Heider die Tiere eben zur Fütterung lockte, kam es piff-paff hinter den Bäumen hervor, blutend fielen die weißen Vögel vor seine Füße und als der junge Mann die niedergeknallte Freude seines Herzens begrub, traten ihm über die Bosheit der Bauern beinahe die Tränen in die Augen.

Die Viehhändler von Lenz aber sprachen: „Seid vernünftig, Schullehrer, nehmt den Scherz nicht übel, kommt lieber ins Wirtshaus, legt wie Euer Vorgänger die Karten um, dann ist es möglich, daß wir ein paar Jahre miteinander Brot und Salz essen. Sonst! —“ Sie machten eine deutliche Bewegung gegen das Tal. Tobias Heider aber, die sinnende Seele, hatte nie Karten spielen gelernt, fürchtete die Schlauheit der Viehhändler und zog sich, verletzt von der rohen Taubenschießerei, vom Leben des Dörfchens nach Möglichkeit zurück.

„Die Schule hält er gut und die Kinder haben ihn gern,“ erzählten sich die Leute, „er ist aber ein unergründlicher nächtlicher Querkopf; wer um Mitternacht aus der Schenke tritt, sieht im Schulhaus immer noch sein einsames Licht brennen. Was er nur treiben und studieren mag?“

„Er rechnet aus, wie viel ganze Erdäpfel er brauchte, um damit einen Kranz von Lenz bis wieder nach Lenz um die Welt zu legen,“ lachte die Antwort.

Tobias Heider war aber kein Mathematiker, sondern ein „Dichter“, der in der Heimlichkeit seiner stillen Kammer und in nächtlichen Stunden

eines Jahres zwei Novellen wob. Als er sie schöpferfreudig überblickte, erwachte in ihm der Wunsch sie gedruckt zu sehen und zwar zunächst, die ihm vollkommener erschien, „DerGeiger im Hard!“ Es gab aber im Bergland zwei Zeitungen „Der Volksbote“ und die „Stimme vom Oberland“, und da sie miteinander wie Hund und Katze lebten, trug er schwere Bedenken, welches von beiden Blättern er durch seine dichterische Erstlingsgabe auszeichnen wolle. Den „Volksboten!“ Jedesmal wenn das Blättchen aus dem Tal nach Lenz emporgestiegen kam, schaute er nach seiner Novelle. Er erblickte sie aber erst wieder in der Form des zurückgesandten Manuskripts. Dazu schrieb der Redakteur: „Wofür halten Sie uns? Glauben Sie, unsere Druckerschwärze sei für jeden Kohl gut genug, den ein grüner Schullehrer schreibt? Aber wenden Sie sich an die „Stimme“. Da diese Redaktion keinen Papierkorb besitzt, kann sie Ihre romantische Erzählung nicht darin begraben.“ Der „Dichter“ folgte dem guten Rat. Die „Stimme“ aber schrieb Tobias Heider: „Was, schon wieder ein unglückseliger Dichter mehr im Oberland! Aus Lenz nehmen wir überhaupt nichts als Berichte über den Viehhandel. Mit Ihrer Liebesgeschichte wenden Sie sich an den „Boten“. Da er seine Schere eben beim Schleifer hat, wird er Ihnen für das Zeug dankbar sein!“ — —

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Das war Tobias Heider. Der Sommer kam, die Weltgeschichte schlief ein, den Lokalkorrespondenten vertrocknete die Tinte oder sie hatten mit der Heuernte zu tun. Da keuchte der dicke Redakteur des „Boten“, der an schwerem Stoffmangel litt, aus dem Tal ins Schulhaus von Lenz empor und bat, den „Geiger im Hard“ noch einmal durchsehen zu dürfen. Der Anfang der Novelle stand aber kaum im „Boten“, erschien der dünne Redakteur der „Stimme“ im Schulhaus und näselte: „Wie unklug! Durch die Ueberlassung der Novelle an den „Boten“ erwecken Sie den für einen Lehrer besonders schiefen Schein, als seien Sie ein Parteigänger dieses von allen guten Bürgern über die Schultern angesehenen Blattes. Geben Sie uns die andere Novelle — sonst — sonst —.“ — Tobias Heider gab sie und erlebte die Wonne, sich, wenn auch unter einem Pseudonym, in beiden Blättern zugleich in zahlreichen Fortsetzungen gedruckt zu sehen.

Darüber quollen in seinem Herzen üppige Wünsche und da er neben dem Dichten und Schulhalten keine größere Leidenschaft kannte, als durch Gottes freie Bergwelt spazieren zu gehen, erschien ihm für die Ferien ein Zuschuß zu seiner schmalen Besoldung begehrenswert. Er wagte bei den beiden Blättern die Frage nach einem bescheidenen Honorar zu erheben. „Honorar?“ antwortete aber der „Bote“. „Bei dem Ansehen, das unsere Zeitung genießt, redigieren wir sie ohne Honorar, feinere Köpfe als der Ihrige setzen ihre Ehre darein, unentgeltlich bei uns mitarbeiten zu dürfen. Wir kommen Ihnen aber entgegen, indem wir Ihnen bis auf weiteres unser dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt ohne Abonnementsbelastung zugehen lassen.“ Die „Stimme“ schrieb: „Ihre Bitte um Honorar hat uns peinlich überrascht. Sie ist eines jener betrübenden Zeugnisse, wie sehr dem gegenwärtigen Lehrerstand die Fähigkeit abhanden gekommen ist, ideal und uneigennützig an der Volkswohlfahrt mitzutun. Da aber die Novelle den Frauen

und Mädchen ziemlich gefällt, bewilligen wir Ihnen bis auf weiteres ein Freiexemplar unseres zweimal wöchentlich erscheinenden Blattes."

Ungleiche Brüder, doch gleiche Kappen! Tobias Heider dachte etwas wehmütig an das viele schöne Papier, das er an seine Erstlinge verschwendet, an die zwar billigen, aber vielen Zigarren, die er über seinem Dichten verqualmt, und an das teuere Licht, das seine nächtliche Werkstätte erhellt hatte. Er erkannte, daß die Schriftstellerei für einen Lehrer eine fast zu kostspielige Extravaganz sei und beschloß, das Dichten mäßiger zu betreiben. Die Blätter aber hielten das Pseudonym, unter dem er sich verborgen hatte, nicht geheim, die Viehhändler von Lenz lachten: „Nun weiß man, wo unserm Schullehrer der Sparren im Kopfe steckt. Ganze Erdäpfel zählt er zwar nicht, aber wir sollten wieder einen Lehrer bekommen, der seine Karten mit einem Schlag auf den Tisch melden kann! Dichten? Unsere Väter und wir haben doch das Schulhaus von Lenz nicht gebaut, daß ein Narr darin dichtet."

Die Frauen, namentlich aber die Töchter der rauhen Männer dachten milder. Sie fanden die Geschichten Tobias Heiders romantisch und rührend, und redeten miteinander ab, der Schullehrer müsse heiraten, denn wenn eine rechte Frau zu ihm sehen würde, gerieten seine Erzählungen noch schöner. Die Töchter wandelten nun, die einen mit blauen, die andern mit braunen Augen am Schulhaus vorüber, besahen sich die leuchtenden Tulipanen und Gelbveigeleinstöcke im Garten und knüpften ein artiges Gespräch mit Tobias an, und sagten, es sei doch schade, daß er so allein im Oberstock des Schulhauses wohne. Dahin gehörten eine Frau und eine schöne Aussteuer, daran das ganze Dorf Freude hätte. Es war besonders die Tochter des Schulverwalters, des reichsten Bauers im Dörfchen, eine schon etwas ältliche Jungfrau, die sich um das künftige Wohl des Schullehrers in zarten Andeutungen sorgte und wäre Tobias kein poetischer Tor gewesen, so hätte er sich rasch der ihm entgegengestreckten Hand versichert, sich in den Schutz der mächtigen Sippe gestellt und hätte in Freude und Herrlichkeit Lehrer in Lenz sein können bis an seinen Tod. Er kränkte sich über den Vater des Mädchens, der die Lehrer aus Bauernhochmut die sauer verdiente Vierteljahrsbesoldung in kleine Stücke verzettelt abholen ließ, damit er sie recht oft mit langem Wartenlassen demütigen könne. Die Tochter hatte den Namen „Babettli" und einen breiten Mund und beide gefielen dem Träumer Tobias nicht. So zögerte er die Wünsche der Dorftöchter zu erfüllen und war als Dichter der Ansicht, daß die Ehe eine nichtswürdige Einrichtung sei, wenn nicht ein elektrischer Funke von Seele zu Seele springe — die Liebe!

Ueber die Unschlüssigkeit des querköpfigen Lehrers gekränkt, verabredeten die Frauen und Mädchen von Lenz, keine Familie sollte ihn mehr zu Tisch und in Pflege nehmen, bis er sich verlobt habe. Ehe aber Tobias das hungernde Opfer des angedrohten Streikes wurde, sprang der elektrische Funke, nur sprang er aus seinem Herzen nicht in das Babettlis, noch einer andern Viehhändlerstochter der Gemeinde, sondern in die Seele eines Mädchens im Tal.

Es lag dort ein kleines, altes, durch seine Kunstfreundlichkeit bekanntes Städtchen. In der Kirche fand ein Konzert statt und als Solosängerin trat ein Fräulein hervor, die den Raum und die Herzen der Hörer

mit einer silberhellen, süßen Sopranstimme erfüllte. Jugendblüte, ein gütiges Gesicht, temperamentvolle Wärme des Wesens fesselten Tobias an der schlank und elegant gebauten Gestalt, und der Hauch einer freieren Welt schien ihm um die gewinnende Erscheinung zu gehen. Herzlicher Beifall erhob sich, als die jugendliche Sängerin geendet hatte. „Sie ist nur kurze Zeit in der Heimat auf Besuch“, ging ein Geplauder neben Tobias „in reizendster Weise ist sie im letzten Augenblick für eine erkrankte Sängerin eingesprungen“. Bald kannte er die rührende Geschichte des Fräuleins, das einer hochachtbaren Familie entsprungen, früh verwaist war und nun als Erzieherin in einer vornehmen französischen Familie die Bildungskosten für drei jüngere Geschwister erwarb. Er fand Gelegenheit sich der Heimatgastin zu nähern, verstrickte sich in ihre anstandsvolle Liebenswürdigkeit, in ihre ungezwungene Erzählung von Welt und Leben und auch in ihren Augen blitzte es gütig und teilnahmsvoll auf, als man ihr erzählte, daß in dem jungen Lehrer von Lenz ein werdender Poet stecke.

Verlobung — Kuß — und das Versprechen mit den beiderseits bescheidenen Mitteln treu und tapfer zusammen zu halten. Selbst die von Lenz wagten es nicht ihrer Enttäuschung über die Wahl Tobias Heiders Ausdruck zu geben, denn die junge Braut war von jeher der Liebling ihres Heimatstädtchens gewesen und vom Markt brachten die Viehhändler die Kunde nach Hause, das Dorf möge sich glücklich schätzen, daß ein so feines Mädchen Lehrersfrau in Lenz werden wolle. Im blühenden Mai bewegte sich der schlichte Hochzeitszug mit den festlich geschmückten Schulkindern durch die Fluren, und je tiefer sich heimlich die stolzen Viehhändlersfamilien kränkten, daß Tobias Heider an ihren Töchtern vorbeigegangen war, um so reicher beschenkten sie zur Verhüllung ihres Zorns das junge Paar.

Als aber die kleine Einrichtung und die Hochzeit der Lehrersleutchen beglichen war, besaßen sie fast kein Geld mehr und merkten erst jetzt, wie man sich im Dörfchen doch ärgerte, daß der Lehrer eine Fremde ins Schulhaus geführt hatte. Der Senn gab ohne Geld keine Milch, der Bäcker kein Brot, die Flittertage des jungen Paares gingen bei Erdäpfel und Salz, doch klang der helle Sopran der Frau Emma siegreich wie läutendes Glück durch das Haus der armen Schulmäuse.

Die Sommerferien kamen, wunderweiche blaue Tage spannen sich über See und Gebirge, in der Brust Tobias Heiders erwachte das Wanderweh, er hätte zu gern wenigstens die große Landesausstellung in der Hauptstadt gesehen, die das gesamte Volk von einer Grenze des Landes zur andern festlich bewegte, es gab aber im ganzen Schulhaus keinen Rappen Geld mehr. Etwas kleinlaut staunte er vor sich und selbst die Lust zum Schreiben war ihm vergangen. Womit einen Franken verdienen? Das war die Frage. „Ich hab's“, lachte das junge Frauchen, „ich übernehme Stickarbeiten für den Kaufmann im Städtchen.“ Nun stichelten die rosigen Finger Tag und Nacht und mit einem halben Jauchzer sagte sie nach einer Woche: „Diesen Abend gibt es für dich, armer Mann, ein Glas Bier!“ Sie trug ihre Arbeit in freudigem Lauf ins Tal hinab und stieg müde und traurig zu Berg. Der Kaufmann war auf die Ausstellung in die Stadt gefahren. Kein Abendbrot!

Da ging der junge Lehrer zum Schulverwalter, und Babettli, die Tochter, weidete sich an dem in stummer Empörung zwei Stunden Harrenden. Als der filzige Verwalter endlich die Bitte des jungen Ehemanns um ein wenig Geld anhörte, lachte er spöttisch und bös: „Wie man sich bettet, so liegt man. Ihr hättet's besser haben können, Schullehrer. In der Kasse ist aber jetzt kein Geld, kommt in vier Wochen wieder!“ Und hinter dem beschämt Abziehenden lachte Babettli so grell, daß er es hören mußte: „Vater, in der Kasse sind ja über tausend Franken!“

Hunger, Hunger und Tobias war wütend auf die Menschen in Lenz, auf die strahlende Sonne, den lachenden Himmel, auf die Eisenbahn tief im Tal und auf die Dampfboote des glänzenden Sees, die nicht für ihn fuhren. Gegen Ende der Ferien aber kam Frau Emma wie ein Reh hüpfend vom Städtchen. „Der Kaufmann hat mich für die Arbeit dreier Wochen bezahlt,“ jubelte sie. „Da nimm, lieber Mann, fahre auf die Ausstellung in der Stadt. Eine kleine Ferienfreude sollst du doch haben!“ Und Tobias sah die große Landesausstellung. Sein Herz überwallte vor den weit und glänzend ausgebreiteten Bildern der vaterländischen Arbeit und dem festlichen Volke, das mit gehobener Seele, mit Sang und Klang und entfalteten Bannern durch die Gärten und Räume pilgerte. Selber festlich gestimmt fühlte sich Tobias als Glied des Volkes, das seine Sorge und seinen Stolz in sonnigen Schaustücken darlegte und eine warme Zuversicht überkam ihn, daß er den Bann des kleinen Lehrerlebens in Lenz sprengen und seine heiße, weltgierige Seele aus den Ketten der Not befreien würde.

Er griff wieder zur Feder. Die Tage, die Wochen, der Winter wanderten, überrascht und sorgenvoll blickte Frau Emma auf das wunderliche Schreiben und Treiben ihres Mannes, und obgleich sie eine gebildete und verständnisreiche junge Frau war, begriff sie die Heimlichkeiten der schriftstellerischen Werkstatt nicht ganz. Warum schrieb der Mann so viele Blätter an und zerriß sie gleich darauf? Warum schrieb er, was er schon zwei oder dreimal geschrieben hatte, zum vierten oder zum siebenten Male? Und so verträumt saß er manchmal am Tisch, daß er gar nicht spürte, mit welcher hausfräulichen Liebe sie ihm das kleine Mahl gerüstet hatte. Sein junges Weibchen ließ er mit einem zerstreuten Kuß zur Ruhe gehen und brütend wachte er über seinen Blättern bis in den grauenden Tag. Dem tapfern Frauenherzen aber schienen diese Absonderlichkeiten des Gatten schwerer zu tragen als die äußern Sorgen des kargen Lehrerlebens. Die Tränen standen dem liebenden Weibe in den Augen. „Ich habe früher gedacht, das schönste Los einer Frau sei an der Seite eines Schriftstellers zu leben,“ schmollte sie, „in der Tat aber ist es das schmerzlichste. Seine Seele gehört ja gar nicht dem Weib, sie gehört dem Stoff, der ihn bewegt.“

„Ich muß, ich muß,“ erwiderte Tobias, „ewig wird es nicht ein unfruchtbarer Kampf bleiben.“ An die „Stimme“ und an den „Boten“ wandte er sich nicht mehr, er sandte seine Manuskripte da und dorthin in die Städte, sie kehrten aber wie mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes zu ihm zurück und über das sinnlose Hin- und Herschieben der Pakete

höhnten der Posthalter und der Briefträger von Lenz, lachten die Bauern, und Frau Emma fragte schüchtern: „Ist es jetzt, da wir Windeln anschaffen sollten, nicht schade für die Briefmarken, die so viel kosten?“

Tobias untersuchte die zurückgekehrten Manuskripte darauf, ob sie gelesen worden seien, und wenn die Blätter noch durch das feine Tröpfchen Gummi zusammengehalten waren, durch das er sie beim Absenden verband, tröstete er sich und Frau Emma: „Es ist nur das Wort „Lehrer“, weswegen sich die Redaktionen von der Mühe entbinden, die Arbeiten zu lesen. Sie denken, ein Lehrer könne überhaupt nicht anders als langweilig schreiben.“

Hatte Tobias recht? Ein wenig vielleicht, wahrscheinlich aber hätten die Redaktionen die Blätter auch zurückgeschickt, wenn sie die Arbeiten gelesen hätten. Denn der junge Mann, der Schriftsteller werden wollte, war ein noch wenig entwickelter Spätling des Lebens, und nur im Stück der Ehe andern vorausgeeilt. Allmählich spürte er selbst, wo es seiner Schriftstellerei fehlte. An den Bildern aus der sprudelnden Fülle des Lebens, an den Anschauungsquellen der bewegten Welt. Hinab zu den Menschen sehnte sich sein Herz in der Bergeinsamkeit.

Endlich gelang es ihm, ein paar seiner poetischen Erstlinge in kleinen Blättern unterzubringen und eine leise Sage ging durchs Land, in Lenz sitze ein junger Lehrer, aus dem etwas werden könnte, wenn er in eine geistig regsame Umgebung käme. Und da er mit seinen kargen Mitteln nicht in die Welt gehen konnte, war die Welt barmherzig und kam zu ihm.

Im ersten Frühling erschienen in Lenz ein paar Herren aus der Stadt und baten Tobias Heider um die Erlaubnis seinem Schulunterricht beiwohnen zu dürfen. Eine glückselige Hoffnung durchströmte ihn. Nachdem die Herren seinen Lehrstunden bis zum Abend aufmerksam gefolgt waren, luden sie ihn freundlich zu einem Imbiß ein und eröffneten ihm, daß sie ihn als Lehrer der Stadt zu ziehen gedächten. Vor Freude sprang ihm beinahe das Herz. Stadt! Wieviel herrliche Lebensmöglichkeiten umschloß dieses Wort für einen dürstenden Geist. Das war winkende Erlösung, ein Traum wie Sonne, und Tobias herzte sein junges Weib und sein goldlockiges Kind.

Drei Tage heiliger Hoffnung! Da kam die Niederschmetterung, ein Brief: „In Ihrer Seminarvergangenheit muß irgend ein dunkler Punkt sein. Zu unserm Bedauern sind wir genötigt, von Ihrer Kandidatur abzusehen, da die Stadt selbstverständlich den Anspruch auf Lehrer erhebt, die nach ihrer gesamten Vergangenheit empfehlenswert erscheinen“.

„Was habe ich denn im Seminar Schlechtes getan?“ schrie Tobias in wahrer Empörung. „Meine Lehrer durch Verträumtheit gekränkt. Das ist alles!“

Einige Jahre dauerte das grausame Spiel. Schulbesuche kamen mit der wohlwollenden Absicht nach Lenz, die frische Kraft des schriftstellerischen Lehrers in größere Verhältnisse zu ziehen, Hoffnungen aus der ärmlichen Enge des Bergschulmeisterlebens herauszukommen, flackerten stets wieder in der Brust Tobias Heiders empor, scheiterten aber immer an einem geheimnisvollen Schulterzucken über sein Tun und Treiben während der Seminarzeit. Da

fuhr er selber in die Stadt und bat die Unterrichtsbehörden um Auskunft, was gegen ihn vorliege. „Die Lehrer haben Sie geärgert durch ihre poetischen Querköpfereien! Und Sie setzen dieselben ja noch stets fort!“ Da antwortete Tobias in heißem Zorn: „Und das genügt Ihnen, einem Manne jedes Vorwärtskommen abzuschneiden!“ Die Folge der Auseinandersetzung war, daß die Auskünfte über den Lehrer von Lenz noch schlechter lauteten, als vorher. Stets noch meldeten sich Besuche, aber der oft enttäuschte und etwas verbitterte Lehrer trat ihnen entgegen: „Es ist mir lieber, meine Herren, wenn Sie meine Schule nicht besuchen, ich weiß, daß ich hier angenagelt bin und Ihre Gegenwart bringt mich bloß in ein falsches Licht und in eine unhaltbare Stellung unter den Dorfbewohnern!“

In der Tat zerrissen über den Besuchen manche feine Bande der Verständigung und des Wohlwollens, die sich zwischen Lehrer und Gemeinde spinnen wollten. Die Dörfler spotteten: „Fort trachtet Ihr, aber brauchbar findet Euch niemand. Was sollen wir Euch behalten? Wir hätten gern wieder einmal ein neues Gesicht im Schulhaus. Geht nur — geht!“

Mit Frau und Kind zwischen Tür und Angel geklemmt verlebte Tobias die Zeit. Entmutigt entsagte er der Schriftstellerei als einer großen Selbstverblendung und gab den hoffnungslosen Kampf auf. Im Frühling aber wankte er von schleichender Krankheit ergriffen. „Lungenschwindsucht“, flüsterte sich durchs Dorf. Frau Emma konnte die Tränen nicht verbergen, Tobias selber aber, der doch nicht in die Welt hineinzupassen schien, kränkte das Sterben nicht weiter, nur um sein Weib und um sein dunkeläugiges Goldlockenköpfchen tat es ihm bitter weh.

Da lud ein Onkel, der in Triest lebte, den kranken Lehrer als Gast in sein Haus, damit er sich im milden Süden erhole. Der Tag der Schulprüfung kam und vor seiner Reise saß Tobias mit den Viehhändler-Honoratioren von Lenz zusammen. „Schullehrer,“ sprachen sie beim freundlichen Prüfungsmahl, „Ihr habt Euer Examen noch zum Verwundern gut gemacht.“ „Es wird aber schon das letzte gewesen sein,“ flüsterten sie unter sich. Aus den ungewohnt freundlichen und gütigen Reden merkte Tobias am stärksten, wie sehr sie ihn für einen Todeskandidaten hielten und als der Wein die Zungen ein wenig gelöst hatte, begannen sie frei davon zu sprechen, was für Tugenden das Dorf von seinem Nachfolger fordern müsse.

Tobias reiste mit dem Gedanken in den blauen Süden, daß er, wenn er wieder gesund würde, auf keinen Fall mehr in Lenz bleiben wolle. Auf der Reise aber ging es ihm sonderbar. Jede Stunde, die er weiter von seinem Bergdorf hinwegfuhr, wich der Druck des Leidens mehr und mehr von seiner Brust und als der Zug durch die Lombardei brauste, da hielt er es nicht mehr aus im Eisenbahnwagen. Wandern, vom Morgen zum Abend wandern mußte der Mann, der eben noch zu müde gewesen war, ein paar Treppenstufen zu steigen und wonnig und wundersam spürte er, daß sein Leiden nichts Körperliches, nur der ungesättigte, verhaltene Drang der Seele nach den Bildern der Welt, nach Licht und Glück gewesen war. Im Sonnenuntergang stand er auf dem Mauerkranz des Amphi-

theaters von Verona. Die Alpen und der Appennin leuchteten in der Verklärung des Abends, um das mächtige römische Baudenkmal, das die Erinnerung der Jahrtausende weckte, flutete in hellen Scharen sonntägliches Frühlingsvolk, und fröhlicher Fanfarenklang wehte mit den südlichen Lüften. Da rüttelte und schüttelte es den Wandersmann in urmächtigen Schönheitsstimmungen, frische Lebensquellen flossen durch die halbverdorrte Seele, unaufhaltsam strömten seine Tränen, ihm war, er müsse die Erde umarmen und in schluchzender Wonne konnte er nur das Wort sprechen: „Welt!" —

Das war die Genesung.

In einem Lorbeergarten am Golf von Triest griff er zur vernachlässigten Feder, pries seinen Ferientraum und wandernd und schreibend wurde Tobias Heider vom Frühling zum Sommer ein kerngesunder Mann mit einer frohen Seele, die neu zu wagen und zu kämpfen bereit war.

Blätter seiner Ferien sandte er an eine angesehene Zeitung in die Heimat. Und siehe da — die Redaktion behielt sie, verlangte nach mehr und bat den Namen des Urhebers den forschenden Lesern bekannt geben zu dürfen. Als er in strahlender Gesundheit wieder unter die Dörfler von Lenz trat, da spürten auch sie, die Halberschreckten, die sich in der Hoffnung auf einen neuen Lehrer getäuscht sahen, daß in der Seele Tobias Heiders eine Wendung zum Guten eingetreten war. Doch wollte er in Lenz nicht mehr bleiben. Durch eine Triestiner Firma verhandelte er mit einer deutschen Gemeinde in der brasilianischen Provinz Espiritu Santu wegen der Uebernahme der auf der Siedelung neu zu gründenden deutschen Schule. So war er bereit, sein Glück selbst jenseits des Weltmeeres zu suchen. Doch seufzte Frau Emma, wenn er von der fernen neuen Heimat sprach.

War es denn in der alten nicht wunderschön? Die Zeitung, die seine Blätter veröffentlicht hatte, schickte Geld, ein hochgeachteter Verleger erbat sich die Arbeit zum Buchverlag, begleitete den zweiten Brief mit einer Anzahlung, und beide Honorare zusammen waren fast so groß wie sein Jahresgehalt als Lehrer von Lenz. Frau Emma sang wie ein Vogel und lachte: „Nein, ich will die Schriftstellerei nicht mehr als meine heimliche Feindin betrachten." Und aus der Stadt kam eine Schulabordnung. Sie sprach: „Wer so frisch zu schreiben vermag, der muß doch auch frisch in die Kinderherzen reden können. Seien Sie der unsere! Und wenn jemand mit Ihrer Seminarvergangenheit gegen Sie fechten will, so nehmen wir den Kampf auf!"

Als ein Brief aus Espiritu Santu kam, alle Bedingungen Tobias Heiders seien angenommen, jubelte Frau Emma: „zu spät — zu spät!" Der Weg der Lehrersfamilie war jetzt die Stadt. In neuern und ältern Kutschen gaben die Viehhändler von Lenz Tobias das Ehrengeleit ins Tal. Sie versicherten ihm bei dem Schwur, „der Teufel soll uns die Weste zerreißen, wenn es nicht wahr ist," nie hätten sie einen Lehrer lieber gehabt als ihn. Da sie aber samt und sonders Schalke und Schelme sind, wollten sie damit nur sagen, wie sehr sie sich freuten, daß er endlich von ihnen ging.

Die Stadt aber bot Tobias Heider die Fülle der Bilder, die ein Schriftsteller braucht, um sich zu entfalten.

* * *

Verehrte Redaktion! Sie haben mich um ein autobiographisches Stück gebeten. Da ist es. Ich selber bin Tobias Heider. Die „Ferien an der Adria" haben leider meinen ersten Verleger enttäuscht. Neugiershalber kaufen hie und da Leute noch das Buch, das keinen literarischen Wert besitzt. Von seinem Absatz erhalte ich jede Weihnacht eine Tantième von ein paar Franken. Kein Geld nehme ich mit einem heiligern Gefühl in die Hände als dieses. Ich wäge es fröhlich und schmerzlich und bin froh, daß ich nicht nach Brasilien ausgewandert bin.

Was hangen oft für Schicksale an einem kleinen Buch!

Regenbogen.

Von Adolf Frey in Zürich.

Fahr wohl! Nun hat mein holdes Glück,
Mein stilles Glück ein Ende,
Heut küßt' ich dir zum letztenmal
Die schlehenweißen Hände.

Ich blicke noch einmal zurück
Durch deine Gartenpforte:
Du drückst die Stirne in die Hand
Und winkst mir ohne Worte.

Ein Regenbogen blitzt und springt
Aus schwarzem Wolkenschleier
Und schüttet über den Garten dir
Sein siebenfältig Feuer.

Es zuckt und flirrt die zitternde Wand
Mit ihren sieben Flammen,
Sie lodert zwischen dir und mir —
Wir können nicht mehr zusammen!

Fahr wohl! nun hat mein holdes Glück,
Mein stilles Glück ein Ende,
Heut küßt' ich dir zum letztenmal
Die schlehenweißen Hände!

Von der Jugend.

Von Carl Spitteler in Luzern.

Ob man will oder nicht will, man wird von der Wahrheit gezwungen, die Jugend der Seele von der Jugend des Körpers zu unterscheiden. Bringe mir hundert Beweise für die Abhängigkeit der Seele vom Körper, des Geistes vom Gehirn, einverstanden, allein Beweise stoßen keine Tatsachen um, und eine Tatsache ist, daß die Jahreszeiten des Körpers und der Seele in entgegengesetzter Richtung laufen. Nämlich der Körper wird mit jedem Jahre älter, die Seele dagegen je länger je jünger. Das „Kind" ist eine Erdichtung der Erwachsenen, und das Altern des Ich ist eine Suggestion von außen. Man fühlt mit zwei Jahren greisenhafter als mit sechzig Jahren. Darum werden auch die blühendsten, lebensfrischesten Kunstwerke nicht von Jünglingen geschaffen sondern von Männern und Greisen. Wären seelische und leibliche Jugend von Natur wegen beisammen, so müßte ja beständig Frühlingsluft durch die Literatur der Völker wehen, da doch gottlob niemals Mangel an Buben ist, von denen sich alljährlich eine stattliche Zahl in verdankenswerter Weise der Poesie anzunehmen pflegt. Wir hätten dann so eine Art Rekrutenaushebung der Dichter auf Grund des Geburtsscheines; der jüngste Jahrgang dichtet allemal die älteren in die Reserve, und das Problem des ewigen Frühlings ist gelöst.

Daß dieser schöne Idealzustand sich verwirklichen könnte, dies zu hoffen fällt wohl niemand ein. Hingegen fällt von Zeit zu Zeit einem Bündel Rekruten ein, daß es vielleicht leichter wäre, mit der glatten Haut zu prahlen als mit Werken zu zahlen.

Also! Was zaudert ihr? Munter! Die zwanzig Jahre zum Prinzip erhoben und die neuen Jünglingshosen als Evangelium ausgerufen! Eine Fahne voran, worauf das Wort „Jugend" steht, entdecken sie der staunenden Menschheit zum erstenmale das Weib und die Liebe, und weil sie nichts können, nennen sie's Genie. Dieses Evangelium schmeckt; die Jungen jüngen Jünger; und ehe man sich's versieht, ist das erste Milliönchen erreicht. Der ganze Nachwuchs wird flügg; „hurrah der Frühling ist da!" es singen alle Büblein, alle.

Hierauf gibt es ein paar lustige Maikäferflugjahre; das dauert, so lange es dauert, bis eines scharfen Morgens alle miteinander am Boden liegen.

Deutschland hat das Phänomen einer solchen Fahnen-„Jugend" bereits mehrmals erlebt. Was ist dabei für die Literatur herausgekommen? Etwa ein poetischer Frühling? Sehn wir doch nach:

Das „junge Deutschland" der dreißiger Jahre, hat es etwa die deutsche Literatur verjüngt? Sind die Werke der Gutzkow und Laube lebensfrisch? Erwecken ihre Namen die Vorstellung von Saft und Kraft? Und wiederum unsere neueste „Jugend", jene Jungen der beiden letzten Jahrzehnte, die wir heute noch ein wenig nachzugenießen das Vergnügen haben, waren das vielleicht Lenzeshäuche, was sie in die Literatur bliesen?

Vergleichen Sie nun damit folgendes Beispiel: Meyer und Keller waren nichts weniger als Jünglinge, als sie am deutschen Horizont auftauchten, der eine war mehr als fünfzigjährig, der andere mehr als sechzigjährig; das hat nicht gehindert, daß ihre Erscheinung wie Morgenröte wirkte.

Nein, dichtende Jünglingsregimenter verjüngen nicht eine Literatur; sie bewirken höchstens, daß fortan hüst gedichtet wird, wenn man früher hott dichtete, oder umgekehrt hott für hüst. Was die Literatur verjüngt ist die Ankunft eines überwältigenden Meisterwerkes und dahinter die Erscheinung eines großen Gesichtes. Dann, nur dann kommt plötzlich Sonnenschein und Frühling über eine Literatur.

Wo aber hat der Meister in seinem Werke den Frühling her? Von einer ewig frischen Quelle; die liegt aber tief versteckt im Boden, und um sie zu finden braucht es jemand.

Freilich es muß einen Berührungspunkt zwischen der körperlichen und der seelischen Jugend geben, sonst wäre ja die Verwechslung beider überhaupt unmöglich. Suchen wir ihn:

Ein gesunder Durchschnittsjüngling trägt neben andern Eigenschaften einige Tugenden mit sich herum, welche der Mehrzahl der Erwachsenen abhanden gekommen sind: Mut, Glaube, Fähigkeit zu rückhaltloser Begeisterung und rücksichtsloser Verwerfung. Ideale schauen, einem hohen Lebensziel selbstlos nachstreben, das gehört zur Natur der männlichen Jugend. Wer mit zwanzig Jahren das nicht vermag, ist ein geistiger Krüppel.

Indem aber die Jugend Ideale schaut und sich die höchsten Aufgaben stellt, ist sie keineswegs unbescheiden. Unbescheidenheit ist im Gegenteil, in der Literatur auftreten zu wollen, ohne sich die höchsten Aufgaben zu stellen.

Freilich ist mit alledem noch kein unmittelbarer Gewinn erworben; denn nicht der Blick aufs Ziel tut es, sondern die Erreichung des Ziels. Immerhin, eine normale Jugend tritt auf den rechten Pfad, den Pfad zur Höhe; und wenn alle Welt in den Niederungen watet, so bedeutet schon allein die Betretung des Höhenweges eine nationale Erquickung. In der Tat wartet auf die Jünglinge der Gegenwart eine ebenso schöne wie leichte Nebenaufgabe, die Aufgabe, das Ideal und den Glauben, den eine Kadaverjugend der Nation hinweggehöhnt hat, wieder herzustellen. Tut die heranwachsende Generation das, dann verdient sie den Namen einer Jugend im literarischen Sinn. Tut sie jedoch das Gegenteil, begnügt sie sich gleich ihren Vorgängern damit, mit ihrer Pubertät Parade zu gigerln, so prophezeie ich ihr getrost den Kehrichtkorb, sobald einmal eine echte Jugend ins Feld rückt.

Aus meinem Verkehr mit Conrad Ferdinand Meyer.

Von Adolf Frey in Zürich.

Seit dem Frühling 1877 bis 1892 habe ich mit Conrad Ferdinand Meyer in Verkehr gestanden, also während der Höhezeit seines Lebens, wo, nach Ueberwindung tragischer und geheimnisvoller Hemmungen, seine epische und lyrische Kraft ausbrach.

Mit seinem Vorwissen und auf seinen Wunsch habe ich seine Publikationen dieser anderthalb Jahrzehnte insgesamt rezensiert. Das Probestück legte ich am „Schuß von der Kanzel" ab, der im „Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880" erschien und dessen Korrekturbogen der Dichter mir zugeschickt hatte. Ich beabsichtigte, das Meisterwerkchen abgesondert von den übrigen Beiträgen des Taschenbuches zu besprechen; doch Meyer wehrte ab. „Es freut mich, geehrter Herr," schrieb er den 29. November 1877, „daß Sie den ‚Schuß' goutieren. Etwas apart darüber zu schreiben, geht wegen der andern Herrn nicht wohl an. Wenn Sie dagegen im voraus ein Exemplar und einen Platz in der ‚Neuen Zürcher Zeitung' belegen und dann über Komposition, das treibende dramatische Element und die Charaktere der Novelle nachdrücklich und etwas ausgiebig reden wollen, werden Sie mir große Freude machen. Auch ein Wort über den ‚Jenatsch', wozu die Episode mit der Einschrift in den Aldinischen Homer ungezwungene Gelegenheit böte, wäre mir erwünscht."

Vierzehn Tage später ließ er sich in Sachen abermals vernehmen: „Das ‚Zürcher Taschenbuch' haben Sie erhalten, das ich für Sie verlangte? Jetzt wäre mir ein kräftiges Wort von Ihnen über den ‚Schuß' in der ‚Neuen Zürcher Zeitung' willkommen."

Der Stand seines literarischen Ansehens zu jener Zeit, insbesondere bei den Zürchern, und derjenige der damaligen Kritik in der Schweiz erklären sein Verhalten und sein Anliegen.

Nicht viel mehr als Schläge ins Wasser hatten seine zwei Büchlein „Balladen" (1864) und „Romanzen und Bilder" (1870) bedeutet. Der „Balladen" hatte sich in der welschen Schweiz sein väterlicher Freund Louis Vulliemin öffentlich angenommen. In der deutschen waren sie so gut wie unbemerkt vorbeigegangen. Und mit Grund empörte sich François Wille, die „Romanzen und Bilder" seien totgeschwiegen worden.

Im Spätsommer 1871 ersehnte der Dichter in St. Wolfgang unterhalb Davos eine öffentliche Stimme über seinen „Hutten" und kehrte früher,

als er vorgehabt hatte, nach Zürich zurück, als es still blieb. Eine wahre Erlösung und Auferstehung vor den Zürchern war es für ihn gewesen, als endlich am 6. Oktober 1871 Johannes Scherr das Schweigen brach und in der „Zürcher Freitagszeitung" ein warmes Wort über den „Hutten" sagte. Bald klang es in gleichen Tönen auch aus deutschen Blättern, und die literarischen Richter ließen sich ein paar Jahre nachher zögernd auch zur Anerkennung des „Jenatsch" herbei. Doch einen Namen besaß Conrad Ferdinand Meyer damals, als ich ihn kennen lernte, deswegen immer noch nicht. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie es mich, den im Frühjahr 1877 nach Zürich gekommenen und von einigen Gedichten Meyers und dem „Hutten" ganz erfüllten Studenten, befrembete und frostig anwehte, als ich unter jung und alt so manchen fand, der noch nicht einmal Meyers Namen gehört, geschweige denn etwas von ihm gelesen hatte und nun etwa mein grünes Judicium kopfschüttelnd entgegennahm. Es hielt eben in Zürich, trotzdem er Leser gewann, für ihn schwer, durchzudringen, schon weil hier die literarischen Zirkel nun einmal auf Gottfried Keller eingeschworen waren und sich nur mühsam in dem Gedanken zurecht fanden, daß aus dem Bezirk der engern Landskraft noch ein ansehnlicher Poet hervorwachsen sollte, und weil man diesen wenigstens nicht in C. F. Meyer erwartete, der bis zu „Huttens letzten Tagen" (1871) wie ein Halbverschollener und beinah Aufgegebener gelegentlich von seinem Sitz am rechten Seeufer her unter den Stadtgenossen auftauchte, um dann wieder draußen in der Dorfeinsamkeit zu verschwinden.

Der Ruhm, nach dem er so lange vergeblich seine Hände ausgestreckt, fiel ihm schließlich beinahe über Nacht zu. Das geschah um die Jahreswende 1879/80, als er den „Heiligen" in der „Deutschen Rundschau" publizierte. Das Werk öffnete den Einsichtigen die Augen und zwang ihnen die Ueberzeugung auf: unter uns ist ein Großer erstanden.

Auf den Schild gehoben hat den Dichter Deutschland, nicht die Schweiz, genau wie Deutschland die Größe eines Gotthelf, eines Gottfried Keller, eines Böcklin zuerst proklamiert hat. „Bei uns gilt einer erst etwas, wenn er mit der großen Trompete über den Rhein hereingeführt wird," pflegte Gottfried Keller zu sagen. So wenig wie heute war die Schweiz vor einem Vierteljahrhundert imstande, Namen zu machen. Das liegt in der Kleinheit der Verhältnisse, wo, wie Keller in einem ungedruckten Brief an Jakob Frey sich ausdrückt, „der Philister mit seinem Schund immer wieder die Oberfläche zudeckt".

Damals stand es in der Schweiz auch mit der Kritik nicht besonders. Eine einigermaßen regelmäßige Besprechung und Beleuchtung literarischer Neuigkeiten gab es noch nicht; das hing alles an Zufall und Gelegenheit. Während der fünfziger und bis in die sechziger Jahre hatte allerdings der scharfsichtige Friedrich v. Tschudi, der Verfasser des „Tierlebens der Alpenwelt", in den literarischen Beilagen der „St. Galler Blätter" mit nicht gewöhnlicher Einsicht über die Erscheinungen des Büchermarktes zu Gericht gesessen. Aber der war eine Ausnahme. Beim Feuilletonredakteur des in den siebziger Jahren angesehensten Schweizer Blattes traten die Kollegen zu jeder Stunde ungeniert ein und packten nach Belieben als gute Beute

für Weib und Kind oder sonst wen von den vorhandenen Rezensionsexemplaren unter den Arm, ohne nur zu fragen, ob eine Besprechung erfolgt sei. Der Chefredakteur der zweitwichtigsten, bald nachher aber in die erste Stelle einrückenden Zeitung ließ jeweilen ein ordentliches Pack Rezensionsbücher sich anhäufen und schickte sie dann, Besprechung hin, Besprechung her, ins Antiquariat. Man kann sich danach an den Fingern abzählen, wie es auf den Schreibstuben kleinerer Blätter herging.

Diese Zustände begannen sich anfangs der achtziger Jahre sachte zu wenden. Deutschland fing an die schweizerischen Literaturgepflogenheiten zu modeln und zu färben. Sein Reichtum, seine Städte, seine Blätter wuchsen, der literarische Betrieb schwoll an und zu uns herüber.

Ungefähr um diese Zeit eröffnete J. V. Widmann, der sich schon seit mehr als einem Jahrzehnt gelegentlich als Rezensent hatte vernehmen lassen, von Berufs wegen seine bis heute tapfer aufrecht erhaltene kritische Tätigkeit am Berner „Bund“, geistreich, frisch, wohlwollend, unermüdlich. Ihm entgeht keine literarische Erscheinung, die irgendwie das Interesse des weiteren Publikums beanspruchen darf. Der Neuling ist seines ermunternden Zurufs, der Erprobte gebührender Wertung sicher. Nicht leicht erlebt man es wieder, daß ein Kritiker neben hervorragender und erfolgreicher Dichterproduktion ein Vierteljahrhundert hindurch stets neue Waffen und Schmuckstücke in seinem Arsenal findet und bittern Erfahrungen zum Trotz Rekruten und Veteranen ungemindertes Wohlwollen bewahrt, ja mehr als das, nämlich die völlig neidlose Fähigkeit, um nicht zu sagen die Leidenschaft, die Sache der wirklich schöpferischen Geister immer von neuem in der Arena zu verfechten. Widmann zuerst hat die literaturempfängliche Schweiz an regelmäßige und mit dem Reiz der ausgesprochenen Persönlichkeit ausgestattete Kritik gewöhnt. Natürlich förderte den Wandel der kritischen Zustände auch der Ruhm unserer Dioskuren, der gerade damals kräftig aufleuchtete und die Schweiz mit dem Schein eines Halbparadieses der Poesie überschimmerte.

Indessen, wie gesagt, zur Zeit meiner ersten Bekanntschaft mit C. F. Meyer war die schweizerische Kritik noch etwas Wildnishaftes, Unberechenbares. So lag es denn auf dem Wege, daß er, um ihren Fährlichkeiten wenigstens in Zürich nicht ausgesetzt zu sein, gerne mein Anerbieten annahm, seine nächsten Landsleute auf den „Schuß von der Kanzel“ aufmerksam zu machen, zumal ich mich schon hin und wieder mit Besprechungen hervorgewagt hatte.

Ich traf es ihm ordentlich nach Wunsch. „Meinen freundlichen Dank, geehrter Herr,“ schrieb er den 17. Dezember 1877, „für Ihre Besprechung meiner Novelle in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘, die mir sehr gefallen hat, nicht nur das Lob, sondern der ganze Schritt und Tritt des Artikels.“

Von jetzt an galt es zwischen uns als ausgemachte Sache, daß ich jedes seiner neuerscheinenden Werke vor der Oeffentlichkeit anzeigte, auch nachdem ich im Frühjahr 1879 zur Fortführung meiner Studien nach Leipzig gezogen war. Zunächst kam die Reihe an den „Heiligen“, für den ich mir im Berner „Bund“ Gelegenheit zum Wort erbat. Meyer schrieb mir am 9. Juni 1880: „Schmeichler! sagte ich, da ich las. Bei schließ-

licher Betrachtung fand ich aber, daß Ihr Artikel wo nicht das Geleistete, doch die Intention, das Ideal desselben nach der Wahrheit bezeichnet. Meinen selbstverständlichen Dank! Meißners Rezension in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' ist unglaublich flach und flüchtig, obgleich sich selbst aus dieser Armseligkeit noch etwas lernen läßt. Mit dem einförmig düstern Ton, meine ich, hat er, Meißner, recht. Es ist wahr, etwas mehr Leuchtkraft muß ich meinen Sachen geben. Das liegt aber am Stoff. Wieder eine Predigt der vanitas, vanitatum vanitas des Literaturwesens. Ich habe für den Bettel höflich gedankt und die Nutzanwendung gemacht, fortan mehr als je rein nach meiner Ueberzeugung und so instinktiv als möglich vorzugehen. Die Sache ist, daß von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, daß ihm jedes liebevolle oder nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafte Bewegung ist."

Auf den Tag übers Jahr empfahl er mir im voraus die dritte Auflage des „Hutten", die er gründlich und einschneidend umgepflügt hatte, und verlangte den 31. August meinen Eindruck von den Korrekturbogen: „Mein l. Herr, jetzt komme ich mit einem Anliegen. Seit es sich herumspricht, daß ich meinen ‚Hutten' verändert habe, vergeht kein Tag, an welchem mir nicht mündlich oder schriftlich, gröber oder feiner, insinuiert wird, ich möchte denselben wohl verdorben haben. Sie, der einzige, der die Korrektur-Fahnen gelesen hat, bitte ich um ein Urteil. Es ist nur, damit mir das Geschwätz nicht meine gute Stimmung verderbe." (31. August 1881.) Nach ungefähr einem Monat äußerte er sich über meine inzwischen in der „Deutschen Rundschau" erfolgte Besprechung: „Der Hutten-Artikel hat mich gefreut. Er ist vortrefflich geschrieben und — das Zuviel des Lobes abgezogen — trifft er ins Schwarze. Ich kann Ihnen nicht sagen, hoffe, Sie werden es auch einmal erleben, wie wohltuend es für den Aelteren ist, von dem Jüngeren in einer Weise gewertet zu werden, wie er es von seinen Altersgenossen unmöglich verlangen kann. Mir scheint, in diesem Falle (oder auch, wenn man von einem weit Aelteren [vide Vischer] gewertet wird) veredelt sich das sonst so strenge Gesetz der Gegenseitigkeit, des Gegendienstes zur Dankbarkeit gegen den Aelteren und gegen den Jüngeren zu echtem, wahrem Wohlwollen." (27. September 1881.)

Die gleichfalls für die „Deutsche Rundschau" mit der Redaktion vereinbarte Anzeige von Conrad Ferdinand Meyers 1882 erschienener Gedichtsammlung wäre beinahe aus meinen Händen in andere geglitten, da mich vorübergehend erschütterte Gesundheit an der Niederschrift hinderte. Der Dichter redete mir zu, mich zu schonen; lieber wolle er zuwarten oder auf die Rezension ganz verzichten, als mich dadurch schädigen. „Glauben Sie mir, lieber Herr und Freund, Ihre Gesundheit geht mir über die ganze gesegnete deutsche Literatur mit allen ihren Epochen und Handbüchern!" (12. Dezember 1882.) Den 2. Januar des folgenden Jahres ließ er mich wissen: „Rodenberg schrieb mir, Ihre Besprechung für die Rundschau, ‚warm und stimmungsvoll geschrieben, habe ihm einen außerordentlich angenehmen Eindruck gemacht.' Ich gratuliere Ihnen und mir." Daß ihn der kleine Aufsatz nicht enttäuschte, teilte er mir am 6. Februar mit: „An Ihrem Artikel wünschte ich kein Pünktchen anders. Besseres wurde nie

über mich geschrieben! Andere mir vorliegende Rezensionen, z. B. eine ganz unvoreingenommene ex populo der Tante Voß markieren recht deutlich die Linie der Anerkennung, welche gegenwärtig nicht überschritten werden darf."

Auch meine Anzeige der „Hochzeit des Mönchs" entsprach seinen Wünschen. Im Konzert erfuhr er davon und ließ sich das betreffende Exemplar der „Neuen Zürcher Zeitung" — er hielt damals an ihrer Stelle die „Augsburger Allgemeine" — auf der Heimfahrt aus der Stadt, wenig vor Mitternacht, von der Schwiegermutter im Talacker[1]), wo das Vaterhaus seiner Frau steht, aus dem Fenster in den Wagen werfen: „Ich bin über alle Erwartung erfreut davon. Wie es zu gehen pflegt, waren mir jetzt, nach verflossenem Rausche, die von Ihnen nur leicht angedeuteten Mängel besonders sichtbar." (5. November 1884.) In meiner Rezension der „Richterin" dagegen vermißte er die Hervorhebung dessen, was ihm als das Besondere erschien: „Ihr Artikel in der gestrigen Zürcherin hat mir sehr gefallen, auch die Reserven. Das eigentlich Charakteristische der ‚Richterin' ist doch wohl die Emanzipation vom Stofflichen und die stärkere Individualität." (18. Januar 1886.)

Ehe ich die Feder ansetzte zum Urteil über die „Versuchung des Pescara", gab mir der Dichter einen unerwarteten Wink; „Bitte, wertester Herr, wenn Sie mir die Freude machen, den ‚Pescara' in der ‚Neuen Zürcher Zeitung' zu besprechen, so lassen Sie die sterile Kontroverse, ob er mein Bestes ist, beiseite, ja, weisen Sie dieselbe als unkritisch (was sie auch ist) zurück. Sie hat sich wie durch Verhängnis in diesen Tagen in deutschen Blättern (besonders Breslauer Zeitung) entsponnen zu meinem Verdruß." (23. November 1887). Diese Sensibilität deutet vielleicht schon auf eine gewisse Ueberreizung und auf die Spuren der Erkrankung, die den Poeten nach Vollendung des Pescara beschlich und, nach langen Leiden mühsam abgeschüttelt, ihm nur noch die Ausgestaltung der „Angela Borgia" gestattete, um ihn dann nicht wieder frei zu lassen. Als mein Urteil über den Pescara in der Neuen Zürcher Zeitung dem Dichter zugegangen war, schrieb er mir den 16. Dezember: „Ihr Artikel hat mir Freude gemacht und ich danke vorgängig herzlich." Ebenso erklärte er seine Zufriedenheit mit meinen Auslassungen über das nämliche Werk im „Kunstwart", nicht ohne noch einen Wunsch übrig zu haben: „Eben lese ich in der Kölnerin vom 22. Dezember: ‚Uns scheint es, als habe der Dichter zeigen wollen, wie klein der größte Mensch vor dem Gesamtbild einer weltgeschichtlichen Epoche erscheint, als habe er die Ironie des Verhältnisses der Riesin Weltgeschichte zu dem Menschenlose zeigen wollen in dem Umstande, daß derjenige, der die erste Rolle zu spielen berufen scheint, ein todwunder Mann ist, der hinsiecht, während die Geschicke der Zeit ihren gemessenen Gang gehen.' So etwas, aber besser, hätte ich noch von Ihnen gesagt gewünscht."

Ungeteilte Freude bereitete ihm dann meine Rezension der „Angela Borgia": „Teurer Herr, Sie erraten, welche Freude mir Ihr übrigens — ganz objektiv — vorzüglicher, heutiger Artikel macht." (19. Dezember 1891.) Es war seine letzte Publikation.

---

[1]) Straße in Zürich.

Meyer interessierte sich nicht nur für meine Rezensionen, sondern auch für meine literarhistorischen Arbeiten und namentlich für meine poetischen Produktionen, von denen er die neuentstandenen jeweils mitzubringen mich häufig aufforderte. Von Anerkennung und Freude, die er mir oft bezeugte, schweige ich.

Trotz seiner Neigung, Angenehmes und Freundliches zu sagen, hielt ihn doch seine wahrhaftige Natur davon zurück, aus Freundschaft irgend eine Leistung zu überschätzen und mehr zu sagen, als er dachte. Ich teile einen Fall mit, wo er kein Hehl hatte, daß er mit mir nicht eins war.

Ich hatte in der „Neuen Zürcher Zeitung" ein Feuilleton über den schweizerischen Lyriker Ferdinand Dranmor (1823—88) veröffentlicht. „Die Lektüre Ihres Artikels über Dranmor", schrieb Meyer den 17. April 1888, „habe ich eben beendigt. Er ist mit Sicherheit nach den guten Prinzipien geschrieben. Was über Kellers Lieder (dessen Sterblichkeitsglauben ich übrigens entschieden nicht teile) und deren liebenswürdige und süße Eigenschaften gesagt wird, gerade den Eitelkeiten des ‚Requiem'[1]) gegenüber, ist völlig wahr. Der Artikel ist gerecht, aber allzu streng, wenigstens formell. Mir scheint, das Richterliche (das auch leicht einen pedantischen Zug gewinnt) sollte gemäßigt werden. Bei dem größeren Stücke, welches Sie meditieren, werden sich die Ecken schon verschleifen. Vielleicht bietet auch das Leben, wenn Sie taugliches biographisches Material erhalten, sympathisch zu verwendende Züge."

Wenige Tage darauf konnte ich wieder den Charakterunterschied zwischen Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller so recht mit Händen greifen; anläßlich eines Besuches nämlich, den ich dem Altstaatsschreiber abstattete, lobte er die kleine Arbeit über Dranmor und bezeichnete gerade meine Einwände gegen des Berner Poeten Eitelkeit als wohl angebracht. Beiläufig bemerkt, scheiterte meine beabsichtigte Monographie über Dranmor, der mich, meinen Einwänden zum Trotz, immer gefesselt hat, an der Unmöglichkeit, das genügende Material zusammenzubringen.

C. F. Meyer hat auch einige Rezensionen geschrieben, jedenfalls allerhöchstens zehn. Drei davon gehen mich an. Der Zufall wollte es, daß er den 27. Januar 1877, bevor wir uns kannten oder er nur etwas von meinem Dasein wußte, den Jahrgang 1877 des „Schweizerischen Miniaturalmanachs", worin ich mit meinen poetischen Erstlingen aufrückte, in der „Neuen Zürcher Zeitung" kurz rezensierte. Meine Freude war nicht gering, als ich erfuhr, daß das erste öffentliche Lob und Augurium von keinem Geringeren herrührte, als von dem Verfasser des „Hutten". Ich setze den kleinen Artikel hierher, weil außer mir wohl schwerlich mehr jemand Kenntnis davon hat:

„Der ‚Schweizerische Miniaturalmanach' auf das Jahr 1877 von Rud. Buri, dessen bisher in keinem Zürcherischen Blatte Erwähnung geschah, verdient eine nachträgliche Zeile der Anerkennung. Neben einer Novelle und einer Biographie bringt das Büchlein, in welchem uns — ein seltener Kasus — die Poesie besser vertreten scheint als die Prosa, einige ganz vorzügliche Gedichte. Das Kalendarium begleiten zwölf Lieder von G. Keller, alte, liebe Lieder, vom Dichter wieder durchgesehen. Da ist

[1]) Von Dranmor.

‚Winternacht' und ‚Am Wasser', so verschieden als möglich gestimmt und jedes in seiner Art vollkommen. In ‚Erster Schnee' ändert der Meister — es kostet ihn ein paar Federzüge — vielleicht noch die zwei Schlußzeilen für seine endgültige Sammlung. Eine entschiedene Begabung beweist Adolf Frey. Die ‚Lieder eines Freiharstbuben aus den Burgunderkriegen' treten brav und frisch und doch in keiner Weise renommistisch auf; auch unter seinen übrigen Gedichten finden sich glückliche Motive, z. B. das: ‚Oh, wir wissen, was du denkest'. Ein junges Talent reizt die Neugierde. Wird es gegen sich selbst strenge sein? Wird es zu seinem Kerne durchdringen? — Viktor Widmann gibt dieses Mal nur ein paar gefühlte Strophen: ‚Am Grabe J. Freys'. Was ist aus der schönen epischen Dichtung in Oktaven geworden, deren ersten Gesang uns der Jahrgang 1875 mitteilte? Von den beigegebenen Holzschnitten gefällt uns ‚Der gefährdete Blumenstrauß' am besten, auch die poetische Dichtung desselben von R. O. Ziegler ist ganz hübsch. M."

Im Jahre 1880 besprach Meyer mein Buch „Albrecht von Haller" (Leipzig 1879) in der „Deutschen Rundschau" und 1890 am nämlichen Orte mein Werk über „Johann Gaudenz von Salis-Seewis". Ausdrücklich versicherte er mich, er habe mit dieser Rezension zugleich seinen künftigen Biographen zu legitimieren beabsichtigt: „Es ist mir recht", schrieb er mir den 3. September 1890, „daß ich den Ton getroffen habe; ich dachte wirklich für Sie über den Artikel hinaus."

Für die Biographie hatte er mir autobiographische Aufzeichnungen zugesagt, sobald „die Borgianovelle vollendet sein würde" (8. Juni 1890), und bemerkte dazu eine Woche später, er würde „den fraglichen Aufzeichnungen am liebsten Tagebuchform geben" (14. Juni 1890).

Freilich gelangte er nicht dazu, diese Absicht auszuführen, da dem Abschlusse der Borgianovelle die Anfänge der Erkrankung unmittelbar folgten. Ebensowenig kam er zu einer der „Deutschen Rundschau" zugedachten Rezension meiner „Festspiele", die ich zur Sechshundertjahrfeier der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft geschrieben hatte und an denen er das regste Interesse nahm. „Ich danke für die Spiele. Wahrscheinlich werde ich in der Rundschau ein Wort über die Augustfeier im allgemeinen, das Volksschauspiel und dann von Ihren Spielen insbesondere sagen." (4. Oktober 1891.) „Für die Festspiele habe ich mir einen kleinen Rahmen ersonnen." (7. Oktober 1891.) „Ich habe noch eine Schuld zu zahlen: die Rezension der Festspiele, und muß mich, solange ich mein rheumatisches Augenleiden habe, als bankerott erklären. Die Rechnung wird immer größer, und ich muß auf Ihre Nachsicht provozieren." (2. Dezember 1891.)

Und nun sein letzter Brief. Es handelte sich um die Lektüre meines Dramas „Erni Winkelried", das ich ihm mit der Bitte um sein Urteil zugesandt hatte — ohne zu ahnen, wie schwer sein Leiden schon damals war. „Nicht ohne eine gewisse Wehmut, lieber Herr, die mir nicht erspart bleiben sollte, muß ich Ihnen sagen, daß es mir unmöglich ist, Ihnen den kleinen Dienst, den Ihnen zu leisten mir unter andern Umständen eine Herzens- und Geistesfreude gewesen wäre, nicht erweisen kann.

4. April 1892. Herzlich grüßend Ihr C. F. M."

Die schwere Ermüdung, in der diese Zeilen geschrieben wurden, zeigt sich darin, daß sie aus der Konstruktion fallen. Drei Monate später befand sich der Dichter schon in der Heilanstalt Königsfelden.

Wenn mich zuweilen das Heimweh nach dem Geschiedenen überkommt, so setze ich mich über den Hort der reichlich anderthalbhundert Briefe, aus denen ich hier einige Stellen herausgehoben habe. So vermag ich mir dann die teuern Züge zu vergegenwärtigen und, als ob es eben jetzt gewesen wäre, die Empfindung wachzurufen, womit ich seine Briefe empfing. Eines war mir immer gewiß: ich war sicher, daß mir aus den Zeilen mit der großen, schöngeschwungenen Schrift ein warmes Wohlwollen, freundschaftlicher Rat und adelige Gesinnung entgegenblickten.

Mondnacht.

Von Victor Nathan in Ulm.

Ueber die schwarzen Riesen am Berge,
Ueber die Nebelgesichter im Wasser
Schreitet der Mond,
Stumm, der Herr im Schweigen der Nächte,
Ewig entsagender Ruhe Verklärung,
Ueber die Fluren und Meere und Lüfte,
Ueber die Welten, die Welten
dahin.

Was bist Du, Mensch? Ein Körnchen im Winde,
Eilender Fluten im ehernen Kreise
Flüchtiges Kind!
Klein, ein Spiel von Vielen, erbaust Du
Schwindender Seele vergängliche Bilder,
Bis dir wie Ahnen und Brüdern und Kindern
Alles im Dunkel, im Dunkel
erlischt.

Schenke mir Träume, Träume der Liebe,
Und der unsterblichen Wanderschaft Gleichnis,
Göttlicher Mond!
Tod, triff zu! Es hauchen die Lippen
Ewiger Liebe verklärende Ruhe
Ueber die Welten und Menschen und Kinder,
Schlürfen im Tode, im Tode
das Glück.

Der Heilige und die Tiere.

Von Josef Hofmiller in München.

„Und war allda in der Wüste vierzig Tage, und ward versucht von dem Satan, und war bei den Tieren, und die Engel dieneten ihm." Ruhig gleitet das Auge hundertmal über den Vers des Markusevangeliums, ein hundertunderstesmal kommt es nicht weg über das sonderbare Wort „und war bei den Tieren." Bei Matthäus, Lukas, Johannes fehlt es, nur Markus weiß davon zu berichten. „Und war bei den Tieren." Die Seele wird wunderlich erregt von dem seltsam unbestimmten Worte. Nach innen wendet sich der Blick, wie ein großer, großer Vorhang legt sich etwas vor das Auge, etwas Weites, Fernes, Unendliches . . . . . .

Gelb dehnt es sich dort auf gelbem Sande, am wasserlosen Bachbette: die Löwin, das Löwenkind, und in klugem Abstand der falbe Wüstenfuchs, Fenek, der Listige, Feige. Ruhig reckt sich das gelbe Getier und blinzelt. Der alte Löwe, wo er nur bleibt? Fenek kürzt die Weile mit Heldensagen grauer Vorzeit, von jener Menschenhochzeit zu Nadabath, deren festliche Schar von den Makkabäern erlegt ward; von dem starken Recken, der gen Thimnath zog und des Löwen Kiefer zerbog. Da — der alte Löwe: unwirsch, wie nie. Mißlang der Sprung? Entrann die Beute? Ein Menschenmann?

Von schlankem, schmächt'gen Wuchse war der Mann,
Kein Enakssohn, schwach, schwankend fast, gehüllt
In schlecht Gewand, das lang hinab ihm floß.

Wie aus der Sonnenscheibe kam er geschritten, sah den Löwen stillen Angesichts und ruhigen Auges, und ging vorüber. Ein Heiliger? Ein Gott? Ein andrer Gott sicherlich, als jener, der aus fernen Landen einst kam, heilige Panther vor dem goldenen Wagen, Jauchzen wilder Lust und blutigen Taumels überall erweckend. Der Gott taugte der Löwin. Sie hätte dem stillen Wandler mit einem Tatzenschlag den schlechten Fetzen herabgerissen. „Du? — Du vielleicht! Ich — vermocht es nicht." In der Ferne wiehert etwas: brüllend fegen die drei Löwen davon. —

In weißem Mondlichtschimmer blinkt die bleierne Scheibe des toten Salzsees. Starr und schweigend steht der Kreis der Berge. Da plötzlich gleißt es bläulich aus der trüben Flut, auf taucht ein düster leuchtender riesiger Schwimmer, stößt mit wuchtigen Zügen an den bleichen Strand,

reckt sich spähend, ungeduldig, herrisch: Asasel, der Herr der Wüste. Er ruft Lilith. Aber leer und höhnisch kommt des vergeblichen Rufes Widerhall ihm zurück. Wo ist Lilith? Die gespenstigen Rephaim wissen's nicht hinter den Bergen, noch die vermummt spukenden Sumsumim. Da gleitet's wie Nebelduft herab: Lilith. Wo weilte sie, daß sie nicht dem ersten Rufe des Wüstendämons gehorchte? Bei einem schönen Mädchenwunder:

Ein Menschenkind, wie keins ich je getroffen,
So schön, so flammend heiß und doch so kühl;
Ein süßes Schlänglein, glatt und jung und böse,
So schlimm, daß ich nichts mehr dazu vermag,
Und wenn ich meinen eignen Gürtel löse
Und gürte sie, bei der ich kosend lag.
Die Irdische! wie ist sie meinesgleichen!
Zum erstenmale fühlt' ich was wie Neid.
Dies Kind wird Ruhm noch wie kein Weib erreichen,
Wird Menschen töten, brechen jeden Eid,
Und wird, wenn lachend sie den Erdensöhnen
Vom Rumpf die Häupter mit dem Fächer schlägt,
Sich hohnvoll recken, weil das letzte Stöhnen
Der Sterbenden noch Liebesseufzen trägt.

Wie heißt die glatte Natter? — Salome! — Halt' sie im Aug! Sie wird sich noch bewähren! — Doch andre Aufgabe wartet auf Lilith: den Heiligen zu verführen. Sie ziert sich, weigert sich, lacht gezwungen, errötet — aah! sie hat es ohne Auftrag schon für sich versucht — doch wie aus weiter, lichter Ferne sprach der Heilige langsam diese Worte: „Du armer, irrer Geist!“ Der muß durch feineren, geistigeren Köder gelockt werden. Wohlan! In Taubengestalt überbringt ihm Lilith den Wunderring Salomonis, der das Ohr für die Sprache der Tiere aufschließt, und in heftigen Reden deutet sie ihm an, daß es schmerzvolles Wissen sei, die Tiere zu verstehen: da, ihr zu Häupten dräut der Geier Asasel, stößt herab, entführt sie. —

Drei Raben sausen gierig einem Hasen nach, treffen ihn in die Seher, und hocken sich zum leckern Mahle. Zu spät kommt der Heilige. „Wir — sterben — alle — so“ . . .

Wir sterben alle so — vier arme Worte,
Des Lebens Urteil aber liegt darin.
Wir sterben alle so . . . Muß das so sein?
Gibts loszukaufen sie kein Lösegeld?

Die Raben werden ungeduldig. Weg, du! Du dort! weg! Gaffer! . . . Wie, der Mann kann rabisch? Ja, rabisch sprechen, das kann er, nicht aber rabisch denken:

Wenn abends sie den Platz im Schauspiel füllen,
Und Krebs und Aal im Abgrund ihres Wanstes
Bei Wachteln liegen und bei jungem Lammfleisch —

Aus diesen übertünchten Gräbern würd es —
Aus diesen Mördergruben — blöken, muhen,
In allen Tönen schnarren, piepsen, flöten,
Wenn, was da ganz und halb und viertels modert
Noch Laut und Stimme hätt'. Und wir nur sollten
Das Fleisch nicht kosten dürfen unsrer Mühe?

Betroffen tritt der Heilige zur Seite und lauscht der wunderlichen Rabenweisheit: Der alte Kolk erzählt von dem Lande, da wochenlang vor Kälte das Fleisch im Felde starrt; von dem mitternächtigen Frostlande, dessen frommer Glaube zwei Raben dem höchsten Gotte auf die Schultern setzt; und Roms Adler sanken vor diesem frommen Volke! Ja, wenn auch hierzulande einer den Raben eine Mahlzeit mit Römerfleisch anrichten wollte! — Was zuckt der bleiche Mann? Was spricht er? Versuchung? Trugbild? —

Abend. Ein zerfallener Königsbau starrt blind in goldnen Himmel. Schakale hausen, der Wiedehopf schnarrt hier, Eulen wimmern, eine Schlange fährt zischend aus dem Moder der Jahrhunderte. Hier rastet auf einem Säulenrest der Heilige, in tiefer Herzensnot des unausschöpfbaren Leides aller Kreatur gedenkend. Da wälzt wüster Streit aus nächtiger Höhlung sich ans Dämmerlicht: Fenek, vom Stachelschweine gejagt, in dessen Bau er sich's bequem gemacht. Und nun beginnt häßlichstes Schelten und heuchlerisches Sich-Bezichtigen. Der Maulwurf scheut sich nicht? So etwas macht sich auch noch mausig? Der Schwarzpelz, der sich die armen Würmer mit leichtem Bisse lähmt, daß sie ihm mondelang in dunkler Kammer als lebender Vorrat bereit liegen! Die grüne Heuschrecke, die dem Männchen im Augenblick der höchsten Lust mit scharfen Fängen den Kopf abreißt! — Fernes Gebrüll: Der verwundete Löwe lechzt nach Durstesstillung, ehe er sich zum Tode reckt. Der Heilige hebt die leere Schildkrötenschale aus dem Sande, füllt sie, beugt sich zum Löwen nieder: „Ich liebe, was da lebt." — „Du liebst, was krank!"

Du — sei gesegnet doch, daß du gekommen.
Auch du ein König! Aber über mir!
Aus einem Feuergeist sind wir genommen.
Doch ward mein Teil verschachert in ein Tier.
Und jetzt — ist . . . seine . . . letzte . . . Glut . . . verglommen. —

Auf schmalem Felsenpfad wandelt der Heilige zum Gipfel. Da hört er das Sterbelied der Blaudrossel: leise, holde Töne, das Danklied des Geschöpfchens, das auf heiligem Berge, nicht vom Falken gehetzt noch von Ameisen erwittert, in Friede sein Leben zu Ende klagt:

Du schöne Welt, ade! ade!
Ich muß dahin, mein Herz ist krank.
Doch, liebe Welt, nimm, eh ich geh,
Noch diesen letzten Lebensdank.
— — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt voller Glanz aus ihm mir her.
Oh! große Welt! ich bin so klein
Und muß nun gehn, — mein Herz ist krank —
Nun werd ich nie und nimmer sein . . .
Du schöne Welt . . . hab Dank . . . hab Dank . . .

Da steht der Dämon neben dem Heiligen. Kündet ihm seiner geheimsten Regung Sinn, deutet Trauer zur Lästerung, Mitleid um zur Empörung, und alles Wissen um unrettbare Qual und grenzenloses Leid quillt bitter sehrend von der feinen Lippe. Tiefe Wehmut träufelt der Versucher dem Heiligen ins liebende Herz: Was willst du dich für Menschen opfern? Für nie zu Bessernde, nimmer solchen Opfers Werte? Siehe die Tiere, deine ärmsten Mitkreaturen starren klagenden Auges stumm dich an. Du kannst sie erlösen! Von diesem Fels stürze dich hinab! Vielleicht ist dein Opfer schon angenommen: lichte Cherubim harren, ihre Schwingen unter dir zu breiten . . . Du willst nicht? Wirfst den Ring, der Wundergabe dir verlieh, in tiefste Tiefe? Legst Mitgefühl von dir, willst frei das Leben leben? So bete mich an, und ich will dir Macht geben und Kraft und Gewalt und Größe und ungeheure Herrschaft . . .

Vor dem abweisenden Worte ist Asasel versunken. Im Nachtwind säuselts sanft. Himmlischer Jubel durchbraust die Lüfte, Engel nahen in liebendem Drang.

Sprecht, ist in meines Vaters großem Hause,
Wo Wohnung sich an lichte Wohnung reiht,
Bereitet eine stille Friedesklause
Dem ärmsten Tier nach allem Erdenleid?
Daß dort, was einstmals hart ihm ist geschehen
An Angst und Qual und bittrer Todespein,
Als Freudenkelch es siehet vor sich stehen
Und jauchzt verzückt: „Dies alles mußte sein!
Ich ward zerfleischt, zerrissen und zerrieben
Und starb, und wähnte, daß es niemand sah, —
Nun ward mir alles, alles gutgeschrieben,
Mein letzter Seufzer — ach! auch du bist da!“

Verhüllt sind auch Engeln die letzten Dinge. Auch am Himmel kreisen tote neben lebendig leuchtenden Sonnen. Leichen drehen sich im Weltallreigen, Sterben und Erwachen, Lachen und Weinen, alles grüßt sich, wirbelt sich ewig vorbei. Wird jedem Elend seine Zeit und sein letztes Stündlein kommen? Wir Engel harren. Harren und schweigen. Deine Zeit aber ist nunmehr gekommen. Dort warten deine Brüder! Irrende, der Erlösung Bedürftige! Zu ihnen! Zu den Lebendigen! Den Menschen!

Ich folg euch, schöne, hohe Himmelsboten.
Doch laßt mich Abschied nehmen hier zuvor,

Abschied von den Lebend'gen und den Toten,
Die ich gefunden kaum und schnell verlor.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihr lehrtet Eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten.

— —

Mysterium und Tierfabel, Theodizee und Vorforderung des Weltурhebers, in edler Verssprache erzählt, mit sanftesten Worten rührend, mit tiefem Hohne erfüllt und tiefer Trauer — so zeigt sich Joseph Viktor Widmanns Dichtung[1]) von den poetischen Gaben der letzten Zeit als die eigenartigste, die feinste, die bedeutendste. En Marge des Vieux Livres nennt Jules Lemaitre die soeben erschienenen zwanzig Arabesken, die er in glücklichen Stunden an den Rand der antiken Epen, der Evangelien, der goldenen Legende gezeichnet hat. Leicht und licht hingestrichelte Dinger, voll leiser Ironie und von zarter Schlankheit der Form. Ungleich bedeutender ist Widmanns Dichtung. Im Juniheft des ersten Jahrgangs der Süddeutschen Monatshefte hat Felix Weingartner mit begeisterten Worten auf Carl Spittelers Olympischen Frühling hingewiesen, und dem höchst eigenartigen Gestalter und Denker Freunde geworben. Neue Freunde wärb' ich heut gerne dem Schweizer Widmann, der, selbst ein wahrhafter Dichter, allezeit für den genialen Landsmann eingetreten ist. Die Schweizer dürfen stolz darauf sein, zwei „solche Kerle" zu haben.

Es ist unmöglich, von dem Werke einen Begriff zu geben. Man muß es lesen, wiederholt lesen, um all seiner sinnvollen Kunst inne und froh zu werden. Nie schwelgt der Dichter in wohlfeilem Pathos. Maßvoll und doch kraftvoll spricht Klage und Zweifel sich aus, mephistophelischer Spott zuckt in den Repliken des Wüstenfuchses und Asasels, gleichwie der Schluß, mit den wundervoll individualisierten Erzengeln Michael, Gabriel, Rafael, an den Prolog im Himmel erinnert, ohne je in Kopie zu verfallen. Gleich fein ist die Charakteristik der Löwenfamilie, eine glänzende Mischung von Hohn und Tiefsinn das Gespräch zwischen Asasel und Lilith. Hier folgt das drollige Idyll vom Sündenbock: In die friedlich grasende Schar wilder Ziegen rennt der soeben in aller Form verfluchte Sündenbock, halb wahnsinnig vor Angst. Die wilden Ziegen aber begrüßen ihn mit lustigstem Gemecker, denn sie wissen, daß man nur die stärksten Böcke zu diesem Zwecke wählt; er ist nicht der erste, den sie so daherrasen sahen. Er mag die Rasse verbessern, das junge Prinzessin-Geißlein Melkana heiraten, und der alte Hirkus, einst Sündenbock wie er, wird ihm den Hochzeitskantus meckern.

Das Gespräch zwischen dem Heiligen und der Taube Lilith steht in scharfem Kontrast zu der Bukolik, die ihm vorangeht, und dem grausamen Humore der Rabenszene, mit dem alten Kolk aus Germanien, dem schön zu speisen und schön zu sprechen fast dasselbe ist, „und beides tut er gern, der weise Greis, der tief erfaßt der Dinge Wirklichkeit". Noch grausamer,

[1]) J. V. Widmann: Der Heilige und die Tiere. 1.—4. Tausend. 187 S. Frauenfeld. Verlag von Huber & Co. Gebunden 4 Mark.

aber auch noch tiefer sind einzelne Details der nächtlichen Szene im verfallenen Palaste. Hier zeigt Widmann im Maulwurf, in der Heuschrecke, Repräsentanten tierischer Grausamkeit. In der Tat wirkt auf das menschliche Gefühl die Qual gerade der kleinsten Tiere am schlimmsten: die lebende Raupe, die vom Singvogel langsam zerpickt wird; die in sandiger Falle von der mörderischen Zange des Ameisenlöwen gepackte Ameise; das Insekt, das durch wohlberechnete Stiche ins Bauchmark getroffen, in die Erdhöhle der Grabwespe geschleift wird, um den unbehilflichen Larven als widerstandsloser, und dennoch lebender Fraß zu dienen; die Raupe, die von der Schlupfwespe gelähmt wird, damit sie als Brutkorb der Eier tauglich sei; der vom langgestreckten Rüsselegel ausgesogene Fisch —: grauenvolle Bilder, die sich leicht vermehren ließen. Wenn die dolchspitze Dialektik der Schlange in dieser Szene noch eine Verschärfung zuließ, so ist die grandios-blasphemische Kosmologie des versuchenden Dämons nicht mehr zu übertreffen. Hier ist der Vermerk angebracht, der sich eigentlich von selbst versteht: daß Widmanns Dichtung nicht in Konfirmandenhände, anstatt eines Bandes von Gerok etwa, zu geben ist. Sie ist ein Buch für reife und nachdenkliche Naturen, nicht für naive und kindliche Seelen. Alle Schwermut und aller Trotz, alle Hoffnung und alle Schönheitssehnsucht einer unruhvollen Zeit spricht aus ihr.

Es ist ein feiner Zug, daß nach dem hymnischen Schwunge, mit dem die Dichtung schließt, der Verfasser nicht mehr auf den einfachen Rahmen zurückgreift, in dem er das Ganze darbot. Den Tierszenen gehen nämlich drei Menschenszenen voran. Auf lateinischer Zehrung pilgern zwei Kandidaten: Wernicke aus Mitteldeutschland, und Nagelschmidt aus Schwaben, der erste vom äußersten linken Flügel, der andere vom gemäßigten Freisinne protestantischer Theologie. Sie gehn zum Pfarrer Lux, der einst wegen allzu freien Gehabens im Kanton Zürich abgesetzt worden. — Zweite Szene: Der Pfarrer und seine Schwester in einem Gespräch, in dem schon alle Themen des Kommenden angeschlagen werden: Prinz, des Pfarrers Spitz, hat eine trächtige Haselmaus totgebissen! — Dritte Szene: Vor dem Vorhange des Schattenspieles sitzen die Theologen mit der Schwester; denn nur Schattenspiele sind die tiefsinnigen und mächtigen Szenen, von einem streitbaren freisinnigen Theologen vor einem theologischen Publikum gespielt, das jede Anspielung, sei sie noch so leise, versteht. Die bescheidene Einkleidung läßt das Werk nur noch größer hervortreten. „Noch ist die schlichte, edle Dichtung kein Modeartikel für Weihnachtsbescherungen. Was verschlägts? Wer so reine, harmonische Werke vollendet wie Widmann, bleibt gleichwohl den Musen und Menschen ein Wohlgefallen.“ Mit diesen 1887 geschriebenen Worten über ein anderes Werk des Schweizer Ariosto hat Anton Bettelheim Recht behalten. Mit jeder neuen Dichtung hat Widmann sein Ziel sich höher gesteckt, seine Verssprache ist immer bezaubernder, seine Weltanschauung immer tiefer, seine gestaltende Kraft immer wuchtiger und ausdrucksvoller geworden. Heute steht er auf seiner Höhe.

Fremdenindustrie.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Wenn jemand vor 50 Jahren vorausgesagt hätte, welche Bedeutung heute der Erholungsverkehr hat, würde er keine Aufmerksamkeit gefunden haben, obwohl gerade damals die Zeit voll neuer Verkehrsprojekte war und überall Aktiengesellschaften für neue Bahnen entstanden, denn die neuen Verkehrsprojekte wurden für den ernsthaften Reisenden gemacht, für den Pelzhändler, der zur Messe fährt, den Hopfenhändler, der München besucht, für den Mann mit der Musterkarte und dem großen Paket. Neben ihm erschien der Sohn, der mit der Eisenbahn an das Krankenbett seiner Mutter eilt, und ganz zuletzt erst dachte man derer, die etwa zum bloßen Pläsier auf dem Dampfwagen fahren würden. Als große Menge konnte man sich diese letzteren nicht denken, denn die bisherige Erfahrung ließ das Reisen zum Pläsier als eine teure und seltsame aristokratische Tätigkeit erscheinen. Wer wird ein so ernsthaftes, schweres Institut wie eine Eisenbahn bemühen, wenn er nichts will als nur wo anders spazieren gehn als zu Hause?

Und heute sind sie Legion geworden, die ohne geschäftliche Zwecke die Eisenbahn benutzen! Wer viel fährt, hat manchmal den Eindruck, der Erholungsverkehr sei größer als der Geschäftsverkehr. Man kann es ja nicht statistisch erfassen, sicher aber sind es 200 oder 300 Millionen Mark, die in Deutschland jährlich verfahren werden, ohne daß diese Ausgabe irgendwie als Geschäftsunkosten, Spesen, Verwaltungsaufwand oder sonst etwas ähnliches gebucht werden kann. Wahrscheinlich jedoch ist die Summe noch höher. Man stelle sich folgendes vor:

einen Sonntagsverkehr auf den Berliner Vorortbahnen,
einen Ferienzug nach Tirol, Basel, Emden oder Stettin,
einen Luxuszug über den Brenner nach Rom!

Diese Beispiele sollen nur der Phantasie helfen, alle die Millionen Menschen zu sehen, die im Laufe des Jahres mit der Absicht, sich zu vergnügen, an die Fahrkartenausgabe treten. Heute ist es längst keine Absonderlichkeit mehr, gewisse Eisenbahnen direkt für den Erholungsverkehr zu bauen, und wenn man die verschiedenen Finanzminister aufgefordert hat, die Personentarife zu verbilligen, so versprach man ihnen in erster Linie erhöhten Fremden-, Sonntags- und Ferienverkehr. Wir sind kein seßhaftes Volk mehr, weder in den sauren Wochen noch in den frohen Festen. Alles rollt! Die ärmsten Klassen sind natürlich schwach an der Ortsveränderung zu Erholungszwecken beteiligt, aber man denke nicht, daß man sehr hoch hinaufgehen

müsse, um junge Leute zu finden, die Geld für unrentable Bahnfahrten ausgeben! Die Sommerreise ist schon sehr demokratisiert, so sehr, daß die Aristokratie im Hochsommer zu Hause bleibt, um nicht mit zu viel Menschen zusammen zu reisen. Und je größer die Städte, je enger die Wohnungen werden, desto mehr schreien die innersten Regungen der Menschen nach dem Tage, wo man hinausdampft, abfährt, dem Zwang entfährt, in die Natur hineinfährt.

Draußen aber in der Natur werden die Erholungsgäste erwartet, weil sie Geld mitbringen. Man lockt sie mit Kunst und Reklame nach allen Winkeln. In allen Blättern, die auf zahlungskräftige Leser hinweisen können, annoncieren die Badeverwaltungen, Kurkomitees, Sanatorien, Hoteldirektionen und teilen mit, daß man den schönsten Wellenschlag, den ozonreichsten Wald, die abwechslungsreichste Szenerie finden werde, wenn man alle anderen Orte sich selbst überlassen und nur dahin fahren werde, wo die offenen Arme eines Hauses mit Fahrstuhl und elektrischer Beleuchtung bei vorzüglichster Küche sich öffnen. Ist aber der Leserkreis des Blattes mehr der kleine Mann, so empfehlen sich die billigen Sommerfrischen, wo man ungeniert seine alten Hauskleider abtragen kann und wo die Kinder in irgendwelchem Sande gratis spielen dürfen. Daneben aber rufen hundert Wald- und Gartenlokale in die Welt der Großstadt hinein, daß es bei ihnen am Sonntag Militärmusik, Tanz und Naturgenuß gibt. An den Anschlagsäulen aber sind bunte Schiffe abgemalt, die auf irgend einem See fahren, Wasserfälle, die irgendwo rauschen, blaue Tannen mit weißen Waldhütten oder Sonnenaufgänge über irgendeiner Bergwirtschaft. Wer im Wartesaal der Eisenbahn mit Koffer, Kind und Kegel sitzt, kann an den Wänden, die sich zu Ausstellungen graphischer Künste gestalten, staunend sehen, welche Wunder er in Ungarn, Dalmatien oder Südfrankreich erleben könnte, wenn er Geld genug hätte, alle Kostbarkeiten, die aus Berg, Wald, Wasser und Himmel zusammengewoben sind, der Reihe nach zu besuchen. Schon diese ganze breite Reklame spricht für den gewaltigen volkswirtschaftlichen Umsatz, den das Erholungsbedürfnis hervorruft.

Der Erholungsbedürftige hat längst aufgehört, etwas vereinzeltes und zufälliges zu sein. Er entsteht so sicher wie es immer wieder Leute gibt, die Kleider oder Goldwaren brauchen. Es ist deshalb auch ganz richtig, wenn man von einer Fremdenindustrie geredet hat. Der Fremde ist ein Rohprodukt, das in der freien Luft einen „Veredelungsprozeß" durchmachen soll, um dann gebessert und wertvoller wieder an die Städte abgeliefert zu werden. Es ist ein Verfahren, wie wenn wir die städtische Leinwand auf die Bleichplätze der Vororte senden, wie wenn wir unsere alten Lappen in die Papierfabriken draußen werfen, damit sie als weiße Papierballen wieder kommen. Der starke Verbrauch geistiger und physischer Kraft, der mit dem modernen Stadtleben verbunden ist, verlangt eine Hilfseinrichtung zur Reparierung der Stadtmenschen. Um dieser Reparierung willen zahlen die Städte das viele Geld, das sie jährlich im Gebirge und an allen Wassern verausgeben. Wieviel es ist, läßt sich nicht bestimmen, aber man kann annehmen, daß die städtische Bevölkerung, wenn man Sommerreisen und Sonntagsausflüge zusammenrechnet und die Winterfahrten dazu nimmt,

$^1/_{12}$ ihrer Einnahmen wieder nach draußen trägt. Der Leser kann ja bei sich selbst nachrechnen, ob er diesen Ansatz für zu hoch findet. Er trifft unseres Erachtens vielfach auch in der Arbeiterschaft zu, wenigstens überall da, wo junge Leute in Betracht kommen. Aber mag es auch weniger sein, sicher ist, daß es sich um viele hunderte von Millionen Mark handelt. Wenn in Berlin an einem sonnigen Feiertag 400000 Billetts verkauft werden, so sind sicher 200000 Menschen draußen gewesen, und diese haben sicher 300000 Mark draußen gelassen. Was aber will für unsern Gegenstand der bloße Berliner Vorortsverkehr an einem einzigen Sonntage sagen?

Jede große Stadt und jedes Industriegebiet schafft sich einen engeren und einen weiteren Kreis von Orten, denen es Erholungsgelder zahlt. Um von der größten deutschen Stadt nochmals zu reden, so ist der engere Kreis das ganze Gebiet der märkischen Seen, ein Gebiet, dessen traumhafte horizontale Schönheit auch Menschen fesseln kann, die die Schönheiten stolzerer Länder reichlich genossen haben. Der weitere Kreis aber heißt Ostsee, Nordsee, Harz, Thüringen, sächsische Schweiz und Riesengebirge. In allen diesen Gebieten ist die Berliner Familie ein gangbarer Artikel für das Erwerbsbedürfnis. Und daß sie auch in Oberbayern und Tirol nicht verschmäht wird, brauche ich den Kennern der Gasthöfe und Pensionen dieser Landesteile nicht erst zu sagen. Natürlich sind die Kreise, die München, Nürnberg, Stuttgart sich schaffen, nicht so breit wie die, die sich Berlin erzeugt, aber vorhanden sind sie und halb München liegt ja an gewissen Tagen im Gebirge. Besonders auffällig ist die große Zahl der reisenden Sachsen. Der Verdienst dieses Industriegebietes hat, wie es scheint, eine fabelhafte Neigung, sich der Erholungsindustrie darzubieten. Erst hinter den Berlinern und Sachsen scheinen die Rheinländer zu kommen, aber auch sie stellen ein tüchtiges Quantum. Je kapitalistischer ein Gebiet wird, desto mehr erzeugt es Naturstationen. Man wagt gar nicht, in die Zukunft hinein zu phantasieren, welche Fülle von Menschen in einigen Jahrzehnten auf allen Klippen sitzen wird, sich gegenseitig durch ihre Menge die Natur verkürzend. Schon heute reiht sich an der Ostsee Bad an Bad. Bald wird es von Kolberg bis Flensburg nichts als eine Linie von kleinen Häusern geben, vor denen Kinder in Waschkleidern krabbeln. Und die Nordseeinseln werden zu klein und die belgische Küste wird deutsche Sommerkolonie. Wie aber soll Tirol aussehen, wenn es noch viel mehr Alpenpilger gibt? Wo wird es in den Gletschergebieten der Schweiz noch wahre eisige Einsamkeit geben und wo wird man noch stille Täler finden? Ueberall, überall rinnt der Menschenstrom. Und welche letzte Platane wird nicht benutzt werden, um lackierte Bänke unter ihr anzubringen? Man sieht schon im Geist, wie die anspruchsvolleren Reisenden dann noch mehr als jetzt nach Norwegen, in die Apenninen, ins Atlasgebirge, in die Tiefen des Balkans flüchten werden, bis auch diese Länder übergossen sind von der Unerschöpflichkeit der Zivilisation.

Bleiben wir aber zunächst mit unseren Gedanken im deutschen Inland! Was bedeutet die Ueberflutung aller einigermaßen schönen Gegenden mit städtischen Menschen und städtischem Geld? Man kann sagen, sie sei eine gerechte Wiedererstattung der großen Beträge, die alle Hauptstädte auf dem Wege

der Steuern und Hypothekenzinsen beständig aus dem Lande herausziehen. Es ist nur keine gleichmäßige Wiedererstattung, denn was können die Bauern zwischen Ulm und Augsburg dafür, daß sie nicht im Hochgebirge wohnen? Die Verteilung geschieht nach dem Gesichtspunkt: Schönheit ist Rente, ein Gesichtspunkt, der auch bei der volkswirtschaftlichen Betrachtung der Eheschließungen nicht ganz unbekannt ist. Der unverdiente Wertzuwachs, von dem die Bodenreformer reden, tritt hier in seiner liebenswürdigsten Form auf und ich bin weit entfernt, ihn sofort „wegsteuern" zu wollen, weil er als Triebkraft für die Erschließung der Gegenden dient. Derselbe „Zufall", der sonst durch industrielle Umgestaltungen eine Gruppe Menschen in die Höhe wirft auf Kosten der anderen, wirft hier die alten Besitzer biederer Dorfgasthöfe in die Höhe, bis sie die potentesten Gestalten der ganzen Gegend werden. An ihren Erscheinungen kann man den Entwicklungsgrad der landschaftlichen Schönheitsrente ablesen. Ein Wirt, der eine wundervolle Klamm hinter sich hat, hört nachts die goldenen Bäche rauschen, und ein Bauer, dessen Vater in seiner erschütternden Einöde kaum zweimal im Jahr fremde Menschen sah, gewöhnt sich daran, daß ihm der Tribut der Gebirgskletterer mehr einbringt als der Verkauf seiner paar Rinder. Und da im allgemeinen die Vorfahren aller der Menschen, die seit einiger Zeit Geld in ihre Hände bekommen, das sie früher sich nicht träumen ließen, ein knappes, arbeitsames Dasein führten, so bleiben sie auch bei dem größeren Segen aus der Fremde meist rechnende Köpfe. Es tritt im ganzen kein Taumel ein, nicht einmal eine übergroße Spekulation im Bauen und Anlegen. Hie und da sieht man ein Hotel, das blind ins Blaue hinein gebaut ist, aber selten sind es die Einheimischen, die es aufrichteten. Es waren Großstädter, die den Landleuten Konkurrenz machen wollten und dabei nicht fühlten, was der Erholungsreisende eigentlich sucht, nämlich nicht eine Aktienplantage für Stadtpflanzen. Aber trotz der Besonnenheit, die man im ganzen den Besuchsgebieten der Städter nicht absprechen kann, sind sie in einer großen Gefahr, sich und ihren Charakter zu verlieren. Sie müssen fürchten, aus freien Leuten zu bezahlten Bedienten und aus unabhängigen Selbstwirtschaftern zu Anhängseln der Stadtwirtschaft zu werden. Je weniger hoch und stolz die Natur ist, desto größer ist für die Bewohner diese Gefahr, denn gerade die kleine Sommerfrische, das kleine Bad, die Wirtschaft vor einem Berg von nur ein paar hundert Metern haben das Bestreben, durch Dienstfertigkeit und Anpassung die Schwäche ihrer natürlichen Schönheitsrente zu verbessern. Und es ist leider nicht zu leugnen, daß auch gerade die Stadtleute, die aus bescheidenen Verhältnissen sich mit Opfern herauswindend aufs Land kommen, nicht immer geeignet sind, den Charakter ihrer Wirte zu erhöhen, da sie in der knappen Freizeit da draußen sich für die eintönige Gebundenheit ihres städtischen Straßendaseins entschädigen wollen. Das ist an der schweizer Bevölkerung immer wunderbar gewesen, daß sie durch die Masse der Fremden zwar verändert aber nicht eigentlich verdorben worden ist. Die hohe Kraft der alpinen Natur und die heilsame Gesamtwirkung der demokratischen Verfassung und Lebensauffassung haben sich als stark genug erwiesen, den Grundcharakter des Schweizer Volkes zu erhalten. Der Fremde kommt zu Leuten, die zwar gefällig sein und verdienen, aber sich dabei nicht wegwerfen

wollen. Viele deutsche Gebiete haben erst die Probe abzulegen, ob sie die neuen Verhältnisse ohne Schaden ertragen lernen. Ein Teil des Nutzens des Landaufenthaltes für die Städter beruht aber gerade darin, daß sie draußen Charakter finden und nicht bloß Bedientenhaftigkeit und Trinkgeldschufterei. Aufgabe der Reisenden ist es, daß sie die Erhaltung des Charakters der Gegenden, in die sie sich hineinwerfen, zu schützen suchen. Sonst treiben wir Raubbau an den letzten Eindrücken natürlichen Volkstums, die der Zivilisationsbürger überhaupt noch hat und verderben uns unsere Fremdenindustrie erst moralisch und dann volkswirtschaftlich.

Leider ist das deutsche Reichsgebiet an großen Naturschönheiten von Weltruf nicht übermäßig reich, da wir aber die Tiroler und Schweizer wie Brüder anzusehen pflegen, rechnen wir das, was sie von uns finanziell an sich ziehen, ihnen nicht mit saurer Miene zu. Immerhin geht von uns zu ihnen viel Geld außer Landes. Denkt, wie die Geldtaschen derer aussehen, die nach dem Vierwaldstätter See fahren, und derer, die von dort oder vom Berner Oberland oder von Pontresina heimkehren! Es mildert zwar den volkswirtschaftlichen Schmerz etwas, wenn wir uns klar machen, daß vieles, was wir draußen verbrauchen, in Deutschland hergestellt wird. Je weiter sich aber die Außengrenze unserer Erholungsstationen in die Fremde erstreckt, desto weniger sicher ist diese Art des Austausches. Wir schaffen Geld nach Italien, Oesterreich, Schweden, Norwegen, Dänemark, Belgien, das durch keine Handelsstatistik erfaßt werden kann, und können kaum rechnen, daß der Besuch der Ausländer bei uns diese Ausgabe ausgleicht. Das soll uns nicht abhalten, die ausländische Schönheitsrente durch unsere Mitwirkung zu erhöhen. Der ästhetische Genuß und physische und geistige Gewinn der Auslandsreisen ist so groß, daß er von einem an Wohlhabenheit wachsenden Volke ruhig mit etwas materieller Einbuße bezahlt werden kann. Aber Vorbedingung ist zu dem allen unser eigenes steigendes Erwerbsleben. Unsere Maschinen und Waren müssen von aller Welt gekauft werden, dann erst können wir auch im Schatten aller Eichen, Pinien oder Palmen liegen und dann erst kann auch der einfache Mann sich ein persönliches Verhältnis zur Natur bei allem Industrialismus erhalten, nur dann. Aus der großen Sommerflutung ins Land hinaus muß neue gebesserte Arbeitsenergie erwachsen. Geschieht das nicht, dann ist die Ausgabe volkswirtschaftlich zu groß.

Rundschau.

*

Hansjakobs Schweizerfahrten.

Rosen der Alpen
Blühn ohne Stacheln;
Nimmst du sie talwärts,
Treiben sie Dornen,
Danklos, je mehr du
Hegend sie pflegst.

Dies Gedicht des Zuger Professors Herzog fiel dem Pfarrer von St. Martin ein, da er sich besann, welchen Titel er dem Bericht über seine Schweizer Fahrten[1]) geben sollte. Jawohl, Schweizer Fahrten. Aber nicht mit der Eisenbahn, wie das gewöhnliche Touristenvolk, sondern der Josef spannt die Schimmel ein, und der Herr Pfarrer fährt von Ort zu Ort: im jeweiligen Pfarrhof oder im Klösterli wartet man schon auf den kuriosen alten Herrn, der lieber in seiner Kutsche im Land herumfährt, als mit der Teufelseisenbahn, und lieber eine Schüssel frische Milch als Abendtrunk hat, als eine Flasche Wein. Dafür ist sein Josef kein Weinfeind: der probiert in allen Schenken umeinander, wo das kühlste Bier und der goldenste Tropfen zu finden sei. Derweil sitzt sein Herr in stiller Stube und zeichnet sich auf, was ihm der Tag gebracht hat: an Natur und Kunst, und vor allem an Menschen. Berühmte Menschen? Nein: denen läuft er lieber davon. Aber wenn man den Band weglegt, hat man eine Menge merkwürdiger Leute kennen gelernt: selbstlose Pfarrer, fleißige Mönche, fromme Klosterfrauen, moderne Wirte und unmoderne Bauern, eine brave Saaltochter, einsame Graubündner Küher und Batzger, und nicht zu vergessen, den Pfarrer von St. Martin in Freiburg: Heinrich Hansjakob. Wer ästhetische Schwelgereien erwartete, ist enttäuscht; wer sich auf aparte Naturschilderung gefaßt machte, nicht minder. Aber wer hoffte, einen Menschen zu finden, hat ihn gefunden: einen Menschen und einen Mann. Manchmal brummt er, denn er ist ein alter Mann — in zwei Jahren wird er siebenzig —: die Preußen mag er nicht, die emanzipierten Wibervölker mag er nicht und die Katzen mag er auch nicht. Den Russen wünscht er alle erdenklichen Prügel, die geistlichen Gecken und Fexen mit den violetten Krawatteln, die Monsignori und päpstlichen Hausprälaten wünscht er ins Pfefferland, und die Automobile wünscht er gleich gar zum Teufel. Inbrünstig haßt er Ludwig XIV., „den größten Mord- und Brandkönig, den die gebildeteren Hausknechtsmenschen seinerzeit den Sonnenkönig nannten, — Satanas I." In historischen Dingen nimmt er sich kein Blatt vor den Mund. Er nennt die Säkularisation ein Gottesgericht und Josef den zweiten einen ebenso brutalen als ungeschickten Reformer. Er gibt offen zu, daß das Basler Konzil

---

[1]) Alpenrosen mit Dornen. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Curt Liebich. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart. 585 Seiten. Sechs Mark.

in seinem ehrlichen Bestreben, Haupt und Glieder der Kirche zu reformieren, von Rom aus gestört worden sei: „was überhaupt im Mittelalter an kirchlichen Reformen angebahnt und vollführt wurde, ging nie von Rom aus, sondern von einzelnen Männern." — Er ist ein guter Demokrat. Einem Vorgesetzten, der den Untergebenen nicht wieder grüßt, wünscht er die Strafe, die auf Grußunterlassung steht. Er ist dafür, daß man die Namens- und Geburtstagsfeiern der deutschen Fürsten abschaffe, und dafür am 18. Januar den Geburtstag des Deutschen Reiches festlich begehe. Er hat seine helle Freude am Freiherrn von Mirbach, der Orden und Titel für Geld zu wohltätigen Zwecken hergab. Er liebt die Natur und das Bauerntum, alte Volkstrachten und große Misthaufen, die Hussiten und die Priesterbärte. — So zieht er, räsonnierend und nachdenklich, durch die Schweiz. Berühmten Gegenden läuft er nicht mehr nach als berühmten Menschen. Er kommt nicht nach Interlaken und nicht ins Berner Oberland, nicht nach Zermatt noch St. Moriz. Kleine Täler, stille Dörfer, ein armer Pfarrhof — das ist sein Fall; da kehrt er zu. Am Ende des Buches aber, ehe er sich seinen Zoll für Gäul und Wagen zurückzahlen läßt, sagt er der Schweiz einen starken Abschiedsgruß — und der Gruß wird zum Hymnus und endigt mit einem Segensspruch:

„Die Schweizer haben sich selbst befreit Schritt für Schritt und Sieg für Sieg und zwar von innen heraus. Das Bergvolk hat der Freiheit zuerst eine Gasse gemacht und sie dann hinausgetragen in die Städte und in die Ebenen.

Und deshalb lieb ich vor allem die Schweizer Freiheit, weil sie eine Bauernfreiheit ist; weil Hirten sie auf ihren Morgensternen leuchten ließen, bis der Tag dieser herrlichen Göttin angebrochen war im ganzen schönen Schweizerlande, und weil diese Hirten so tapfer waren, daß selbst die stolzen Städter nach ewigen Bünden trachteten mit den Helden der Berge.

So steht sie denn vor uns, die hehre Jungfrau „Helvetia", eine Leuchte der Volksfreiheit und ein glänzender Beweis dafür, daß ein Volk Jahrhunderte lang existieren, gedeihen, wachsen und blühen kann ohne Fürsten, und daß, wie schon der schwedische Kanzler Oxenstierna in Bezug auf die Schweiz sagte, wenig Weisheit dazu gehört, ein Land in Ordnung zu halten.

Ohne Bürokratie, ohne Staatswissenschaften und ohne ein Heer von „studierten" Beamten geht die Welt ihren geordneten Gang in diesem kleinen Land der Volkssouveränität, in welchem die Staatsmänner ohne besondere Schule sich bilden an der freien Verfassung des Landes.

Auf allen Gebieten leistet dies kleine Land Tüchtiges und Großes: In Wissenschaft, in Kunst, in Industrie, in der Landwirtschaft.

Ueberall sieht man Behagen und Wohlstand, nirgends einen Bettler, der dem Fremden die Hand entgegenstreckt, um seinen Hunger zu stillen.

Ueberall Fleiß und Arbeit und Ordnung und Ruhe und Stille und Anstand.

Und dazu wohnt dieses freie Volk in einem herrlichen Land, das wie keines würdig ist, ein Sitz der Freiheit zu sein, in einem Lande, wo die Freiheit über den Bergen weht und aus den Sturzbächen rauscht, wo die einzigen Majestäten im königlichen Hermelin die Firnen sind, die den Aether des Himmels küssen, wo die erhabensten Triumphlieder die Lawinen donnern und die Bergflüsse singen und wo die Natur ihre ganze Größe, ihre ganze Majestät und ihre volle Freiheit einem freien Volke zeigt.

Bewegten und dankbaren Herzens nehme ich Abschied von solch einem Lande und solch einem Volke, bestärkt in meinem alten Glauben an die Lebensfähigkeit und an die Kraft der Demokratie; beglückt, ein Volk gesehen und gefunden zu haben, das groß ist durch sich selber, groß in seinem Freiheitsgefühl und seinem Abmangel jeglichen Knechtsinnes und jeglicher Knechtseligkeit.

Möge, so lange die Gletscher in der Abendsonne glühen, so lange von den Firnen ewigen Schnees die Bergwasser rauschen, so lange ein Hirte jauchzt auf hoher Alm, so lange der Föhn sein Sturmlied brüllt in Täler und Schluchten — möge so lange die Republik Helvetia der Welt erhalten bleiben als ein leuchtendes Vorbild für Volksfreiheit und Volksregiment!"

München. Josef Hofmiller.

Ludwig Ganghofer

wird am 7. Juli 50 Jahre alt. Wenn wir dieses Tages gedenken, so werden wir dem Verdacht pro domo zu sprechen, nicht entgehen und wollen es auch gar nicht; denn es ist uns ein besonderes Vergnügen, daß wir unsere Mitarbeiter guten Gewissens rühmen können. Der Bonz'sche Verlag läßt zum 7. Juli „Die Jäger" von Ganghofer erscheinen. Die ersten Porträts aus dieser Sammlung haben wir im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift veröffentlicht, die durch ihr Bestreben, die süddeutsche Volkskunde zu pflegen, wohl die erste Veranlassung zur schriftlichen Fixierung der Jäger-Geschichten gewesen ist. In dem Bande findet der Leser eine Reihe prächtiger Gesellen: die Dioskuren von Zipfelbach, die beinah wegen fünfzehn Markl miteinand überzwerch gekommen wären; den fürstlichen Sauwärter Xaver Nagl mit dem schönen Leibspruch „Vor nix muaß ma si ferchten". Da ist der alte Jäger-Uerle, der bei einer Hochzeit sich zu Tod erschreckt, bei einer richtigen Bauernhochzeit, wo sie den Tanzboden im oberen Saal durchgetanzt haben; vierzehn waren blessiert und drei tot. Der Wachtler Flori ist da, der vor dem herrlich gefrorenen Sebensee in dumpfer Ergriffenheit dasteht, und ganz ernsthaft sagt: „Herr Doktor, da därf ma net einitrappen mit die drecketen Schuah!" Einer ist da mit dem Spitznamen Hans Dauerhaft, hinter dem die Wilderer an die zwanzigmal schon nachgeschossen haben: „Net amal schießen könnens, dö Saulumpen, dö miserabligen!" Da ist der k. b. Jagdgehilfe Josef Westler, zweiunddreißig Jahr alt, drei Zentner wiegt er, und ein „Hindernis" hat er, über das er nicht hinüberkommt. Der Christl ist auch da, der sieben Nächt lang mit dem Tod getanzt hat, und hat die lustigste Leich gehabt, seit die Welt steht. Noch manch andrer geht vorbei, gute und schlimme Gesellen, und nicht alleweil liegt nur ein Bock da, wenn wo ein Schuß kracht ... Kurze, knappe Geschichten, schlicht hinerzählt, wie man halt erzählt, wenn die Pfeife nicht zweimal angezündet werden soll. Einfache Schicksale, einfache Lebensläufe, mit dem Tod werden auch keine langen Geschichten gemacht. „So hat er geheißen, das ist ihm passiert, wegen dem und dem." Eine männliche, oft erfrischend harte und herbe Art, zu berichten. Daneben, sparsam angedeutet, tiefe Weichheit des Gemüts, die neben robuster Anfassung des Lebens sehr wohl besteht. Ein langer, langer Zug Jäger: keiner wie der andre, alle von scharfem Auge gesehen, von sicherer Hand gezeichnet. Nicht nur mit der Hand — auch mit dem Herzen.

Ueber Ganghofers neuesten Roman „Der hohe Schein" haben wir im April-Heft berichtet. Unsere Leser wird es freuen, nun den Dichter selbst über seine beiden letzten Werke und auch über sein nächstes reden zu hören. Am 4. Dezember 1904 schrieb er an Vincenz Chiavacci:

„Mein lieber Alter!

„Gestern bin ich von allerlei Fahrten und Wanderungen nach München zurückgekehrt, und da ich Bonz soeben geschrieben habe, Dir ein gebundenes Exemplar vom „Hohen Schein" zu senden, ist meine Feder noch warm von

Deinem Namen, und da will ich flink einen Purzelbaum über meine gewohnte Schreibfaulheit machen und Dir einen Gruß schicken und im Geist Euch alle abbusseln.

„Vom Hohen Schein hoff' ich, daß er Deinen Beifall findet. Nach mancherlei bittren Kämpfen der letzten Jahre hab' ich über diesem Buche meine Arbeitsruhe wiedergefunden — den ungepreßten Klang einer vom Zeitschnupfen erlösten Sängerkehle.

„An der Komposition habe ich nachträglich vieles auszusetzen — aber die Note, die ich anschlagen wollte, hat doch geklungen — wie mir scheint, — ein Lebenslied, das zu Frohsinn und zur Helle hinweist und zu den Göttern, die unser Dasein schön machen.

„Manches in dem Buche wird wohl schroffem Widerspruch begegnen — so mein Zweifel am Wert der spekulativen Wissenschaft. Aber was in mir ist, seit Jahren schon, das hab ich aus mir herausgesagt. Die Wirkung kümmert mich nicht.

„Jetzt hoble ich schon wieder an neuen Brettern. Im Herbst hab ich den 5. Roman aus der Berchtesgadener Serie begonnen. Er heißt „Der Mann im Salz“ und spielt vor Beginn des dreißigjährigen Krieges — nationale Zerrissenheit im Flackerschein der Hexenbrände. Eine Zeit, die künstlerisch schwer zu fassen ist! Weil man immer vor der Gefahr steht, daß die Wahrheit wirken muß wie Irrsinn und Pamphlet. Bei aller Reaktion von heute und aller konservativen Torheit des homo sapiens liegt doch eine weite, für das Verständnis kaum zu überbrückende Kluft zwischen der Gegenwart und jener Zeit, die den Hexenhammer gebar und sich hinüberschlängelte zum Prager Fenstersturz. Das Studium der Quellen ist mir eine Kette grauenvoller Erschütterungen. Am entsetzlichsten wirken immer vier Silben auf mich, die in den Opferlisten der Hexenbrände zu hundertmalen wiederkehren:

‚Ein fremdes Weib‘.

„Mehr wußte man nicht von diesen Verlorenen, als daß sie Weiber waren und fremd! Um dieser beiden Verbrechen willen mußten sie brennen.

„Da kann ich stundenlang sitzen und immer hinstieren auf diese vier Silben, unter einem Wirbel von quälenden Gedanken und huschenden Bildern. Und immer seh' ich in den hilflosen Augen dieser Namenlosen den grausigen Schreck vor der Zeit, der sie angehörten. — Aus dem Zittern dieses Grauens heraus hab ich den Stoff angepackt. Ein erquickliches Buch wird das nicht — aber ich denke ein erschütterndes, ein mahnendes!

„Daneben schreib ich in Erholungsstunden eine Serie von Porträtstudien — „Die Jäger“ — sie alle, die ich seit meiner Kindheit kennen lernte, will ich getreu der Wirklichkeit nachzeichnen, ohne Beigabe, ohne Zuschnitt und Zugeständnis. Nur das objektiv Gesehene will ich schildern, als einen Beitrag zum Verständnis des Volkes und aller absonderlichen Züge seines Lebensgesichtes.

„Du siehst, Arbeit liegt genug vor mir! Und ich habe Freude dran und Ruhe dazu. Obwohl mein sonstiges Leben auch manche Sorge und Unruh kennt.

„Ach, guter Alter, wo sind die schönen, jungen, gesunden Zeiten hin, in denen sich auch ein „Weltkatastropherl“ [1]) als eine Quelle des Humors für

---

[1]) Wir machten uns damals über die kosenden Diminutive der vormärzlichen Lyriker lustig und bildeten scherzweise ähnliche Wörter, darunter das Wort: „Weltkatastropherl“.

Chiavacci.

uns zu entpuppen pflegte! Und aller Schmerz mit einer Hakenschwenkung zu neuer Freude führte!

„Was glaubst Du erst, an was ich gedacht habe, draußen in Hubertus, während der letzten Schneenächte, wenn über die weißen Grate der schöne große Stern aus dem Rätselbau zu mir herunterfunkelte?

„Gottlob, Erinnern ist auch Erleben! Und oft scheint mir, als wär' es noch das bessere.

„Alle Freuden des Lebens doppeln sich in der Rückschau. Und meine fünfzig Jahre waren reich an Sauchzen und Lachen! Das klingt mir noch immer hell in den Ohren —

„Und weißt Du, Alter, ich hab einen dummen, jungen, klugen Traum. Wenn unsere Kinder einmal im Strome des Lebens pritscheln, dann bauen wir uns ein Häuschen! Irgendwo in der grünen Stille! Und ganz weiß muß es sein von außen und innen! Dann wollen wir uns in weißes Leinen kleiden und in weißer Stube mit weißen Seelen beisammen sitzen als lachende Patriarchen! Und mit den Rätseln der Ewigkeit spielen, wie mit Dominosteinen!

„Ob es so kommen wird, weiß ich nicht; aber immer denk ich dran!

„Da klingelt auf meinem Schreibtisch die Weckeruhr!

„Guten Morgen, lieber Junge!

Dein

Ludwig."

Das Buch, dessen Aushängebogen dieser Brief entnommen ist „Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens von Vincenz Chiavacci" erscheint gleichfalls zum 7. Juli im Bonz'schen Verlag und gibt eine Lebensgeschichte, die im höchsten Grad anziehend wirken würde, auch wenn der Held ein beliebiger Unbekannter wäre. Wie der Sohn einer alten Forstmeisterfamilie, erfüllt von zunächst unklarem idealen Streben, nach umfangreichen wissenschaftlichen Studien durch seine Leidenschaft fürs Theater dazu getrieben wird, den berühmten Münchnern vom Gärtnertheater das von ihnen gewünschte Stück zu schreiben, mit einem Schlag ein berühmter Schriftsteller wird, von der Bewunderung für den großen Dichter Anzengruber nach Wien gezogen, mit diesem seinem verehrten Vorbilde selbst in Berührung kommt, in der schrecklichen Nacht des Ringtheater-Brands einen Bund fürs Leben schließt und dann mit der treuen Lebensgefährtin sich ein Leben, wie er es in der Jugend unklar und unbestimmt erträumt hatte, nun wirklich erkämpft, das liest sich wie ein Roman und zwar wie ein guter. Bis zu welcher Meisterschaft aber in der scheinbar so leichten, in Wirklichkeit so schwierigen Kunst, Natur und Menschen zu schildern, er es im Verlauf dieses Lebens gebracht hat, brauchen wir nicht zu sagen; die Geschichte, die wir im vorigen und diesem Heft an erster Stelle gebracht haben, spricht so kräftig wie wir es nur wünschen können pro domo.

Holbein und Böcklin.

Die Münchener Pinakothek besitzt ein Bildnis des Bryan Tuke, des Schatzmeisters von Heinrich VIII. Vor dem kostbar gekleideten Mann liegt ein Zettel mit einem Zitat aus dem Buche Hiob: Numquid non paucitas dierum meorum finietur brevi. Zur Illustration dieser düsteren Worte hat sich neben den ruhig dreinschauenden Mann der blasse Tod mit der Sense gedrängt und deutet mit dem dürren Knochenfinger auf das vor Bryan Tuke stehende Stundenglas.

Das Bild wird auf Grund der Inschrift dem jüngeren Holbein zugeschrieben und diese Zuschreibung mag auch im allgemeinen stimmen, obwohl die Inschrift nicht echt ist.

Das Porträt befindet sich eben schon seit dem 16. Jahrhundert im Besitz der Wittelsbacher und hat dadurch eine viel zu gute Provenienz als daß man gegen die Taufe ohne zwingenden Grund viel Zweifel aussprechen dürfte. Immerhin ist die Arbeit etwas äußerlich und mitunter fast derb.

Nun schreibt Waagen in seinem Werk über die Kunstschätze in England, daß das Bildnis des Bryan Tuke noch ein zweitesmal vorkomme und zwar in Grosvenorhouse, wo die berühmte Sammlung des Herzogs von Westminster aufbewahrt wird. Waagen bemerkt dabei, daß die englische Replik den Mann ohne die Begleitung des Todes zeige. Das gleiche berichtet noch Scharf im Jahre 1868. Spätere Holbeinforscher wie Woltmann haben das Bild in Grosvenorhouse nicht mehr gesehen. Dem Verfasser dieses Aufsatzes aber war als Konservator der Pinakothek der Fall wichtig genug um ihm näher nachzugehen; denn an dem Befund der englischen Replik mochte schließlich das Urteil über das Münchener Exemplar wesentlich aufgeklärt werden, jedoch konnte er das von Waagen und Scharf erwähnte Bild nicht in Grosvenorhouse finden. Der Sekretär der Sammlung war liebenswürdig genug, in einer andern dem Herzog von Westminster gehörigen Galerie recherchieren zu lassen; aber auch diese Bemühung war erfolglos. Während er mir nun die zur Recherche benützte Photographie zurückgab, sah uns der steinalte eisgraue immer noch stattliche Portier von Grosvenorhouse über die Schulter und sagte ganz bestimmt: I know this picture. It must be in this house; but there was not the death's head. Der Mann hat gewiß Waagens und Scharfs Referate nicht gelesen. Er kann also als unbefangener Zeuge gelten und aus der Uebereinstimmung seiner Aussage mit der der erwähnten Kunstforscher geht hervor, daß erstens Waagen wohl recht hatte als er sagte, daß es ein zweites Bildnis des Bryan Tuke gab und daß auf diesem die Darstellung des Todes fehlte. Mehr habe ich über das Bildnis nicht erfahren können; aber trotz dieser Dürftigkeit haben wir doch in Waagens Notiz ein sehr schätzbares Material zur Beurteilung des Münchener Bildes erhalten.

Der Tod hat nicht nur auf der englischen Replik gefehlt, sondern ist auch ursprünglich auf dem Münchener Exemplar nicht gewesen. Man sieht deutlich, daß die für die Untersuchung der Echtheit alter Bilder so wichtige Sprungbildung bei dem eigentlichen Bildnis so fein und zart ist wie bei den altdeutschen Gemälden überhaupt, während sie auf dem ganzen Hintergrund — das Totengerippe mit einbegriffen — nicht nur viel gröber, sondern überhaupt prinzipiell anders ist. Es kann somit kein Zweifel walten, daß der Hintergrund von einer Farbmasse bedeckt ist, die anderer Art ist als die des Porträts selbst.

Man sieht ferner, daß unter der Partie des Skelettes, die über das Kleid des Bryan Tuke übergreift, dieses Kleid noch durchschimmert, daß also das Skelett über das Tuch gemalt ist und endlich sieht man, daß unter dem Stundenglas noch der karrierte Brokatstoff von Bryan Tukes Aermel in voller Deutlichkeit daliegt. Wenn man dann das Bild aus dem Rahmen nimmt, zeigt sich auch, daß der Hintergrund in dem charakteristischen Grünblau gehalten war, das bei Holbein so oft vorkommt. Es handelt sich also hier um eine der in der alten Pinakothek nicht seltenen Uebermalungen und Abänderungen an alten Bildern.

Wenn wir nun die Art prüfen, wie das auf den Aermel gemalte Stundenglas zur übrigen Behandlung paßt, so zeigt sich, daß der zweite Maler aus Mangel an Platz recht ins Gedränge kam. Das Stundenglas ist übel in den

Raum gestellt und befindet sich eben an ungeeigneter Stelle. Die offenkundige Fehlerhaftigkeit dieser Partie macht einen um so schlimmeren Eindruck, als der Urheber der Uebermalung nicht das gleiche gute Gold benützte wie der Meister des Porträts. Die Nuancen des Goldes beim Stundenglas und beim Brokat stehen sehr hart gegeneinander.

Bösartiger als diese Einzelheit wirkt die ungeschlacht lange Sense, die der Tod vom rechten Rand des Bildes über dessen ganze Breite weg nach links gehen läßt. Sie ist so flach und zugleich plump, daß der Autor des knapp geschilderten Porträts, den wir einstweilen Holbein nennen wollen, unmöglich dafür verantwortlich sein kann. Er kann schon deswegen nicht dafür verantwortlich gemacht werden, weil der materiellen Schilderung des Metalls in Form und seinem blinkenden Glanz nicht entfernt die Beachtung geschenkt wurde, die man nicht nur bei Holbein im Allgemeinen, sondern auch im Besonderen bei diesem Bildnis dem sogenannten Beiwerk gewidmet findet.

Trotzdem ist die Trivialität im Arrangement der Sense und die Geringwertigkeit ihrer malerischen Erscheinung nicht das schlimmste an der Darstellung des Todes. Viel peinlicher wirkt der Unterschied zwischen der zwar flauen, aber tonig warmen Behandlung des Todes und dem vornehmen, aber kühlen Emailglanz des Porträts. Heiß und Kalt, Süß und Sauer, sind keine so unversöhnlichen Gegensätze wie die Nuancen der Darstellung des Todes und des Porträts von Bryan Tuke. Hier stehen sich zwei völlig verschiedene Stile gegenüber. Der weiche, malerisch so reich nuancierte vom 17. Jahrhundert und die scharfe Sachlichkeit des frühen 16. Jahrhunderts, dem Holbein angehörte.

Nicht nur malerisch genommen stehen sich aber hier zwei verschiedene Zeitalter gegenüber, sondern auch im kulturhistorischen Sinn läßt sich der gleiche Unterschied erweisen. Die alte Zeit, zu der wir noch Holbein rechnen müssen, kannte keine Anatomie. Wie großartig ist Holbeins Totentanz, wenn wir ihn nur als Kunstwerk betrachten, aber wie ganz verfehlt ist er vom anatomischen Standpunkt aus. Wahrscheinlich wäre er allerdings künstlerisch desto weniger gut, je mehr er anatomisch korrekt wäre. Die alte Zeit ließ den Menschen auch als Gerippe noch leben, handeln, denken und sprechen. So schuf sie jene Gestalten des Todes, für die der Anatom als solcher vielleicht nur Verachtung hat, aber die der übrigen Menschheit die tiefsten Gefühle aufwühlen, so wie das eben Holbein in seinem Totentanz zu tun gewagt hat.

Der Tod auf dem Münchener Bildnis des Bryan Tuke dagegen hat nicht das Sprechende, Ergreifende, Aufregende der alten Todesfiguren. Er ist ein glattes akademisches Skelett, osteologisch ziemlich wacker behandelt, nicht ohne einigen Stolz des Künstlers auf die Kenntnis der Artikulation des Knochenbaus; aber er ist so gähnend langweilig, wie eben ein braves Skelett sein muß. Er ist sogar etwas unangenehm, aber auch das liegt eben in seiner anatomischen Korrektheit.

Von größtem Interesse wäre es nun, zu wissen, ob wenigstens die nicht übermalten Partien von Holbein gemalt sind. Auf diese Frage kann zur Zeit eine beweisfähige Antwort nicht gegeben werden. Die Uebermalung fälscht den Eindruck so sehr, daß man trotz der unleugbar wenig qualitätvollen Art des eigentlichen Porträts das Bild in seiner ursprünglichen Anlage dem Holbein nicht absprechen darf. Das sieht man besonders an dem Ausdruck des Mannes, der jetzt fatalistisch-phlegmatisch erscheint und dessen stumpfes Lächeln man versucht ist, als Gleichgültigkeit gegen den Tod auszulegen. Diese Auslegung ist aber gewiß nur eine Unterschiebung, die durch das nebenanstehende Skelett hervorgerufen wird. Also lassen wir am besten die Frage nach der Eigenhändigkeit der Ausführung durch Holbein auf Seite.

Mit dem Ergebnis dieser Untersuchung vergleiche man nun die Bemerkungen, die Meier-Gräfe in seinem Buch „Der Fall Böcklin" über das besprochene Bild macht. Er stellt es Böcklins Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod gegenüber und kommt zu dem Resultat, daß dieses ein schlechtes, weil uneinheitlich empfundenes Bild sei. Seite 95 schreibt er: Noch empfindlicher vermißt man den lebensfähigen Organismus bei dem Selbstporträt mit dem Tode. Es ist nur noch gerade der Versuch gemacht, den Vorgang in das Malerische zu übertragen, aber eilig, wie man in Kriegszeiten Brücken für die Soldaten baut. Bei jedem neuen Besuch entdeckt man neue Mängel. Es geht bei schlechten Bildern genau entgegengesetzt zu wie bei guten; sie werden immer schlechter. — Seite 113 ff. führt Meier-Gräfe dann den Vergleich zwischen dem Holbeinschen Porträt mit Böcklins Berliner Selbstbildnis weiter: „Der Zufall will, daß der soeben besprochene Vorwurf Böcklins drei und ein halbes Jahrhundert vor ihm einem der größten Maler der Vergangenheit diente, einem Ahnen deutscher Kunst, vor dem wir uns alle in Verehrung beugen: Holbein. Und das Bild ist eines seiner Meisterwerke geworden.

„Auch Holbein malte einst einen Menschen mit einem Totengerippe, ganz ähnlich wie das erwähnte Selbstporträt Böcklins der Nationalgalerie: es ist das bekannte Schatzmeisterbildnis mit Tod und Stundenglas der Münchener Pinakothek. Man weiß nicht, ob Holbein auf den Einfall kam oder der Kunde, ob es ihm angenehm war oder nicht. Er malte das Bild jedenfalls, als ob es so sein müßte. Das Skelett ist bei nahem betrachtet eigentlich viel unheimlicher als das Böcklins, ja es hat einen ungeheuerlich grausigen Ausdruck, während der Moderne das seine mildert. Es grinst mehr als operettenhaft; mit der gewissen oder vielmehr ungewissen Geste toter Knochen, die längst keine Haut mehr gesehen haben. Bei Böcklin geht der physiognomische Ernst des Menschen einigermaßen mit dem Memento mori zusammen. Bei Holbein aber gar nicht. Denn das Gesicht des Schatzmeisters lächelt in breiter, liebenswürdiger Behaglichkeit, als säße daneben ein hübsches Kind vom Hofe Heinrichs VIII. oder als speiste er in beschaulicher Gesellschaft. Das heißt: der Holbein ist im Vorwurf viel krasser noch als Böcklin. Denkt man ihn sich nicht gemalt, sondern dieses breite, behagliche Lächeln und dieses grausige Gerippe in der Wirklichkeit nebeneinander, so erhält man einen Kontrast, den man nicht ohne Entsetzen oder Empörung ertragen könnte. Woher kommt es nun, daß man bei dem sanfteren Böcklin nicht das Unbehagen, von dem ich sprach, unterdrücken kann, während der wilde Holbein zu den Lieblingen des Kunstfreundes gehört. — Weil der Holbein phänomenal gemalt ist und der andere nicht. Man vergleiche die grobe Unsicherheit Böcklins, seine kaum zusammenhängende Materie mit der Art des anderen. So überwältigend ist die Kunst in dem Schatzmeister, daß nichts von dem Bedenklichen bleibt. Der furchtbare Kontrast im Gegenstande geht vor dem Kontraste der Farben unter. Das höhere Wunder geschieht: die Schöpfung der Materie. Unendlich größer als der Mut zwei so heterogene Dinge wie Leben und Tod zu vereinen, ist die Erfindung dieser Harmonie von Olive, Gold und Schwarz; unübertrefflich diese Zusammenstellung der Stoffe im Kostüm, die sicher schon im Leben bewundernswert waren, hier aber eine über alles Brokat und Gold weit hinausgehende Pracht erreichen. Das Reichste von allen aber scheint mir just der Tod. Er steht mit seinem Olive nicht nur in dem herrlichen Kontrast zum Fleischton, der schwarzen Seide u. s. w., nicht nur bildet er in Umriß und Modellierung eine dem Uebrigen überraschend angeschmiegte Arabeske, sondern er entwickelt noch obendrein in sich selbst eine nur dem Hauch vergleichbare Abstufung der Farbe von fahlem Graubraun bis zum starken Olive. Dadurch löst sich das Scheußliche in Schönheit. Es verschwindet nicht, wir sehen es ja

deutlich, deutlicher als bei Böcklin, es verliert nichts von seiner sichtbaren Art. Es geht in eine höhere Existenz über. Hexerei gibt es nicht. So muß also wohl die Malerei der Wundertäter sein."

Meier-Gräfe macht auf Seite 33 seines Buches eine etwas mißgünstige Bemerkung über die „Kenner" der alten Meister. Er wird sich also durch die oben angestellte Prüfung von Holbeins Bildnis kaum sehr betroffen fühlen und wie das in solchen Fällen üblich ist, sagen, daß es ihm gleichgültig sei, wer den Tod gemalt habe, ob Holbein oder ein anderer, wenn die Malerei eben nur gut sei. Darum möchte ich diese Gegenrede hier so weit wie möglich schon im Voraus entkräften.

Ein Kunstwerk wird, je besser es ist, desto mehr Stil haben: nicht nur den persönlichen Stil des Meisters, sondern auch den der Zeit, in der es entstanden ist. Unter allen Umständen bedeutet darum die im Stile einer andern Zeit oder Person ausgeführte Veränderung eine Störung der alten stilistischen Einheit. Ob die Erweiterung gut oder sogar noch besser gearbeitet ist als das Werk ursprünglich war, kommt dann weiter nicht in Betracht. Die schönste Rokokokapelle wird an einem romanischen Dom immer ein störendes Beiwerk bilden, wie man das z. B. an der gewiß fein gebauten Schönbornkapelle sehen kann, die den an sich weniger fein konstruierten alten Würzburger Dom nicht etwa schmückt, sondern entstellt. Unsere preziösen Geschmacksrichter von heute können es kaum ertragen, wenn man ein Gemälde nicht in den Rahmen stellt, der ihm aus stilistischen Gründen gebührt; aber wenn das Gemälde dann in seinem inneren Aufbau so von Grund auf verändert wird, wie das des Bryan Tuke, können sie doch in Entzückung geraten. Weniger Raffinement des Geschmackes, aber mehr Konsequenz und Ursprünglichkeit der Anschauung wäre entschieden besser.

Der besprochene Vergleich zwischen Holbein und Böcklin hat noch ein ganz besonderes Interesse. Meier-Gräfe gehört gewiß zu jenen, die sich zu einer vorurteilslosen Auffassung der alten und neuen Kunst bekennen. Ob ein Bild von Holbein oder von Böcklin gemalt sei, gibt ihnen, wenn man ihren Worten glaubt, nicht den Ausschlag bei der Beurteilung des Wertes. Sie behaupten mit Recht, daß ein vollwertiges modernes Kunstwerk nicht verliere, wenn man es mit einem erstklassigen alten Meisterwerk vergleiche. Aber ich fürchte doch sehr, daß wir es hier nur mit einer allerdings sehr guten Theorie zu tun haben, die in der Praxis nicht befolgt wird. Im gegebenen Fall wenigstens handelt es sich um ein altes Gemälde, das von Haus aus wohl nie sehr gut gewesen ist und das in späterer Zeit sehr unglücklich umgearbeitet wurde. Aber das Gemälde ist ein Porträt und soll von Holbein d. j. stammen. Nun kommt die ewig zu beobachtende Befangenheit und jene Art der Beurteilung, die nicht die vorhandenen Tatsachen klar beobachtet, sondern mit Hilfe von Vernunftsschlüssen — freilich unvernünftig genug — den Wert des Kunstwerkes festzustellen sucht. Der Gedankengang ist hier folgender: Das Bild ist nicht bezweifelt; also echt. Ein echtes Porträt von Holbein d. j. muß immer gut sein. Also ist das vorliegende Bild gut, womöglich sehr gut und muß darum bewundert werden. Daran knüpft sich der weitere Gedankengang: Holbein ist der Urheber des Totentanzes, der glänzendsten Paraphrase über den Tod, die der bildenden Kunst überhaupt gelungen ist. Das Porträt enthält ein Skelett, das jedenfalls auch von Holbein gemalt ist; denn es ist noch nie bezweifelt worden. Das Skelett muß aber erstens gut gemalt und außerdem erschütternd tiefsinnig sein. Indem dann beide Gedankengänge sich verbinden, entsteht das Schlußresultat der verschiedenen logischen Operationen: aus dem entstellten Bildnis des Bryan Tuke, das möglicherweise nicht von Holbein herrührt und niemals sehr bedeutend war, wird ein Meisterwerk ersten Ranges, gegen das jedes andere Porträt, auf dem ein Skelett oder

Totenkopf vorkommt, einen schweren Stand hat. Ist dann gar die These zu beweisen, daß Böcklins Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod ein schlechtes Bild ist, an dem man bei jedem neuen Besuch neue Mängel entdecken wird, dann braucht das Holbeinsche Bild nur resolut gelobt zu werden und der Böcklin ist in Grund und Boden kritisiert.

Meine Absicht ist hier nicht für Böcklin einzutreten; denn für meinen Geschmack hat er zu viel akademisches in der Farbe und arbeitet zu sehr mit einem wenig variablen Apparat der fast stets gleichen Stimmungen und Figuren, als daß das Urteil über ihn nicht noch einmal revidiert werden müßte. Aber vieles von dem, was Meier-Gräfe an Holbein lobenswert findet, das trifft für Böcklin zu, vor allem die Einheitlichkeit der Konzeption, und nichts von dem, was aus dem durch Meier-Gräfe gezogenen Vergleich gegen Böcklin zu folgen schien, läßt sich bei einer genauen Prüfung des Münchener angeblichen Holbein aufrecht halten.

München. Karl Voll.

Von schweizerischer Kunst.

Vielartig wie Natur und Sprache ist die Kunst der Schweiz. Das glückliche Fehlen einer Akademie hat sie vor Uniformität bewahrt. Im Ausland lernen die meisten Kunstjünger; aber die fremde Schule, die Anregungen einer anders gearteten Landschaft, sie haben den Selbständigen noch nie ernstlich geschadet, ihre Eigenart nicht vermischt und verwischt. Arnold Böcklin ist allem Italien zum Trotz kein Romane geworden. Auf die Suche zu gehen nach dem, was das ganze Spezifische des Schweizer Künstlers ausmacht, wäre unsres Erachtens verlorne oder doch überflüssige Mühe. Welsche und deutschschweizerische Kunst gehen in ihrem Wesen recht bedeutsam auseinander. Im ganzen ist das Gesicht der erstgenannten nach Westen, nach Paris gerichtet, und einzelne könnten auch recht wohl als Pariser Maler angesprochen werden, namentlich was ihre ganze Faktur, was ihre künstlerische Handschrift betrifft. Aber auch innerhalb der Deutschschweizer selbst, denen an dieser Stelle naturgemäß allein unser Interesse zu gelten hat, wieviel Differenzpunkte je nach Schulung, Talent, Individualität! Man braucht gegenwärtig nur die Malerkolonien zu vergleichen, die Basel, Bern, Zürich in ihren Mauern oder in ihren Umgebungen beherbergen: es gibt an allen drei Orten mehr oder weniger eng zusammenhängende Gruppen von Kunstbeflissenen, diese sind aber unter sich überaus stark verschieden, in der Art ihrer Naturauffassung und -Wiedergabe, in ihrem figürlichen Stil, in ihrem formalen und koloristischen Wollen. Und neben diesen vielfach noch nicht völlig ausgereiften, aber in ihrer Richtung bereits recht kenntlich markierten Malern (die Bildhauer bedeuten leider nicht allzuviel) Erscheinungen wie Albert Welti, wie Ferdinand Hodler, wie Cuno Amiet, um die drei zu nennen, die in letzter Zeit wohl zu den meistgenannten Schweizer Künstlern auch in deutschen Landen gehören.

Mit seinen Radierungen hat sich Albert Welti, der Zürcher, schon seit einer Reihe von Jahren in Deutschland bekannt gemacht. Seine Bilder sah man an den Ausstellungen in München, in dessen Nähe der Künstler lebt. Welti ist eine köstliche Individualität, voll munterer Fabulierlust, voll sonnigen Humors, voll tiefen Gemüts, aber, wie bestimmt betont sei, in erster Linie ein Künstler, der in lebendigste bildliche Anschauung umzusetzen weiß, was seine reich und launig schaffende Phantasie in seinem Geist aufsteigen läßt. Welti verlangt Kunstfreunde, die schauen und empfinden; sie sollen ihm liebevoll auch auf seine Nebenwege folgen, in seine Arabesken hinein; sie sollen ihm aufmerksam

zuhören, wie und was er im Bilde erzählt. Seine Phantasie hat etwas Volkstümliches, naiv Einfaches bei aller sprudelnden Fülle. Für die herrliche Mondnacht-Radierung, wo das Paar auf dem Prachtbett ruht, er dumpf schlafend, sie sehnsuchtsvoll wachend, und draußen, durch das offene Fenster, ein einsamer Reiter sichtbar wird — zu diesem Blatt könnte man sich ein Gedicht „im Volkston" denken voll Melancholie und Liebesweh̲s. Aber ob all diesem seelischen Gehalt darf man nicht vergessen, daß man ein vollgültiges Kunstwerk vor sich hat, das aus sich allein sein Existenzrecht herleiten kann. Der Geiger auf dem Kirchhof bei Mondschein — die jüngste von Weltis Radierungen, die auf Weihnachten erschien — löst schon durch das Mittel der Licht- und Schattenführung, der Verteilung von Hell und Dunkel jene traumhaft-elegische Stimmung aus, die das ganze Thema in sich verkörpert. So klingt auch das Kolorit auf Weltis Bildern mit seiner klaren, präzisen, saubern Farbigkeit, mit der bei Böcklin gelernten Farbenfreudigkeit, fein und harmonisch mit dem was das Gemälde schildert zusammen. Ich könnte mir eine Radierblatt- oder Bilderfolge Weltis zu Dichtungen Gottfried Kellers, etwa zu dessen wunderherrlichen Legenden, denken, die neben dem Dichterwort sich ganz selbständig behaupten würde, weil sie niemals im Stofflichen stecken bleiben, sondern stets darüber hinaus zu einer bildmäßig künstlerischen und darum ihren eigenen Wert in sich tragenden Fassung gelangen würde. Man darf von Albert Welti noch viel Schönes und Herzerfreuendes und Eigenwüchsiges erwarten. Ein durch und durch origineller Mensch von reichem, lauterem Gemüt und dabei ein Künstler von reifem, abgeklärtem Können, ist er unter den lebenden deutschschweizerischen Malern wohl der vollkommenste alemannische Künstlertypus. Hebel und Keller sind seine Geistesbrüder.

Ein völlig anderer als Welti ist Ferdinand Hodler. Er ist ein Berner, und von urwüchsiger bernischer Kraft steckt ein gut Teil in ihm. Die Gestalten auf seinem prächtigen Schwinger-Umzuge, der im Züricher Künstlergut hängt als eines der vorzüglichsten Stücke der Sammlung, sind so, wie man sich Gotthelfsche Figuren vorstellt. Und sie haben noch eins mit den Bauern gemein, die der Lützelflüher Pfarrherr vor uns hinstellt: die große, feste, einfache Linie, den fast monumental zu nennenden Zug. Gotthelf und Hodler sind erstaunliche Zeichner, Meister der schlagenden, das Wesentliche auf den ersten Anhieb treffenden Linie. Bei Hodler kommt dann noch etwas hinzu. Wie er infolge seines Aufenthalts in Genf das Französische weit sicherer beherrscht als das Deutsche, so läßt sich auch in seiner Kunst etwas entdecken, was man als ein romanisches Element bezeichnen könnte: der Sinn für die große, ausdrucksvolle Gebärde, etwas Statuarisches. Nicht umsonst sind schon wiederholt in Deutschland, wenn von Hodler die Rede war, die Namen Giotto und Michelangelo genannt worden. Es lebt etwas von dieser wuchtigen, einfachen Größe in Hodlers Schaffen. Daher zieht es ihn auch unwiderstehlich zum Fresko hin. Sein Bildstil ist Freskostil; sein ganzes malerisches Verfahren aus dem Geist des Fresko geboren, seine ganze Bildgestaltung immer in erster Linie gedacht und berechnet als Ausschmückung der festen Wand. Daher lauter starke, sprechende Akzente, nichts Ueberflüssiges; Klarheit und Uebersichtlichkeit des Bildfeldes; deshalb möglichste Vereinfachung der Komposition: lieber ein reliefartiges Nebeneinander, als ein gruppiertes Hintereinander; denn der Eindruck des Flächenhaften soll nach Kräften gewahrt bleiben. Hand in Hand damit geht dann die Vereinfachung der Landschaft, die mehr linear andeutet und das Figürliche leise accompagniert, als räumlich plastisch sich entfaltet. In der reinen Landschaftsmalerei, die Hodler gleichfalls mit ausgezeichneter Eigenart pflegt, machen sich diese Prinzipien geltend in der Art, wie immer nur das Wesenhafte, das Charakteristische des Naturbildes gegeben wird, wie in breiten Flächen mit erstaunlicher Einfachheit die Farbe hingesetzt ist, und

dann, wie die ganze Linienführung vereinfacht, nur das Sprechende und Eindrückliche extrahiert wird. So entwickeln diese Landschaften in ihrer klaren Färbung, in ihrer wuchtigen Einfachheit und Konzentration eine Frische und Kraft, die ihresgleichen in der modernen Landschaftsmalerei suchen. Zugleich sind sie wahre Muster echt dekorativer Wirkung.

Hodler liebt selbstverständlich den nackten Körper, an dem er den ganzen Reichtum der Form und Bewegung am einleuchtendsten darlegen kann; und wo er das Gewand gibt, da geht sein Bestreben stets dahin, daß es in seiner vereinfachten Art nur „das tausendfache Echo der Gestalt" wird. Jeder Faltenwurf erhält Leben und Ausdruck. Und zu welcher sprechenden Kraft und Eindringlichkeit gelangt alles, was Körperbewegung heißt! Die Drehung in den Gelenken, die ausgreifende Gebärde, das ruhige Wandeln, das stolze Schreiten, das müde Zusammenknicken — alles wird vollständig deutlich und klar gemacht; und lieber opfert Hodler die Linie der Schönheit, als daß er das Charakteristische im geringsten zu kurz kommen ließe. Das ist wieder ein echt germanischer Zug in ihm.

In der Welt des Symbolischen, man könnte auch wohl sagen der Abstraktion fühlt sich Hodler heimisch. Es herrscht ein Rhythmus in seinen Bildern, dem seine Gestalten, nebeneinandersitzend, hintereinander im Gänsemarsch schreitend, im Halbkreis stehend oder sich lagernd, gehorchen. Ueber der Ausdrucksfähigkeit der Bewegung wird die des Gesichtes nicht vernachlässigt. Es gibt bei Hodler Köpfe von einer psychologischen Tiefe, die solchen Dürers nichts nachgibt. Alles ist mit Form gesättigt, und doch gehen darüber die großen Zusammenhänge, die Einheitlichkeit der Erscheinung nie verloren.

Hodler ist der monumentale Figurenmaler kat' exochén. Wie schade darum, daß ihm bis jetzt erst einmal Gelegenheit zu einer eigentlichen Freskoaufgabe geboten ward: dem Rückzug der Schweizer Krieger nach der Schlacht von Marignano, den Hodler in drei Feldern der einen Schmalseite der Waffenhalle des Schweiz. Landesmuseums in Zürich gemalt hat. Der Karton zu dem Hauptbild, dem eigentlichen Rückzug, hat letztes Jahr in der Berliner Sezession größtes Aufsehen gemacht. Hodler hat das Zeug zum Historienmaler in sich, freilich nicht im Sinne einer antiquarisch-exakten Geschichtsmalerei, wohl aber im echten Sinne einer das Große und Ausschlaggebende einer Aktion fest und mächtig und klar herausarbeitenden Darstellung. Man muß im Basler Museum Hodlers Skizze zur Schlacht bei Näfels sehen, um zu wissen, wie dieser Maler solche mit konventioneller Langweiligkeit oft bis zum Unerträglichen belasteten Szenen künstlerisch zu lösen weiß mit seiner markigen, vereinfachenden, stilvollen Kunst.

Wenn wir Welti und Hodler hier noch **Cuno Amiet** anschließen, so geschieht dies vor allem deshalb, weil Amiet, ein gebürtiger Solothurner, als Kolorist eine ganz besondere Stellung unter den Schweizer Malern einnimmt. Er hat von Hodler unzweifelhaft starke Eindrücke empfangen; in dieser Schule lernte er vor allem das Geheimnis des vereinfachenden Stils zum Zweck starker, eindringlicher Wirkung. Aber zu diesem mehr formalen Einschlag Hodlers brachte Amiet von Anfang an ein ihn kennzeichnendes ausgeprägtes koloristisches Wollen mit. Und dadurch, daß er dieses nun nach der ausgesprochenen dekorativen Seite hin immer mehr ausbaute, fand er seinen eigenen Stil, der von der Farbe aus oder noch genauer von der farbigen dekorativen Flächenwirkung aus Landschaftliches und Figürliches organisiert. Wie die Farben sich gegenseitig steigern, wie ein Ton den andern ruft und bedingt, wie sie sich gegenseitig zu einem schmückenden Gesamteindruck verbinden — das macht das Wesen und den Charakter der Bilder Amiets aus. Ein ungemein kräftig und fein reagierendes Farbenempfinden lebt sich in seinen Arbeiten aus. Die Naturbeobachtung wird dabei nicht etwa ver-

neint, aber sie wird in letzter Instanz immer dieser schmückenden Funktion des Bildes dienstbar gemacht. Die Raumwirkung wird nach Kräften ausgeschaltet, das Flächenhafte soll (nach japanischem Muster) das Entscheidende sein, und wie in dieser Fläche die Farben zusammenstehen, welch ein Eindruck sich aus ihrer Verbindung und Kontrastierung ergibt, das soll den ästhetischen Charakter des Bildes bestimmen. Amiet schreckt bei diesem souverän malerischen (oder farbigen) Verfahren vor Gewalttaten gelegentlich nicht zurück. Um der farbigen Impression willen schlägt er unter Umständen auch dem guten Geschmack ein Schnippchen. Aber es geht von seinen gelungenen Sachen ein so frischer, kräftiger Hauch aus, die dekorative Wirkung ist nicht selten eine so intensive, ja blendende, gelegentlich auch wieder eine so ungemein delikate, daß man wohl versteht, warum Amiet im letzten Jahre gerade in der Wiener Sezession, wo er (zugleich mit Hodler) mit ungefähr dreißig Bildern vertreten war, so vielen Anklang gefunden hat.

Auch Cuno Amiet gehört zu den starken, originalen künstlerischen Potenzen der Schweiz, und darum durfte just hier, wo es sich in erster Linie darum handelte, auf eigentliche representative men unseres Kunstschaffens aufmerksam zu machen, sein Name nicht fehlen.

Zürich. H. Trog.

VI. Tagung der Schweizerischen Tonkünstler in Solothurn, den 1. und 2. Juli 1905.

In Celtis nihil est Salodoro antiquius; unis
Exceptis Treveris, quarum ego dicta soror.

Am Marktturme, dem Wahrzeichen Solothurns, stehen die stolzen Verse des Dichters Glareanus eingemeißelt. In ihren knappen Worten ist eine lange Geschichte niedergelegt; die zweitausendjährige Entwicklung vom Römerkastell zur Hauptstadt des eidgenössischen Kantons. Freilich, vom alten Salodorum ist wenig übrig geblieben, die Alamannen haben auf ihren Verheerungszügen alles welsche Wesen gründlich weggefegt und die Stätten der römischen Kultur dem Erdboden gleichgemacht. Die heutige Stadt geht auf die bald nach der Zerstörung des Kastells erfolgte fränkische Neugründung zurück; die Frankensiedelung, die freie Reichsstadt, die eidgenössische Stadt unter dem französischen Ambassadorenregiment reden in zahlreichen Hinterlassenschaften ihre eindringliche Sprache. Und zu allen Zeiten haben die Solothurner dieser Sprache gern gelauscht; der Stolz über das ehrwürdige Alter des heimeligen Städtchens schwellt ihnen noch heute die Brust. Die Phantasie der Jahrhunderte ist in den Dienst der Heimatliebe getreten, und eine reiche legendäre Ueberlieferung verknüpft die einzelnen Zeitabschnitte zu einem erhebenden Gesamtbilde. Auch Märtyrergeschichten aus frühester Zeit fehlen nicht, die Blutzeugen sind St. Ursus und St. Viktor. Vor der Gefahr eines ausschließlichen Vergangenheitskultus hat die Solothurner allzeit ihr unternehmender vorwärtsdrängender Geist bewahrt. Mit einem seltenen Verständnis für die kulturellen Bedürfnisse unserer Zeit und unter großen materiellen Opfern haben sie so in den letzten Jahrzehnten für Kunst und Wissenschaft Stätten errichtet, die man gewiß nicht in einem Städtchen von zehntausend Seelen suchen würde. Der Saalbau, der den stilvollen Rahmen für die Tonkünstlertagung abgab, enthält für Theater- und Konzertdarbietungen zwei Räume von vornehmer Intimität. Das Museum birgt wertvolle Schweizer-Altertümer, eine einzig dastehende Sammlung von Petrefakten aus dem Jura und eine wertvolle Gemäldegalerie, in der u. a. Holbein d. j., Ribera und van Dyck vertreten

sind. Das Hauptstück der bedeutenden archäologischen Abteilung ist die „Venus von Solothurn", eine 60 cm hohe Marmorfigur im Charakter der Venus von Medici. Das ehrwürdige Zeughaus endlich birgt in seinen Mauern die größte schweizerische Sammlung von Rüstungen und Waffen. Was an alten Baudenkmälern die Stadt ziert, Patrizierhäuser, Brunnen, Bastionen, ist in so unaufdringlich feiner Weise aufgefrischt, daß in meinem gut pfälzischen Herzen wehmütige Erinnerungen an das barbarisch auflackierte Heidelberger Schloß wach wurden.

Soviel von Solothurn, dem traulichen Festorte, der mir in den kurzen Tagen ans Herz gewachsen. Die hier empfangenen Eindrücke waren mir ein so wesentliches Stimmungsmoment für die Beurteilung des Festes, daß sie selbst aus einem kurzgefaßten Berichte nicht wohl auszuschließen waren.

Der Samstag war den Kongreßsitzungen vorbehalten. Matthis Lussy, der bedeutende Musiktheoretiker und feinsinnige Wegleiter auf den schwierigen Gebieten der Rhythmik und des musikalischen Ausdrucks, verbreitete sich in hochinteressanten, wenngleich stark zum Widerspruch reizenden Ausführungen über „l'Anacrouse dans la musique moderne". Die Anregungen, die E. Jaques-Dalcroze in seinem Vortrage „über musikalischen Unterricht" gab, werden voraussichtlich große praktische Bedeutung gewinnen. Die Generalversammlung der Tonkünstler hat den Genfer Meister beauftragt, seine Ideen auszuarbeiten und dem Erziehungsdepartement zu übermitteln. Jaques[1]) geht von völlig neuen Prinzipien aus und konnte in der Tat überraschende Resultate seiner Lehrtätigkeit aufweisen. Zu näherem Eingehen muß leider auf die Broschüre verwiesen werden.

Die Konzerte vom Sonntag brachten ausschließlich Kammermusik. Den größten Eindruck machte Hans Hubers Violinsonate „Appasionnata", die in mustergültiger Wiedergabe durch H. Marteau und W. Rehberg aus Genf geboten wurde. Von den Jüngeren hatte Volkmar Andreae, der im letzten Jahre mit seiner simfonischen Fantasie (Schwermut — Entzückung — Vision) in Frankfurt a. M.[2]) Aufsehen erregte, mit seinem Streichquartett in b dur einen durchschlagenden Erfolg. Wir hatten seinerzeit die Uraufführung des Werkes in Zürich angehört; der damalige treffliche Eindruck wurde nun durch die vollendete Interpretation des Genfer Marteau-Quartettes vertieft. Das Quartett ist eine geistvolle Komposition von großem Klangreiz und außerordentlicher Wärme. Von musikalischen Qualitäten tritt ein feines Gefühl für intime Wirkungen des Rhythmus hervor. Wir sind überzeugt, das impulsiv frische, so einheitlich aufgebaute Werk wird erfolgreich seinen Weg durch Deutschlands Konzertsäle machen. Henri Marteau, der gefeierte Geiger, der Adagio und Fuge aus der Bachschen g moll Sonate für Violine allein mustergültig vortrug, steuerte selbst ein Streichquartett in d dur bei, dem leider bei unverkennbar feinen Einzelzügen und vornehmer Diktion die leitende Idee und damit tiefere Wirkung abgeht. Woldemar Pahnke, Bratschist des Marteau-Quartettes, läuft Gefahr, mit seinem a moll Streichquartett in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen; seine feine, sehr zurückhaltende Art, seine körnig-herbe Harmonik berührt sympathisch, doch reißt das Werk, dessen Themenmaterial fast ausschließlich auf den gleichen Tonfolgen aufgebaut ist, den Hörer nicht eigentlich mit sich. Von E. Jaques-Dalcroze, dessen ingeniöse Anregungen auf dem Kongresse wir leider so kurz abmachen mußten, hörten wir die Serenade für Streichquartett op. 61. Die sechs äußerst feinsinnig und graziös gearbeiteten Tonsätze des liebenswürdigen

---

[1]) Vgl. seine bei Gebr. Hug erschienene Broschüre: Vorschläge zur Reform des musikalischen Schulunterrichtes. Zürich und Leipzig. 1905.

[2]) S. den Bericht Paul Marsops im Augustheft 1904.

Meisters gewannen mit den ersten Tönen die Herzen der Hörer und errangen den gleichen warmen Erfolg wie auf dem Grazer Musikfeste. Die Werke der beiden Suisses Romands Marteau und Jaques brachte das Basler Streichquartett prächtig zur Geltung; Andreaes und Pahnkes Quartette spielte das Marteauquartett mit gewohnter Meisterschaft. Von sonstigen Instrumentalwerken fielen E. Blanchets „Variations sur un thème original“ für Klavier durch wirkungsvollen polyphonen Satz auf, der virtuose Auforderungen stellt. Vokalquartette von F. Karmin und J. Lauber mußten leider ausfallen.

Am Ende des Festes angelangt, stehe ich nicht an, den Gesamteindruck von dem zeitgenössischen schweizerischen Musikschaffen, wie ich ihn in Solothurn empfing, als hervorragend günstig zu bezeichnen. Schon die Tatsache, daß Kammermusikwerke von durchweg vornehmer Gestaltung in solcher Zahl geboten werden konnten, spricht für den künstlerischen Ernst der meist noch in jüngeren Jahren stehenden Komponisten. Unbeschadet der Eigenart der verschiedenen Künstlerpersönlichkeiten weist das schweizerische Musikschaffen unverkennbar bedeutsame einheitliche Züge auf. Für den Geist dieses Schaffens ist die Schilderung des Feststädtchens Solothurn, wie sie zu Anfang gegeben wurde, fast symbolisch. Hier wie dort die alten Traditionen einer urwüchsig bodenständigen Kultur, neu belebt von dem kräftig vorwärts drängenden Geist einer neuen Zeit. Es weht ein frischer Zug in der schweizerischen Kunst, der sie dem besten in den Schwesternationen ebenbürtig zur Seite stellt. Als ich vom sonnenüberfluteten Gipfel des Weißenstein auf die weiße Alpenkette schaute, zu meinen Füßen Solothurn und die Aare, eingerahmt von sattem Wiesengrün, da war mir, als müßte ich rufen: Schweizerland, deine Künstler sind deiner wert!

Zürich-Fluntern. Peter Katz.

Die Pinakothek-Frage.

Seit dem Erscheinen des Artikels „Kunst und Künstler“ im Mai-Heft ist aus der Ankaufskommission der Königlichen Pinakothek ein Mitglied (Künstler) ausgeschieden, infolge dessen deren Umbildung notwendig geworden. Auf Wunsch der Redaktion lege ich meine Ansichten über die zweckmäßige Zusammensetzung einer derartigen Kommission nieder.

Die allgemeine Aufgabe einer Staatssammlung ist, künstlerisch wertvolle, guterhaltene Bilder zu erwerben, deren Autoren gesichert sind durch Signatur oder Provenienz. Die besondere Aufgabe ist, empfindliche Lücken zu füllen.

Erste Voraussetzung für Ankäufe ist der gute Vorschlag. Dieser soll nur vom verantwortlichen Leiter der Sammlung gemacht werden. Er wieder hat bestrebt zu sein, seine Marktverbindungen möglichst auszudehnen, um sich ein reichhaltiges Angebot zu sichern. Die Kommission nun hat zu entscheiden: ist das Bild künstlerisch wertvoll — der begabte Beamte, der Sammler, der Kunstfreund und der Künstler werden solche Entscheidungen treffen können: ist das Bild gut erhalten — der Restaurator und der Künstler treten vor, zugleich auch die Signatur prüfend: ist das Bild das Werk des genannten Autors — der Kunsthistoriker hat hier seine Spezialaufgabe und wird zugleich die Signatur nach dem Autor und die Provenienz prüfen: ist der verlangte Preis endlich richtig — der Sammler, der Händler wird das zu entscheiden haben, bis der Staat an die Erziehung einer Beamtenschaft geht, die auch in solchen Fragen des Marktes bewandert ist.

Eine Kommission also, welche sich aus dem Direktor der Sammlung,

seinem ersten Beamten, Kunsthistorikern, Sammlern, Kunstfreunden, Restauratoren und Händlern zusammensetzt, wird für Erfolge sorgen können, wenn ein erfahrener, künstlerisch empfindender Leiter an der Spitze der Sammlung steht. Die Pinakothek ist durch viele Jahre von Männern mit besten Eigenschaften geführt worden. Wie aber hat der Staat für den Nachwuchs gesorgt? Ist planmäßig auf die Ergänzung und Verbesserung hingearbeitet worden?

Dem Eingeweihten ist bekannt, daß von allem Anfang an dem Kunstwissenschaft treibenden die ungünstigsten Zustände seinen Lebensweg erschweren. Auf der Universität fehlt — trotz der weltberühmten, hervorragenden Sammlungen Bayerns — eine ordentliche Professur für Kunstgeschichte. Infolge dieses Mangels ist die Dotierung des kunsthistorischen Seminars eine so geringe, daß das allernotwendigste Arbeitsmaterial, eine gute Fachbibliothek und eine ausgedehnte Photographiensammlung nicht geschafft werden können. Ohne Material kann der beste Lehrer nicht arbeiten: der Zuzug von geeigneten Lehrkräften ist darum auch nicht der wünschenswerte.

Mangelhaft ausgebildet kommt der Kunsthistoriker zu seiner Antrittsstellung. Jahrelang unbesoldet, bezieht er später einen so geringen Gehalt, daß ihm irgend weitere Ausbildung durch Reisen unmöglich gemacht ist. Für Bildungsreisen seiner Beamten aber, für ihren Besuch des Weltmarktes, der großen Auktionen hat der Staat keinen Pfennig vorgesehen. So kommt es, daß der Beamte im allerbesten Falle seine eigene Galerie kennt, in Fragen aber, die weiteren Blick verlangen, absolut versagt. Mit dieser Brachlegung von jungen begabten Kräften versündigt sich der Staat nicht nur am Einzelnen, sondern nicht minder an sich selbst.

Die Tatsachen sprechen zu laut, um daran zweifeln zu können. Der Staat muß sich darauf beschränken im Lande Angebotenes zu kaufen und kommt für die Erwerbung von wirklich bedeutenden Bildern, welche den Markt von London oder Paris beschäftigen, gar nicht in Frage. Ab und zu erfolgt ein Angebot von auswärts — in Formen, welche andern großen Staatssammlungen gegenüber unmöglich wären und aufs Unangenehmste berühren. Der Pariser Händler N. N. schickt eine große Kollektion englischer Bilder mit unerhörten Preisen nach München, mit keinem andern Zweck als einzelne Stücke durch die Ausstellung dem Staat aufzuschwatzen. Wochenlange Debatten der Ankaufskommission sind nötig, um von Käufen abzusehen. Jeder klardenkende Sammler wäre niemals auf diese Kaufgelegenheit eingegangen. Während um das Bild des Lawrencer gestritten wird, kommt ein gutes englisches Bild nach dem andern auf den Münchner Markt, um ein Viertel des Pariser Preises zu haben — was kümmert es die Kommission? Was gehen sie die Bestände der Münchner Händler an? Vor zwei Wochen ist eines der schönsten Werke des Venetianers Guardi hier verkauft, verschenkt worden — mit keinem Bild ist dieser geistreiche, modernste Venetianer in der Pinakothek vertreten — niemand hat das Bild gesehen.

Den Antiquitäten- und Bilder-Markt beherrschen heute Männer von ungeheurer Kenntnis und sicherstem Geschmack. Sie sind die wahren Lehrer für Museumsbeamte. Die Leitung der Berliner Sammlung hat dies längst erkannt und sich die engste Verbindung mit dem Weltmarkt geschaffen. Die hervorragenden Händler gehen in Berlin ein und aus und die Direktion weiß von allen guten Stücken, die irgendwo auftauchen. Durch Reisen und persönliche Anknüpfungen wird für alle nutzbringenden Verbindungen gesorgt und eine große Erfahrung und Sicherheit zeichnet darum die Berliner Beamten vor allen andern aus.

Würde der gute Wille zu bessern in Bayern einmal vorhanden sein, so

wäre nicht unschwer auch der Berliner Konkurrenz zu begegnen. Auch dort ist ein Mangel zu rügen — die Einseitigkeit. Es gibt für Berlin ein Datum, mit dem die Kunst aufhört. Alles, was reife oder überreife Kunst ist, wird nicht gewürdigt. Der Standpunkt ist falsch, weil er modisch ist. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß eine Staatssammlung ihren heutigen Leiter überdauert. Sie muß darum auch mit Ansprüchen kommender Zeit rechnen, die lächerlichen Zurücksetzungen, wie sie heute die Kunst des Seicento erfährt, nicht anerkennen wird. Eine Staatssammlung hat alles zu sammeln, was künstlerische Qualität besitzt. Das eben macht den Kenner aus, daß er alles Gute zu würdigen versteht und sich nicht den Schönheiten einer disqualifizierten Zeit verschließen kann. Hier läge auch die Chance, für billiges Geld das zu kaufen, was außer Mode ist und die Erwerbung von heutigen Modebildern den späteren Geschlechtern zu überlassen.

Nun wird die Antwort kommen, die immer kommt: Wir haben kein Geld, darum ist nichts zu ändern. Doch nur Kurzsichtigkeit würde sie verständlich machen. Berlin hat für die notwendigsten Bedingungen gesorgt und dann klein angefangen. Aber weil das Beginnen zielbewußt war, hat es Vertrauen gefunden. Man sah das Aufblühen und es regte sich die Opferlust. Größte Summen fließen dem Staate zu, jeder bringt sein Scherflein, sich an der regen Arbeit freuend. Wer aber wird verkehrte Verhältnisse, wie sie in unserem schönen Lande gedeihen noch unterstützen? Wer wird sich schuldig machen an dem kulturellen Schaden, den das Land durch den Stillstand seiner Sammlungen erfährt?

Fiesole. Dr. Ludwig von Buerkel.

Eine neue Jean Paul-Ausgabe.

Den im Maiheft geäußerten Wünschen und Vorschlägen von Dr. Josef Müller kann ich nur lebhaft beistimmen. Und zwar seinen sämtlichen Ausführungen, Wort für Wort. Ich selbst verdanke Müllers glänzend zur Einführung geeignetem Werke „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart“ (München, Lüneburgs Verlag) entscheidende Anregungen. Und um es nur gleich zu sagen: ich halte gerade Dr. Josef Müller, dessen „Jean-Paul-Studien“ und kritische Untersuchungen im Euphorion mir gleichfalls bekannt sind, für den geeigneten Herausgeber einer endlich einmal wirklich zuverlässigen und vollständigen Jean-Paul-Ausgabe. Dr. Müller hat außerordentliche Sachkenntnis und schreibt mit jener leidenschaftlichen Wärme, die seiner tiefen Liebe zur Sache entstammt und die zur Anteilnahme zwingt.

Jean Paul hat unermeßliche Schönheiten. Und er ist auch für den feiner gestimmten Laien durchaus nicht „tot“, wenn sich der Leser nur einmal mutig ein Weilchen durch diesen Urwald hindurchgearbeitet hat. Kürzlich erst hatte ich Gelegenheit, an einem höheren Beamten, der nur als „Leser“ an Jean Paul herantrat, das wachsende Entzücken zu beobachten, mit dem sich mein Freund in den seltsamen Dichter einlas. Er begann mit den „Flegeljahren“, nachdem ihn der „Wuz“ zum Eindringen in größere Werke gereizt hatte; „Schmelzle“ als Zwischenspeise, „Katzenberger“, „Quintus Fixlein“ folgten; Jean Paul ist ihm ein Freund und Lebensverklärer geworden.

Dieser Leser ist allerdings aus fränkisch-thüringischem Geblüt und Gemüt. Aber jedem unbefangenen Herzen und jeder weitsichtigen Phantasie kann Jean Paul an allen Enden Deutschlands Anregungen geben. Ueber seine „Formlosigkeit“ sind wir uns einig; sie hängt mit seinen Vorzügen zusammen. Aber man

muß positiv lesen können: und da wird man Jean Paul, nach seinen künstlerischen und gedanklichen Einzelheiten wie nach seiner Gesamt-Lebensanschauung, ruhig die eigenartigste Schöpfer-Gestalt unserer Literatur nennen dürfen.

Gräfenroda (Thüringen). Fritz Lienhard.

Sozialfinanzielle Rundschau.

Wenn diese Zeilen in Druck gehen, ist das Meisterturnier um Marokko zu Ende gegangen und diejenigen, welche bei einer so schönen Gelegenheit ein Schachbrett mit einem Schlachtfeld durchaus verwechseln wollten, werden nachträglich über sich selbst erstaunt sein. Immerhin ist die betrübende Tatsache zu konstatieren, daß weite und ernste Kreise bei uns, — wenn auch keine kaufmännischen, — in drei schweren Irrtümern entweder befangen sein konnten, oder befangen gemacht werden konnten. Viele, viele Deutsche haben nämlich geglaubt, — daß wegen Marokkos ein Krieg mit Frankreich drohe; — daß die Franzosen schließlich den Mut haben würden, gegen uns zu Felde zu ziehen: zur Seite eine zerschmetterte Landmacht: Rußland, und eine noch keineswegs bereitwillige Seemacht: England; — daß vor allem die Briten von ihrem vitalen Interesse überzeugt seien, die Franzosen in einen Krieg gegen Deutschland zu hetzen, um auf diesem Wege unsere Flotte zerstören zu können. An dieser vollständigen politischen Unmündigkeit, nicht etwa von Analphabeten, sondern hochgebildeter Menschen läßt sich das alte Märchen erst richtig würdigen, wonach die Deutschen mehr als alle andern Völker nüchtern und besonnen zu denken vermöchten, anstatt wie z. B. ihre Nachbarn, eine wahre Ehre darin zu sehen, über jede Verwicklung sogleich in nervöseste Aufregung zu geraten. Leider haben inmitten von diesem Stimmengewirr die Vertreter unserer Handelsinteressen nicht laut genug ihre Meinung geäußert. Sonst würde man schon vernommen haben, daß dasselbe England, welches uns noch immer ein Fünftel unserer gesamten Ausfuhr abnimmt, bei einem Deutsch-französischen Kriege nur ungeheure materielle Nachteile davontragen würde; — daß jenseits des Kanals nicht eine lächerlich geringe Zahl von Chauvinisten, sondern die Kaufleute, Fabrikanten und Arbeiter die Politik machen; — daß diese erfahrenen Praktiker ihren Mißmut über eine neue Konkurrenz keineswegs durch Vernichtung der betreffenden Kriegsflotte auszudrücken pflegen, die ja nach einem Dezennium noch stärker und in ihrer Technik vollkommener wieder hergestellt sein könnte. Diese nicht mehr zu ertötende Sucht, beständig ein englisches Gespenst sehen zu wollen, ist wohl bei Feinden echter politischer Freiheit verständlich, aber nicht bei modernen Staatsbürgern. Und wenn das Auswärtige Amt in London wie u. a. jetzt diplomatische Schachzüge gegen uns vornimmt, so handelt dasselbe in seinem Staatsinteresse genau so berechtigt wie wir, die hoffentlich ebenfalls nicht anders als zu unserem eigensten Nutzen Netze auswerfen und zu angeln verstehen, was maßvollerweise zu erreichen ist. Warum sollte also hier ein eifriger Wettbewerb unter Nationen zu einem blutigen Kampf ausarten? Uebrigens ist von den europäischen Börsen daraufhin nur Paris recht flau gewesen, wo die Baissespekulation von jeher ein besonderes savoir faire in der Uebertreibung und Ausnützung äußerer Verwicklungen besaß. Und dies, wo die Franzosen selbst, im Interesse des Friedens ihren halsstarrigen Delcassé weggeschickt hatten, dessen impertinente Haltung die Berliner Diplomatie noch vor einem Jahre ruhig über sich ergehen ließ. Sogar erste Blätter bei

uns, die damals sofort auf Deutschlands Interessen in Marokko hingewiesen, wurden von offiziöser Seite rasch zum Schweigen bewogen; — damals!

* * *

Bei dem Plane eines Zehnmillionenfonds für Offiziere ist das Hinaustreten des Fürsten Henckel noch immer eher zu begreifen, als das des deutschen Reichsbankpräsidenten. Jener schlesische Magnat plädierte in dieser Sache vor unserer Hochfinanz, die doch hier ganz allein angesprochen wurde, wie vor ihm fernstehenden Leuten, denen vielleicht der Träger eines hohen Titels auch zu einer Art von sachlicher Ueberzeugung zuweilen verhelfen kann. Eine völlig andere Figur macht aber dabei der Chef unseres leitenden Noteninstitutes, der Trustee unserer Währung, der jeden Augenblick an Stelle der Zinspolitik eine Goldpolitik treten lassen kann, der erste Diskonteur Deutschlands, von dessen Beurteilung die wichtigsten Akzepte abhängen. Ein solcher Faktor des Allgemeininteresses, der gegenüber den Geschäftsinteressen unserer Bankkreise beständig als ausgleichende Macht zu wirken hat, durfte niemals denselben Bankkreisen mit einer inhaltsschweren Vereinsbitte nahen. Und die Tatsache, daß die betreffenden Millionäre aus irgend einem höchst persönlichen Grunde mit Nein antworteten, schließt noch keineswegs die Möglichkeit aus, bei einer weniger unbequemen Gelegenheit die Herren tief in den Beutel langen zu sehen. In Preußen sind solche Verhältnisse, in denen man hohen Beamten nichts ablehnen zu können glaubt, noch ziemlich neu!

* * *

Sowohl Japan, als auch Rußland schließen jetzt neue Anleihen ab. Nur daß das erstere im Auslande die gewünschten 30 Millionen Pfund erhalten hat, während das letztere sich mit einer inneren Emission bescheiden muß. Ob die Russen reich und vor allem vertrauensvoll genug sind, ihrer autokratischen, untüchtigen und durchaus korrupten Verwaltung noch mit Hunderten von Millionen entgegenzukommen, wird sich ja bald zeigen. Einstweilen schenkt man dort bekanntlich sogar dem Roten Kreuz nichts mehr, weil die Unredlichkeiten der betreffenden Kassierer sowohl „hoher" als „niederer" Geburt von allen Dächern widerhallen. All das hindert natürlich Mendelssohn in Berlin nicht, vorläufig noch viele russische Papiere aufzunehmen, die an den Markt kommen, freilich immer für Rechnung der Zarenregierung. — Was die Anleihe Japans betrifft, so soll dieselbe auch zur Zurückzahlung der inneren Schulden dienen, sodaß also ein frischer Goldstrom zugleich dem Volke selbst zufließt. Früher meinte man immer, daß die Japaner selbst aus Patriotismus auf eine Verzinsung verzichten würden. Wie uneuropäisch!

* * *

Die Schiffsmeuterei vor Odessa und die hierdurch in jener Hafenstadt hervorgerufenen Zustände hatten natürlich auch viele Getreideversendungen erschwert. Merkwürdig genug sah man in der Nichtversicherung dieser Abschlüsse für den Kriegsfall einen ganz besonderen Mangel, als ob Kämpfe im Innern oder nach außen unter der gleichen Klausel gehen würden. Nur eine Assekuranz, die nach großer Reklame begehrte, würde vielleicht einmal einen durch Unruhen erlittenen Schaden als Kriegsverlust ersetzen, vorausgesetzt, daß sie nicht damit eine weitgehende Präjudizierung zu fürchten hätte. Uebrigens lauten die Handelsberichte aus fast allen Getreidehäfen des Schwarzen Meeres ohnehin recht schlecht. Selbst dort ansässige deutsche Firmen wollen keine Lieferungsverkäufe mehr riskieren, weil sie sich hinsichtlich der Weizen-Deckung höchst unsicher fühlen. Es sind die Bauern,

welche behaupten, der Zar habe ihnen die Felder der Gutsbesitzer geschenkt und die sich zum Teil anschicken, die neue Ernte selbst zu verbrauchen.

* * *

Die viel besprochene Hibernia-Affäre macht nach fast halbjähriger Stille wieder von sich reden. Und zwar heißt es diesmal nicht, daß der Staat nachgeben werde, sondern daß die neugebildete Trustgesellschaft ihre Hibernia-Aktien dem Staat endlich verkaufen wolle. Einerlei, ob der Fiskus hierfür einen hohen Kurs zu bezahlen hätte, — übermäßig hoch wäre schon parlamentarisch unmöglich, — so bedeutete dies immer einen Sieg des Ministers Möller. Denn jenes Konsortium von Banken und Kohlengesellschaften, welches bisher eine so starke Opposition machen konnte, kämpfte nicht um den Kurs, sondern um die Selbständigkeit der betreffenden Großindustrie überhaupt. Und die Regierung mag noch so oft beteuern, daß sie sich mit ihrem Verlangen nach Grubeneigentum an der Ruhr auf die Hibernia beschränken werde, so dürften doch auch hier die Verhältnisse stärker als die Menschen sein. Es wäre vielmehr damit nur der erste Schritt zur wirklichen Verstaatlichung der Ruhrkohle geschehen.

* * *

In einem unserer Artikel, der u. a. auch vom künstlichen Indigo handelte, wurden die Farbenfabriken vorm. Bayer als in der Herstellung dieses Produktes mit obenan stehend genannt. Indessen nimmt das große Elberfelder Unternehmen einstweilen noch Patente und Umgehungspatente auf Sulphursäuren, also auf die Rohstoffe unter Umständen zur Indigofabrikation. Die letztere wird wohl in der Hauptsache bei uns von den Höchster Farbwerken und der Badischen Anilin- und Sodafabrik zu Ludwigshafen betrieben, da z. B. Kalle in Biebrich sich auf die Indigopaste beschränkt.

Frankfurt a. M. — E. v. Halle.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Höhlenbären

Das Ende einer Schülerverbindung.

Von C. Ferdinands in Berlin.

Man konnte von den Höhlenbären eigentlich nicht behaupten, daß sie eine Schülerverbindung bildeten, wenn man wenigstens im Biervertilgen und Skatspielen den Zweck dieser Vereinigungen sieht. Solchen Dingen waren die fünf Höhlenbären durchaus abhold. Es läßt sich schwer ausdrücken, was sie trieben, wenn sie zusammen waren. Alles, was außergewöhnlich und anders war, liebten sie auf ihren abendlichen Streifereien zu erleben; es war ein leidenschaftlicher und freudiger Naturdienst, dem sie sich hingaben; der Geruch des Mooses, des Heidekrauts und der Uferweiden am Rheine machte sie trunken und löste ihre Zungen. Sie lagen in der Dunkelheit auf dem Bergrücken, der nahe bis an die Stadt sich hinzieht, in der Heide, duckten sich, wenn der Förster vorbeikam und stritten untereinander über die Gottesbeweise, den Anfang alles Irdischen, über deutsche Kunst und ähnliche Schwierigkeiten; dies geschah mit Nachdruck halbe Nächte lang. Oder sie ruderten über den Rhein auf die Insel Rommerswerth, zündeten ein Feuer an, rösteten sich Kartoffeln und erwärmten ihre Primanerseelen; kam die Stromwache auf dem puffenden Dampferchen den Fluß heraufgekeucht, um die Frevler zu fangen, fand sie nur die glühende Asche vor und das Nest ausgeflogen. Dann fuhren die Höhlenbären längst übers kullernde Wasser am dunklen Ufer hin nach Hause. Oder sie trugen ein paar Flaschen Südwein an den Dörfern vorüber zu irgend einem Heubarmen, kletterten herauf und ließen sich vom Mond bescheinen. Dann ging der silberne Vereinsbecher, auf dessen Schild die Namen der Mitglieder brüderlich nebeneinander eingegraben waren, blinkend in der Runde, bis die Bauern mit Mistgabeln und Peitschenstielen kamen und alles in eine jubelnde Flucht mit Hallo und Juchei endete.

Ihre Fahrten fanden aber immer ihren Anfang oder ihr Ende in der Höhle, und daher stammte auch der Name, den sie sich gegeben hatten. Damit hatte es folgende Bewandtnis. In den Schlick und Mergelboden des Vorgebirges waren einige Täler eingeschnitten, deren steile Kieswände von spärlichem, überhängendem Gebüsch geschützt waren. In diese Wände

hatten die Brauereien der Stadt hier und da Stollen getrieben, die sich drinnen zu Kellern und Galerien erweiterten. Die meisten dieser Felsenkeller waren noch im Gebrauch, einige aber lagen auch verlassen, besonders die im sogenannten kühlen Tal, auf dessen Sole sich im Frühjahr der Schnee am längsten hält.

Eines Abends hatten nun bei einem ihrer Streifzüge die Fünf das kühle Tal mit den verlassenen Stollen entdeckt und diese einer sorgfältigen Musterung unterzogen. Fast alle endeten blind, das Stützgebälk war heruntergestürzt und verlegte den Weg, abbröckelnde Steine halfen mit, so daß man kaum zehn Schritt weit vordringen konnte. Nur der letzte in der Reihe, der im Tal am weitesten aufs Gebirge zu gelegen war, zeigte sich gut gemauert und schien tief in den Berg zu führen. Die Höhlenbären liefen ins nahe Dorf Neunkirchen herunter, rüsteten sich mit Kerzen und Streichhölzern aus und untersuchten dann den Bau. Etwa dreißig Schritt geradeaus gings vom Eingang, der im dichten Gebüsch, das auch den verfallenen Fahrweg der Brauereien überwucherte, versteckt lag: Balken, Geröll und Dorngestrüpp ließen nur langsam weiterschreiten, dann bog der Keller rechtwinklig um und sandte drei Räume tiefer in den Fels, zwei davon waren zerfallen und unwegsam, der dritte und tiefste erhalten; er war wohl fünfzig Schritt lang, auf beiden Seiten hatte er in Sitzhöhe steinerne Lagerbänke für die Fässer. Unruhig huschten die Lichter der fünf Kerzen über Boden und Wände, die von weißen Salpeterblüten wie Atlas glänzten. Hier und da waren Nischen angebracht und ganz in der Tiefe führten zwei Luftschachte mit mäßiger Steigung nach oben, ein dünnes Wässerchen tropfte von beiden herunter. Der schwere, kalte Dunst, der den Raum erfüllte, roch moderig und herb, wie frisch aufgebrochener Waldboden.

Ganz erfüllt von der Entdeckung dieses unterirdischen Gelasses, setzten sich die fünf auf die Steinlager.

Der Führer Klapps verkündete in einer feierlichen Rede, daß die Vereinigung von jetzt ab hier hausen werde; und Rotvogel, der Hagere mit den allzeit hungrigen Primaneraugen, erfand den Namen Höhlenbären. Es wurde beschlossen, diese Burg mit Lebensmitteln und allem Nötigen zu versehen, sich wöchentlich hier zu versammeln, die Streifzüge von hier aus zu machen und als sichtbares Zeichen der Treue einen silbernen Becher zu kaufen, auf dem die Namen der fünf eingeschrieben seien.

In den nächsten Tagen arbeiteten die Höhlenbären fieberhaft. Wie Füchse schlichen sie sich auf verschiedenen Wegen zur Höhle, sobald die Schule genug Zeit ließ. Alles trugen sie zusammen, Weinflaschen, Benzinlampen, ein paar Bände Goethe, einen Kasten mit Zwieback, Schreibpapier, einen Pfropfenzieher und was sie sonst noch für wichtig hielten. Nicht zu vergessen eine Guitarre, die Witterschlick, den sie gelegentlich wegen seiner platten Lippen das Schnabeltier nannten, meisterhaft zu spielen verstand. Alles wurde in die verschiedenen Nischen verstaut und von den morschen Ziegelsteinen, die am Eingang der Höhle lagen, kleine Mauern davor errichtet, damit nicht ein Eindringling auf den ersten Blick die verborgenen Schätze entdecken könne.

Genug, als der Abend der Einweihung nahte und die Höhlenbären

auf fünf verschiedenen Schleichwegen den Schlupfwinkel im kühlen Tal erreicht hatten, sah es ziemlich wohnlich darin aus. Die ruhigen Benzinflammen beleuchteten die drei Flaschen sechsundsiebziger Rüdesheimer, die Dachs, das fünfte Rad am Wagen der Höhlenbären, unter einem glaubwürdigen Vorwande seinem Vater ausgeführt hatte. Die langen Pfeifen qualmten und man stritt sich über Eichendorff und Tieck. Die seltsame Umgebung und die Kellerkühle drückten auf das Gespräch und endlich wurde es still. Witterschlick stimmte auf der Guitarre den König in Thule an und die Anderen hörten stumm den schwingenden Tönen zu.

Da zog Klapps den neuen Becher aus der Tasche und redete seine Freunde an: „Dies ist der Becher unserer Jugend, den wir heute weihen wollen. Wie unsere Namen auf dem Metall nebeneinander stehen, wollen wir selbst im Leben zusammen stehen. Und der Trunk, den unsere Jugend uns zu trinken gibt, soll immer so treu und gut sein, wie der Wein den ich jetzt einschenke. Und ein gütiges Schicksal soll uns so alt werden lassen, wie den König in Thule, ehe wir diesen Becher unserer Jugend wegwerfen!“

Dann nahm er einen Schluck auf das Wohl der Höhlenbären und jeder Folgende tat es ihm nach.

Wieder griff Witterschlick auf der Guitarre das Lied und gedämpft begleiteten die Stimmen der Höhlenbären die dunkle Weise.

Der silberne Becher ging rundum, der Sechsundsiebziger tat das Seine und bald fachte sich das erloschene Gespräch wieder zu lebendiger Flamme an.

Dachs, das fünfte Rad, der immer ein wenig hausbacken war, äußerte seine Sorge darüber, daß nicht eines Tages all die schönen Sachen, die man hier zusammengetragen und versteckt habe, von irgend einem Fremden weggeschleppt würden.

Die übrigen Höhlenbären sahen sich an, der Einwurf schien berechtigt, man trat in eine umständliche Beratung ein. Der Pfeifenqualm, der keinen rechten Ausweg fand, lagerte in dicken Schwaden über den Verschworenen. Nach langem Hin und Her wurde beschlossen eine ganz dünne Schnur in Meterhöhe quer vor den Eingang zu spannen und durch einen besonderen Knoten zu befestigen. Denn man hielt es für ausgeschlossen, daß Jemand beim ersten Eindringen in die Höhle gleich die verborgenen Schätze in den Nischen entdecken werde. War aber die Schnur zerrissen, so wußten die Höhlenbären, daß Jemand dagewesen und konnten sich danach einrichten. Selbst, wenn der Betreffende die Schnur entdeckt und den Knoten gelöst hätte, würde er ihn doch nicht in derselben Weise wieder zu stande bringen.

Den Einwurf des Dachs, der meinte, daß vielleicht auch durch einen der Luftschachte ein Mensch in die Höhle gelangen könne, wurde nach einer genauen Besichtigung von innen und außen zwar nicht für ganz unmöglich erklärt, doch hielt man es für ausgeschlossen, daß jemand ohne dringendste Not durch diese engen schmutzigen nassen Röhren herunter oder herauftrieche.

Aber auch ein zweites Schutzmittel, das Rotvogel ausgeheckt hatte, wurde mit Jubel begrüßt. Er schlug vor, jeder der Versammelten solle einen Groschen geben, die fünf Geldstücke wolle man fein säuberlich neben einander auf die Steinbank legen, sodaß sie jedem, der sich mit einem Licht im Raume befand in die Augen fallen müßten. War das Geld weg, so

wußte man sicher, daß einer dagewesen. Das war unbestreitbar. Es war ja möglich, daß dieser Betreffende durch den Fund angeregt, nachsuche und auch die anderen Schätze entdecke, aber diese Gefahr schien den Höhlenbären nicht so groß, als die andere, ohne es zu wissen, den Besitz der unterirdischen Burg mit einem Unbekannten zu teilen.

So legten denn die Fünf, ehe sie sich nach Hause begaben, ihre Groschen in Reih und Glied auf die Bank, verschlossen mit einem schwarzen Faden den Eingang und suchten nach einer Nachtwanderung ins Gebirge die Stadt wieder auf.

Von jetzt ab hatten also die Höhlenbären ihre Burg, die so seltsam war, daß sicher kein anderer Schülerverein sich rühmen konnte, etwas ähnliches sein eigen zu nennen. All die Fahrten, von denen eingangs erzählt wurde, nahmen also von der Höhle aus ihren Anfang, und mehr als einmal verschwanden die Fünf auf rätselhafte Weise den verfolgenden Bauern, wenn sie sie auf dem Vorgebirge schon eingekreist glaubten; denn nie und nimmer fiel den stumpfen Verfolgern der Gedanke bei, daß die blassen schmalen Stadtjungen in einem der alten verrufenen Brauereikeller verschwinden könnten, um die ein ordentlicher Bauersjunge einen weiten scheuen Bogen schlug, weil allerhand gefährliches Gesindel zeitweise darin nächtigen sollte. Von diesem letzten Umstande erfuhren nun allerdings die Höhlenbären wiederum nichts oder wenigstens dann erst, als es zu spät war.

Jedenfalls hatten die Fünfe sich feierlich geschworen über die ganze Angelegenheit mit der Kellerburg kein Wort zu verlieren. Wie überhaupt bei den anderen Lateinschülern über das verborgene Treiben der Höhlenbären nur ganz unbestimmte Vorstellungen umgingen. So hielt man die Verbündeten hauptsächlich für höchst gerissene und verschwiegene Schürzenjäger, was aber durchaus nicht der Fall war, wenn man davon absieht, daß Dachs einmal seiner Mutter Dienstmädchen geküßt hatte, deswegen vom Hausknecht geknufft und geohrfeigt wurde und schließlich so dumm war, es zu erzählen. Die übrigen schwärmten in die Sterne hinein, hatten Zwiesprache mit Quellen und windbewegten Aesten, wußten kaum, ob ihre Flamme das Haar aufgesteckt hatte oder einen Zopf trug, und paukten sich, wenn Not an den Mann ging, mit Brummen und Knurren das nötige Griechisch und Französisch ein, von der Mathematik gar nicht zu reden.

Der Erste, der bei den Fahrten jedesmal in der Höhle eintraf, mußte sorgfältig wie ein Polizeibeamter den Zustand der zarten Schnur am Eingang des eigentlichen Kellers und die fünf Groschen auf der Steinbank untersuchen und den vier Nachfolgenden darüber berichten. Und jedesmal fand man sie unberührt, auf die Groschen hatte sich schon eine ganz dünne Salpeterstaubschicht gesenkt und Rotvogel meinte in seiner übergroßen Sicherheit, die Salpeterkruste werde noch so dick werden, daß man gar nicht mehr erkennen könne, was darunter stecke.

So kam langsam der Herbst heran, als eine drohende Geschichtsprüfung die Höhlenbären ebenso wie die anderen Schulgenossen zwang, wochenlang zu Hause zu sitzen und Zahlen auswendig zu lernen. Da mußten fürs erste die Wanderfahrten aufgegeben werden und nur von Zeit zu Zeit streifte ein sehnsüchtiges Wort die Frage, wie jetzt wohl die Höhle im

kühlen Tal aussehen möge, ob die Groschen noch da lägen und die schwarze Schnur noch gespannt sei. Der Vereinsbecher ruhte bei Klapps auf dem untersten Boden eines Reisekorbs. Als dann endlich der gefürchtete Geschichtstag vorüber gegangen, ohne einen der Höhlenbären ernstlich zu Fall zu bringen, beschloß man, trotz der bedenklichen Nähe des Schlußexamens, den Abend zu einer Sitzung in der Kellerburg zu benutzen.

Dachs, dem es bisher noch niemals gelungen war, als Erster sich davon zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei und dies nachher den Genossen zu melden, ging diesmal eine volle Stunde zu früh von Hause weg.

In den Feldern unter dem Vorgebirge begann das Laub der Apfelbäume schon braun zu werden und die Obsternte war in vollem Gange. In weitem Bogen umschritt Dachs das Dorf Neunkirchen, kam auf die waldige Hochebene des Berges, über die große Schneise und stieg in einem ausgetrockneten Wasserlauf ins kühle Tal hinunter.

Er war noch nicht ganz einig mit sich selbst; er wollte den vier anderen irgend einen Streich spielen; sie, die ihn so oft verhöhnt hatten, durch irgend etwas tüchtig erschrecken; er dachte daran, in eine Ecke des Kellers Blätter und Heu zusammenzutragen, als ob da jemand gelegen habe. Er malte sich mit Behagen aus, wie die vier um das Lager herumstehen und die Kellerburg aufzugeben beschließen würden. Dann wollte er die Sache erklären und die Freunde mit ihrer Leichtgläubigkeit gehörig aufziehen.

Unterdessen war er am Eingang des Kellers angekommen. Er schritt, nachdem er der Höhlenbärengewohnheit nach zuerst sich versichert hatte, daß niemand zusehe, auf dem bekannten Wege hinein, tastete sich, im rechten Winkel abbiegend, im Dunkeln weiter, strich erst, als er sich in der Nähe des schwarzen Fadens wußte, das Streichholz an und brachte es an die Kerze in seiner Hand. Das dünne Lichtchen erhellte den Raum nur spärlich; Dachs hatte die Empfindung, als sei die Luft heute schwerer, sie roch nach süßlichem, kaltem Zigarettenrauch. Er suchte, als die Kerze besser anbrannte, mit den Augen in der Finsternis die schwarze Schnur. Er fühlte mit der Hand, da war keine Schnur mehr gespannt, er leuchtete rechts und links an den Mauerpfosten entlang, da hingen die Reste, der Faden war zerrissen.

Oho, dachte Dachs, da ist mir doch wieder einer zuvorgekommen, oder vielleicht Alle, die sitzen hinten im Dunkeln und rollen sich vor Lachen, wenn ich Furcht zeige.

Kaum blitzte dieser Gedanke auf, so richtete er sich hoch und ging mit festen Schritten bis an die Stelle, wo die bewußten fünf Groschen lagen. Er ließ den Schein der Kerze dahin fallen, die runden Flecke, wo die Geldstücke gelegen hatten, waren noch zu sehen, sie selbst fehlten. Statt dessen lag daneben ein blinkendes Fünfzigpfennigstück.

Nun war Dachs vollständig überzeugt, daß im letzten, dunklen Winkel die vier säßen und ihn beobachteten. Er schritt also den ganzen Raum ab; er war leer, ganz am Ende lagen einige Zigarettenstummel auf der Steinbank.

Sonst war alles wie sonst, aus den Luftschachten tropfte das Wasser und die Wände schimmerten von Salpeter. Mit langsamen Schritten suchte

Dachs den Ausgang des Kellers; als er am Fünfzigpfennigstück vorbei kam, sah es ihn wie ein böses Auge an; allmählich befiel ihn die Angst, er drückte sich durch den Eingang, an dem der verhängnisvolle zerrissene Faden hing, er blies das Licht aus und stolperte zum Ausgang.

Er kletterte den Abhang etwas hinab bis zu einer freieren Aussicht und setzte sich auf einen Rasenfleck. Jetzt, wo er draußen war, schloß sich die Furcht mit Eisenketten um ihn.

Er sah wie abwesend auf die weite Ebene mit der Stadt, die sich zu seinen Füßen ausdehnte; Felder, Dörfer, Waldstriche und Wasseradern ineinandergeflochten zu einem bunten samtartigen Gewebe. Er fühlte, daß er allein war; bis nach Neunkirchen herunter wars noch weit, die anderen Dörfer und Vorstädte lagen noch weiter entfernt. Eine größere Straße führte in der Nähe nicht vorbei, er saß ganz allein in der beginnenden Dämmerung im kühlen Tal.

Wenn der unbekannte Eindringling jetzt kam oder gar mehrere. Unausgesetzt suchte er sich einzureden, daß einer der Höhlenbären die Sache mit dem Fünfzigpfennigstück sich geleistet habe, aber ein fremdes Furchtgefühl ließ ihn nicht recht an diese naheliegende Möglichkeit glauben.

Dachs sah fortwährend nach allen Seiten aus, ob kein Höhlenbär sich zeigte. Er hätte jetzt wohlgeborgen in der Mitte der Freunde sitzen mögen. Die hatten wenigstens alle ordentliche Muskeln, gar nicht zu reden von dem Velten, der es mit jedem Ringkämpfer aufnahm. Dachs schob sich mit den schmächtigen Armen hin und her, als es dunkel und dunkler wurde und kein Höhlenbär sich zeigte.

Da kamen sie endlich schlendernd alle vier den verfallenen Brauereiweg herauf gestapft.

Mit einigen hastigen Sätzen war Dachs bei ihnen. „Wo steckt ihr denn so lange, und nun kommt ihr so öffentlich den Weg herauf, daß dann alles verraten ist, kann man sich schon denken“ fuhr er mit gepreßter Stimme die Freunde an, die in eine Zankerei über die Jahresringe an den Eichbäumen vertieft, nur halb auf ihn hörten.

Klapps nickte ihm zu: „n'Abend Dachs, na, wieso eilt es denn so sehr, wir brauchen uns doch auch nicht zu verbergen, hier ist ja kein Mensch im Walde.“

„Das sollst du nicht so behaupten, Klapps,“ antwortete Dachs und erzählte, als nun bei seinen scharf gesprochenen Worten auch die anderen aufmerkten, seine Beobachtungen in der Kellerburg.

Er hielt die vier im Auge, um im richtigen Angenblick, wenn er merkte, daß man ihm eine Falle gelegt habe, sich mit Ehren zurückziehen zu können.

Man lachte ungläubig über seine Mitteilungen, zündete schon im Eingang des Gewölbes die Kerzen an und drängte vorwärts. Als Dachs gestehen mußte, daß er aus Angst die Verbörgnisse in den Nischen nicht untersucht habe, wurde er noch mehr verspottet.

Nachdem der zerrissene Faden, das Geldstück und die Zigarettenstummel genügend betrachtet worden waren, setzten sich die vier grinsend zu einem Gericht über Dachs zusammen auf die Steinbank. Er wurde

einem peinlichen Verhör unterworfen und zugleich versuchte Velten durch eine Art freundlicher Tortur ein Geständnis zu erpressen, er drückte dem mageren Dachs die Schultern zusammen, so daß dieser laut aufschrie, puffte ihn in die Seite und suchte ihm auf die Zehen zu treten: Alles begleitete er mit demselben zufriedenen, gutmütigen Lächeln starker Menschen.

Aber Dachs blieb bei seiner Aussage; da standen die anderen auf und untersuchten die Oertlichkeit aufs Neue.

Rotvogel schlug vor den Boden zu betrachten, im feinen Sande müßten sich Fußspuren finden. Um nicht zu stören, setzten sich die übrigen wieder, wobei Velten seinen lieben Dachs auf das Steinlager preßte, als ob dieser eine Polierplatte sei. Unterdessen kroch Rotvogel, vorsichtig spürend, gebückt im Raume herum und unterzog den Fußboden einer genauen Besichtigung.

Endlich setzte er sich wieder mit würdigem, ernstem Gesicht in den Kreis der Höhlenbären nieder und verkündete: „Jawohl, Dachs hat diesmal recht, es sind noch mindestens zwei fremde Leute hier gewesen, einer mit langen schnabelförmig zugespitzten Schuhen, die anscheinend eine gerippte Gummisohle tragen, ein anderer, vielleicht ein Kind, anscheinend mit Pantoffeln, wie man sie an der See trägt. Beide Abdrücke sind deutlich verschieden von den Abdrücken unserer Schuhe."

Damit ließ er, wie um sich noch einmal zu überzeugen, das Kerzenlicht langsam über die fünf Paar Schuhe gleiten.

Mit lauten Worten fuhr jetzt Dachs los: „Nun ja also, ich habs doch gesagt, was braucht ihr mir das nicht zu glauben, ich . . . ."

„Ruhig, Dachs," fuhr ihm Klapps über den Mund, „schrei nicht so, ist uns ja ganz egal, was du glaubst."

Unterdessen waren alle, leise auf den Zehen, zu den Spuren gegangen, die Rotvogel zeigte, und betrachteten sie stumm. Sie fanden sich an der Stelle, wo die Stummel lagen, führten an die Verbörgnisse in den Nischen und verloren sich dann in den frischen Spuren der Höhlenbären am Eingang des Kellers.

Da konnte Witterschlick nicht mehr an sich halten, sprang vor und sah nach, ob in der Nische seine Guitarre noch liege.

Sie fand sich vor.

Erleichtert nahm er sie herunter und wollte spielen. Aber plötzlich sagte er laut „Donnerwetter" und betrachtete die Saiten. Unverkennbar war eine neue E-Saite aufgezogen, darüber ließ sich gar nicht streiten.

Alle andern Schätze fanden sich richtig vor, als der Inhalt der Nischen untersucht wurde.

„Halten wir fest," sagte Rotvogel, „es sind zwei Menschen mindestens etwa eine Stunde lang hier gewesen, denn sie haben acht Zigaretten geraucht, sie vergreifen sich nicht an unserem Eigentum, benutzen es aber, denn eine neue Saite ist auf die Guitarre aufgespannt. Einer von beiden muß Musik verstehen, woher soll er sonst die E-Saite haben und sie ziemlich richtig stimmen; es ist vielleicht ein verbummelter Künstler, der auf der Kirmes zu Neunkirchen aufgespielt hat und hier nächtigte. Er raucht anständige Zigaretten; er hat einen Begleiter, der noch jung sein muß. Er wird auf

jeder Kirmes die Märe von unserer Burg zum besten geben, über ein paar Wochen kennt die ganze Umgebung unser Verbörgnis, wir können nicht länger hier bleiben."

„Rotvogel hat recht," meinte Klapps, „wir müssen uns eine andere Burg suchen; wir versehen uns morgen mit Säcken, wandern aus und legen die Sachen vorläufig auf Rommerswerth in das Weidenverhau, die Guitarre nimmt Witterschlick heute nach Hause."

„Heute?" fragte Witterschlick, „das ist ganz unmöglich, ich muß meinen Vater am Theater abholen, nach Hause kann ich vorher nicht, der würde Augen machen, wenn ich das Dings bei mir hätte. Ich nehme sie morgen mit."

„Aber morgen wird erst Abschied gefeiert," mischte sich nun Velten ein, „wir wären doch Kamele, wenn wir all die Flaschen schleppen wollten, besser leer machen."

„Wollen jetzt schon anfangen!"

Klapps holte den Jugendbecher aus der Tasche, bald war eine Flasche Tarragona entkorkt und der Becher ging rundum. Jeder mußte sein Glas auf das Wohl des Unbekannten und seines Begleiters trinken.

Witterschlick schlug die Guitarre an, die E-Saite hatte einen messerscharfen, schrillen Klang.

„Armer Teufel hat kein Geld, sich was anständiges zu kaufen, doppelt nett von ihm, daß er sie aufspannt auf ein fremdes Instrument, hat eine angenehme Weltanschauung, der Mensch!"

Er drängte zum Aufbruch.

Man verabredete alles für den folgenden Tag und trennte sich.

Witterschlick ging gleich nach Neunkirchen hinunter, das noch mit den Kränzen und Ehrenpforten von der Kirmes her geschmückt war, eine dunkle, schwere Herbstnacht hing darüber und ließ die Flitter und Bänder der Guirlanden im Laternenlicht grell aufleuchten.

Von der Kaserne her kamen die langgezogenen Töne des Zapfenstreichs.

Eine unfaßbare Traurigkeit bewegte Witterschlick, es war ihm, als seien die großen Ferien jetzt zu Ende, als fange heute eine dumpfe, alltägliche Arbeit an.

Er dachte an die große Prüfung, die bevorstand, an die kommende Studentenzeit, an seine Eltern.

Aus den niedrigen Bauernkneipen an der Straße klang noch das gröhlende Lärmen der Kirmesnachfeier, Gedudel einer Harmonika, Geklirr von hingestoßenen Gläsern.

Witterschlick schritt weiter auf die Stadt zu, schon wuchsen die steilen, angerauchten Häuser der Vorstadt um ihn herum. Er biß die Zähne zusammen. Wäre seine Mutter jetzt in diesem Augenblick bei ihm gewesen, er hätte ihre Hand genommen und ihr gebeichtet.

* * *

Am folgenden Nachmittage trafen sich die Höhlenbären schon in der Nähe der Stadt und gingen zusammen nach ihrer Kellerburg, die sie heute

verlassen wollten. Dachs und Velten hatten zusammengerollte Säcke unter dem Arm. Da ihnen jetzt nichts mehr daran lag, ihren Schlupfwinkel geheim zu halten, so betraten sie ganz offen, im Angesichte des Dorfes Neunkirchen das kühle Tal.

Die Haselnußbüsche am Abhange trugen schon gelbe Zweige, die einen milden Einklang mit dem Herbsthimmel bildeten, der darüber blaute. Unten auf den Feldern von Neunkirchen sah man eine Kette von Jägern, die Hunde davor auf der Suche glichen kleinen braunen Blättern, welche ein unruhiges Lüftchen hin und her übers Stoppelfeld trieb. Auf der Stadt und ihrem Umkreise lag blauer Duft, in der Gegend, wo der Rhein fließt, stieg hier und da eine schwarze, dicke Wolke von einem Schleppdampfer empor. Die Berge in der Runde waren schon bunt gefärbt, nur da, wo Kiefernbestände die Höhen hinauf zogen, lagen noch satte blaugrüne Streifen.

Die Höhlenbären standen stumm vor der Aussicht.

„Hört mal, ich bin doch froh, daß wir aus dem Kellerloch herauskommen," sagte Velten leise, „wir wohnen am Rhein, können täglich auf den Bergen und dem Fluß liegen, und kriechen in ein Mauseloch, wie mans auf dem plattesten Lande auch haben kann."

„Nee, Junge," antwortete Rotvogel fast böse und Klapps nickte dazu heftig, „so was wie unsere Sitzungen hier unten in dem Keller gibts anderswo nicht mehr. In unserem Keller ist auch rheinische Luft. Solchen Keller gibts im Plattland gar nicht! Nur ist es ein Jammer, daß wir weg müssen!"

„Jawohl," mischte sich Dachs ein, „jetzt fängt die ewige Wasserfahrerei wieder an."

„Dachs, Dachs," meinte Velten, „du bist übermütig, sollst froh sein, daß du mitgehen darfst, kannst ja zu Hause bleiben, wenn wir diesen Abend nach Rommerswerth fahren. Wir haben dich ja nicht nötig."

Die übrigen drei, die wußten, wie das alles von Velten gemeint sei, lachten zu diesen Worten und Dachs wußte nichts Besseres zu tun, als seinem Widersacher eine lange rote Zunge herauszustrecken, was dieser wiederum benutzte, um Dachs einmal die Muskeln zu prüfen, wie ers nannte. Dann gabs blaue Flecken.

Unter solchem Getriebe waren die fünf am Eingang des alten Kellers angekommen. Die Sonne stand schon hinterm Berg und die Kiefernstämme oben an der Bergkante schimmerten brandrot.

Die Höhlenbären ließen ihre gewohnte Vorsicht, vor dem Eintritt in das Versteck die gegenüberliegenden Abhänge genau zu beobachten, diesmal gänzlich außer acht. Laut plaudernd brachen sie auf den Vorschlag von Rotvogel Zweige von den Eichenbüschen ab, die über die verfallenen Wege hingen.

„Sehr gut," lachte Witterschlick, „wir bekränzen uns zum Opferfest, ich schlage vor, daß wir der Göttin dieser Höhle den fetten Dachs schlachten. Fett duftet wohl in den Nasen der Götter."

„Schlachte dich selbst," brummte Dachs, „kommt doch voran, wir können ja sonst vor zwölf Uhr nachts nicht auf Rommerswerth sein."

Die Höhlenbären waren übermütig; Eichenlaub an den Hüten,

tummelten sie sich wie kleine Kinder in dem Gewölbe herum, warfen mit den morschen Ziegelsteinen und wetteten schließlich, wer zuerst im Dunkeln die Stelle finde, an der das berühmte Fünfzigpfennigstück liege. Das gab ein Geschrei und Gepolter, recht nach Sinn und Art der Höhlenbären.

Während Dachs vorsichtig hinterher kroch, denn ein Gewühl, bei dem man verletzt werden konnte, war nicht nach seinem Geschmack, balgten sich Velten, Rotvogel und Klapps schon an dem Platze herum, die Hände tasteten, Stiefel kratzten über den Boden, man hörte das Keuchen der Ringenden.

Endlich zündete Witterschlick sein Licht an und rief: „Kerls, ihr schmeißt am Ende unseren Obolus noch auf die Erde und stoßt ihn zwischen die Steine! Halt, halt!"

Die hielten einen Augenblick inne, während auch Dachs sich näher heranbrückte. Nun standen bei dem Scheine des schmächtigen Wachsstreichhölzchens die fünf und suchten, zuerst auf dem Steinlager, dann unten auf dem Boden.

„Seht ihr, nun habt ihr's in irgend eine Ritze gekehrt mit euern Flossen, nun haben wir keinen Obolus mehr," sagte Witterschlick.

„Entschuldigen die Herren, ich dachte, die Jugend von Neunkirchen käme, da habe ich das Stück weggenommen, damit es nicht in fremde Hände falle, hier ist es!"

Die fünf Köpfe der Höhlenbären fuhren herum und suchten nach dem Sprecher, dessen klingende Stimme vom letzten Winkel des Kellers her tönte.

Zugleich aber nahte sich eine Gestalt, nun konnte man den Umriß erkennen, nun schon die Gesichtszüge. Stumm blickten die Höhlenbären auf den Fremden; eine kleine Mütze, wie sie Bereiter tragen, deckte einen viereckigen Schädel, dem verkniffenen Gesicht gab der vorstehende Unterkiefer und eine rote Narbe, welche die Unterlippe ein wenig trennte, etwas Raubtierhaftes. Der breite wulstige Hals war bloß, nur lose mit einem dünnen bunten Tuche umwickelt. Der untersetzte breitschultrige Körper steckte in einem höchst modischen und eleganten Gummiüberzieher, der zu den fleckigen, großgestreiften Manchesterhosen einen auffallenden Gegensatz bildete.

Mit einer vollendet weltmännischen Bewegung trat der Eindringling ganz in den düsteren Lichtkreis, das Fünfzigpfennigstück zwischen zwei Fingern.

Er reichte es herum.

„Aber bitte meine Herren, nehmen Sie doch, ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß es Ihnen gehört!"

Die Höhlenbären standen wie dumme Jungen da, zuerst fand sich keiner, der nach dem Gelde griff. Dachs rückte im Hintergrund vorsichtig einen Schritt näher zum Ausgang hin.

Endlich streckte Rotvogel die Hand hin und nahm das Stück an sich.

„Ich danke sehr!"

„Aber bitte, keine Ursache."

Die Höhlenbären kamen noch immer nicht aus ihrem Erstarren heraus.

„Donnerwetter, Witterschlick, du verbrennst dir ja die Finger!" rief da plötzlich Klapps.

Wirklich war das Wachsstreichholz fast ganz herunter gebrannt.

Statt vorher ein neues anzuzünden, warf Witterschlick den Rest zu Boden, die Höhlenbären befanden sich mit dem Fremden im Dunkeln, dem Dachs fuhr eine dreifache Gänsehaut über den Rücken.

Klapps, Witterschlick und Rotvogel hatten zu gleicher Zeit wieder Licht, während Velten auf der Bank saß und, die Arme über der Brust gekreuzt, den Unbekannten betrachtete.

„Aber bitte meine Herren, nun lassen Sie sich doch nicht stören, nehmen Sie doch Platz, zünden Sie doch Ihre Lampen an, tun Sie ganz so, als ob Sie zu Hause wären."

Velten erhob sich, als wollte er dem Sprecher eine scharfe Antwort geben.

Rotvogel stand neben ihm und flüsterte ihm zu: „Sei still, laß den Menschen, sieh doch, der hat ja die Schuhe mit den Sohlen an, das wird ja ein Hauptspaß!"

Dann wandte er sich an den Mann im Gummimantel und sagte lachend: „Nein, Herr, wir haben uns ja niemals stören lassen, weshalb heute, wir haben noch ein paar Flaschen Tarragona da, darf ich Sie einladen, in unserer Höhle unser Gast zu sein, wir feiern Abschied heute."

„Mit Vergnügen."

Die Unbeholfenheit, die sich über die Höhlenbären gelegt hatte, wich, eine krause Geschäftigkeit begann, man legte die Säcke hin, die Benzinlampen wurden geholt, während Klapps zu dem Fremden gewendet meinte: „Na, Sie wissen ja so genau, daß wir Lampen hier haben, na, na!"

„Aber gewiß, ich habe vorgestern und gestern alles angesehen, aber selbstverständlich, Sie haben mir das hoffentlich doch nicht übel genommen, daß ich mir die fünf Groschen einwechselte, ich hatte gerade kleines Geld nötig."

Unterdessen begann es hell im Keller zu werden.

Als zwei Lampen angezündet waren, rief plötzlich Velten: „Laß ich mich hängen, da sitzt ja noch jemand!"

Der Unbekannte, der sich unterdessen eine Zigarette angezündet hatte, drehte sich mit einer geziert liebenswürdigen Bewegung, als spiele er im Zirkus, zu der im äußersten Dunkel bei den Luftschachten sitzenden Gestalt und rief: „Susu, du bist erkannt, komm her, Schwesterchen, setz dich ans Feuer zu uns hin!"

Susu, wie es schien in einen unförmigen Schafspelz eingewickelt, brummte etwas, schüttelte sich mal, kam aber nicht.

Ihr Gesicht konnte man nicht erkennen, aber Rotvogel, der mit Klapps an einer Nische stand, um die Flaschen herunter zu holen, raunte diesem zu: „Susu scheint eine üble Schwiegermama zu sein. Sieht aus wie von Lappland!"

Der Fremde ging nun Susu selbst holen und zog sie hinter sich her bis nahe an das Licht.

„Susu, die Herren nehmen dir dein Kleid nicht übel, wir sind eben fahrende Leute."

Die Höhlenbären standen um das Paar herum, Rotvogel entdeckte, daß im Pelzkragen ein rundes Mädchengesicht verborgen sei. „Es ist doch keine Schwiegermama," zischte Klapps ihm ins Ohr.

„Aber Fräulein, warum sträuben Sie sich denn so," sagte plötzlich Dachs aus dem Hintertreffen.

Das kam so unbeholfen selbstbewußt heraus, daß alle in ein lautes Gelächter ausbrachen und Velten die Gelegenheit wahrnahm, um den Dachs schnell einmal in die Kniekehle zu stoßen, sodaß er wie ein Taschenmesser zusammenklappte.

Fräulein Susu lächelte dazu und schien sich heimischer zu fühlen, denn sie warf den Pelz weg.

„Da laß ich mich hängen," murmelte Velten vor sich hin, während die andern nur lauter und schneller atmeten.

Ein dünner Atlasrock und ein niedriges Mieder von blassem, wie ausgewaschenem Blau umschloß eng anschließend die schmiegsame, kräftige Gestalt. Ein elfenbeinfarbenes Seidenhemd legte sich lose um Susus Hals und fiel mit weiten Aermeln bis auf die kurzen, breiten Hände. Offenes braunes Haar krauste sich um Stirn und Nacken. Ehe Susu sich setzte, ordnete sie ihre Locken, die Aermel fielen zurück und die matt gebräunten Arme schimmerten.

Sie blickte mit halbgesenkten Augenlidern im Kreise; Susu wußte, daß sie schön war.

Der Unbekannte hatte die Hände in die Seite gestemmt und sah dem Schauspiel zu, wie ein Maler, der lächelnd die Wirkung seines Bildes auf einen Kunstfreund beobachtet.

Klapps und Rotvogel hatten noch je zwei Flaschen in den Händen und auch die anderen saßen und standen so da, wie sie gerade die unerwartete Erscheinung betroffen hatte, alle starrten das Mädchen an, keiner dachte daran, etwas zu sagen.

Dem Eindringling schien gar nichts daran zu liegen, diese stille Anschauung zu unterbrechen, er begann zu erzählen, seine Schwester und er seien Mitglieder einer Zirkusgesellschaft, die in Neunkirchen während der Kirmes aufgetreten sei, das Geld sei knapp, deswegen hätten sie in dem Keller übernachtet, morgen gehe es nach Holland herunter, er freue sich aber wirklich, diesen Abend in so anregender Weise mit den Herren Studenten verleben zu können, es sei ein königlicher Gedanke, in diesem Keller hier Kneipe abzuhalten, das sei doch etwas ganz anderes, als in der Stadt die verqualmten Lokale.

Susu betrachtete ihre grauen Sämischlederschuhe, legte den Kopf ein wenig auf die Seite und wendete sich an Rotvogel: „Sie machen ja den Wein ganz warm in Ihren Händen!"

Der wurde rot wie ein gescholtener Schuljunge und setzte scheu seine beiden Flaschen neben sich; Klapps tat es ihm nach.

Witterschlick, dem die ganze drückende Lage auf den Fingernägeln brannte, sprang auf, nahm seine Guitarre und schlug an.

Da fiel ihm die neue E-Saite wieder ins Auge.

„Haben Sie hier die Saite hingespannt, Herr?" fragte er den Unbekannten.

Der machte eine große Geste nach Susu hin.

Witterschlick sprang auf: „Sie, Fräulein?"

„Ja, die alte Saite war gesprungen, ich hatte von meiner Violine her gerade noch eine."

„Ach danke, danke," sagte Witterschlick hastig, „aber sagen Sie, haben Sie die Violine hier?"

„Alles versetzt, Herr," fiel der Fremde ein, „alles versetzt, unsereins muß sich so durchschlagen."

„Können Sie spielen, Fräulein, ach bitte, spielen Sie doch," sagte Witterschlick und ging einige Schritte auf das Mädchen zu.

„Nein, gar nicht, ich kann nur ein bischen Violine spielen, aber du!"

Damit nahm Susu dem betroffenen Witterschlick die Guitarre ab und legte sie ihrem Bruder auf die Hände.

„Sie sind doch nicht böse, daß ich vorgestern etwas gespielt, Herr," wandte der sich an Witterschlick.

„Nein, gar nicht," antwortete dieser, ohne Susu aus den Augen zu lassen.

Das Mädchen schien sich in der Wärme all dieser Blicke wohl zu fühlen, sie dehnte und schmiegte sich wie ein junges Kätzchen in der Sonne und meinte leichthin: „Na, nun machen Sie mal die Flaschen auf, wir haben doch Durst!"

Während der Unbekannte ein wenig an den Saiten herumstimmte und dann Akkorde griff, entkorkten nun die Höhlenbären ihren Weinvorrat.

Klapps zog den silbernen Becher aus der Tasche und goß ihn voll, er merkte, wie er zitterte dabei. Dann trug er ihn zu Susu herüber und bot ihr den Jugendbecher zum Trunk an.

Die nippte zuerst nur ein wenig, leckte sich die Lippen, prüfte und trank dann ganz aus.

„Das laß ich mir gefallen," lachte Velten.

„Ich laß es mir auch gefallen," sagte Susu, „die Sorte mag ich."

Nun ging der Becher schnell herum, der Unbekannte trank, dann die Höhlenbären, bei der folgenden Runde verzichtete Susu. Bald waren vier Flaschen leer und laute Lustigkeit wurde wach. Der Eindringling legte den Ueberzieher ab und saß in einem Wollenwams da, das die muskulösen Arme frei ließ. Witterschlick und er wechselten sich mit der Guitarre ab, während die übrigen sangen.

Susus schneidende, helle Stimme zitterte über denen der anderen; sie bog den Kopf zurück und schüttelte ihr Haar. Witterschlicks Volkslieder ließen sie ruhig, aber zu der Hetzjagd von Tönen, die ihr Bruder aus den Saiten schlug, bewegte sie mit leidenschaftlichem Atmen die Füße und trommelte mit den Händen auf die Steinbank.

Noch einmal wurde der Becher von jedem geleert, da begann der Fremde ein altes Kölner Schelmenlied zu spielen, wie ausgelassene Böckchen stießen die Töne im Gewölbe gegeneinander. Während er mit den Füßen und dem ganzen Körper den Tackt hinhackte, wiederholte er immer wieder den Kehrreim:

Juckel nit esu,
Wackel nit esu,
Sonst fällt et Hüschen in!

Juckel nit esu,
Wackel nit esu,
Sonst fällt et in!
Fällt auch et Hüschen in,
Muß doch gejuckelt, juckelt sin,
Gev mer ne Butz, Marie,
Schenk noch ens in!

Schon während dieses Liedes, dessen Kehrreim die Höhlenbären mitbrüllten, war Susu aufgestanden und hatte ihren Begleiter angesehen, als ob sie das Ende nicht erwarten könne. Nun bat sie ihn: „Du, spiel mal Spanisch!"

Und sogleich rasselten die knatternden Tonfolgen eines spanischen Tanzes unter den behenden Fingern des Unbekannten hervor.

Susu lief zwischen den beiden Steinbänken ein wenig nach rechts und links, um sich Platz zu schaffen, wobei sie Dachs, der mit offenem Munde ganz vorn stand, einen guten Schritt zurückdrängte. Dann begann sie zu tanzen, ihre Brust hob sich und bebte, sie tanzte nicht schnell, ihre Bewegungen waren ganz so, wie sie auch sonst sich gab und doch war ein geheimer Einklang mit der atemlosen Musik. Sie schmiegte den Kopf an ihren nackten Arm und küßte ihn inbrünstig mit geschlossenen Augen, sie hob sich dabei auf die Zehen und bog sich in Leidenschaft. Sie drückte die Hände an die Brust, und beugte sich nieder, dazu flüsterte sie mit kaum geöffneten Lippen: Susu, Susu! Sie hielt die Finger ans Ohr und lauschte und rief wieder leise Susu. Sie rieb sich übers Auge, als sei sie eingeschlafen und wecke sie einer. Der mattblaue Atlasrock legte sich um ihr rundes Knie und raschelte, wenn eine neue Bewegung ihn mitzog.

Die Höhlenbären waren ergriffen. Velten saß da mit zusammengekniffenen Augenbrauen, Rotvogel, an Klapps gelehnt, biß die Zähne aufeinander, um Witterschlicks Mund grub sich ein trauriger Zug ein, er war erschöpft von der betäubenden Anmut dieses Tanzes.

Allmählich schwamm die aufstachelnde Weise, die der Unbekannte spielte, in ein schweres klagendes Moll hinüber, das dann leiser und leiser wurde.

Susu hatte die Augen fast ganz geschlossen, die erhobenen Hände lagen in ihrem Haar an den Schläfen, sie wiegte sich kaum mehr, sie schien nur manchmal aufzubeben, von einem wüsten Traum befangen. Und so hielt sie noch eine Weile, als ihr Begleiter schon geendet hatte, sich den Ueberzieher anzog, aus dem silbernen Becher, der neben ihm stand, einen langen Zug tat und ihn, ohne daß die Höhlenbären darauf achteten, in seiner Tasche verschwinden ließ.

Da dröhnte plötzlich ein dumpfes Getöse aus dem äußersten Winkel des Kellers, ein paar Steine kullerten aus einem der Luftschachte herunter, der Fremde sprang nach der Ecke zu, Susu lief mit angstvoll aufgerissenen Augen hinter ihn.

Die Höhlenbären stellten sich zusammen.

Da kamen aus dem Schacht ein paar krabbelnder Beine zum Vorschein, wie ein Klotz fiel ein Mensch herunter.

Klapps trug Licht näher hinan.

Es war ein mißgestalteter Zwerg mit roten Augenlidern.

Er stotterte; der Unbekannte schüttelte ihn derb an den Schultern, endlich machte sich der Krüppel verständlich: „Der Putz ist da, Gendarmen rechts und links, macht euch fort, der Kreis ist bald geschlossen!"

Ohne ein Wort zu verlieren, nahm der Fremde Susu auf, schob sie in den Schacht, ließ den Zwerg nachklettern und folgte dann selbst. Vorher rief er noch gedämpft den Höhlenbären zu: „Schnell, meine Herren, die Gendarmen! Sie werden alle bestraft!"

Ohne weiteres kroch Velten hinter ihm her, Witterschlick folgte ihm, Rotvogel und Klapps versuchten den andern Schacht. Steine fielen auf die Kletternden nieder, einer schlug tönend an die Guitarre, die Witterschlick sich umgehängt hatte. Ehe sie dachten, waren die vier oben, Rotvogel und Klapps so früh, daß sie zu dem anderen Schacht laufen und Susu beim Aussteigen helfen konnten. Rotvogel, der Susus runde Brust an der seinen gefühlt hatte, hätte sie am liebsten ergriffen und stundenlang durch den Wald getragen.

Unterdessen waren in aller Stille der Zwerg, der Unbekannte und Velten oben herausgestiegen, da stolperte Witterschlick, der zuletzt kam, und fiel mit der Guitarre auf einen Baumstumpf, das gab einen dumpfen, metallenen Ton.

Sogleich wurden unten in der Talsohle und am Berghang Stimmen lebendig, man hörte Schritte, unterdrücktes Befehlerufen, das Tal und der Hang schien besetzt, die Höhe noch frei, man stob nach allen Seiten auseinander der Höhe zu.

* *
*

Während dem war Dachs noch immer in der Höhle. Er hatte mehrmals versucht, den anderen zu folgen, doch war er in die Röhre überhaupt gar nicht hineingekommen, die Arme trugen ihn nicht so hoch. Er machte noch mehrmals einen Anlauf, es gelang nicht.

Nun setzte er sich wieder bei den drei Benzinlampen hin und starrte nach dem Eingang; er erwartete jeden Augenblick die Gendarmen eintreten zu sehen. In dem Rahmen der Mauer lag wie ein schwarzes Loch der vordere Keller, Funken schienen ihm da zu tanzen und blaue Ringe zu kreisen. Er dachte daran, daß sein Vater Amtsgerichtsrat sei, an seine Mutter, an die Schule. Nun fällt ihm der Becher ein, auf dem mit den andern sein Name steht, er sucht hastig danach und überzeugt sich, daß er nicht mehr da ist. Dann löscht er plötzlich alle Lichter aus, er tastet sich durch bis an den Quergang und von da bis in den ersten Stollen, der ins Freie führt.

Er hörte draußen leise reden, er steht mit herzklopfender Angst zwischen den Trümmern.

Da rief von oben irgend woher eine Stimme: „Sie, Gerharz, die

Kerls sind den Berg herauf, wer weiß wie, ausgerissen, kommen Sie noch mit herauf. Sie, Bender, bewachen den Eingang, stehen im Anschlag, kommt einer, Hände hoch, sonst schießen Sie!"

„Jawohl, Herr Leutnant!"

Dachs hörte den Schritt des Davoneilenden und wußte, daß dem Eingang gegenüber der Mann mit dem Gewehr in Anschlag stand. Er dachte, hätte ich eine Flinte, könnte ich den Mann wegschießen; er schüttelte sich, wurde diese Vorstellung aber nicht los.

Minuten vergingen, die länger als Stunden waren. Das Eingangstor erschien immer heller, es war, als ob draußen Morgendämmerung sei, die Büsche gegenüber bewegten sich im Wind.

Da rief wieder die Stimme: „Bender, es scheint, daß der Narbengustav hier oben dabei war, Nickenich hat ihn deutlich erkannt, das Mädel ist sicher dabei, die blaue Fahne habe ich selbst gesehen. Gehen Sie mal in den Keller herein und sehen Sie nach; ist noch was da, so schießen sie, dann komme ich."

„Jawohl, Herr Leutnant!"

Dachs fühlte, wie sein Herz still stand. Langsam kam der Polizist heran und ging gerade auf ihn zu. Aber nachdem er sechs Schritt ins Dunkel gemacht hatte, blieb er stehen und sah nach dem Gewehr, der Hebel knackte.

Dachs überlegte, ob er auf den Mann zugehen und ihm die Sache erzählen solle, aber er unterließ es, weil er fürchtete, daß der Polizist blindlings auf ihn schieße.

Der wirtschaftete unterdessen zwischen den Steinen herum, plötzlich aber wandte er sich wieder um und ging hinaus.

„Herr Leutnant!"

„Bender!"

„Der Keller ist leer, Herr Leutnant, sind alle ausgerückt!"

„Dann kommen Sie, Bender, oben sind wir nötiger. Es ist ein ordentliches Treiben diese Nacht!"

Dann fallen, während die Schritte der Polizisten sich den Berg hinauf verlieren, zwei Schüsse, kurz nacheinander. Das Blut schießt dem Dachs in den Kopf, er stellt sich vor, daß einer der Höhlenbären blutend im Graben liege. Das Weinen ist ihm nahe, die Angst krampft ihn zusammen. Er drückt sich vorsichtig bis an den Eingang, er wartet lange, lange Zeit, ehe er heraustritt. Dann springt er mit scheuen Sätzen die alte Straße herunter, auf dem Felde vor Neunkirchen fühlt er sich schon ruhiger, auf der großen Heerstraße angekommen, sitzt er auf einem Kilometerstein und wird fast ohnmächtig.

Dann aber kehrte er dem dunkeln Berg den Rücken und ging nach Hause, als wenn er aus der Turnstunde käme. Wie gewöhnlich schloß er die Türe auf, stieg das dunkle Treppenhaus hinauf bis auf sein Zimmer.

Er legte sich zu Bett und grübelte darüber, weshalb wohl die ganze Hetzjagd von der Polizei angestellt worden sei. Je mehr er nachdachte, desto weniger geheuer erschien ihm die Sache mit dem Fremden. Er fand auch schließlich Schlaf, aber immer wieder fuhr er zitternd auf, immer

wieder weckte ihn derselbe gräßliche Traum, er hörte die scharfen Schüsse, sah den langen Velten blutüberströmt auf einem Waldweg liegen, den Jugendbecher in der Hand.

* *
*

Die anderen hatten sich, als sie den Abhang des kühlen Tales hinaufkletterten, zuerst noch ziemlich zusammengehalten, als ihnen aber fast auf der Höhe eine barsche Stimme entgegenschrie, stoben sie nach zwei Richtungen auseinander. Witterschlick und Rotvogel hatten Susu in ihrer Mitte und halfen ihr, wo es ging.

Klapps, Velten und der Unbekannte waren nach der andern Seite durchs Gebüsch gebrochen.

Witterschlick und Rotvogel hielten einen Augenblick und horchten. Von rechts, links und oben tönte das Rufen der Verfolger.

Witterschlick mit seiner Guitarre drängte nach oben weiter.

Rotvogel blieb zurück und flüsterte dem Mädchen zu: „Wir wollen herunter, unten im Tal ist es jetzt still!"

Vorsichtig stiegen die beiden zwischen den dicken Knüppelbuchenknorren herunter. In der näheren Umgebung schien es ganz ruhig, der Lärm von oben kam gedämpfter, als wenn er schon hinter der Bergkante herkomme.

Rotvogel zitterte vor Erregung. Er fühlte den gespannten Arm des Mädchens, wenn er ihr beim Klettern half. Solange wie es steil abwärts ging, stützte sie sich ganz auf ihn, als aber unten der Eichenhochwald anfing und die Böschung sich mehr und mehr abflachte, merkte er, wie sie vorsichtig ihren Arm aus dem seinen löste.

Er wollte ihre Hand nehmen und sie küssen, sie zog sie ihm heftig zurück: „Ach lassen Sie doch den Schnack!" sagte sie fast zischend.

Mit jedem Schritt nach unten zu wurde es heller, man konnte die Felder schon deutlich zwischen den Stämmen schimmern sehen, mit jedem Schritt leuchtete aber auch Susus blaues Kleid schärfer auf.

Rotvogel drückte das Mädchen ins Moos nieder und flüsterte: „Warten Sie hier, man kann ihr Kleid so gut erkennen, ich will mal an den Waldrand, sehen, ob abgesperrt ist."

Angekommen, spähte er über die Feldmark; es war eine klare Nacht, die Sterne lagen tief im Himmel, Neunkirchen drohte wie ein schwarzes Bollwerk am Horizont. Zwischen dem Dorf und den Bergen führte der Gemeindeweg, er zeichnete sich lichtgrau ab gegen das dunkle Grün der Aecker, schneeweiß tauchte hier und da ein Prellstein auf.

Auf dem Wege und im Felde war wohl niemand; doch, die Reihe der Prellsteine war unterbrochen, statt dessen schien ein dunkler Baumstumpf an der Stelle zu sein, nein, es bewegte sich doch, Rotvogel erkannte den Helm und das Seitengewehr, er wußte genug.

Er schlich sich wieder zu Susu zurück, die an den Wurzeln der Eiche zusammengekauert hockte. „Wir kommen nicht heraus, besonders Sie in dem hellen Kleide nicht, der Weg ist besetzt, da steht ein Gendarm!"

Jetzt erst bemerkte er, daß Susu weinte, es schüttelte sie so heftig, daß ihre Schultern zuckten. Er strich ihr scheu durchs Haar und fragte:

„Aber nun sagen Sie doch nur, weshalb ist die Polizei nun eigentlich so hinter Ihnen?"

„Weiß ich? gegen uns geht's immer, wir haben kein Recht, elend ist es ja, keinen Augenblick Ruhe haben," das klang hart wie Glas, das zerspringt.

„Wollen wir versuchen am Rande hinzugehen, um hinter den Dörfern her in die Stadt zu kommen?"

„Mir egal, ich bin so müde."

Wieder strich Rotvogel ihr durch das feuchte Haar, sie zuckte zurück, als wenn glühendes Eisen ihr nahe gekommen sei.

Da fielen oben im Berg die langnachhallenden Schüsse.

Susu halb aufgerichtet, jammerte fast laut: „Das waren scharfe Schüsse, jetzt haben sie ihn getroffen, jetzt haben sie ihn!"

Und dann warf sie sich Rotvogel, der neben ihr kniete, an den Hals und flüsterte leidenschaftlich: „Kommen Sie, wir müssen hinauf, wir müssen, oben hinauf, sehen, was geschehen ist!"

Ohne zu antworten, küßte Rotvogel ihre Wangen, ihr Haar und ihren Hals.

Sie ließ sich ihm, bat nur leise: „Nun kommen Sie, ach bitte!"

„Es geht doch nicht, Mädchen, es geht doch nicht, man sieht doch das Kleid, es ist ja alles voll Polizisten oben. Wer weiß, was der Schuß soll, ein Jäger vielleicht!"

Er küßte sie wieder.

„Kein Jäger, ach das weiß ich zu gut."

Oben hinter dem Berge schrillten die Polizeipfeifen.

Susu wimmerte leise.

Plötzlich schmiegte sie sich ganz eng an Rotvogel und sagte mit einer aufschluchzenden, girrenden Stimme: „Ach, mich friert so!"

Der preßte sie an sich, sprang auf, warf seinen Rock aus und zog ihn dem Mädchen an.

„Ist es besser so, Kind?"

Mit beiden Händen nahm er ihren Kopf und wollte wieder küssen, da fühlte er seine Finger umklammert, einen jähen, reißenden Schmerz, sodaß er aufschrie und das Mädchen los ließ.

Wie ein Schatten verschwand Susu den Berg hinauf.

Von dem Zeigefinger seiner rechten Hand tropfte es warm, Blut; er lauschte, von Susu war schon nichts mehr zu hören.

Er atmete einmal tief auf, dann wickelte er sein Taschentuch um die blutende Hand.

Nun fiel ihm erst ein, daß er ohne Rock sei. Es war ihm fast gleichgültig. Wohl eine Viertelstunde saß er da, seine Schläfen klopften und das Erlebnis überströmte ihn. Dann ward er klarer und überlegte.

Er pirschte sich wieder bis ans Feld, der Gendarm drüben war weg. Gebückt schlich er sich durch den Sturzacker weiter, immer näher an den Weg, jetzt erreichte er ihn, nichts regte sich, jetzt überschritt er ihn und näherte sich den Gärten von Neuenkirchen.

Nur ja nicht in eine Kneipe gehen und um einen Rock bitten, sagte er zu sich selbst. Lieber so versuchen.

Er schritt auf der Straße, nun lag das Dorf schon hinter ihm, nun kamen schon die ersten Häuser der Stadt.

Drei, vier Leute gingen an ihm vorbei, er taumelte, als sei er betrunken, das Eichenlaub am Hut paßte dazu.

Selbst der Nachtwächter sah ihm lachend nach, vielleicht hielt er ihn für einen Metzgersburschen, der draußen geschlachtet hatte und nun schwer geladen nach Hause zog.

Als er unbehelligt oben auf seinem Zimmer ankam und das Licht angezündet hatte, sank er aufs Bett.

Nun wo die erste Gefahr vorüber war, befiel ihn die schwere Frage: was geschah mit deinem Rock. Er überlegte, in den Taschen war nichts Besonderes: Feuerzeug, ein Taschenmesser, ein Pfropfenzieher. Aber die Brusttasche — hatte er die Briefe herausgelegt oder nicht; jäh sprang er auf und suchte in seinem Schranke herum.

Da lag das Häuflein Briefe, heute mittag hatte er sie zufällig, fast achtlos hingelegt, jetzt nach Mitternacht war's ein Schatz für ihn.

Er ging nicht zu Bett, er löschte das Licht, saß am Fenster und dachte über den vergangenen Abend nach, er schien ihm schon Monate lang vergangen zu sein.

* * *

Als Witterschlick sich so unvermutet allein sah, wollte er zuerst wieder herunter, den Beiden nach.

Da hörte er in seiner Nähe leise, aber schwere Schritte.

Er schritt unverzüglich den Berg hinan, immer hörte er die Schritte hinter sich, bald näher, bald entfernter. Er deckte die Guitarre mit seinen Armen, weil die Zweige, durch die er sich drängen mußte, an das Holz anschlugen und ein klingendes Geräusch verursachten. So kam er bis an die Bergkante; wollte er nun weiter ins Gebirge hinein, so mußte er eine ausgedehnte kahle Heidefläche überschreiten, oder rechts oder links am Rande entlang laufen bis zu den Stellen, wo das dichtere Buschwerk wieder anfing auch die Hochebene zu bekleiden.

Die Schritte schienen ihm bald von rechts, bald von links zu kommen, er wußte nun nicht mehr, wohin er sich wenden sollte.

Er stand im Finstern unter dem breiten Buchendach und fühlte sein Herz klopfen.

Dann begann er kurz entschlossen an einem der Stämme empor zu steigen, deren zahlreiche Seitenäste das Klettern erleichterten. Oben angekommen, verbarg er sich so gut es ging im falben Laub und drückte sich nahe an den Stamm; von seinem Hochsitz aus konnte er die Heidefläche und die Wälder in der Runde übersehen, sogar die Lichter aus dem Rheintal schimmerten herauf.

Er horchte, jetzt kam ganz deutliches Rascheln von links, stoßweise wurde es laut, dann wieder still.

Er hielt den Atem an, nun war es schon nahe am Rand, wie von Mehreren, die vorschleichen. Es konnte fünfzig Schritte weit entfernt sein. Nun bewegte sich etwas am äußersten Busch, nun schob es sich wie gebückt

vor. Es war ein Reh, drei andere folgten. Das erste äugte lang auf den Wald zu, dann senkte es den Kopf und begann zu äsen. Die beiden anderen rupften auch schon das Heidegras ab.

Da fielen zwei Schüsse, ziemlich weit ab, in der Richtung der großen Schneise. Mit einem Ruck hoben die Rehe den Kopf wieder und standen wie aus Erz gegossen. Die Schüsse schienen sie aber nicht zu beunruhigen, Witterschlick sah, wie sie wieder Aesung suchten.

Ein weiches und friedliches Gefühl der Sicherheit und Weltabgeschiedenheit überkam ihn. Ein Streifen hellerer Wolken warf mildes Licht in die Landschaft, die wellige Linie der Gebirge drüben auf der anderen Rheinseite begann sich scharf gegen den Himmel abzuheben. Eisenbahnsignale klangen durchs Land und hallten verschwimmend aus den Schluchten wieder.

Langsam, Schritt vor Schritt gingen Rehe über die Heide auf die gegenüberliegende Kiefernschonung zu, die weißen Spiegel tauchten noch immer aus dem tiefen Heidekraut auf.

Witterschlick kam gar nicht auf den Gedanken, daß die Schüsse einem der Verfolgten gegolten haben könnten; er hatte in der Höhle die Worte des Zwerges und den Zuruf des Fremden nicht verstanden und glaubte, daß nur die Neunkirchener Bauern aus alter Feindschaft hinter den Höhlenbären her seien.

Er hörte unten an der Erde etwas scharren, ein Kaninchen kratzte sich eine Röhre, nun kamen noch drei andere, die vier Tiere spielten miteinander, liefen sich nach und nagten an den Wacholdersträuchern herum.

Sonst lag Berg und Tal ganz stille da.

Witterschlick sah eine Zeit lang dem Treiben der Kaninchen zu, dann kam ihm ein drolliger Einfall; er mußte halblaut lachen. Er setzte sich fest auf seinem Platze, bog den linken Arm noch zum Ueberfluß um einen Ast und dann nahm er seine Guitarre vor. Zuerst strich er mit flachem Finger über die Saiten, so daß die Akkorde nur ihm selbst vernehmlich blieben, dann auf einmal griff er den vollen Ton; als habe der Blitz zwischen sie eingeschlagen, fuhren die Kaninchen ins Gebüsch. Witterschlick spielte den König in Thule, die E-Saite klang anders als am Abend, klar und rein. Er sah auf die neue Saite, er dachte an Susu; das Bild des tanzenden Mädchens legte sich beruhigend in seine Seele, aus jeder ihrer Bewegungen wuchs eine beglückende Erinnerung.

Ohne daß er es merkte, verließ er die dumpfe Weise und leitete mit ein paar Tonfolgen in ein anderes Lied über: „Es ist eine Ros entsprungen aus einer Wurzel zart"; er summte dazu die erste Stimme, doch ohne die Worte der Strophen auszusprechen. Die hohen Kiefern, welche rechter Hand die Heide entlang standen, sausten im Einklang, die Buchenblätter um ihn surrten leise, der erste Morgenwind glitt in die weite schlafende Rheinebene hinab.

Als sein Lied zu Ende war, stieg er vom Baume herunter und ging unbehelligt über den Berg nach Hause.

* *
*

Der Unbekannte und die zwei übrigen Höhlenbären hatten weitaus die schärfste Verfolgung auszuhalten. Schon gleich zu Anfang zogen sie

den Gendarmen, der die Gesellschaft durch sein Haltrufen auseinander getrieben hatte, hinter sich her. Es ging eine wilde Hetzjagd mit großen Sätzen den Abhang hinauf; keiner sprach ein Wort, es war ein tierisches Vorwärtshasten. So hörten sie, als sie oben an der Kante ankamen, ihre Verfolger noch auf halber Höhe durchs Dickicht stampfen.

Der Fremde wischte sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn und sagte halblaut: „Na, das wäre geschafft, ehe die oben sind, haben wir den Fahrweg und können nach der Stadt herunter!"

Klapps, noch ziemlich hinter Atem, fragte gerade den Unbekannten in einem heftigen Tone, was er denn eigentlich mit der Polizei habe, als, ehe dieser ihm antworten konnte, etwa dreißig Schritt von ihnen ab einige Schatten auftauchten und jemand keuchte: „Herr Leutnant, da sind ja die Kerls!"

Die drei fuhren auseinander, Velten wieder quer den Berg hinab auf die Stadt zu, Klapps und der Fremde im ersten Schrecken gerade auf die kahle Haidefläche hinaus. Kaum waren sie aus dem Gebiete der Baumschatten heraus, als sich hinter ihnen und von den Seiten her Pfeifen und Rufen erhob. Die beiden, dicht aneinander, liefen wie Pferde. Das verwachsene Haidekraut vor den windschnell bewegten Schenkeln riß entzwei wie welkes Gras.

Als man hinter ihnen her rief: Halt, ich schieße, waren sie schon hinter den ersten Haselnußbüschen der gegenüberliegenden Seite.

Klapps, der jetzt nur den einen Wunsch hatte, der Polizei zu entkommen, um nicht in irgend eine Untersuchung verstrickt zu werden, rief seinem Begleiter zu: „Nach links, nach der Schneise, dahinter ist Fichtendickung, da kann keiner nach!"

So bogen die beiden im Schutze der Gebüsche jäh nach links ab. Als sie noch zehn Minuten weiter geeilt waren, standen sie einen Augenblick, um zu horchen; da alles still schien, gingen sie langsamer weiter auf die große Schneise zu. Nun durchquerten sie schon den dünnen Kiefernwald, der die Schneise begrenzt. Wieder horchten sie, kein Geräusch.

Nun gingen sie hintereinander über die breite Schneise, da gellte dicht bei ihnen: Halt, halt, halt! Kaum war das dritte Halt verklungen, als kurz nacheinander zwei Büchsenschüsse fielen. Klapps hörte die Kugel vorbeischneiden, einen dumpfen Aufschlag, er sah den Unbekannten taumeln, dann aber mit verzweifelten Sätzen auf die Dickung zuspringen.

Das hohe Moos, das zwischen den Fichten wuchs, verschlang die Schritte der beiden, immer tiefer drangen sie in die Schonung ein. Bisher war kein Wort gewechselt, nur der pfeifende Atem war hörbar.

Da sah plötzlich Klapps, wie der Unbekannte in einen Ast griff, wankte und dann lautlos zusammenbrach.

Die beiden Schüsse hatten Klapps ganz von Sinnen gebracht, nun faßte er sich wieder und kniete bei dem Fremden nieder. Der warf einen Mund voll aus, ein dunkler Streifen lief über seine Wange.

„Blut!" raunte Klapps in tiefem Entsetzen.

„Ich hab's in der Lunge," röchelte der andere, er wollte weiter sprechen, doch ein neuer Hustenanfall, den er aber zu dämpfen suchte, unterbrach ihn, wieder quoll Blut hervor.

„Ich kann nichts mehr sehen vor Augen, ich glaube, es hat gepackt Herr . . . . .“ und wieder kamen quälende, aufschnappende Hustenstöße.

Klapps kniete noch immer neben dem Schwerverwundeten, er kämpfte mit sich, er wollte fragen, weshalb diese wüste Verfolgung sei, aber er brachte die Worte nicht über die Lippen, das stumme Sichabquälen des Mannes, der neben ihm im Moos lag, ließ ihn schweigen, er litt bebend unter dem Gefühl, nicht helfen zu können.

Kein Ast bewegte sich, weit die Schneise hinauf klang eine schrille Polizeipfeife.

„Die Gendarmen scheinen weg zu sein, sie denken wohl, daß sie gefehlt haben!“

Der Fremde nickte ein wenig, dann versuchte er nach seiner Tasche zu greifen, der Arm fiel aber kraftlos nieder. Er wollte etwas sagen, da brach ein neuer Blutstrom hervor und plötzlich streckte er Arme und Beine lang aus, zog das rechte Bein noch einmal an, streckte es wieder, stieß einen hauchenden Laut aus und lag still.

Eine Weile kniete Klapps noch, ohne sich zu rühren, denn er glaubte, der Verwundete sei vor Erschöpfung eingeschlafen.

Dann befiel ihn aber eine unfaßbare Unruhe. Der Daliegende schien nicht mehr zu atmen.

Klapps beugte sich vor, es war nichts zu hören, er hob den noch warmen Arm in die Höhe, der fiel wie ein Stein auf den regungslosen Körper. Er faßte einen der halb geschlossenen Augdeckel an, das Auge blieb offen stehen, grausig sah es in den Himmel.

Klapps kniete im tiefen Dickicht allein bei einem unbekannten Toten; er stand auf und wagte nicht, sich zu bewegen; so stand er lange.

Da kreischte es dicht neben ihm gellend auf; als wenn er einen Schlag auf den Kopf bekommen habe, wankte er, sein Herz schlug bis an den Hals. Wieder kreischte es, er war ruhiger, jetzt erkannte er den Laut, es war ein Waldkauz, den wohl der frische Blutgeruch angelockt hatte. Er machte einen Schritt vorwärts, da fuhr das Tier fauchend aus den Zweigen auf, wieder krampfte ihn ein tödliches Erschrecken zusammen.

Sein Blick blieb in der Höhe, die Wipfel der Fichten und das ausgezackte Stück Nachthimmel darüber starrte er unverwandt an. Achtlos faßte er an seinen Hut, da fühlte er die Eichenzweige daran. Als wenn die Berührung der kühlen Blätter ihn geweckt hätte, fuhr er auf. Er zog hastig den Hut ab, riß die beiden Aestchen unter dem Bande hervor, warf sie ins Moos und drückte sie mit dem Fuße tief in das wollige Polster ein.

Dann wandte er sich jäh um und irrte, ohne den Toten noch einmal angesehen zu haben, im Dickicht herum.

Endlich fand er den Ausweg.

Er hielt auf die Schneise zu. Als er sie erreicht hatte, ging er mit langsamem Schritte herüber, ohne nach der Seite zu blicken.

Alles blieb still.

So ging er auch weiter den Berg hinab, langsam, mit schwerem Schritt, vorwärts ohne umzusehen.

* * *

Während sonst die Höhlenbären morgens im letzten Augenblick vor Beginn des Unterrichts mit verschlafenen Augen in das Schulzimmer gelaufen kamen, waren sie heute bis auf Velten vor dem eisernen Tor versammelt, noch ehe es um halb acht aufgeschlossen wurde. Sie sahen deswegen aber nicht weniger übernächtig aus.

Man gab sich die Hand und fand zuerst die Worte nicht.

„Himmeldonnerwetter, wer hat denn oben geschossen?“ fragte Rotvogel, nachdem Witterschlick, Dachs und er selbst ihre Erlebnisse mit atemlosen Sätzen erzählt hatten, er selbst aber einiges weggelassen und seine verbundene Hand in der Tasche verborgen hatte.

„Ich weiß nicht!“ sagte Klapps und sah wie fragend, ernst im Kreise.

„Ich dachte, es seien Jäger gewesen,“ rief Witterschlick, „das ist ja toll, ein ganzes Aufgebot von Gendarmen! Aber wieso, weshalb denn, wir sind doch keine Staatsverbrecher!“

„Es hängt wohl mit dem Fremden und dem Mädchen zusammen,“ meinte Rotvogel, bei sich nannte er sie Susu, laut sprach er von ihr als von „dem Mädchen.“

„Wohl möglich,“ sagte Klapps leichthin, „ein Glück, daß wir nicht hineingemengt werden können; das genügte, um uns kurz vorm Examen von der Schule zu jagen.“

„Aber Velten ist doch noch nicht da, wer weiß etwas von Velten?“ fragte Witterschlick, der erst jetzt verstand, was sich abgespielt hatte.

Klapps erzählte, was er wußte und meinte dann, er käme doch immer ziemlich spät.

„Wir andern sonst doch auch, aber heute sind wir alle hier, nur Velten nicht.“

„Den Velten fingen sie sicher nicht, der läuft besser als alle Gendarmen zusammen, wir wollen erst mal warten.“

„Hast du den Becher, Klapps?“ fragte Dachs mit unsicherer Stimme.

Der war viel zu sehr von allem, was in der Nacht geschehen, erfüllt, als daß er an den Becher gedacht hätte. Jetzt sagte er ziemlich betroffen: „Nein, ich habe ihn nicht, das ist ja scheußlich, der liegt dann noch in der Höhle, nun kommen wir doch noch in die Tinte!“

„Ich war doch zuletzt in der Höhle, ich habe danach gesucht, er ist nicht in der Höhle, sicher nicht, ich weiß es genau,“ sagte Dachs schnell.

Die Gesichter der Höhlenbären wurden lang.

„Wenn sich Dachs nicht irrt, so muß der Fremde oder die Tänzerin ihn haben,“ schob Witterschlick ein.

„Das Mädchen hat ihn nicht, die hat ja keine Taschen, um ihn zu verbergen. Also muß der Fremde ihn mitgeschleppt haben. Klapps, du warst doch am längsten bei ihm, erzähl noch mal!“

Klapps machte ein paar trippelnde Schritte, als sei Feuer in seinen Sohlen, dann stand er wieder aufgerichtet still da.

„Velten ist noch immer nicht da,“ sagte Dachs; unterdessen war das Tor nämlich längst geöffnet, die Schüler strömten hinein und warfen neugierige Blicke auf die vier Primaner, die seitwärts am Gitter standen und so erregt auf einander einsprachen.

„Still, Dachs, laß den Klapps doch erzählen!“

„Wir hatten die Gendarmen auf den Fersen, gingen den Abhang hinauf, am Heiderand standen wieder Gendarmen, wir jagten über die Heide auf die Schneise zu, hinter der Schneise wurden wir ... kamen wir auseinander in der Dunkelheit ... ich ging dann nach Hause.“

„Hast du den Mann gefragt, Klapps, weswegen das alles sei?“

„Ich wollte ihn fragen, doch wurden wir auseinandergetrieben, ich konnte ihn dann nicht mehr erreichen, das war hinter der Schneise.“

Nun schien es gewiß, daß der Fremde den Becher mitgenommen oder gestohlen habe.

Es war höchste Zeit, der Zeiger stand schon auf zwei Minuten vor Acht; die Höhlenbären gingen ins Gebäude hinein, Klapps voran, gebeugt, wie in tiefes Nachdenken versunken.

„Velten ist immer noch nicht da,“ zischte Dachs zwischen den Zähnen.

Man setzte sich; der Klassenlehrer hatte schon die Türklinke in der Hand. Die Höhlenbären sahen sich höchst bestürzt an.

Da kam Velten an; sonst war er, selbst wenn er zu spät kam, ganz ruhig und behaglich auf seinen Platz gegangen, heute war er mit drei Schritten an seiner Stelle neben Klapps, warf seine Mappe ins Gefach, versicherte sich, daß die Zunächstsitzenden nicht lauschten und flüsterte dann schnell: „Es steht schon in der Zeitung, der Alte hatte das Blatt, ich konnte es nicht eher kriegen, deshalb so spät erst, lies!“

Er reichte unter dem Tisch das Blatt seinem Freunde hin, mit dem trat auch der Lehrer ein und der Unterricht begann.

Klapps hielt die Zeitung in der Hand, seine Augen verschwammen ihm, er kniff sie ein paar mal heftig zusammen, nun konnte er lesen; da stand, daß die Polizei endlich dem entwichenen Zuchthäusler Gustav Rosselmann, genannt Narbengustav auf die Spur gekommen sei. Er habe sich während der Kirmes in Neunkirchen aufgehalten, in seiner Gesellschaft habe sich ein noch unbekanntes Mädchen befunden; es sei unterdessen auch erwiesen, daß derselbe Gustav Rosselmann mit dem Verschwinden des Kaufmannslehrlings Schuster aus Elberfeld zusammenhänge. Es seien Anhaltspunkte dafür, daß er den jungen Mann durch das Mädchen in Köln an sich gelockt und ihn dann irgendwie beiseite geschafft habe. Man habe spät abends seinen Schlupfwinkel in einem Gemäuer im Walde ausgemacht, auffallenderweise habe er, was nicht vermutet wurde, eine Anzahl Spießgesellen bei sich gehabt; die Verfolgung, welche zur Zeit noch immer im Gange sei, habe bisher zu keinem Ergebnis geführt. Man sei jedoch dem Verbrecher auf der Spur.

Wieder verschwamm die Schrift vor den Augen des Lesenden; es war ihm, als hänge er mit seiner Bank ganz allein im Weltraume, es sauste und sang um ihn, wie von Sternen und Schicksalen.

Da rief der Geschichtslehrer seinen Namen auf und sagte: „Nun bitte, erklären Sie mir die Ursachen des spanischen Erbfolgekrieges.“

Und Klapps stand auf und gab mit zusammengekniffenen Augbrauen seine Antwort, so kurz und bestimmt, daß der Lehrer sich zu einem beifälligen Nicken herbeiließ.

* * *

Gegen Mittag begann ein dichter sprühender Regen zu fallen, die Dächer in den Dörfern am Vorgebirge trieften und glänzten, den nächsten Kirchturm konnte man nur als grauen Schatten sehen, so dicht und fein war der Wasserstaub in der Luft; kein Wind rührte an die nassen Aeste im Forst, keine Bewegung, nur daß die regenbeschwerten, gelben Blätter leise von den Aesten absanken.

In den Schluchten fingen die ausgetrockneten Wasserläufe wieder an sich zu füllen und auf der Hochebene sog Moos und Heide wie ein Schwamm die Feuchtigkeit auf. Die Waldarbeiter, die Bauern, die für ihr Vieh Streu im Gebüsch zu suchen pflegten, die Weiber, welche Reisig sammelten, alle waren zu Hause geblieben, weil man in solchem Wetter keine zehn Schritt durch die Dickung gehen konnte, ohne bis auf den letzten Faden durchnäßt zu sein.

Da stieg Klapps auf einem weiten Umwege, fast eine Stunde noch hinter der Schneise ins Gebirge. Er fürchtete sich, er kam sich vor wie ein Dieb auf Diebswegen.

Die Mittagszeitung hatte einen ziemlich genauen Bericht gebracht, des Ziegenfellmantels und der Säcke in der Höhle war Erwähnung getan, sonst aber schien man dort nichts Auffallendes gefunden zu haben. Dagegen wurde erzählt, daß gegen die zweite Morgenstunde ein Mann, auf den die Beschreibung des Narbengustavs paßte, in der Nähe der Försterei bei Besenfeld gesehen worden sei. Besenfeld lag hinter dem Gebirge am andern Ende der Schneise. Dadurch sei erwiesen, daß die Gendarmen recht gehandelt hätten, wenn sie ihre Verfolgung in der vergangenen Nacht auf Besenfeld zu lenkten.

Klapps wußte besser, wie alles lag und doch beunruhigte ihn die Meldung sehr; immer wieder fragte er sich, ob er sich nicht doch geirrt haben könnte. Es zerrte ihn, wie mit unsichtbaren Klammerarmen zu der Fichtenschonung hinter der Schneise, es war nicht nur der Becher, der ihm im Sinne lag, es war noch etwas Anderes, er mußte noch einmal an die Stelle, wo der Erschossene lag. Er fühlte die unabweisbare innere Nötigung dazu.

Er sagte sich alles, wie gefährlich das sei; daß unterdessen der Leichnam gefunden sein und bewacht werden könne; daß Gesellen des Toten dort auf der Lauer liegen könnten; kopfschüttelnd überdachte er alles und doch eilten seine Füße auf dem durchweichten Boden weiter.

Jetzt sah er schon von ferne die Schonung, die hinter dem entlaubten Ahorngebüsch wie ein grünes, klippenreiches Gebirge aufragte.

Er war schon so naß, daß er kaum schreiten konnte. Nun erst zwischen den Tannenästen wurde er wie mit Eimern begossen, er achtete nicht darauf. Schimmernde rote Fliegenpilze standen im tiefen Moos, manchmal verstrickten sich die Zweige so eng, daß er sich mit aller Gewalt darauf werfen mußte, um durchzukommen.

Wie ein Jagdhund spürte er herum, sein Herz klopfte, jeder Gedanke schwieg. Er fand nichts; ein stöhnender, gepreßter Laut brach aus seiner Kehle. Es schwindelte ihm.

Am Ende hatten die Zeitungen doch recht, der Fremde war doch

nicht tot. Da fiel er, als er sich wieder durch ein paar verfilzte Fichtenäste schlug, fast auf den Körper des Toten. Er sprang seitwärts, der Tote sah schrecklich aus in seinem Blute, der Mund weit geöffnet, die braunen Zähne bloß, Käfer krochen übers Gesicht.

Klapps hockte ins nasse Moos, er starrte mutlos auf die Tannenstämme ringsum. Da befiel ihn die Furcht wieder, er lauschte, es raschelte in den Aesten, war das nicht ein gedämpfter Ton, als wenn einer über den dicken Moosboden herankam. Er legte seinen Kopf aufs emporgezogene Knie, er fühlte, wie sein Herz gegen den Schenkel schlug.

Dann riß er sich auf, ging zu dem Toten hin mit festgeschlossenen Lippen, fast ohne zu atmen und griff in die rechte Tasche des hellgrauen Ueberziehers.

Er faßte etwas und zogs heraus.

Es war eine schwere, feingearbeitete Herrenuhrkette, eine goldene Uhr schaukelte daran. Als habe er eine Schlange angefaßt, ließ Klapps die Uhr fallen.

Er stand wieder gerade, ein paar Regentropfen blinkten auf dem Glasdeckel der Uhr, die Zeiger standen auf vier.

Wieder bückte er sich und griff in die andere Tasche. Das Blut, welches in großer Lache an den Kleidern klebte und streifig im Moose hing, hatte die Tasche zusammen mit dem Regen durchweicht. Er fühlte ein Tuch, etwas Eingewickeltes, endlich auch den Becher. Er zerrte ihn vor, es war der Jugendbecher, quer über die eingegrabenen Namen ging ein Blutfleck.

Klapps sprang auf und drängte sich in gebückter Stellung durch das Dickicht, während er mit einer Hand den blutigen Becher, ihn reinigend, durch die nassen Gräser zog. Als er an der Schneise ankam, steckte er ihn ein.

Er ging die Schneise entlang bis an die Bergkante. Auf der nassen Steinbank saß er nieder.

Die Gebirge gegenüber waren von der Regenluft verhüllt, in grauem Alltag standen im Tal die Fabriken, langsam und stetig trieb der Rauch von den Kaminen; ein endloser Güterzug mühte sich talaufwärts; dicht unterm Berg, im dunklen Felde, warf zögernd ein Pflug Scholle auf Scholle um und brach den Acker auf zu neuer Saat.

Den versunken Dasitzenden schüttelte die Kälte der nassen Kleider, klebende, welke Blätter fielen auf ihn, aber innerlich wärmte ihn eine entschlossene, heiße Sehnsucht nach täglicher, beruhigender, lebenausfüllender Arbeit.

* * *

Am anderen Tage teilte Klapps den anderen Höhlenbären mit, daß er den Becher nun doch gefunden habe; er habe in einer Tasche gesteckt, an die er nicht gedacht habe.

In den Zeitungen war es still vom Narbengustav, er blieb verschollen.

Die Höhlenbären schienen umgewandelt, über Nacht war ihnen eingefallen, in welch bedrohlicher Nähe die Schlußprüfung sei. Die Zeit, welche ihnen die Vorbereitung darauf noch ließ, wendeten sie in unerwarteter Weise an.

Witterschlick saß stundenlang bei seiner Mutter, die sich freute, so

unvermutet ihren Sohn wiedergewonnen zu haben, den sie während der Primanerzeit immer mehr verloren hatte; die beiden saßen zusammen und machten Pläne, sie hatten sich die Vorlesungsverzeichnisse der Hochschulen kommen lassen und nun verglichen sie, rechneten und stellten Stundenpläne auf.

Rotvogel, dessen Eltern auswärts wohnten, hielt es, wenn er genug gearbeitet hatte, auf seiner schmalen Bude nicht mehr aus und ging in die Stadt; Susus betörender Tanz lag ihm noch in den Gliedern und so kam es, daß er bald nicht mehr allein ging, sondern mit Gretchen Huber, einem kleinen molligen Ding, das wie ein Kreisel tanzen konnte und ein Stumpfnäschen hatte.

Den langen Velten hatten einige alte Herren der Burschenschaft Rhenania mit Beschlag belegt und weihten den gelehrigen Schüler in die Geheimnisse echten Burschenwesens ein.

Klapps, dessen Fähigkeiten keine große Arbeit für die Prüfung verlangten, arbeitete den ganzen Nachmittag in einem benachbarten Bleibergwerk, dessen Leiter seinen Vater zufällig kannte und bereitete sich schon fürs Bergfach vor.

Der Einzige, der mit der neuen Wendung nicht zufrieden schien, war Dachs, er hatte sich in seiner Art so sehr an das Treiben der Höhlenbären gewöhnt, daß er es jetzt entbehrte; immer wieder lag er den vier andern in den Ohren, doch mal wieder eine Fahrt wie in früherer Zeit zu veranstalten, trotzdem es ihm oft schon rundweg abgeschlagen worden war.

Endlich, als die Prüfung von allen, sogar von Dachs glücklich überstanden war, die fünf zufällig einmal zusammen standen und Dachs wieder schüchtern anfing, ob man nicht heute mal wieder herausfahren solle, sagte Klapps zu und die anderen fügten sich.

Es war schon fast dunkel auf dem Rhein, als Velten mit schweren Ruderschlägen den Kahn nach der Insel Rommerswerth zutrieb.

Dachs, der im scharfen Vorfrühlingswind fror, fing an von der bekannten Nacht zu sprechen.

Keiner antwortete. Witterschlick schaute ins Weite, Klapps trommelte mit allen zehn Fingern auf den Knieen, Rotvogel saß in sich gekehrt da, sein Gesicht hatte einen fast mürrischen Ausdruck, er dachte daran, daß Gretchen Huber jetzt aus ihrem Geschäft kam, das verstimmte ihn.

Plötzlich stand Klapps auf und zog den Jugendbecher aus der Tasche: „Die Höhlenbären gibts schon lange nicht mehr, wir wollen die letzte Erinnerung daran in den Rhein werfen!" Die anderen blickten verwundert auf.

Dachs meinte, dann wolle er sich lieber den Becher zum Andenken verwahren.

Klapps sah ihn an, als ob er ihm eine Ohrfeige geben wolle: „Meinen Anteil bekommst du nicht!" „Meinen auch nicht," rief Witterschlick, „wirf den Becher ins Wasser, Klapps!"

Die Ufer von Rommerswerth begannen aufzutauchen, die Weiden standen mit rötlichem Schein wie starre Besen in der blauen Nachtluft. Steil, fast zornig stiegen dahinter die Linien des Gebirges in die Höhe.

Klapps warf mit weiter Gebärde den Jugendbecher in die Wellen, das Gedächtnis der furchtbaren Herbstnacht hatte ihn überwältigt.

Velten hielt den Kahn an.

„Dreh um!" sagte Klapps heiser. Alle schwiegen dazu.

Dachs duckte sich, er fand sich nicht mehr in den anderen zurecht.

Das Boot trieb auf die Stadt zu, deren gespiegelte Lichter wie riesige Schrauben rastlos ins Wasser bohrten.

Dachs fühlte sich beengt, er fing ein Gespräch an, er wollte nur reden und warf unvermutet die Frage auf: „Wo mag nun jetzt der Unbekannte aus der Höhle und die Tänzerin stecken?"

Klapps zuckte zusammen, dann wandte er sich so schnell zu Dachs um, daß der Kahn ins Wanken kam und fuhr ihn heftig an: „Red keinen Unsinn, Dachs, geh nach Hause, tu was!"

Und wieder schwiegen alle, nur die Ruderschläge fielen dumpf und regelmäßig ins stahlgraue Wasser.

Amselliedchen.

Von Cäsar Flaischlen in Berlin.

So weh was tut, nur Mut! nur Mut!
es wird wieder gut!
und geht vorbei!
nur Mut! nur Mut!

Ein Vögelein im Tanngeheg
sangs mir heut früh auf meinen Weg . . .

So schwer was wär,
nur Mut! nur Mut!
es geht vorbei! es geht vorbei!
und wenn es noch so Winter wär,
es wird doch wieder Mai!

Es wird doch wieder Mai und grün
und die Sonne kommt und die Rosen blühn!
es wird so schön, wie es immer war
in jedem Mai und jedes Jahr!

Lieb Vögelein im Tannenried
ich dank dir für dein kleines Lied!
ich sings dir nach
und schreib es auf
und bring es meiner Liebsten heim
sie soll auch nicht mehr traurig sein!

Hermann Kurz in der Zeit seines Werdens.

Biographische Mitteilungen von Isolde Kurz in Florenz.

1.

Am 10. Oktober 1873 hat der Dichter Hermann Kurz die Augen geschlossen. Seine Lebensgeschichte ist bis zur Stunde noch nicht geschrieben.

Die knapp umrissene, aber meisterliche Porträtskizze, die Paul Heyse in seinem Vorwort zu der ersten Gesamtausgabe der Werke von Hermann Kurz entworfen hat, ist noch immer das einzig zuverlässige Bild, das von dem Dichter existiert. Was von anderer Seite hinzukam, war häufig eher dazu angetan, die Züge zu verwirren, als sie deutlicher herauszuformen. Es gibt vielleicht kein Dichterlos, das einen größeren Gegensatz zwischen innerer Anlage und äußerem Lebensgang aufweist als das seinige. Da er ein Freund astrologischer Studien, versteht sich zu poetischen Zwecken, war, so verstößt es nicht gegen seinen Geist, wenn ich von ihm sage, daß er nach der Konstellation seiner Geburtsstunde zu den sonnigen Jupiterskindern gehörte, daß aber böse saturnische Einflüsse frühe in sein äußeres Geschick eingriffen und sein Dasein mit Kampf und Not erfüllten. Daher steht sein persönliches Leben in tiefem Schatten, während über seinen Werken der Sonnenschein des siegreichen Humors, der unzerstörbaren Weltfreudigkeit lacht. Dieses Gegensatzes zwischen Naturell und Schicksal sich immer bewußt zu bleiben, ist für den nachgeborenen Biographen nicht leicht, der für des Dichters Persönlichkeit ganz auf die schriftlichen Zeugnisse, vor allem auf seine eigenen Briefe angewiesen ist. Hier findet er nur den oft herzbrechenden Bericht über seinen Kampf mit der Außenwelt, aber die Ergänzung fehlt, die die Briefempfänger in Händen hatten: das Bild der gemeinsam durchschwelgten hohen Stunden und des elastischen Siegesmuts mit dem der Dichter nach jeder Enttäuschung sich wieder aufrichtete; denn was sich von selbst versteht, das pflegt man in Briefen nicht auszusprechen. Wer nun seine Laufbahn Schritt für Schritt an der Hand dieser Zeugnisse verfolgt, um sie in den schroffen Außenlinien wiederzugeben, wie sie sich etwa in dem Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Rudolf Kausler darstellt, der ist in Gefahr, sein Bild viel zu sehr grau in grau zu malen, wie es den meisten begegnet ist, die über ihn schrieben.

Da kann es auch beim wärmsten Bemühen nicht an Verzeichnungen fehlen: derselbe Mann, von dem Heyse aus seinen trübsten Lebensjahren berichtet, daß, wer sein Schicksal nicht kannte, ihn nach dem Glanze seiner

Augen, seiner freien Haltung, der Milde und freudigen Kühnheit seines Wesens für einen der Lieblinge des Glückes halten mußte, erscheint in den Darstellungen der Späteren nicht selten als ein düsterer, früh verbitterter, knorriger, menschenfeindlicher Sonderling. Es ist ihnen daraus kein Vorwurf zu machen, sie kannten ja nur die Nöte, die ihn bedrängten und die wachsende Vereinsamung seiner Mannesjahre, aber nicht die frischen Hilfsquellen, die fort und fort in seinem Innern sprudelten. Heyse allein, der aus dem unmittelbaren Austausch schöpfte, besaß noch die Mittel, dieser Erscheinung die volle Lebenswahrheit zu geben. Aber seine unübertrefflich schöne Schilderung ist nur ein Umriß, und beschränkt sich auf des Dichters letzte Lebensjahre. Den späteren Darstellern liegt es ob, die von Heyse angelegte Skizze zum Gesamtbild zu erweitern. Das ist keine leichte Aufgabe. Es braucht dazu außer dem nahen Vertrautsein mit dem Boden Alt-Württembergs die eingehendsten Kentnisse der literarischen und politischen Verhältnisse seiner Zeit. Beides steht mir nicht zu Gebote. Und leider bin ich nicht einmal imstand, diese Mängel durch eine Fülle lebendiger Erinnerungen aufzuwiegen. Fiel doch meines Vaters bestes Leben lange vor die Zeit meiner Geburt, und der Mann, dem als Jüngling von seiner dionysischen Tafelrunde (S. „Das Wirtshaus gegenüber") das beneidenswerteste Mundstück zuerkannt worden war, redete als Familienvater fast gar nichts mehr, am wenigsten in den späteren Jahren, wo ich erst zu einem Austausch fähig wurde. Ich kann also auch meinerseits nicht den Anspruch erheben, die Lücke befriedigend auszufüllen. Doch gibt mir der Besitz von intimen Familienbriefen und manche erhaltene Ueberlieferung wenigstens einen Einblick in die Zeit seines Werdens, und der Vorteil des gemeinsamen Blutes läßt mich hoffen, manche Züge seines Wesens richtiger als dem Fremden möglich ist, zu deuten und so dem künftigen, besser ausgerüsteten Biographen die Gesichtspunkte für die Auffassung des Menschen und des Dichters Hermann Kurz zu liefern.

Als ich mein geistiges Auge zu öffnen begann, lebte mein Vater schon wie ein lebendig Verschollener. Ein Bannkreis umgab den schweigenden Mann, der ihn gleichsam von der Mitwelt absonderte. Es war, als wären alle übereingekommen, von dem, was er der Welt gegeben hatte, zu schweigen. Die mit ihm jung gewesen, seine Freunde und Mitstrebenden, hatte das Schicksal frühe stumm gemacht. Das nachwachsende Geschlecht besaß in jener literarisch matten Zeit nicht so viel selbständigen künstlerischen Instinkt, um sich ohne Hinweis von außen für eine echte Kunstschöpfung zu begeistern. Die politische Partei, der er seine besten Mannesjahre geopfert hat, stand seiner reinen tendenzlosen Kunst kühl gegenüber. In der Literatur wurde er gar mit Heinrich Kurz, dem Literarhistoriker, verwechselt. Die Jugend sang seine Lieder nach den Silcherschen Melodien und wußte nicht mehr, wer der Verfasser war. Wir fühlten uns wie Königskinder im Exil, deren Vater seine rechtmäßige Krone nicht tragen darf.

„Ich bin zwischen die Zeiten gefallen," sagte der Dichter selbst, wenn er in späteren Jahren sich je einmal über seine literarische Laufbahn äußerte. Ja, er war zu spät gekommen für die Zeit, wo rein poetische Interessen im Vordergrund des deutschen Geisteslebens standen. In den bald danach

ausbrechenden politischen Stürmen verstummte seine parteilose Muse, während der Dichter selbst zum Kämpfer wurde und seine ganze persönliche Existe n für seine Ueberzeugung einsetzte. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, gab es kein literarisches Württemberg mehr und ein Deutschland, das dem Dichter hätte vergüten und vergelten können, gab es überhaupt noch nicht. Unter dieser, bösen Konjunktur verfloß sein Leben. Als er dann nach seinem Tode in den Gesammelten Werken zum erstenmal in geschlossener Gestalt vor das Publikum trat, da wiederholte sich das „zwischen die Zeiten fallen". Nun gab es zwar ein Deutschland, aber dieses Deutschland, das eben erst im Großen und Groben von dem gewaltigsten Werkmeister zurechtgezimmert war, hatte zunächst anderes zu tun, als ästhetischen Interessen nachzugehen, und als es sich endlich auf diese wieder besann, da wollte man in dem neuen Reiche alles neu haben, am neuesten die Kunst; man lebte von der Erwartung der Dinge die da kommen sollten und ließ sich nur sehr ungerne daran erinnern, daß es schon vordem eine deutsche Dichtkunst gegeben hatte. Ueberdies wurde jetzt das mit der politischen Führerschaft verbundene Ueberwiegen des norddeutschen Geistes auch in der Literatur der Verbreitung eines so spezifisch süddeutschen Dichters, wie Hermann Kurz, hinderlich. Und als schlimmster Gegner kam noch der rohe Naturalismus dazu, der wieder für lange Zeit die Wege der wahren Kunst verschüttete. Wenn zuvor Hermann Kurz mit seinem kühnen und trotzigen Wahrheitssinn für eine matte, durch flaue Schönfärberei verzärtelte Periode zu männlich und stark gewesen war, so wußte diese, die die Fahne eines falschen Realismus schwang, wiederum nichts mit ihm anzufangen, weil seine Wahrheitsliebe auf die typische, immer wiederkehrende Wahrheit, nicht auf die zufällige, einmalige gerichtet ist. Aber auch die schlimmste Konjunktur nimmt einmal ein Ende. Zwar nur langsam, wie Gletscher schieben, aber unaufhaltsam verschiebt sich ein Kulturbild. So scheint nun endlich der Tag für Hermann Kurz anzubrechen. Schon in den letzten Jahren stellten sich Zeichen ein, daß die Erinnerung an ihn zu erwachen beginne, die Reclamsche Universalbibliothek verbreitete seine kleinen, feinen Erzählungen, dann mit Ablauf der literarischen Schutzfrist erschienen als die ersten Schwalben die Neuauflagen der großen Romane, denen jetzt fort und fort weitere Ausgaben folgen, und endlich brachte als dankenswertestes Unternehmen der Verlag von Max Hesse die neue, von Hermann Fischer, dem Sohne des Dichters J. G. Fischer, besorgte Ausgabe der Sämtlichen Werke, die durch einige wertvolle, in der früheren Gesamtausgabe fehlende Stücke ergänzt und mit gediegenen, von liebevollem Verständnis durchdrungenen Einleitungen zu jedem Bande versehen ist. Wie ein Verschütteter aus tiefem Schachte steigt der Dichter heute herauf, in voller Frische, unberührt vom Fittich der Zeit, die so viele seiner gefeierteren Zeitgenossen unterdessen in Staub und Asche gewandelt hat. Kein Rünzelchen auf der blühenden Wange seiner Muse. Seine Gestalten sind noch lebendig und menschlich wahr bis in die kleinste Nebenfigur herab, Sprache und Gedanken sind unveraltet, jede Zeile neu und blank, als wäre sie heute geschrieben. So tritt der Dichter einem neuen Geschlecht gegenüber, auf das der alte Unstern nicht mehr wirkt: es gibt heute keine literarischen Moden mehr, da in unsern

Tagen alles und nichts Mode ist, der Zeitgeist wendet sich wieder den ästhetischen Interessen, wenn auch noch mit ungenügenden Mitteln zu, die geistigen Zollschranken innerhalb Deutschlands sind gefallen, und wenn der Süden sich des Vorrechts seiner älteren Kultur begeben hat, um auf das bewegtere Geistesleben seiner norddeutschen Brüder einzugehen, wenn er sogar zu diesem Zweck das Fremdartige der niederdeutschen Sprechweise überwindet, so darf er jetzt vom Norden das gleiche Entgegenkommen für seine führenden Geister erwarten. Damit ist dem Dichter, der die Heimatkunst pflegte, lange bevor dieses neue Wort für eine alte Sache geprägt war, endlich der Weg aus der engeren Heimat, die für seine Maße zu klein war, in das große Gesamtvaterland eröffnet.

Um aber zu begreifen, wie es zuging, daß ein Dichter von der Stärke und Bedeutung eines Hermann Kurz von seiner Zeit so unter Schutt begraben werden konnte, muß man sich den Boden Alt-Württembergs, dem er entsprossen ist, und die Zeit seines Wachstums vor Augen halten.

Die Schwaben gelten gewiß mit Recht für einen reich begabten Volksstamm. Aber auf engen Raum zusammengedrängt und von Natur mit harten Köpfen begabt, haben sie sich von jeher schlecht miteinander vertragen. Das Bestreben einander zu verkleinern, ja lieber einen ganz Fremden, wäre er auch minder verdienstvoll, anzuerkennen, als einen der eigenen, ist ein unverwischbares Stammesmerkmal. Diese Sucht, sich gegenseitig am Zeuge zu flicken, die durch das angeborene kaustische Element verschärft wird, ist so allgemein, daß der Schwabe sich derselben kaum bewußt ist und häufig gar keinen bösen Willen damit verbindet. Selbst in die Klangfarbe des Dialekts hat sich diese Streitsucht eingeschlichen; denn wenn zwei Schwaben auf der Straße zusammenreden, scheint es dem uneingeweihten Ohre, als zankten sie sich. Erst im Ausland kommt es ihnen zum Bewußtsein, wie viel schonender andere Stämme unter sich verkehren.

In diesem Lande gedeiht das Talent nicht durch Förderung, sondern durch Gegensatz und Widerstand: das dickköpfige Philisterium ist dort der Nährboden des Genius, der mit ihm zu kämpfen hat. Das ist ein Krieg auf Tod und Leben, wobei meistens der Genius auf die Dauer seiner Erdentage unterliegt, um dann später in verklärter Gestalt aufzuerstehen und den Kampf mit besseren Aussichten fortzusetzen. Aller Ruhm Alt-Württembergs geht von seinen Dissidenten aus. Diese sind sämtlich Geschwister von Schiller ab, zwar ungleich an Talent und Temperament, aber gleich an wetterfestem, not- und todverachtendem Idealismus. Ein Familienzug, der sie von weitem kenntlich macht, ist ihre trotzige Gebärde; sie wollen stets mit dem Kopf durch die Wand. Sie sind eben keine Olympier, sie sind Titanenkinder. Eine Ausnahme bildet Mörike, der die umgebende Welt sich assimiliert, indem er sie mit seiner spielenden Phantasie, fast ohne es zu bemerken, vollkommen umgestaltet. Dieser lebte denn auch unangefochten dahin, die Philister taten ihm nichts zu leide, er verkehrte mit ihnen auf du und du, und sie bemerkten gar nicht, daß er ein Genie war, sondern hielten ihn für ihresgleichen.

Allein nicht nur der Philister war in Württemberg dem aufstrebenden Genius hinderlich, auch seine Geistesverwandten verlegten ihm den Weg.

Das kleine Land war ja viel zu reich an Talenten, um ihnen allen Raum zur Entfaltung zu geben; an den Grenzen aber war die Welt mit Brettern vernagelt. Wer darüber hinausstürmte, der konnte im Elend zugrunde gehen wie Waiblinger, oder wie Hölderlin als ein Schiffbrüchiger zurückkehren. Darum ging es, wie es oft in begabten aber armen Familien zu gehen pflegt, wo ein jeder sein Talent und seine Individualität zur Geltung zu bringen sucht und keiner den andern recht aufkommen läßt. Anderwärts ereignet sich gerade das umgekehrte: man bildet Cliquen zur gegenseitigen Anpreisung und Förderung, daß der Fremde glauben könnte, in eine ganze Pflanzschule von Genies geraten zu sein. In Württemberg aber fehlte es dem Genius von vorn herein an Verkündigern. Sollte ein einheimisches Erzeugnis dort Anerkennung finden, so mußte es zuvor exportiert und mit einer auswärtigen Marke wieder eingeführt werden. Ein preußischer Hauptmann war es, der die erste Ausgabe von Hölderlins Werken veranlaßt hat. In unsern Tagen hat der Norden begonnen, den Ruhm des halbverschollenen Mörike zu machen, wie er zuvor den Uhlands gemacht hatte. Von Schiller ganz zu schweigen. Nicht umsonst singt Mörike von diesem:

— der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Das war es, was ihm schließlich seine Geltung gab, daß er als Fremdling wiederkam. In echt schwäbischem Sinn hat einmal Theobald Ziegler den Ursprung der Redensart „er ist nicht weit her" untersucht. Daß er nicht weit her war, ließ auch Hermann Kurz nicht in seiner vollen Bedeutung erscheinen; gerade sein starkes Heimatgefühl, das ihn hinderte, den Boden Württembergs zu verlassen, ist ihm in der Heimat schädlich geworden. — Nicht als ob es den Schwaben an Sinn für ihre heimischen Produkte gebräche, sie tun sich vielmehr auf die große Menge ihrer schöpferischen Geister recht viel zugute; aber sie haben nun einmal die Neigung, diesen bei Lebzeiten den Brotkorb so hoch wie möglich zu hängen. Das wunderliche Stammes-Selbstbewußtsein, das sie so oft getrieben hat, ihre Großen als quantité négligeable zu behandeln, findet seinen klassischen Ausdruck in dem köstlichen Vers von E. Paulus:

Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das fällt uns gar nicht auf.

Auf einem so sonderbaren Boden war die berühmte alte „Schwabenkultur" aufgebaut. Freilich, es war ihr auch anzusehen. Sie umfaßte die ganze Welt des Gedankens und besaß doch nicht das kleinste Fleckchen, auf dem sie sich sichtbar niederlassen konnte. Das macht: sie war ausschließlich Männersache; die Schwäbinnen, wenigstens die des Mittelstandes, taten nicht mit, sie beharrten mit Ueberzeugung in der Unkultur. Es gab keine gesellschaftliche und ästhetische Erziehung durch die Frau; bei der Heirat brach entweder die Entwicklung des Mannes ab oder es trat bei

ihm eine völlige Teilung des inneren und des äußeren Menschen ein. Daher blieb diese Kultur eine rein literarische, die aus dem Studierzimmer der Poeten und Gelehrten nicht einmal bis in die nächste Umgebung den Weg fand, so daß, während das Familienhaupt zu den Sternen am geistigen Himmel zählte, häufig die nächsten Angehörigen in einer fast bäurischen Unwissenheit und Formlosigkeit dahin lebten. Es hat etwas Schauerliches, sich die Weltweite dieser Geister und dazu die erdrückende Enge ihres leiblichen Daseins vorzustellen. Dazu kommt, daß fast alle talentvollen jungen Leute durch die Armut zum unentgeltlichen Studium der Theologie getrieben wurden und daß eine Landpfarrei das gewöhnliche irdische Ziel der Titanensöhne war. Der Weg dahin führte durch die Pforte des „Landexamens" in die klösterliche Zucht der Seminarien und von da in das bekannte „Tübinger Stift." In diesem Stift, der wahren Stiefmutter unserer großen Geister, wurden sie in den Entwicklungsjahren von allem äußeren Leben ferngehalten und systematisch zu jener vielberufenen stiftlerischen Unweltläufigkeit erzogen, die ihnen später das Weiterkommen auf jedem anderen als dem von der Anstalt vorgeschriebenen Wege so sehr erschweren mußte.

Wenn es ohnehin die Art der schöpferischen Naturen ist, sich unter dem Eindruck ihrer inneren Gesichte schwerer in der Welt zurechtzufinden als der gewöhnliche Menschenschlag, so hat Alt-Württemberg seinen genialen Männern noch geflissentlich Ketten um Ketten an die Füße gelegt.

Hermann Kurz ist am 30. November 1813 zu Reutlingen geboren, der ehemaligen freien Reichsstadt, die ein Dezennium zuvor württembergisch geworden war. Die Eindrücke, die er dort empfing, haben all seinem späteren Dichten und Schaffen die Grundfarbe gegeben. Ich selber kenne die altertümliche, von den Geistern der Döffinger Schlacht umschwebte Jugendstadt meines Vaters nur aus seinen Dichtungen; das Reutlingen, das ich später mit Augen sah, ist davon so völlig verschieden, daß es mir niemals möglich war, beide in ein Bild zusammenzufassen. Seine Eltern waren, als ich zur Welt kam, lange tot. Ueberhaupt kannte ich keines von seinen früheren Angehörigen, als seinen einzigen Bruder, der ihn um wenige Jahre überlebte. In meiner Kinderphantasie spielte die mütterliche Familie, das alte Freiherrngeschlecht von Brunnow, unter dessen Reliquien wir heranwuchsen, eine große Rolle, während der väterlichen Vorfahren nie von uns gedacht wurde. Das war sehr begreiflich: mein Vater sprach uns nicht von ihnen, und meine Mutter hatte sie nicht gekannt. Sein Schweigen rührte jedenfalls zum Teil davon her, daß er diese Gestalten schon in Poesie verwandelt hatte und daß es ihm gegen die Natur ging, das dichterische Gewebe in seinem Geiste wieder aufzulösen und den nackten historischen Inhalt herauszuholen. Für ihn waren sie nunmehr völlig das, was seine Phantasie aus ihnen gemacht hatte. Ich hielt also, bevor ich seine „Familiengeschichten" kannte, nicht viel auf diese ehrsamen Reutlinger Glockengießer und Spritzenmeister, und mit der Offenherzigkeit, die Kindern eigen ist, sagte ich eines Tages zu meinem Vater: „Es ist eigentlich doch recht schade, daß unsere Mama nicht lieber einen Standesgenossen geheiratet hat, dann wäre ich jetzt auch eine Geborene." Er antwortete lächelnd, aber doch mit einem gewissen Nachdruck: „Du bist schief gewickelt, liebes Kind,

wenn du dir viel auf deine mütterlichen Ahnen einbildest, die als Raubritter auf ihren festen Burgen saßen und harmlose Wanderer plünderten. Da waren deine Ahnen väterlicherseits ganz andere Leute: regierende Bürgermeister und Senatoren einer kleinen Republik, die über Leben und Tod, über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten." — Diese Worte imponierten mir sehr, und von da an betrachtete ich die Reutlinger Vorfahren mit ganz anderen Augen, obgleich ich mich in ihre harte und enge Welt doch nicht hineinzudenken vermochte.

Sie reichen urkundlich bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück, wo sie als freie Bauern auf ihrem eigenen Erb und Lehen saßen. Um 1483 war ein Hanns Kurtz von Oesterreich mit einem Grundstück bei Kirchentellinsfurt belehnt worden. Von da an verschwindet der Name Kurtz nicht mehr aus den Annalen der freien Reichsstadt. Es wird seinen Trägern nachgerühmt, sie hätten frühe das Streben gezeigt, zur geistigen Aristokratie des Landes aufzurücken. Jedenfalls erscheinen sie schon in den ältesten Urkunden als ein freimütiges, unternehmendes, wohl auch etwas hochfahrendes, dabei aber kernhaftes und tüchtiges Geschlecht, das alsbald mit persönlichen Zügen hervortritt. Auch die Wander- und Abenteurerlust, die viele Glieder späterhin weit über die Erde verstreut hat, zeigt sich zeitig: im 16. Jahrhundert begleitet ein Sebastian Kurtz Kaiser Karl V. als fuggerscher Agent nach Italien und wird durch seine Aufzeichnungen zur wichtigen Geschichtsquelle für den schmalkaldischen Krieg. Die Familie schrieb sich abwechselnd Kurtz, Kurz und Curtius; unser Zweig hielt an dem älteren „tz" fest bis im Jahre Achtundvierzig mein Vater, seinem sonst so ausgeprägten historischen Sinn entgegen, das „t" aus dem Namen strich, weil jetzt jeder Zopf fallen müsse. Die Nachkommen haben aus Pietät die von ihm bestimmte Schreibart beibehalten, obwohl sie stets das Aufgeben der älteren Form bedauerten. Unser Familienwappen, ein goldener Löwe, der, auf grünem Dreiberg stehend, eine schwarze Hausmarke in den Pranken hält, wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts verliehen. Ein anderer Zweig, der bald ausstarb, erhielt für die in Kriegszeiten dem Kaiser geleisteten Dienste ein Wappen, worauf der römische Ritter Curtius dargestellt ist, wie er auf weißem Roß in goldener Rüstung in den von Flammen umzüngelten Abgrund sprengt. Unsern Ast begründete ein Michael Kurtz, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an der Spitze einer großen Werkstatt für Glocken und Feuerspritzen stand und seine Erzeugnisse durch die Schweiz und einen großen Teil Deutschlands versandte. Von ihm wird berichtet, er sei einmal auf vierzehn Tage in den Turm gesetzt worden, weil er gegen die vielen Steuern opponierte, und bei seiner Freilassung habe er einen Schein ausstellen müssen, daß er nicht, wie er gedroht, den einen oder andern Ratsherrn, wenn sie bei seinem Haus vorbei in die Kirche gingen, niederschießen würde. Man traute ihm zu, daß er der Mann wäre, seine Drohung wahr zu machen, denn man hatte ein mit zwei Kugeln geladenes Feuerrohr bei ihm gefunden. Auf diesen Feuerkopf folgte sein ebenso energischer Sohn Johannes, jener vielgewanderte Urahn mit dem spanischen Leibfluch und dem „bordierten Hütlein," bei dem meines Vaters Familiengeschichten beginnen. Das „bordierte Hütlein," das der wackere Zunft-

meister und Ratsherr als Zeichen seiner Würde trug, wurde in der Verwandtschaft sprichwörtlich bis auf unsere Generation; denn so oft einer aus der Familie den Kopf etwas hoch trug, hieß es von ihm: „er hat das bordierte Hütlein auf." Dieser Johannes, der sich im Ausland in seiner Kunst sehr vervollkommt hatte, brachte das väterliche Gewerbe erst recht in Flor. Nach seiner Rückkehr heiratete der stattliche junge Meister jene liebliche, durch einen Vormund um ihr Vermögen geprellte Schafhirtin, deren Geschichte in der „Reutlinger Glockengießerfamilie" erzählt ist.

In Wirklichkeit hieß sie Margarete; der Dichter hat ihr diesen Namen genommen, schwerlich aus Irrtum, sondern weil er ihn für die im „Witwenstüblein" erzählte Geschichte seiner eigenen Vatersschwester, der bekannten Frau Dote, brauchte, und hat ihn durch den gleichfalls poetischen Namen einer andern Vatersschwester Dorothea ersetzt. Herr Johannes war ein heftiger und ehrsüchtiger Mann, der nicht die geringste ihm zugefügte Unbill ertragen konnte; aber als bei dem großen Brande seiner Vaterstadt, dem er als Spritzenmeister zu wehren hatte, ein langjähriger Freund sein ganzes ihm anvertrautes Hab und Gut veruntreute, nahm er diesen Schlag geduldig als göttliche Schickung hin und begann getrosten Muts sein Handwerk von neuem. Was von ihm in der „Reichsstädtischen Glockengießerfamilie" erzählt wird, scheint durchweg auf Tatsachen zu beruhen, wogegen bei der romantischen Liebesgeschichte seines Sohnes Franz ebenso wie in der seines Enkels „Wie der Großvater die Großmutter nahm" der historische Zettel stark mit dichterischem Einschlag verwebt ist. Dagegen sind die Persönlichkeiten hier wie in den nachfolgenden Geschichten getreu nach den Ueberlieferungen und zum Teil nach der Erinnerung gezeichnet, besonders jener letztgenannte Großvater, der alte patriarchalische Senator Johannes, der „Herr Ehni" des Dichters, der als Siebenundachtzigjähriger wenige Tage vor seinem Tod in Gegenwart seines Enkels Hermann beim Scheibenschießen den Meisterschuß tat. Diesem liebenswürdigen Greis wird eine an den Jünger Johannes erinnernde Sanftmut nachgerühmt, welche Eigenschaft bis dahin nicht zu den vorwiegenden Stammesmerkmalen gehörte. Züge von ihm finden wir später in der heimeligen Gestalt des alten glockengießenden „Amtsbürgermeisters" der „Heimatjahre" wieder, dem sogar ein verstecktes Kennzeichen beigegeben ist: die Zinnbecher, aus denen der Wackere seine Gäste labt, tragen das Kurtzsche Familienwappen, den Löwen, der auf dem Dreiberg steht. Es liegt ein unwiderstehlicher aus dem Gemüte fließender Zauber über der Schilderung seines Heimwesens — „eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten," nennt es der geistvolle Kürnberger in seinen „Literarischen Herzenssachen." Vom Urgroßvater bis zur unvergeßlichen Frau Dote hat der Dichter vier Generationen seiner Familie in ihren Eigenheiten und ihrer Umgebung geschildert; ihnen schließt sich noch das Bild vom alten Vaterhause seiner Mutter in Tübingen an, das im ersten Buch der „Denk- und Glaubwürdigkeiten" so lebendig gezeichnet ist. Ueber die eigenen, früh verlorenen Eltern aber geht der Dichter mit wenigen eingestreuten Worten rasch hinweg; wohl nicht, weil ihn sein Gedächtnis auf diesem Punkt im Stiche ließ, sondern aus einer Scheu des Gefühlslebens, die ihm gerade über die Nächsten und Teuersten den Mund

verschloß. Es waren auch keine Erinnerungen so heller und freudiger Art, die ihn mit dem eigenen Vaterhaus verknüpften.

Sein Vater Gottlieb David Kurtz, der schon im dreiundvierzigsten Jahre an der Schwindsucht starb, war ein Mann von vorwiegend geistigen Interessen, ein heller Kopf, dabei glühender Verehrer Schillers, der glücklich war, wenn sein begabter Aeltester schon als kleiner Junge Schiller'sche Balladen und andere Gedichte rezitierte. Aber er hatte den kaufmännischen Beruf ohne innere Neigung erwählt, und dieser brachte ihm kein Glück; da er nun obendrein selbst eine Fortschritts- und Dissidentennatur war, sich auch durch einen Aufenthalt in der Schweiz größere Gesichtspunkte angeeignet hatte, konnte es ihm in der stockenden Enge seiner heimischen Verhältnisse nicht allzuwohl sein. Er wurde ein Parteigänger seines unglücklichen Landsmanns, des „Weltverbesserers" List, und spann dabei nach dem Zeugnis seiner Gattin „keine Seide". Wie der große Nationalökonom um jene Zeit in seiner Heimatstadt angeschrieben war, beweist des Dichters Bericht, daß, wenn er in der Knabenzeit sich irgendwie nicht in den hergebrachten Schlendrian fügen wollte, erschreckte Basen ihm zu drohen pflegten: „Wart, dir wird es gehen wie dem List!" — Durch unglückliche Unternehmungen kam mein Großvater um den größten Teil seines Vermögens. Der Kummer über dieses Mißgeschick, zu dem sich das körperliche Leiden gesellte, verdüsterte seinen frühen Lebensabend und trübte den Humor, der als Familienzug auch ihm nachgerühmt wird. Darunter hatte die Jugend des Sohnes zu leiden. Die beiden waren ganz geschaffen, sich zu verstehen, aber wie es häufig zwischen einem reizbaren Vater und einem lebhaften Sohne zu gehen pflegt, sie fanden den Weg nicht zu einander. Zwischen dem kränklichen, verstimmten Mann und dem begabten, temperamentvollen Knaben kam es häufig zu Mißverständnissen, die noch in der Seele des Sohnes schmerzlich nachzitterten, als er selber ein gereifter Mann war. Als düsterster Schatten aus seiner Jugendzeit begleitete ihn die Erinnerung an des Vaters Sterbestunde. Es war am 13. April 1826, daß den Leidenden in Gegenwart der Seinen der Tod ereilte. Man glaubte ihn schon verschieden und der zwölfjährige Sohn Hermann hielt ihm ein Licht an den Mund, um zu sehen, ob er noch atme. Da öffnete der Sterbende noch einmal die Augen und ließ einen großen Blick über ihn hinrollen, in dem das erschrockene Kind einen Vorwurf über diese letzte Störung zu lesen glaubte. — Des Vaters unbefriedigendes Schicksal muß dem jungen Hermann Kurz vor allem vorgeschwebt haben, als er im Jahr 1841 einem neugeborenen Neffen die Verse schrieb:[1])

— — Du bist o Kind von einem Stamme,
Dem es noch selten hier gelang,
Ein schöner Stern war seine Amme,
Doch leider stets im Untergang.

Die einen sind im Sand versunken,
Vom dumpfen Mißgeschick bedrängt,
Die andern sind im Schlund ertrunken,
Vom jähen Mut dahingesprengt.

[1]) Ungedruckt.

Stets unvollendete Geschicke,
Der Anfang groß, das Ende klein!
Wird das so bleiben mit dem Glücke?
Das halbe nie ein ganzes sein? — —

Sei du es denn, in dessen Leben
Vollendet ist der Väter Haus,
Dein, dein sei unser ernstes Streben,
Und führ es du ans Ziel hinaus.

Dir sei's, mein Liebling, zum Gewinne,
Was edel war an uns und echt,
Du unser Erbe und beginne
Ein neues glückliches Geschlecht.

Dieselben Gedanken und Empfindungen hatte er schon drei Jahre früher in einem Brief an Eduard Mörike ausgesprochen.

„Dieses Mißlingen nämlich, von dem ich sagte, scheint den Meinigen — von der gegenwärtigen Generation läßt sich noch nichts sagen — angeboren: mein Vater hatte die größten Ansprüche auf ein gelungenes Leben und ist bitter getäuscht worden, und ebenso ist es mit Onkeln und Vettern gegangen: die einen taugten gar nicht in die Welt, die andern haben mit dem besten Willen und Verstand nichts Gescheites herausgebracht (ich kann sagen just die, die den Familiencharakter entschieden an sich trugen; an Indifferenten hat's nicht gefehlt, die vorwärts gekommen sind), so daß sich einer, der das in seinem Blute fühlt, oft fragen mag: wird dieser Typus so fortdauern oder kommt zuletzt einer, dem Fortuna das gibt, was sie seinen Vorfahren so oft hinhielt und wieder zurückzog?" — Jener Neffe, dem er die im selben Brief erwähnte, sauer zu verdienende „Vollendung" zugedacht hatte, sollte ihrer freilich nicht teilhaft werden, denn er starb im frühen Kindesalter.

Ich gestehe, daß ich den auch sonst in der Familie verbreiteten Aberglauben, als ob ihre Glieder zum Unheil prädestiniert seien, meinerseits nie begriffen habe. Ich weiß freilich nicht, wer die „im Schlund versunkenen" sind. Die von dem Dichter geschilderte Ahnengalerie zeigt lauter Charakterköpfe, die sich mit ihren Eigenheiten und ihrem Willen durchzusetzen wußten. Um Hermann Kurz' dornenvolles Dichterlos zu erklären, bedarf es keines besonderen Familienunsterns, die politischen und sozialen Konstellationen seiner Zeit und seines kleinen Vaterlandes genügen dazu vollauf. Und wenn Goethe recht hat, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit ist, so darf sich dieses Geschlecht sogar ein begünstigtes nennen, denn es hat zu allen Zeiten starke Persönlichkeiten hervorgebracht. Ich will von der späteren Generation, neben dem Dichter selbst, nur seinen Lieblingsvetter, den eidgenössischen Obersten und Präsidenten des Berner Großrats Albert Kurtz nennen, von dem er uns Kindern gern das kühne Stück erzählte, daß er, als einst in Bern ein Engländer sich in angetrunkenem Zustand in den städtischen Bärenzwinger hinabgelassen hatte, den Unseligen mit eigener höchster Lebensgefahr der fürchterlichen Gesellschaft entriß, freilich schon zerfleischt und als Leiche.

War die Stellung zum Vater eine schwierige, so stand der Knabe seiner Mutter um so inniger nahe. Sie war eine Tochter des aus westfälischer Familie stammenden akademischen Buchdruckerherrn Schramm aus Tübingen, eine zarte stille, sinnige Natur, von der nach den Aufzeichnungen des jüngeren Sohnes der Dichter die feine Auffassung menschlichen Wesens und Treibens und die Milde des Charakters geerbt hat, während der poetische Sinn vom Vater stammen soll. Ob sich das letztere so ohne weiteres behaupten läßt, möchte ich jedoch bezweifeln. Daß mein Großvater dem phantasievollen Knaben die Romane, die dieser wirr durcheinander las, aus den Händen nahm oder vielmehr riß und ihm dafür Reisebeschreibungen und dergleichen unterschob, zeugt zwar von pädagogischer Weisheit und von gutem Geschmack, und daß er den Aberglauben in jeder Gestalt verfolgte, macht seinem Verstand Ehre; daß er aber den Rationalismus so weit trieb, auch mit den alten „Volksbüchern" in Fehde zu liegen, spricht gerade nicht für poetischen Sinn. Daß das eigentlich poetische dennoch von Seiten der Schwertmagen stammt, glaube ich aber gerne, denn die Pfarrerin Kenngott, bekannt unter dem Namen der Frau Dote, des Kaufmanns David Kurtz älteste Schwester, die die zweite Erzieherin des Dichters wurde, war selbst ein lebendiges Historienbuch und besaß daneben eine so große Phantasie, daß dieser ihr im „Witwenstübchen" sagen konnte: „Ich weiß wie schnell du ein Märchen zusammenbringst, wenn man eins von dir haben will." Von dieser köstlich frischen temperamentvollen Frau mit der unversiegbaren Laune und dem drastischen Mutterwitz, deren Wesen, freilich in viel engeren Rahmen und unter viel bescheideneren Formen, mannigfach an die berühmte „Frau Rat" erinnert, ist augenscheinlich die Lust am Fabulieren in die Familie gekommen und der Humor, der die Welt überwindet. Dagegen ist der sichere psychologische Instinkt, der sich oft in den Briefen der Mutter Kurtz ausspricht, dem Romandichter als schätzbares Kunkellehen zugefallen. Hinter der kraftvollen Silhouette der Frau Dote tritt freilich die Mutter des Dichters mit ihren zarten, fast hingehauchten Linien etwas zurück, aber eine unbedeutende Frau ist sie darum keineswegs gewesen. Bei aller Zartheit zeigen ihre Briefe eine große Selbständigkeit des Denkens, so besonders, wenn sie ihren Hermann wiederholt ermahnt, sich auch der neueren Sprachen zu befleißigen, da er sie einmal nötig haben könne, und vor allem den Widerwillen gegen das Französische zu überwinden, das nun einmal Weltsprache sei. So weit dachte niemand in ihrer Umgebung. Auch ein empfindliches ästhetisches Gefühl ist ihr eigen: einmal prasselt sie in helle Entrüstung auf, als der ebenso fein geartete Sohn sich vorübergehend in einer rohen Ausdrucksweise gefällt, womit die Kameraden ihn angesteckt haben, und vom Klarinettblasen rät sie ihm ab aus demselben Grunde, weshalb einst Alkibiades die Flöte verwarf.

Beide Söhne haben die Frühverstorbene als ein stilles, rührendes Heiligenbild verehrt; von ihr wurde in der Familie auch der aristokratische Zug in der Natur des Dichters abgeleitet. Sie hatte eine für ihre Zeit und ihren Stand durchaus nicht gewöhnliche Bildung und schrieb mit fließender gleichmäßiger Hand — im Gegensatz zu den seltsamen Kratzfüßen und dem fossilen „Gothisch" der Frau Dote — ein modernes, fast reines Deutsch.

Auch ihre jüngere Schwester, die im Jahre 1863 verstorbene Pfarrerin Moor, von der noch eine Erinnerung wie ein blasser Schein in meine eigene Kinderjahre fällt, hob sich durch ein feineres und vornehmeres Wesen von ihrer Umgebung ab, soll jedoch der Schwester nicht gleichgekommen sein. Von diesen Jugendeindrücken schreibt sich jedenfalls des Dichters Vorliebe für zarte weibliche Naturen her, die in gedrückten Verhältnissen ihren angeborenen Adel bewahren. Solche spürte er im Leben gerne auf und hat ihren Typus auch im „Weihnachtsfund“ in der sanften und fast seherisch tief blickenden Gestalt der Schusterin gezeichnet, die zwischen den derben Figuren der Umgebung hervorschimmert wie eine in grobes Gestein eingesprengte Goldader. Trotz der geringen Sorgfalt, die damals auf die Mädchenerziehung verwendet wurde, hatte der civis academicus Schramm erklärt, daß jede seiner sechs Töchter etwas lernen dürfe, entweder Malen oder Musik; meine Großmutter mit zwei andern Schwestern hatte das Malen gewählt, was ihr dann als Witwe, freilich in bescheidenster Form, zugute kommen sollte, da sie durch Anmalen von Bilderbogen (zu zwei Kreuzern pro Stück!) einen kleinen Zuschuß erwarb, wobei ihr der jüngere Sohn Ernst, wenn er die Schulaufgaben fertig hatte, des Abends noch ein paar Stunden behilflich war. Es gibt ein rührendes, altväterisches Familienbild, sich die beiden, Mutter und Sohn, bei der Oellampe oder dem Talglicht über ihren Bilderbogen zu denken, wie sie mühsam ein paar Kreuzer zusammenverdienen, das Lehrgeld für den begabtesten Aeltesten, der damals schon als Zögling in der Maulbronner Klosterschule sich auf das theologische Studium vorbereitete.

Der Dichter charakterisiert das Wesen seiner Mutter in wenig Worten, indem er sagt, daß sie alle Eigenschaften zur Führerin des heranwachsenden Jünglings gehabt hätte, daß es ihr aber bei ihrer Milde und Sanftmut gänzlich an der Schneide gebrach, die einem Knaben gegenüber erforderlich ist. Deshalb rief die Witwe in schwierigen Fällen, wo die mütterliche Autorität nicht ausreichte, die im Nachbarhause wohnende Schwägerin Kenngott zuhilfe, die das Regieren von Grund aus verstand. Mit welch anmutiger Ueberlegenheit die alte Frau dabei zuwege ging, ist im „Witwenstüblein“ zierlich dargestellt. Des Autors ausführliche Schilderung seiner Schulnöte und wie schalkhaft klug die Frau Dote als strickende Muse seinen lateinischen Pegasus zum Wettlauf anfeuerte, hatte Heyse in seiner Ausgabe der Gesammelten Werke aus künstlerischen Gründen geopfert, und es hätte vielleicht dabei sein Bewenden haben dürfen, weil die Hauptgeschichte, von diesem Gestrüppe befreit, sich wirksamer abhebt. Fischer hat die gestrichenen Stellen und damit die etwas beschnittene Gestalt der Frau Dote wieder ergänzt; was die Kunst dabei verliert, hat die Autobiographie gewonnen. Vielleicht ist dieses Kapitel auch kulturgeschichtlich nicht ganz unwichtig; es zeigt, wie sauer unsern Vätern der Weg zur Schule gemacht wurde und was die gute alte Zeit, aus der Nähe gesehen, für ein knochenhartes Gesicht hat. Mit Grausen erinnere ich mich gewisser Massenexekutionen in der Schule, von denen mein Vater, in der Erinnerung selbst noch grausend, erzählte.

In dem halb klösterlich, halb militärisch eingerichteten Seminar dauerte

die strenge Zucht, wenn auch natürlich ohne körperliche Strafen, fort; wie ihr der Jugendübermut an allen Ecken und Enden Schnippchen schlug, ist in den „Jugenderinnerungen" ergötzlich zu lesen. Noch ausführlicher hat der Dichter das Maulbronner Treiben in dem früheren Schluß der „beiden Tubus" dargestellt. Manche der dort eingeflochtenen Anekdoten habe ich ihn als selbsterlebte erzählen hören, wie überhaupt in allen seinen Schriften, den einzigen „Sonnenwirt" vielleicht ausgenommen, ein gut Stück Autobiographie verwoben ist.

Ein frischer, geistig angeregter Zug ging durch die ganze Promotion,[1]) der Hermann Kurz angehörte und die weltabgeschiedene Lage des alten schönen Klosters inmitten tiefdunkler Wälder, seine herrlichen, damals etwas verfallenen Bauformen regten den Hang zur Poesie und Romantik mächtig auf. Nicht nur zu solchen nächtlichen Abenteuern wie den Kletterpartien über die Dächer und der Entdeckung des berüchtigten Blutflecks an der Mauer in Dr. Fausti Gemach (zu welchem Fund jedoch Mutter Kurz ketzerisch bemerkte: „Ich glaub's gewiß nicht, daß den Faust der Teufel geholt hat") taten sich die Kameraden heimlich zusammen; man pflegte auch ganz in der Stille ideale Interessen, die im Seminar als Allotria verpönt waren, und mancher, der später ein zahmer Philister werden sollte, hat damals munter seinen Pegasus mitgetummelt. Da wurde ein „Maulbronner Musenalmanach" geführt, zu dem die mehr oder minder begabten Mitarbeiter ihr bestes an Poesie oder Witz beigesteuert haben. Von den darin verewigten Namen ist nur der des „Primus" Eduard Zeller, des nachmaligen Berliner Philosophieprofessors, der Oeffentlichkeit bekannt geworden. An denselben Zeller ist wiederum ein launiges Gedicht meines Vaters gerichtet, worin sich die Strophe findet:

„Zeller, lieber Zeller, sage,
Was ich in dem Herzen trage,
Denn die Philosophen können
Alles was es gibt benennen."

Beweis, daß jeder von den beiden Siebzehnjährigen seinen künftigen Beruf vorausgenommen hatte. Der Almanach ist zwar von meines Vaters Hand geschrieben, aber die Kinder seiner eigenen Muse enthält er nicht; diese, die neben den dilettantischen Versuchen der andern schon die Löwenkralle zeigen, stehen in einem besonderen Heft; darunter sogar einige seiner besten lyrischen Sachen neben andrem ganz unreifem, wie es dem Alter des Verfassers entsprach. Aus seinem späteren rückblickenden Gedichte „Maulbronn" sieht man, welcher Vorfrühling diese zeitigen Blüten herausgelockt hat.

— „Aber nachts wenn alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forschend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Doch es kam ein Frühgewitter über meinen Lebenstraum,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Saum.

---

[1]) Unter Promotion versteht man die Abiturienten einer Altersklasse des niedrigen Seminars, die gemeinsam zur Hochschule abgehen; auch diese Altersklasse schlechtweg.

Lieb und Freundschaft wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben reich! [1])
Und in manchem leisen Liede löst' ich dunklen Herzensdrang,
Das in scheuer Trauer zwischen fernem Waldgebüsch verklang. —"

Der liebebedürftige Jüngling hatte sich nach einigen vorangegangenen Enttäuschungen mit dauernder Neigung seinem gleichaltrigen Stubengenossen Edmund Bilhuber angeschlossen, mit dem er Bett an Bette schlief. Von dem Freunde, der auf seine poetischen Interessen einging und sich auch nachmals verschiedentlich an seinen metrischen Uebersetzungen beteiligte, wurde Hermann Kurz je und je zum Maienfest oder über die Weihnachtsferien in sein Elternhaus nach Vaihingen mitgenommen, wo der Vater Apotheker war. Dieser, ein literarisch angehauchter und sehr wohlgelaunter Mann, pflegte den jungen Dichter dadurch in Harnisch zu bringen, daß er die im Literaturblatt abgedruckten Angriffe Menzels auf Goethe wiederholte und eifrigst verteidigte, was dann heftige Kontroversen hervorrief. Dort lernte er die drei Schwestern des Freundes kennen und der ältesten, Luise, widmete er seine ersten und vielleicht ernstesten poetischen Huldigungen. Der Schauplatz dieses ganz aus Illusion gewobenen Jugendglücks hat sich dem Dichter tief ins Herz geprägt; die Enz, die jenes Tal durchzieht, rauschte noch mächtig in seiner Phantasie, als er die „Heimatjahre" schrieb; das Lottchen dürfte die idealisierten Züge der Jugendgeliebten tragen. Auch die Lieder, in denen sich der „dunkle Herzensdrang" löste, sind nicht alle verklungen; die besten davon wie „Bei dem lieblichsten Geschäfte" und „Stille, stille" finden sich noch in der neuen Ausgabe. Ebenso wie die Unruhe einer ersten Leidenschaft trieb den Jüngling das Gären und Wogen der Dichterphantasie umher und der Unmut, sich bei dem eisernen Stundenplan der produktiven Stimmung nicht hingeben zu dürfen. Einige ungedruckte Gedichte aus dieser Zeit lasse ich als kleine Nachlese am Schluß des Kapitels folgen; damals schrieb er unter anderm auch ein schwäbisches Sonett, wohl das erste, das in dieser Mundart gedichtet worden ist, wie der Verfasser selbst vermutet. Man erwarte keine reingeschliffenen lyrischen Edelsteine, nur als Zeugnisse des Werdens haben diese Gedichte eines Siebzehnjährigen für die Nachlebenden ihre Bedeutung.

Der Freiheitskampf der Polen regte in der politischen Stille jener Tage das Gemüt des deutschen Volkes mächtig auf. Unsre Maulbronner Jugend spendete der unterliegenden Sache nicht nur reichlichen poetischen Tribut, sie verband sich auch zur werktätigen Unterstützung der Flüchtigen. Die Zöglinge veranstalteten Auktionen, wo dieselben Gegenstände zwei- bis dreimal verkauft wurden; auch Konzerte und eine Theateraufführung „zum Benefiz der edlen Polonen" fanden statt. Hermann Kurz, damals ein

---

[1]) Hier fanden sich in der ersten Ausgabe der Gedichte von 1836 die Zeilen:

Wenn ich denke, wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit *einem* Namen aus.

Das „lichte Haus" der Liebe und Freundschaft war — die hellgelb angestrichene Apotheke zu Vaihingen.

schmächtiger, lang aufgeschossener junger Mensch, spielte in Körners „Banditenbraut“ die Titelrolle.

Aber das junge Talent mit seinem wühlenden inneren Leben und seinem starken Unabhängigkeitstrieb konnte sich in die starre Klosterdisziplin nicht finden, und seine häufigen Verstöße zogen ihm das Mißwollen der Lehrer zu, obgleich gegen seinen Fleiß und seine Fortschritte nichts einzuwenden war. Insbesondere ein Repetent namens Hartmann, ein nicht unedler, aber jähzorniger und nervös aufgeregter Mann, war ihm aufsäßig, und es schien eine zeitlang, als habe es dieser „tiran“, wie ihn die Frau Dote in ihren Briefen nennt, darauf abgesehen, den Ausschluß des unbotmäßigen Zöglings zu veranlassen. Es regnete auf den Uebelangekommenen mit Noten und Karzerstrafen, die alsbald nach Reutlingen berichtet wurden und die beiden Witwenstübchen in Angst und Aufruhr setzten.

Zu dem raschen Wesen des Jünglings stehen die angstvollen Mutterbriefe, die der Sohn pietätvoll aufbewahrt hat, in wehmütigem Kontrast. Wie quält sich die arme Frau um die Entwicklung und Zukunft des Wildlings, wie glücklich ist sie, wenn seine Briefe ihr die Hoffnung geben, daß jetzt ein sanfterer Geist in ihn eingezogen sei! Sie sucht ihm das Wesen seiner Lehrer zurechtzulegen, die sie doch nur aus seinen Schilderungen kennt, sie rät dem Ungestümen vom übereilten Freundschaftschließen ab und warnt vor falschen Kameraden, die sie mit feinem Instinkt aus der Ferne durchschaut. Gewiß ist das Gedicht:

Monika die bange Mutter
Augustins des Stolzen, Hohen

aus der Erinnerung an diese Aengste geboren. — Einmal hat er sich gar eine Pfeife angeschafft! Eine Pfeife, die unnützes Geld kostet, während er weiß, daß das Rauchen im Seminar aufs strengste verboten ist, ja mit Ausschluß aus der Anstalt bestraft werden kann. Aber die Kameraden haben ein heimliches Rauchkonventikel eingeführt, und wer sich entzieht, wird als Kopfhänger verspottet. Schweres Dilemma für ein Jünglingsherz! In einem vier Seiten langen, tränenüberströmten Brief läßt die Mutter Hölle und Himmel auf ihn einstürmen. Und damit nicht genug; auch die Dote mit ihrem Ur- und Kerndeutsch rückt diesmal zur Unterstützung der Schwägerin heran. Mit ihrer erstaunlichen Pfote und einer ganz unerhörten Orthographie schreibt sie dem jungen Sünder:

„bey deinem ab' Schied war ich so vergnüt und Sagte zu dir, ietz hab ich keine Sorgen mehr über dich aber es hat nicht lang gewehrt, so kommen sie mit Haufen. Warum bist du wieder ins Katzer[1]) gekonnen, was hast du gethan um Gottes willen, wen du noch Einmal darein konnst, so wirst du hin aus geworfen, was wehre das for ein unglick for dich und deine l. Mutter und l. Ernst und die par Tag wo ich noch leb. es ist doch zu arg was du uns for iammer Machst. Das hat viel tränen ver urschat[2]) und noch eine Pfeife gekauft und keine Eigenen 1 ✝[3]) dar zu gehabt und eben das Hinaus werffen dar auf gesetz ist,

[1]) Karzer, [2]) verursacht, [3]) Kreuzer.

es Scheint mir bald voll [1]) als thaste [2]) du es dar auf. kein größer unglück läß sich denken vor dich und deine so zärtlich Mutter, die blos vor ihre Kinder lebt und für ihr wohl. —"

Ein andermal bei ähnlichem Anlaß faßt die Dote sich kürzer und rät ihm nur aus ihrer Lebenskenntnis heraus:

„Was andere thun das du ia Selber nicht vor gut halst tu es ia nicht. Dir nimms man vor übeler auf als die Reiche Kerl."

Das A und O der mütterlichen Ermahnungen ist das Sparen. Sie empfiehlt ihm, den Wachsstock nicht unnütz zu verbrennen, denn er hat vierundzwanzig Kreuzer gekostet! und auch das Siegellack auf den Briefen besser zu sparen — die „verpetschierten Briefe" erzürnen sie ohnehin, weil sie nicht schnell genug zum Inhalt kommen kann. Diese Sorge für das Allerkleinste darf man nicht mit Kleinlichkeit verwechseln; bezeugt doch auch der in viel glücklicheren Verhältnissen aufgewachsene Robert v. Mohl in seinen „Lebenserinnerungen," daß man im alten Württemberg „nicht durch Einnahmen sondern durch Nichtausgeben wohlhabend wurde oder wenigstens die Lebensforderungen befriedigen konnte". Wenn dies von den Familien der Geheimen Räte und Präsidenten gilt, so kann man daraus den Rückschluß auf das Witwenstübchen meiner Großmutter ziehen. Sie kargt und darbt denn auch, wie es nur eine Mutter fertig bringt, sie „malt sich fast blind," um ein paar Kreuzer für ihn zu erübrigen, der kleine Bruder steuert gelegentlich sein eigenes Erspartes bei und dann beben beide, ob der Strudelkopf das Geld auch richtig verwende. Dieser tut sein Bestes, aber ein Spargenie wie die andern Familenglieder ist er nicht. Immer wieder läßt er sich kleine Ausschreitungen zu schulden kommen, die er zwar reuig selbst bekennt, aber umsonst, die Versuchung zum Splendidsein überwältigt ihn stets aufs neue. Zuweilen droht die arme Frau, ihm die kleinen Subsidien ganz zu entziehen, aber sie bringt es nicht übers Herz, und am Schluß des Briefes legt sie dann doch wieder ihren Taler ein. Daß der Jüngling eines Tages solch einen sauer gesparten mütterlichen Taler in einem Biergarten der aufwartenden Hebe als scheue Huldigung unbemerkt ins Schürzentäschchen gleiten ließ, das hat sie zum Glück nie erfahren! Rasch zehrte der Druck des Lebens diesen zarten Organismus auf. Zwar sobald ein Sonnenstrahl in ihr trübes Dasein fällt, so bricht auch ihr jugendliches Gemüt wieder durch, sie ist imstand, sich höchlich an einem Seiltänzer zu ergötzen und wünscht sich die Freude, bei einer Hochzeit in der Verwandtschaft noch einmal mit ihrem Hermann zu tanzen, aber mit vierzig Jahren neigt sich schon ihr Leben zum Ende.

In ihr letztes Jahr fiel die Hinrichtung des Helfers Brehm, [3]) jene schauerliche Begebenheit, die F. Th. Vischer unterm Namen „Schartenmaier"

[1]) beinahe, [2]) tätest.

[3]) Der Prozeß des Hilfsgeistlichen oder „Helfers" Brehm war zu seiner Zeit eine cause célèbre, von der heute wohl nur noch wenige wissen. Der unglückliche Vikar hatte das neugeborene Kind seiner Magd, mit der er ein Liebesverhältnis unterhielt, bei Seite geschafft und wurde wegen Kindsmords zum Tode verurteilt. Als erschwerender Umstand fiel ins Gewicht, daß er Geistlicher war.

im Bänkelsängerton besungen hat. Ihr jüngerer Sohn wurde mit der übrigen Schuljugend nach der wilden Sitte der Zeit zum Zuschauen kommandiert, woran er noch als alter Mann mit Entsetzen dachte. Für die feinfühlige Frau, die viel humaner empfand als ihre Zeit, war das ein fürchterlicher Tag, wie schon der ganze Prozeß, über den sie ihren Aeltesten immer auf dem Laufenden hielt, ihr mit der Menschheit ganzem Jammer zugesetzt hatte. Und angstvoll war ihr vor dieser schauerlichen Mahnung der Zweifel aufgestiegen, ob ihr Sohn denn wirklich zum Geistlichen auch den inneren Beruf habe. Als wäre sie hellsehend geworden, wirft sie schon jetzt die Frage auf, die den Jüngling wenige Jahre später in so schwere innere Kämpfe stürzen sollte.

Während Mutter und Sohn die Tage bis zu den nächsten Ferien zählten, lauerte schon der Tod, das Wiedersehen zu vereiteln. Am 16. Februar 1830 wurde die Liebevolle ihren verwaisten Söhnen entrissen.

Da sie nie von ihrem Leiden sprach und der letzte Brief, der vierzehn Tage vor ihrem Tode geschrieben ist, noch mit derselben Sorgfalt auf alle kleinen Einzelheiten eingeht, muß der Schlag den abwesenden Sohn ganz unvorbereitet getroffen haben. Er überließ sich der leidenschaftlichsten Verzweiflung, so daß der jüngere Bruder ihn trösten mußte. Dieser, dem Verhältnisse und Anlagen eine viel bescheidenere Laufbahn bestimmten, sah stets mit Bewunderung zu den glänzenden Gaben des Aelteren auf, war aber bei seinem gelassenen, gleichmäßigen Temperament und seinem friedlichen Lebensgang öfter in der Lage, Jenem eine Stütze zu sein. Ein liebevolleres, neidloseres Bruderherz hat es nie gegeben. Der Aeltere erwiderte die brüderliche Liebe mit der gleichen Anhänglichkeit und ließ den Jüngeren an seiner geistigen Fülle teilnehmen, so weit es die getrennten Lebenswege gestatteten. Die Brüder sind sich denn auch lebenslang in unwandelbarer Treue verbunden geblieben; der Jüngere, der selbst ein anmutiges poetisches Formtalent besaß und mit größter Leichtigkeit launige Gelegenheitsgedichte schrieb, hat das Schaffen des Dichters, wie er selber sagt, „mit Andacht" verfolgt, er hat ihm in schweren Zeiten ein Asyl in seinem Hause geboten und ist später dessen Hinterbliebenen ein treubesorgter Berater gewesen, bis den Hellen, Freundlichen selber unerwartet ein düsteres Verhängnis wegriß.

Nach dem Tode der Mutter trat die Frau Dote mit ihrer ganzen Person in die Lücke. Sie nahm den Knaben Ernst unter ihre warmen Fittiche, bis er etwa fünfzehnjährig bei seinem späteren Schwiegervater, dem Stabsamtmann Faber[1]) als Incipient die Notariatskarriere betrat. Ihren Hermann, der ihr Augapfel war und blieb, bemutterte sie aus der Entfernung, sorgte für all seine kleinen Bedürfnisse und setzte ihm den Kopf zurecht, wenn er sich in die Menschen nicht schicken wollte. Es läßt sich kein liebenswürdigeres Verhältnis denken, als das zwischen der einfachen alten Frau und dem genialen hochstrebenden Jüngling, zu dessen ihr kraus dünkenden Wegen sie nie das Vertrauen verliert, daß es die rechten seien, weil es ja die seinen sind, — und der seinerseits mit den gährenden Welten

[1]) Dieser Faber tritt in den „Heimatjahren," deren Episodenreichtum ja vielfach auf Ueberlieferungen beruht, als der Nürtinger Lateinschüler auf, der dem vom Herzog geschossenen Hasen den kunstgerechten Genickfang gibt.

im Hirn doch immer den Respekt vor der schlichten ungelehrten Menschlichkeit seiner alten Pflegerin bewahrt. Uebrigens kam er mit seinen Vorgesetzten besser zurecht, seit jener Hartmann, der sich nach und nach mit der ganzen Promotion verfeindet hatte, vom Schauplatz abgezogen war und statt seiner der junge David Friedrich Strauß als Repetent Colleg las. Dieser entzückte schon damals durch seinen geistvollen und lebendigen Unterricht die jungen Leute, die er ein Jahr später auf der Hochschule abermals als begeisterte Zuhörer seiner philosophischen Vorträge um sich versammeln sollte.

Im Herbst 1831 fand die Schlußprüfung statt, die dem Zögling die Pforten des höheren theologischen Seminars in Tübingen öffnete. Als der Maulbronner Freundeskreis sich trennte, schrieb der junge Hermann Kurz einem Kameraden mit Namen Scherber auf das erste Blatt seines Stammbuchs:

Die wir jung und lebensfrisch
Hier in Scherbers Album hausen,
Werden einst an seinem Tisch
Als bekreuzte Blätter schmausen.
Grüß' ich denn hiemit den Trupp
Der noch kommenden Genossen,
Denn dereinst im stillen Klub
Bleibt der Mund mir fest verschlossen.
Scherbern auch den edlen Wirt,
Grüß ich namens aller Gäste,
Wenn er mit uns schmaust und klirrt
An dem stummen Totenfeste.

Wie charakteristisch ist dieser Stammbuchvers für die überstarke Jugendkraft, die in ihrer Lust am Gegensatz so gerne mit dem Todesgedanken spielt!

Nachlese aus den Gedichten der Maulbronner Zeit.

Noch weiß ich einen schönen Augenblick,
Ob alles auch mich kränke,
Wenn ich an den gedenke,
So fühl ich Glück!
Gleich kurzem Strahl aus trüber Wolken Grunde
War mir's als eine flücht'ge Weile
Ein schönes liebes Haupt in Eile
Zum Gruß an meines sich gedrückt:
Warum, so hoch beglückt,
Ach warum starb ich nicht in jener Stunde?

Nichts hab ich heute aus dem Schacht
Zu Tag gebracht,
Doch hab ich stets an dich gedacht.
Ich blicke aufwärts zu dem Glanz der Sterne
Und flüstre in die Ferne:
Mein süßes Leben, gute Nacht!

Poetisches Ringen.

Wie braust das Herz, wie wogen die Gefühle!
Es flutet mir, ein stark bewegtes Meer,
Das innre Leben treibend hin und her,
Die Klarheit sinkt in diesem Wellenspiele!

Aus dieser Stürme ungestümem Heer,
Aus diesem heftig schwankenden Gewühle
O lenkte mich ein Gott zu einem Ziele!
In diesem Drang fühl ich mich selbst nicht mehr.

Vergebens! Nicht in Worte kann ichs greifen,
Die Hand erfaßt ein dunkles Schattenwesen,
Wenn innen die Empfindungen sich häufen.

Nur in ein Ahnen wills zuletzt sich lösen,
Und dann umweht mich friedlich stilles Sehnen
Und aus dem Busen quellen sanfte Tränen.

Sitz ich so da, von Träumerein gebunden,
Bewußtlos irrend auf der Dichtung Saiten,
Gespinnst zusammenrollend aller Zeiten,
Das Aug ins Blau des Weltalls hingeschwunden.

Das Herz, getroffen und geheilt von Wunden,
Läßt Bilderreihn zu holdem Weben gleiten,
Ahnungen, die auf künftge Schöpfung deuten:
Das sind des Klosterlebens schönste Stunden!

Ein Walten regt sich dunkelhell am Himmel,
Es ist als wollte fallen eine Hülle,
Da steigt ein schönes Bild vom Meer der Klippen,

Es dringt durch das verschwindende Gewimmel,
Die Arme weit, geschwellt des Busens Fülle,
Und immer näher schwebt es zu den Lippen.

Wie schön, o süße Freundin, wenn im Schweben
Des Geistes wir auf einem Weg uns finden,
Wie in des edlen Schachtes tiefen Gründen
Sich grüßen zwei in Einer Ader Streben.

Schlug nicht dein Herz in einem süßen Beben,
Wenn ein verwandtes Wort uns konnt' entzünden
Zu eines Strahles seligem Verbinden,
Auf dem die Seelen sich zum Aether heben?

Da sind die Augen aus dem Buch geflogen,
Die Blicke sind in Einen Blick geflossen,
Zusammeneilend auf der Liebe Flügeln,
Zusammenschwimmend auf der Liebe Wogen.
Es ist als wär ein neuer Bund geschlossen,
Und diesen darf doch wohl ein Kuß besiegeln?

Einsam, verbannt in eine leere Wüste,
Nah' ich zu eurem Tempel, teure Musen,
Und werf in eure Arme liebend mich.
Ich habe niemand, keine treue Brust,
Aus der ich Trost und Freude saugen könnte,
Mit der ich Glück und Unglück teilen dürfte;
Wohl hab ich Freunde, aber keinen Freund!
Kein Herz ist das mein Herz verstehen möchte,
Kein Geist, der auf den Schwingen der Gedanken
Mit meinem Geist den Flug vereinen wollte.
Ich wohne still, ein Fremder unter Fremden,
In mich gedrängt, die Pflanze die kein Baum
In seine Arme fassend schützt und hält.
Vater und Mutter haben mich verlassen
Und ruhen tief von dieses Lebens Mühn.
Ich habe keine Schwestern, die mein Herz
Mit treuer inniger Liebe fest umfaßten.
Seid ihr, o Musen, meine lieben Schwestern
Und helft mir tragen alles was mich preßt;
In euren stillen Busen laßt michs legen,
Wenn Glück den meinen schwellt, in eure Brust
Laßt mich vertrauensvoll den Kummer schütten,
Der mir ein Erbteil war seit Jahren schon.
Ich muß ja jemand haben, daß ich nicht
Vergeh, verschmacht' in dieser Einsamkeit.
Ein Wesen lebt, zu dem mein Herz mich zieht,
Nah ists und doch so fern, denn ich bin Sklave,
Galeerensklave, der die Kette sprengt,
Und dieses Wesen, euch o teure Schwestern
Euch weih' ich diese liebliche Gestalt,
In eurem Tempel stell ich auf ihr Bild
Und knie schweigend in dem Heiligtum,
Das Haupt gesenkt, der Priesterweihe wartend,
Die vom Gemeinen rettend mich erhebt.

Nun sind des Tages Stunden voll,
Verklungen auch ein halber Sang;
Wie mir doch heut der Busen schwoll
Im heißen Liederdrang!

Die Töne sind ins Herz gedrückt,
Erloschen ist des Liedes Licht,
Ich habe keine Blum' gepflückt,
Warum? Ich durfte nicht.

O Nachtigall, ich frage dich,
Wer von uns beiden edler sei?
Doch was bist du, und was bin ich?
Gefangen ich, du frei!

(Schluß folgt.)

Ueber Gestalt und Spektrum der Atome.[1])

Von Ferdinand Lindemann in München.

Als die würdigste Feier akademischer Gedenktage gilt es allgemein, wenn der Redner bei dem festlichen Anlasse über ein Gebiet seines Faches im Zusammenhange berichtet. Für den Mathematiker ist diese Aufgabe schwierig; gestatten Sie ihm deshalb, wenigstens die reine Mathematik bei Seite zu lassen und hier ein Gebiet aus den Anwendungen seiner Wissenschaft zu besprechen.

Die Chemie lehrt uns, daß alle irdischen Stoffe sich aus einigen siebenzig sogenannten Elementen zusammensetzen lassen; auf die genaue Zahl kommt es hier nicht an, sie wird sich wahrscheinlich bei weiterer Verfeinerung der Beobachtungsmethoden noch weiter vergrößern. Aber die Tatsache fesselt unsere Aufmerksamkeit, daß die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit aller körperlichen Erscheinungen, seien sie organischer oder anorganischer Natur, aus einer so kleinen, vor allem aus einer endlichen Anzahl verschiedener Stoffe sich aufbauen läßt.

Worin besteht der Unterschied dieser Stoffe? Der Chemiker gibt uns Kennzeichen für die Unterscheidung durch seine Analyse, die Farbe der Niederschläge bei gewissen Reaktionen, die Kristallform dieser Niederschläge u. s. f.; dadurch sind indessen immer nur charakteristische Erkennungsmerkmale bezeichnet; die Frage nach der innern Natur der verschiedenen Elemente bleibt unbeantwortet. Wir müssen vielleicht zweifeln, ob diese Frage überhaupt zu beantworten ist. Im Gegensatze zur Philosophie genügt es der Naturwissenschaft zu zeigen, daß die Unterschiede vorhanden sind, und daß man Mittel hat, sie streng zu klassifizieren. Darauf beschränkt sie sich gern; und wenn sie auch weiter gehen wollte, so würde die Linie, über welche hinaus uns die Antwort versagt bleibt, vielleicht verschoben, niemals wird sie ausgelöscht werden. Immerhin dürfte es lohnend sein, dies wenigstens zu versuchen: vielleicht gelingt es, die Frage nach den qualitativen Unterschieden der Materie quantitativ zu formulieren, z. B. auf eine rein geometrische Frage der Form zurückzuführen; ist doch in der analytischen Geometrie auch jedes Problem der Form leicht quantitativ auszudrücken. Dann hätten wir die gestellte Frage mathematisch präziser gefaßt und damit wenigstens vereinfacht.

---

[1]) Rede, gehalten am 26. Juni 1905 bei Gelegenheit des Stiftungsfestes der Ludwig-Maximilians-Universität in München vom derzeitigen Rektor.

Vorstellungen über die tatsächliche Einheit aller Materie sind von jeher allgemein verbreitet gewesen; die Mechanik und die Astronomie arbeiten stets mit den Begriffen von Gewicht und Masse, bei denen kein Unterschied zwischen den verschiedenartigen Elementen der Chemie gemacht wird, bei denen aber implicite schon die Idee von der Einheit der Materie zu Grunde liegt, indem eine aller Materie gemeinsame Eigenschaft postuliert wird.

Die Atome der Chemiker sind die kleinsten Teile der Materie, die selbständig für sich bestehen oder mit andern Atomen in Verbindungen eintreten können. Das hindert nicht, daß sie selbst sich aus noch kleineren Teilchen zusammensetzen, deren Isolierung uns nur nicht gelingt. In der Tat hat man ja in allerneuester Zeit geglaubt, auch hier einen Schritt vorwärts tun zu können, indem man sich vorstellt, daß unter Wirkung von elektrischen Kräften in den sogenannten Geisler'schen oder Crookes'schen bezw. Hittorf'schen Röhren ein Zerspalten der Atome tatsächlich eintritt, daß die sogenannten Kathodenstrahlen eben nichts anders sind, als die Bahnen der zerstäubten Moleküle; und die Versuche mit dem rätselhaften Radium scheinen sogar dahin geführt zu haben, solche Uratome so umzulagern, daß sich aus einem Elemente ein anderes, aus dem Radium das Helium bildet. Wie es sich auch mit diesen noch unsicheren Versuchen verhalten mag, so viel steht fest, daß diese neuesten physikalischen Spekulationen dazu beigetragen haben, die Ueberzeugung von der Wesenseinheit aller Materie neu zu beleben und allgemeiner zu verbreiten.

Wenn der Mathematiker mit den ihm eigentümlichen Hilfsmitteln die aufgeworfene Frage behandeln will, so muß er zunächst aus der Mannigfaltigkeit der chemischen Merkmale ein solches herausgreifen, das der quantitativen Darstellung zugänglich ist, und das sich wirklich nur auf das Atom (nicht, wie z. B. Kristallform, auf Atomgruppen) bezieht. Jedem Elemente kommt ein ganz bestimmtes, aus einer gewissen Zahl von wohl definierten Linien bestehendes Spektrum zu, an welchem das Element umgekehrt sicher erkannt wird; d. h. im gasförmigen und glühenden Zustande (wo die Atome sich einzeln frei bewegen) sendet jedes Element (also jedes einzelne Atom dieses Elementes) Licht aus, das durch den Spektralapparat betrachtet, nicht ein kontinuierliches, in verschiedenen Farben gefärbtes Bild liefert, wie z. B. das Sonnenlicht, sondern eine Anzahl diskreter Linien, deren Lage mit außerordentlicher Genauigkeit festgestellt werden kann, und deren jede einer ganz bestimmten Wellenlänge der zugehörigen, die Farbe exakt definierenden Lichtschwingung entspricht. Diese Wellenlängen sind Zahlen, also quantitative Größen, durch welche alle qualitativen Eigenschaften des betreffenden Elements völlig bestimmt sein müssen.

Von diesen Zahlen wird der Mathematiker ausgehen. Er hat dann folgendes Problem vor sich: Im sonst leeren Raume, der nur mit Lichtäther erfüllt ist, schwebt ein materielles Teilchen, von dem eine Reihe von Schwingungen, jede mit genau definierter Wellenlänge, ausgehen, die sich nach allen Richtungen verbreiten und als Licht bestimmter Farben gesehen werden; welche Eigenschaften muß das Teilchen haben, um nur Lichtschwingungen mit diesen bestimmten Wellenlängen oder Gruppen von Wellenlängen und keine anderen zu erzeugen? Für die mathematische Behandlung

können als solche Eigenschaften nur die Form des Teilchens und die Verteilung der Materie in seinem Innern, d. h. die Dichte und Elastizität dieser Materie in Betracht kommen, aber für solche Behandlung muß die Fragestellung zunächst umgekehrt werden: Gegeben ist ein materielles Teilchen von bestimmter Gestalt, Dichte und Elastizität, das frei im Lichtäther schwebt; welcher Art sind die von ihm ausgehenden Lichtschwingungen, d. h. welche Wellenlängen haben seine sogenannten „Eigenschwingungen"?

So gestellt, hat man es mit einem wohl definierten mathematischen Probleme aus der Theorie der partiellen Differentialgleichungen zu tun: Die Materie im Innern des Teilchens wird in Schwingungen versetzt (z. B. durch Zusammenstöße mit anderen Teilchen); diese Schwingungen setzen sich in den umgebenden Lichtäther durch die Oberfläche des Teilchens hindurch fort, ohne daß an dieser Oberfläche irgendwie eine Unterbrechung der Stetigkeit stattfände; dadurch ist eine endliche oder unendlich große Anzahl von möglichen Wellenlängen mathematisch bestimmt, die auf ebensoviele diskrete und völlig bestimmte Linien im Spektrum führen.

Man hat nun Dichte, Elastizität, Gestalt und Größe zu variieren und zu sehen, ob man dadurch zu den experimentell festgestellten Verteilungsgesetzen der Spektrallinien gewisser Elemente kommt. Das mathematische Problem ist leider so kompliziert, daß es nur für eine beschränkte Anzahl von Fällen genauerer Behandlung zugänglich ist, und auch hier werden die Gleichungen so außerordentlich verwickelt, daß man sich meist begnügen muß, die gefundenen mathematischen Lösungen so weit zu diskutieren, daß der allgemeine Typus für die Gesetze der Linienverteilung ersichtlich wird; sind doch auch umgekehrt manche Elemente schon durch diesen Typus vollständig genügend charakterisiert.

Der einfachst mögliche Fall ist der folgende: Das betrachtete Atom hat die Gestalt einer Kugel und ist mit Materie gewisser Dichte und Elastizität gleichmäßig erfüllt; welche Lichtwellen sendet diese Kugel aus? Hier läßt sich die Rechnung ziemlich weit durchführen; die gefundenen Spektrallinien sind indessen nach so einfachem Gesetze im Spektrum verteilt, wie es bis jetzt bei keinem Elemente experimentell gefunden ist. Obgleich es also in vielen Problemen der mathematischen Physik genügt, sich die Atome kugelförmig vorzustellen (insbesondere z. B. bei den meisten Problemen in der kinetischen Gastheorie), kommt doch eine genau kugelförmige Gestalt der Atome wohl kaum vor.

Dennoch geben uns die für die Kugel gültigen Formeln ein praktisch verwertbares Resultat an die Hand. Hat man nämlich zwei Kugeln, die aus Materie gleicher Dichte und Elastizität bestehen, sich aber durch ihre G r ö ß e unterscheiden, so ergibt sich das folgende Gesetz: Sind die Spektrallinien des von der einen Kugel ausgesandten Lichtes bekannt, so findet man diejenigen der andern Kugel, indem man die Wellenlänge jeder bekannten Linie mit dem Verhältnisse der Radien beider Kugeln multipliziert. Sind die Kugeln nun von gleicher Dichte, so ist dieses Verhältnis der Radien gleich der Kubikwurzel aus dem Verhältnisse der Gewichte der Kugeln, d. h. der Atomgewichte derjenigen Elemente, deren Atome durch die beiden Kugeln dargestellt sein sollen. In dieser Form erlangt das Ge-

setz dann aber ganz allgemeine Gültigkeit: Haben zwei Atome gleiche Form, gleiche Dichte und Elastizität, sind sie also einander ähnlich und unterscheiden sie sich nur durch die Größe, so verhalten sich die Wellenlängen der Spektrallinien dieser Atome, wie die Kubikwurzeln aus ihren chemischen Atomgewichten, und hiernach können die Linien des einen Elementes aus denen des andern berechnet werden.

Dies Gesetz läßt sich leicht an der Hand der Erfahrung einer Prüfung unterwerfen; man braucht zu dem Zwecke nur die zur Verfügung stehenden sorgfältig gearbeiteten Tabellen der Spektrallinien verschiedener Elemente zu vergleichen. Dabei ergibt sich das Resultat, daß die Spektra der folgenden Gruppen von Metallen diesem Gesetze teils gut teils näherungsweise je unter sich genügen:

1) Zink, Cadmium und Quecksilber.
2) Magnesium, Calcium, Baryum und Strontium.
3) Silber, Kupfer und Gold.

Das sind Gruppen von Elementen, die auch sonst wegen ihrer chemischen Eigenschaften zusammengehören. Von den Atomen der Elemente jeder Gruppe können wir hiernach aussagen, daß sie einander ähnlich sind. Umgekehrt aber läßt Aehnlichkeit im chemischen Verhalten durchaus nicht auf Aehnlichkeit der Atom-Form schließen. Beweis dafür sind die Alkalien (Lithium, Natrium, Kalium, Caesium, Rhubidium). Die Spektrallinien dieser zusammengehörigen Elemente fügen sich dem erwähnten Gesetze durchaus nicht. Wodurch wird nun hier der Unterschied bedingt, wodurch der Unterschied zwischen den erwähnten drei Gruppen? Entweder sind die Atome aus verschiedenartiger Materie aufgebaut, oder ihre Formen sind einander nicht ähnlich.

Wir bleiben bei der Annahme gleichartiger Materie und variieren die Gestalt. Statt der Kugel wählen wir zuerst ein gestrecktes (also ungefähr eiförmiges) Rotationsellipsoid, wie es geometrisch entsteht, wenn eine Ellipse um ihre große Achse rotiert. Hier ergibt die mathematische Theorie, daß die Spektrallinien eines solchen leuchtenden Ellipsoids von drei Zahlen abhängen, sich also nach drei verschiedenen Prinzipien in Gruppen anordnen lassen. Diese Zahlen ergeben sich als die Wurzeln gewisser transzendenter Gleichungen und lassen sich demnach aus den Achsenlängen des Ellipsoids, aus dessen Dichte und Elastizität berechnen, eine Rechnung, deren wirkliche Ausführung allerdings kaum durchführbar erscheint.

Die erste dieser drei Zahlen bestimmt uns eine Gruppe von zusammengehörigen Linien, eine sogenannte Serie; den verschiedenen möglichen Werten der ersten Zahl entspricht eine gewisse Reihe solcher Serien. Die zweite Zahl bestimmt in jeder Serie eine Untergruppe von Linien, und die dritte endlich legt in jeder Untergruppe eine einzelne, individualisierte Linie fest. Die Art wie diese dritte Zahl in die Rechnung eingeht, lehrt uns ferner, daß die reziproken Werte der Wellenlängen für einzelne Linien der erwähnten Untergruppe untereinander konstante Differenzen bilden, d. h. Differenzen, die nur von der Natur des gegebenen Ellipsoids abhängen. Hierdurch ist ein charakteristischer Typus der Linienverteilung gegeben, ein Typus, der uns aus den Katalogen der Spektrallinien wohl bekannt ist, und sich nur

bei den erwähnten Alkalien findet. Für diese haben Rydberg, Kayser und Runge aus den Beobachtungen gewisse Gesetzmäßigkeiten abgeleitet, welche sich mit den für das Spektrum eines gestreckten Rotationsellipsoids soeben geschilderten im wesentlichen decken, indem die aus der Erfahrung gewonnenen Formeln mit den aus der mathematischen Theorie gewonnenen dem Typus nach übereinstimmen. Die letzteren ergeben sich aus der Darstellung der Integrale linearer Differentialgleichungen mittels semikonvergenter Reihen. Eine wirkliche Durchrechnung in alle Einzelheiten ist bei der Kompliziertheit der Formeln allerdings bisher nicht möglich. Die Atome der Alkalien (Li, Na, K, Cs, Rh) haben also, so können wir umgekehrt schließen, die Gestalt von verlängerten Rotationsellipsoiden; für jedes einzelne Element sind die Achsenlängen dieser Ellipsoide völlig bestimmt; für verschiedene dieser Elemente sind die betreffenden Ellipsoide einander nicht ähnlich[1]).

Zu einer wesentlich anderen Liniengruppierung führt das sogenannte abgeplattete Rotationsellipsoid oder Sphäroid. Es treten hier ebenso viele Gruppen, Serien und Untergruppen auf; aber jenes Gesetz der konstanten Differenzen hat nicht so allgemeine Gültigkeit; die Wurzeln der aufzustellenden transzendenten Gleichungen werden teilweise imaginär; infolge dessen bestehen einzelne Gruppen nur aus einer einzigen starken Linie, andere aus einer beschränkten Zahl. Je stärker die Abplattung ist, desto reiner tritt dieser Typus hervor. Aus der Erfahrung ist letzterer bekannt durch die Gruppierung der Linien im Spektrum der Metalle: Gold, Silber, Kupfer. Auch der Wasserstoff, der in seinem Verhalten so manche Analogie zu den Metallen zeigt, gehört hierher, insofern ein dünnes rundes Plättchen, aufgefaßt als äußerst stark abgeplattetes Ellipsoid, ein Spektrum vom Typus des Wasserstoffspektrums liefert.

Drittens betrachten wir das allgemeine dreiachsige Ellipsoid, d. h. wir suchen die Wellenlängen des von einem solchen Ellipsoide in glühendem Zustande ausgestrahlten Lichtes. Die entsprechenden Linien des Spektrums hängen hier ebenfalls von drei Zahlen ab, die durch transzendente Gleichungen bestimmt werden, und deren jede eine gewisse Reihe von diskreten Werten durchlaufen kann. Diese Linien lassen sich aber nicht wie in den beiden anderen Fällen in Serien und Gruppen ordnen, da sie sich über das ganze Spektrum verteilen; nur wenn die Gestalt des Ellipsoids dem eines Rotationsellipsoids sehr nahe kommt, wird man einige Serien zusammenstellen können. Das trifft nun bei dem Spektrum der alkalischen Erden (Baryum, Strontium, Calcium und Magnesium) in der Tat erfahrungsmäßig zu, also bei den Elementen, die auch in ihren chemischen Eigenschaften zwischen den Alkalien und den eigentlichen Metallen stehen. Aehnliches gilt für Zink, Cadmium und Quecksilber. Jene stehen dem gestreckten, diese dem abgeplatteten Ellipsoide näher.

[1]) Die mathematische Ableitung der hier und im folgenden erwähnten Resultate findet sich in zwei Aufsätzen, die ich in den Sitzungsberichten der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, math. naturw. Klasse, Bd. 31 und 33 (1901 und 1903) veröffentlicht habe. Die Ableitung der genaueren Formeln mittels der semikonvergenten Reihen, sowie die Behandlung der Schwingungen von Ringen und Wulsten wird man in einer demnächst erscheinenden Fortsetzung jener Aufsätze finden.

Gehen wir von einem Rotationsellipsoide aus und denken uns dasselbe allmählich so deformiert, daß es sich in ein allgemeines Ellipsoid verwandelt, so werden sich mit der Gestalt des Atoms auch seine Spektrallinien stetig verändern, und zwar ergibt die mathematische Behandlung, daß dabei aus jeder einzelnen Linie acht neue hervorgehen. Ein solches Aufspalten einer Linie kann man andererseits experimentell hervorbringen, indem man die leuchtenden Atome des betreffenden Elementes zwischen die Pole eines starken Magneten bringt; es ist die bekannte Zeeman'sche Erscheinung. Zwischen den Magnetpolen befindet sich der Lichtäther im Zustande der Polarisation, d. h. im Zustande einseitiger Spannung; die mathematische Behandlung der Lichtschwingungen im so polarisierten Aether ist aber für ein Rotationsellipsoid genau dieselbe, wie die Behandlung der Schwingungen eines allgemeinen Ellipsoids im nicht polarisierten Lichtäther. Wir können also umgekehrt sagen: Der sogenannte Zeeman-Effekt, d. i. die Spaltung der Spektrallinien durch den Magneten, ist eine Folge der Polarisation des Aethers und findet so statt, als wenn das Atom durch Druck entsprechend deformiert würde.

Endlich legen wir einen Ring als mögliche Gestalt eines Atoms der mathematischen Analyse zugrunde, d. h. den Körper, welcher entsteht, wenn ein Kreis um eine nicht durch seinen Mittelpunkt gehende Achse rotiert. Wir haben zwei Fälle zu unterscheiden:

1) Die Achse schneidet den rotierenden Kreis nicht; der Ring ist in der Mitte offen, er hat die Gestalt eines runden, zusammengebogenen Drahtes oder Stabes, oder kurz eines Fingerringes.
2) Die Achse schneidet den rotierenden Kreis; der Ring ist in der Mitte geschlossen; wir sprechen dann von einem Wulste; die Gestalt ist etwa derjenigen einer Orange oder eines Apfels ähnlich.

Auch beim Ringe läßt sich das Schwingungsproblem noch behandeln, wenngleich sich die Schwierigkeiten häufen; damit ist aber die Zahl der bisher in dieser Beziehung mathematisch erledigten Körper abgeschlossen.

Die Spektrallinien eines leuchtenden Ringes findet man abhängig von vier Zahlen, deren jede eine Reihe von Werten durchlaufen muß, und zwar kann man den Typus des Spektrums am einfachsten dadurch sich klar machen, daß man das Spektrum eines verlängerten Rotationsellipsoids mehrmals nebeneinander stellt, dabei natürlich jedesmal die gegenseitige Lage der Linien im Hilfsspektrum etwas verschiebend.

Stellt man in ähnlicher Weise das Spektrum eines abgeplatteten Rotationsellipsoids wiederholt nebeneinander, so entsteht ein solches System von Spektrallinien, wie es einem leuchtenden Wulste der oben bezeichneten Art zukommt.

Genau in dieser Weise beschreiben nun Paschen und Runge die Gruppierung der Spektrallinien im Spektrum des Sauerstoffs und Heliums einerseits, des Schwefels und Selens andererseits, denn das Sauerstoff-Spektrum entsteht nach ihnen, indem man dasjenige eines Alkalimetalls mehrmals gegeneinander verschiebt, das Schwefelspektrum, indem man im Sauerstoff-Spektrum gewisse Gruppen von Linien durch einzelne starke Linien ersetzt.

So kommen wir zu dem Schlusse, daß dem Sauerstoffatome wahrscheinlich die Gestalt eines Rings, dem Schwefelatome diejenige eines Wulstes zukommt.

Es hat einen großen Reiz den Folgerungen nachzugehen, die sich an diese Vorstellungen und Resultate anknüpfen lassen. Vor allem erscheint auch die chemische Verwandtschaft der Elemente als abhängig von der Gestalt ihrer Atome. Neben anziehenden und abstoßenden Kräften muß die geometrische Form der Atome für Möglichkeit und Stabilität einer Verbindung bestimmend sein. So werden z. B. die Oxyde der Metalle entstehen, indem sich ellipsoidische Metallatome in die Oeffnung des Sauerstoffringes legen und diese verschließen.

Das Wasser-Molekül besteht aus einem Atom Sauerstoff und zwei Atomen Wasserstoff; letztere kennen wir bereits als dünne runde Blättchen. Von oben und unten wird sich also je ein solches dünnes Blättchen auf die Oeffnung des horizontal liegenden Ringes legen, und so wird ein Wasser-Molekül entstehen. Analog ist der Aufbau eines Schwefelwasserstoff-Moleküls, denn der Wulst eines Schwefelatoms zeigt oben und unten je eine Vertiefung, an die sich ebenfalls je ein Wasserstoffatom anlegen kann.

Hier darf das Wasserstoff-Atom überall durch ein ellipsoidisches Metall oder Alkali-Atom ersetzt werden, wodurch Hydroxyde und Oxyde bez. Schwefelmetalle entstehen. Unter Umständen bilden sich höhere Oxydationsstufen, indem sich auf die beiden Metallatome wieder Sauerstoffatome aufsetzen, welche dann ihrerseits freie Höhlungen zum Anschlusse weiterer Metallatome darbieten.

Bei dieser Vorstellung hängt die sogenannte Wertigkeit der Atome von ihrer Gestalt ab; unterscheiden muß man die Wertigkeit in Bezug auf Wasserstoff (allgemeiner in Bezug auf Ellipsoide) und die Wertigkeit in Bezug auf Sauerstoff (allgemeiner in Bezug auf Ringe). Die erstere ist gleich der Zahl der Höhlungen des Atoms, an die sich ein ellipsoidisches Atom anlegen kann, letztere gleich der Zahl der Vorsprünge oder Wölbungen, auf die sich ein Ring aufsetzen kann.

Von besonderem Interesse würde es sein, unter diesem Gesichtspunkte die Chemie der Kohlenstoff-Verbindungen zu studieren. Da erhebt sich vor allem die Frage nach der Gestalt des Kohlenstoffatoms; das Spektrum desselben ist in seiner ganzen Ausdehnung fast gleichmäßig von Spektrallinien durchzogen; es fehlt somit die Möglichkeit empirisch irgend welche Gesetzmäßigkeiten festzustellen; die mathematische Behandlung kann also keine Dienste leisten. Man muß hier die Frage umkehren und versuchen, aus der chemischen Natur der Verbindungen des Kohlenstoffs mit anderen Elementen auf die Gestalt des Kohlenstoff-Atoms zu schließen. Das ist ein Weg, den man in Bezug auf den Kohlenstoff in der Tat nach dem Vorgange von Le Bel, van't Hoff und Werner betreten hat, obgleich man bei anderen Elementen (abgesehen vom Stickstoff) die Frage nach der Gestalt der Atome bisher bei Seite ließ; dadurch gelingt es der organischen Chemie, Ordnung und Uebersicht in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Kohlenstoff-Verbindungen wesentlich zu erleichtern. Verschiedene Vorschläge sind gemacht worden, um die Gestalt des Kohlenstoffatoms so zu bestimmen, daß sich aus ihm insbesondere eine Erklärung der sogenannten isomeren Verbindungen

ableiten läßt. Ob diese Vorschläge mit den hier entwickelten Anschauungen über die Wertigkeit verträglich sind, ob sie nicht vielmehr modifiziert bez. ergänzt werden müßten, kann hier nicht erörtert werden. Die Frage wird dadurch schwierig, daß die moderne Stereochemie, welche es sich zur Aufgabe macht, den Aufbau eines Moleküls aus seinen Atomen im Raume zu veranschaulichen, sich zunächst damit begnügt, ganze Gruppen von zusammengehörigen Atomen wieder als neue Einheiten zu behandeln. Wenn es aber wirklich gelingen soll, die Atom-Gestalt des Kohlenstoff-Atoms nicht nur als Symbol für die systematische Ordnung von Beobachtungen zu benutzen, sondern die Moleküle der organischen Chemie in ihrem räumlichen Bau aus der Gestalt aller benutzten Atome heraus wirklich aufzubauen, dann ist es notwendig, eine jede Atomgruppe, welche im Moleküle einen gewissen engeren Verband bildet, selbst wieder in ihre Atome aufzulösen. Dadurch wird das Problem außerordentlich verwickelt, und wir müssen uns zunächst begnügen, dasselbe hier zu bezeichnen.

Bei solchem Aufbau der Moleküle wird jedem Atome ein wohl definierter Platz im Moleküle angewiesen; vielleicht bleibt ihm so viel Freiheit, daß es an diesem Platze um eine gewisse Gleichgewichtslage Schwingungen ausführen kann. Ganz absehen müssen wir aber von der vielfach verbreiteten Vorstellung, daß die einzelnen Atome im Moleküle um gewisse Zentren geschlossene Bahnen beschreiben, wonach dann jedes Molekül gleichsam ein verkleinertes Planetensystem darstellt. Diese Vorstellung hat man ausgebildet, um sich über die sicher vorhandene „innere Energie" der Moleküle auf Grund mechanischer Begriffe Rechenschaft zu geben. Diese innere Energie besteht nach den hier vorgetragenen Gedanken in den inneren Schwingungen der Atome, die nur zum Teil als Lichtstrahlen nach außen zur Geltung kommen, während andere sich als elektrische oder magnetische Strahlungen geltend machen werden, und zwar abstoßend oder anziehend, so daß sie von wesentlichem Einflusse auf alle Wechselwirkungen der Atome sind. Insofern es sich hierbei um die sogenannten Eigenschwingungen handelt, d. h. um solche, welche sich ohne irgendwelche Unstetigkeit aus dem Innern des Atoms nach außen in den Lichtäther fortpflanzen, lehrt uns die mathematische Behandlung, daß sie sich immer nur gleichzeitig von innen nach außen und von außen nach innen ausbreiten können, daß also die verlorene innere Energie immer von außen her wieder ersetzt wird, indem der Lichtäther diese Energie von selbst wieder zurückgibt. Während dieser Austausch von Schwingungen bei den meisten Atomen unter gewöhnlichen Umständen nicht merklich ist und erst durch von außen zugeführte Wärme oder durch elektrische Energie angeregt werden muß, scheint bei anderen Elementen (wie Radium, Thorium ꝛc.) dieser Austausch schon unter gewöhnlichen Umständen besonders lebhaft vor sich zu gehen.

In anderer Weise sucht sich die sogenannte Elektronentheorie von der inneren Energie der Moleküle Rechenschaft zu geben. Sie nimmt an, daß mit jedem körperlichen Atome eine große Anzahl von „Elektronen" verbunden ist, die sich um dasselbe bewegen; diese Elektronen selbst sind weder Materie noch Lichtäther, sondern ein drittes Etwas: Elektrizität. Diese Vorstellung ist im Anschlusse an die Gesetze der Jonen-Wanderung bei der

Elektrolyse entstanden und stützt sich ganz besonders auf die merkwürdigen Strahlungs-Erscheinungen im Innern einer Geislerschen Röhre, insbesondere auf die Beobachtungen an den Kathodenstrahlen. Oft werden auch die Elektronen direkt als die „Uratome" angesehen, aus denen die eigentliche Materie besteht; die elektrischen Kräfte zerstäuben die materiellen Atome in diese Uratome, deren Bahnen dann die Kathodenstrahlen sind. Die Spektrallinien sollen dabei durch periodische Schwingungen der Uratome um gewisse Gleichgewichtslagen erzeugt werden, während nach anderen jedem Elektron eine bestimmte Eigenbewegung und somit eine bestimmte Spektrallinie zukommt, wobei dann die Anzahl der Linien im Spektrum gleich der Anzahl der Elektronen wäre, die mit dem materiellen Atome verbunden sind. Eine mathematische Herleitung der experimentell festgestellten Grenze über die Gruppierung der Spektrallinien auf Grund solcher Hypothesen ist allerdings bisher nicht gelungen. Zur Erklärung von elektrischen Erscheinungen erfüllt diese Theorie in mancher Beziehung ihren Zweck; was die Kathodenstrahlen angeht, so steht sie mit den hier vorgetragenen Anschauungen über feste charakteristische Atomgestalten nicht in Widerspruch, denn es ist kein Grund vorhanden, weshalb ein Atom bestimmter Form unter geeigneten Umständen nicht in noch kleinere Teile zerstäubt werden sollte. Wunderbar bleibt dann nur, daß sich die Uratome immer gerade so wieder zusammenfinden, daß nach Aufhören der elektrischen Störungen das ursprüngliche Atom wieder gebildet wird. Die weitere Verfolgung dieser Bemerkungen würde zu weit in die Theorie der Elektrizität hinüberführen, als daß sie uns jetzt beschäftigen könnte. Es sollte hier nur konstatiert werden, daß die zugunsten der Elektronentheorie sprechenden Tatsachen auch mit der Hypothese bestimmt geformter Atome vereinbar sind; in der Tat, wenn man annimmt, daß im Innern der Atome elastische Schwingungen stattfinden, so ist dies verträglich mit der Vorstellung, daß die Atome sich ihrerseits aus kleineren Teilchen zusammensetzen, die ihre gegenseitige Lage bei den Schwingungen periodisch ändern.

Unsere Betrachtungen haben uns dahin geführt, das Problem der qualitativen Unterscheidung chemischer Stoffe auf ein mathematisches Problem der Gestalt und der Zahl in einer Reihe von Fällen zurückzuführen. Das einzelne Element erscheint charakterisiert durch die drei Achsenlängen des das Atom darstellenden Ellipsoids oder durch die Zahlen, welche Größe und Form eines Ringes oder Wulstes definieren. Unaufgeklärt bleibt dabei die weitere Frage, weshalb nur gewisse, ganz bestimmte Zahlengruppen in Betracht kommen, so viele Gruppen, als es verschiedene Elemente mit ellipsoidischen oder ringförmigen Atomen gibt. Weshalb kann man diese Achsenlängen und sonst bestimmenden Zahlen nicht ganz beliebig wählen und dann immer ein ihnen entsprechendes Element angeben? oder kurz, weshalb gibt es nur eine endliche Anzahl von Elementen? weshalb fehlen die Zwischenglieder? Es müssen Kräfte in der Natur vorhanden sein, die uns noch unbekannt sind und die bei Bildung der Atome bestimmend wirkten, vielleicht noch heute andauernd wirken, um die Atome in ihren festen Gestalten zu erhalten oder etwa entstehende Abweichungen und Variationen sofort wieder zu vernichten. Es ist diese Frage ganz analog der andern,

weshalb nur eine endliche bestimmte Anzahl von lebenden Organismen existieren oder existenzfähig sind. Wir wissen, daß hier der Kampf ums Dasein und die Auswahl des Tüchtigsten einen hervorragenden Einfluß auf Bildung und Erhaltung der Organismen ausübten; sollten analoge Verhältnisse auch in der anorganischen Natur herrschen? sollten die existierenden Elemente eben deshalb vor etwaigen anderen Möglichkeiten ausgezeichnet sein, weil sie sich am besten den für sie geltenden äußeren Bedingungen anpassen? Das sind Fragen, die wir zur Zeit kaum in ein mathematisches Gewand einkleiden, noch viel weniger beantworten können; bis zu ihnen dürfte es gelungen sein, die Grenzlinie unserer Erkenntnis zu verschieben, um qualitative Merkmale der Materie auf quantitative Unterscheidungen zurückzuführen; wir dürfen vertrauen, daß die Zukunft unsere ferneren Zweifel lösen und klären wird.

Ernährungsprobleme.

Von Otto Cohnheim in Heidelberg.

Für die Ernährung des Kranken haben die Aerzte seit alters Vorschriften gegeben. Was aber der gesunde Mensch essen und trinken soll, das hat sich nur durch die Erfahrung geregelt, und erst in den letzten Dezennien hat die Physiologie der Ernährung hinreichende Fortschritte gemacht, um bei praktischen Fragen zu Rate gezogen zu werden. Allerdings ist es auch heute noch nicht möglich, etwa einem Menschen genau vorzuschreiben, was und wieviel er essen soll. Aber das läßt sich meist beantworten, ob die tatsächlich beobachtete Ernährung eines Menschen oder einer Bevölkerungsklasse mit den theoretisch gewonnenen Folgerungen übereinstimmt. Vor allem können wir heute eine Reihe von Erscheinungen physiologisch begrünnde und als physiologisch begründet feststellen, die wir bis dahin lediglich als Tatsachen hinnehmen mußten. Die physiologische Betrachtung der Volksernährung aber wird uns andererseits auch verstehen lehren, wie es kam, daß soziale Werturteile Jahrzehnte lang auf die physiologische Erkenntnis hemmend und richtend eingewirkt haben.

Die Nahrung des Menschen setzt sich bekanntlich aus Eiweißkörpern, Fetten und Kohlehydraten zusammen. Die Eiweißkörper nehmen eine besondere Stellung insofern ein, als unser Körper selbst zum größten Teile aus Eiweiß besteht und daher nur das Eiweiß als Material zum Aufbau des Körpers dienen kann. In den meisten Nahrungsmitteln werden die drei

Klassen von Nahrungsstoffen im Gemenge genossen, nur etwa Zucker und Butter sind reines Kohlehydrat bezw. reines Fett. Den größten Teil unseres Eiweiß führen wir in Brot und Fleisch zu. Am eiweißreichsten ist das Fleisch, daneben Fische, Eier, Käse, kurz die aus dem Tierreich stammenden Nahrungsmittel. Die ältere Physiologie hat sich wesentlich mit der stofflichen Zusammensetzung der Nahrungsmittel beschäftigt, und wenn auch schon Liebig den ganzen Stoffwechsel als einen Verbrennungsprozeß erkannt hat, so ist es doch das Verdienst der Voitschen Schule, daß sie in den Mittelpunkt der Betrachtung den kalorischen Wert der Nahrung geschoben hat. Die Nahrung liefert durch ihre Verbrennung dem menschlichen Körper die Energie, deren er bedarf. Ihr Wert bemißt sich daher nach der Energiemenge, die sie liefert und er läßt sich rein und scharf in dem üblichen Maß der Energie, in Wärmeeinheiten oder Kalorien, ausdrücken. Es ist nun durch Jahrzehnte lange Arbeit mehrerer Forscher festgestellt worden, daß sich die einzelnen Nahrungsmittel nahezu vollständig nach ihrem kalorischen Wert vertreten können. Rubner, Zuntz und Atwater sind auf verschiedenen Wegen zu dem gleichen Schluß gekommen, daß der Organismus für Wärme und für Muskelarbeit, d. h. für die ganz überwiegende Menge seiner Ausgaben, Eiweiß, Fett und Kohlehydrate, pflanzliche und tierische Nahrungsmittel ganz gleichmäßig verwenden kann. Wenn die Kulturnationen Europas und Amerikas sich wesentlich von Brot und Fleisch, wenn sich Inder und Chinesen fast ausschließlich von Reis, die Eskimos von Fett nähren, so liegt das nicht an ihrer physiologischen Organisation oder an verschiedenen Bedürfnissen ihres Körpers, sondern an der mehr oder weniger leichten Beschaffenheit der Stoffe, an der Fruchtbarkeit des Bodens und an ähnlichen sekundären Dingen.

Der Satz von der kalorischen Gleichwertigkeit aller Nahrungsstoffe hat nur eine wichtige Ausnahme. Soweit man bisher die Nahrung irgend welcher Menschen und Völker untersucht hat, hat man immer eine gewisse und zwar ziemlich gleichmäßige Menge von Eiweiß gefunden. Auf die Art des Eiweiß kommt es weniger an, tierisches und pflanzliches ist gleichwertig; aber etwa 100 Gramm Eiweiß scheinen in der täglichen Nahrung des Menschen konstant vorhanden zu sein. Voit fand in der Nahrung eines kräftigen Mannes, der mittelschwere Muskelarbeit verrichtete, 118 Gramm Eiweiß im Tage und legte diese Zahl den Ernährungvorschriften für die Armee zugrunde. Schwächere, weniger angestrengt arbeitende Menschen brauchen nach Voit weniger Eiweiß. Bei den ganz schlecht genährten, aber auch zu jeder intensiven Arbeit unfähigen Zittauer Handwebern, unter den Armen Neapels, unter der ärmsten Negerbevölkerung von Alabama fanden von Rechenberg, Manfredi und Atwater viel niedrigere Zahlen. Im kurzdauernden Laboratoriumsexperiment konnten auch Munk, Hirschfeld, Kumagawa und besonders Siven mit erheblich weniger Eiweiß auskommen. Aber bei gut genährten Menschen und in längeren Perioden fand nur Chittenden einmal weniger Eiweiß, sonst ist es nach allen physiologischen Untersuchungen und nach den Erfahrungen des täglichen Lebens nicht zweckmäßig, auf die Dauer weniger als 100 Gramm Eiweiß am Tage zu genießen. Andererseits ist auch ein stärkeres Herausgehen über diese

Grenze selten, zeigen doch die Untersuchungen des amerikanischen Physiologen Atwater, daß selbst die Nahrung der wohlhabenden Amerikaner, die uns als eiweißreich erscheint, kaum je mehr als 100 Gramm Eiweiß enthält, und die Untersuchungen der frei gewählten Kost verschiedenster Menschen haben stets zu ähnlichen Zahlen geführt.

Es ist nun schon wiederholt die Frage aufgeworfen worden, wozu der menschliche Körper eine Eiweißmenge von 100 Gramm täglich braucht. Mit Sicherheit können wir sie auch heute noch nicht beantworten. Immerhin haben uns gerade die letzten Jahre eine Reihe von Gründen kennen gelehrt.

Daß zunächst der wachsende Organismus Eiweiß bedarf, ist selbstverständlich, kann er doch das Eiweiß, aus dem seine Organe bestehen, nur aus dem Eiweiß der Nahrung beziehen. Wir wissen aber, daß auch der erwachsene Organismus seine Organe gelegentlich erneuert und vermehrt, also ebenfalls Eiweiß braucht. Auch kennen wir heute den Zusammenhang zwischen manchen Spaltungsprodukten des Eiweiß und verschiedenen Stoffen, die der Körper braucht, ein reichlicher Vorrat aller Bausteine des Eiweiß ist daher jedenfalls wünschenswert. Ein zweiter Grund ist schwerer zu fassen. Schon Voits erste Stoffwechselversuche zeigten, und Rubner, Zuntz und viele andere haben es immer von neuem bestätigt, daß das Eiweiß schneller und leichter verbrannt wird, als die Kohlehydrate und besonders als Fett. Die Zellen unseres Körpers können ihren Bedarf mit allen drei Nahrungsstoffen decken. Wenn ihnen aber alle drei angeboten werden, so verbrennen sie das Eiweiß zuerst. Bei reichlichem Angebot der beiden anderen schützen diese das Eiweiß vor der Verbrennung, bei Mangel an Fett und an Kohlehydraten kann der Körper dagegen leicht dazu kommen, sein eigenes Eiweiß anzugreifen. Es dürfte dies der wichtigste Grund sein, weshalb besonders bei niedriger Gesamtmenge der Nahrung ein bestimmtes Eiweißminimum erforderlich ist.

Einen dritten Grund haben uns in den letzten Jahren die Untersuchungen des großen russischen Forschers Pawlow enthüllt. Wir kennen seitdem den engen nervösen Zusammenhang zwischen dem Verdauungssystem und den Sinnesorganen des Kopfes, die den Wohlgeschmack der Nahrung bestimmen und die dadurch die Nahrungsaufnahme regeln. Wir wissen aber ferner durch Pawlow, Weinland und Starling, daß dieser Zusammenhang nicht ein für allemal feststeht, sondern daß er sich nach den jeweiligen Bedürfnissen außerordentlich fein einstellt. Wenn wir daher finden, daß an irgend einem Punkte ein solcher Zusammenhang besteht, so müssen wir schließen, daß er zweckmäßig, d. h. durch die Bedürfnisse des Körpers bedingt ist, denn sonst würde er in kürzester Zeit verschwinden. Nun ist das Eiweiß selbst geschmack- und geruchlos und wirkt auch nicht auf die sensiblen Nerven des Magens und Darmes, dagegen ist es in den natürlich vorkommenden Speisen immer aufs engste mit den schmeckenden und den die Verdauung anregenden Bestandteilen der Nahrung vergesellschaftet. Für uns ebensogut wie für den von Pawlow zunächst untersuchten Fleischfresser sind die eiweißreichsten Nahrungsmittel die schmackhaftesten und den Appetit am meisten anregenden. Die eiweißärmeren Eiweißmittel, wie Reis und Kartoffeln regen die Verdauung weniger an und sind deshalb schwerer verdaulich.

Eine eiweißfreie Nahrung zu verfüttern, hat sich bisher selbst im Tierversuch als unmöglich herausgestellt, bei den Versuchen sich selbst auch nur eiweißarm zu ernähren, stießen Siven und Röhl wegen der mangelnden Schmackhaftigkeit der Nahrung mit der Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

Wenn uns also die Gründe auch noch nicht alle bekannt sind, so ist das doch jedenfalls sicher, daß für längere Zeiträume und für die natürliche Ernährung Voit das richtige getroffen hat, als er eine Menge von 100 Gramm Eiweiß im Tage als nötig oder doch jedenfalls wünschenswert bezeichnete. Interessant ist nun aber, daß diese Menge die gleiche ist für Menschen aller Berufe, daß sie unabhängig ist von der Muskelarbeit eines Menschen.

Bekanntlich wird der Nahrungsbedarf des Menschen fast ausschließlich von seiner Muskelarbeit bestimmt. Die geistige Arbeit kommt in der Nahrung nicht zum Ausdruck. Ob jemand sein Gehirn intensiv anstrengt oder ob er es möglichst vollständig ruhen läßt, das ändert, soweit wir heute wissen, an dem Energiebedarf des Körpers und damit an seinem Nahrungsbedarf nichts. Auch die Energiemenge, die der einzelne Mensch zur Aufrechterhaltung seiner Körpertemperatur braucht, differiert recht wenig, da die Unterschiede der Außentemperatur durch die wunderbar spielende Wärmeregulation unseres Körpers und durch die künstliche Wärmeregulation unserer Kleidung und Wohnung nahezu ausgeglichen werden. Umso größer ist der Einfluß der Muskelarbeit. Ein Mensch, der völlig ruhend im warmen Zimmer liegt, braucht im Tage 15—1700 Kalorien. Jemand der durch seinen Beruf zu sitzender Lebensweise geführt wird, produziert 2100 bis 2400 Kalorien. Bei leichter Handarbeit steigt der Bedarf auf 2800, bei Landarbeitern, die schwer angestrengt sind, haben Liebig und andere 4 bis 6000 Kalorien beobachtet. Bei Holzfällern in Maine fanden Atwater und Woods bis zu 8000 Kalorien. Im Durchschnitt aller seiner Versuche beobachtete Atwater 2270 Kalorien für den ruhenden, 4550 Kalorien für den körperlich stark arbeitenden Menschen, also genau das doppelte.

Wenn nun die Gesamtmenge der Kalorien je nach der Arbeit verschieden, die Eiweißmenge für alle Menschen etwa gleich ist, so ergibt sich daraus eine wichtige Schlußfolgerung. Es muß nämlich die Nahrung körperlich nicht arbeitender Menschen relativ eiweißreicher sein, da sie die gleiche absolute Eiweißmenge in einer kleineren Gesamtmenge enthalten muß. Die eiweißreichsten Nahrungsmittel sind wie erwähnt das Fleisch und die anderen aus dem Tierreich stammenden Produkte, und wir sehen denn auch, wie die Nahrung umso reicher an Fleisch wird, je weniger an Muskelarbeit der Mensch leistet. Ein Beispiel möge das erläutern. Ein Landarbeiter hat schwere körperliche Arbeit zu leisten und bedarf daher einer Nahrung, die ihm 5000 Kalorien am Tage liefert. Wenn er nur von Brot, Kartoffeln und anderen Vegetabilien lebt, so erhält er in den 5000 Kalorien mühelos 100 Gramm Eiweiß, ja mehr. Nun wandert derselbe Mann in die Stadt und wird dort zu einem Beruf geführt, der ihn zu sitzender Lebensweise zwingt. Er bedarf daher nur noch 2500 Kalorien. Behält er nun seine Nahrung der Qualität nach bei, so ist zweierlei möglich: entweder ißt er die bisherige Menge, das

ist auf die Dauer unmöglich, da der Körper die überflüssige Masse nicht bewältigt, oder er schränkt sie auf die Hälfte ein, dann ist die Kalorienmenge richtig, aber er bekommt dann nur 50 Gramm Eiweiß pro Tag. Will er sich richtig ernähren, so muß er seine bisherige Nahrung auf die Hälfte verringern, aber dafür 50 Gramm Eiweiß, z. B. 250 Gramm Fleisch, hinzufügen.

Das Beispiel ist extrem und wird in dieser Schärfe nicht allzuoft vorkommen. Aber das Prinzip können wir stets beobachten. Die Nahrung der wohlhabenden, das heißt, der nicht körperlich arbeitenden Klassen enthält in allen Ländern am meisten Fleisch, und das ist kein Luxus, sondern es ist physiologisch begründet. Vergleicht man verschiedene Völker oder verschiedene Entwicklungsstufen eines und desselben Volkes, so zeigt sich immer: In dem Maße, in dem die reine Handarbeit durch die Arbeit des Kopfes und die Arbeit der vom Menschen nur beaufsichtigten Maschine ersetzt wird, in dem Maße nimmt der Fleischgenuß zu. Am deutlichsten aber zeigt sich die Geltung des Gesetzes, wenn wir in einem Lande die ländliche mit der städtischen Bevölkerung vergleichen. Auch die moderne industrielle Arbeiterbevölkerung lebt „von ihrer Hände Arbeit." Aber diese Arbeit ist meist eine andere, als die der Landarbeiter. Die Beaufsichtigung und Lenkung der komplizierten Maschinen wie jede andere gelernte qualifizierte Arbeit erfordert Aufmerksamkeit, Intelligenz und Geschicklichkeit, aber nicht entfernt soviel Muskelarbeit als Mähen, Dreschen und Holzfällen. Mit dieser geänderten Tätigkeit muß sich Menge und Art der Nahrung ändern. Die städtische Bevölkerung ißt im ganzen weniger, aber diese Nahrung ist qualitativ anders, sie muß aus relativ eiweißreichen Stoffen bestehen, d. h. mehr Fleisch und mehr Animalien enthalten.

Die geringere Nahrungsmenge der Industriearbeiter im Vergleich mit der Landbevölkerung ist von nationalökonomischer und auch von ärztlicher Seite als ein Zeichen der Degeneration betrachtet worden. Offenbar mit Unrecht, denn es gibt ja gar kein allgemeines Nahrungsmaß, das für alle Menschen zutreffend oder auch nur wünschenswert wäre. Die Nahrung richtet sich vielmehr nach der Menge der Muskelarbeit. Andererseits hat man wohl die Begehrlichkeit der Städter verantwortlich gemacht für ihren gesteigerten Konsum von Fleisch, von Eiern und von den anderen wohlschmeckenden, weil eiweißreichen Nahrungsmitteln. Nichts kann falscher sein. Gerade für die Klasse, die das Gros der städtischen Bevölkerung ausmacht, ergibt sich, wie gesagt, der Genuß von Fleisch und anderen eiweißreichen Nahrungsmitteln als physiologisches Postulat, und für die andere Menschenklasse, die einen großen Teil der städtischen Bevölkerung bildet, Kaufleute, Beamte, Schreiber gilt dies in noch höherem Maße. Denn ihre Muskelarbeit im Beruf ist noch geringer, ihre Nahrung muß also relativ noch eiweißreicher sein.

Es ist nicht meine, des Physiologen Aufgabe, die weiteren Folgerungen aus dem aufgestellten Prinzip zu ziehen, daß die Nahrung der städtischen Bevölkerung eine weniger vegetarische sein muß. Ich will vielmehr noch auf den merkwürdigen rückwirkenden Einfluß der besprochenen Verhältnisse, auf die Physiologie eingehen. Die körperlich nicht arbeitenden Klassen sind

die oberen und wohlhabenden. Wenn man ihren starken Fleischgenuß sah, lag es nahe, die Fleischnahrung überhaupt für die wertvollere und bessere zu halten. Dies Vorurteil ist in Laienkreisen weit verbreitet. Auch die Physiologie hat sich lange nicht davon frei machen können. Der große Liebig, der Begründer der wissenschaftlichen Ernährungslehre, hielt das Fleisch für das einzig wirkliche Nahrungsmittel und schrieb ihm einen ganz besonders hohen Nährwert zu. Liebigs Lehre ist schon vor 40 Jahren von Voit und von Fick und Wislicenus eindeutig widerlegt worden. Aber noch heute gibt es Physiologen, die an der Liebigschen Lehre festhalten und die Reste dieser Lehre spuken noch überall in der Physiologie und Medizin herum. Die Zählebigkeit des alten Irrtums wäre kaum zu erklären, wenn er nicht scheinbar durch die tägliche Erfahrung gestützt würde, daß der Wohlhabende Fleisch, Eier u. s. w. ißt, während der handarbeitende Tagelöhner sich mit Brot und Kartoffeln begnügt.

Aus der verschiedenen Ernährung von Menschen, die ihre Muskeln anstrengen und solchen die es nicht tun, ergibt sich aber noch ein weiteres. Der einzige, in größeren Mengen vorkommende unverdauliche Bestandteil der menschlichen Nahrung ist die Zellulose. Die Zellulose ist nur in der Pflanzennahrung enthalten und ihre Menge tritt deshalb in der Nahrung des nicht körperlich arbeitenden Menschen stark zurück. Nun kennen wir aber seit Enyrim die große Bedeutung der Cellulose für die Verdauung. Der Fleischfresser mit seinem kurzen muskelstarken Darm bedarf ihrer nicht. Der Pflanzenfresser mit seinem langen gewundenen schwachen Darm kann sie auch für kurze Zeit nicht entbehren. Der Mensch steht wie in der ganzen Organisation seines Verdauungsapparates auch hier in der Mitte zwischen beiden. Die Zellulose ist für ihn nicht unbedingt erforderlich, aber ihr Mangel führt bei vielen Menschen zu motorischer Trägheit des Darmes, zu chronischer Obstipation und ihren Folgen. Der Zusammenhang zwischen sitzender Lebensweise und Obstipation ist ja längst bekannt, aber man hat ihn oft zu mechanisch zu erklären versucht, während das Bindeglied die Nahrungszusammensetzung der sitzenden Menschen ist. Sie essen überhaupt weniger, besonders weniger Pflanzliches und damit weniger Zellulose. An dieser Stelle setzen seit langem die Vegetarianer ein, die beobachten, wie viele Verdauungs- und sonstigen Störungen des Städters der meist vegetarisch lebenden bäuerlichen Bevölkerung fehlen und suchen ohne Kenntnis der physiologischen Gesetze diese Schäden zu heilen, indem sie dem Städter die Nahrung der Bauern als Ideal hinstellen. Aber was für den Landbewohner physiologisch ist, der 4—5000 Kalorien aufbringen muß, ist es nicht für den, der nur 2300 Kalorien oder noch weniger bedarf. Er kommt dann entweder in die oben geschilderte Lage, zu wenig Eiweiß in der Nahrung zu haben oder er hilft sich dem Prinzip zuliebe mit eiweißreichen, aber dann auch zellulosearmen Vegetabilien und erreicht damit nichts.

Das einzige Heilmittel für die Störungen, die in letzter Linie auf mangelnder Muskelarbeit beruhen, ist vielmehr, diese Muskelarbeit außerhalb des Berufes zu pflegen, wie es im Sport geschieht. So ist es denn ebenfalls kein Zufall, sondern eine notwendige, physiologisch begründete Erscheinung, daß überall da das Bedürfnis nach sportlicher Betätigung sich

einstellt, wo sich eine soziale Klasse gebildet hat, die in ihrem Berufe der Muskelarbeit entbehrt. Das älteste Industrieland England ist auch die Heimat des heutigen Sports, in Deutschland waren die ersten Stätten des Sports die Universitäten, in denen tausende junger Männer ausschließlich geistiger Arbeit leben. Heute hat der Sport weitere Kreise, Kaufleute und Industriearbeiter, ergriffen. Der Sport führt dann sofort zu einer Aenderung des Nahrungsbedarfes, jeder Radfahrer und jeder Bergsteiger weiß, daß ihm auf Touren Dinge munden, die ihm zu Hause niemals schmecken würden.

Ich muß mich hier auf diese Andeutungen beschränken, die naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten auf einem Gebiete enthüllen, das von dem Ausgangspunkte fern abzuliegen scheint. In mühsamer Arbeit hat die Physiologie der Ernährung feste, weil naturwissenschaftlich-experimentelle Grundlagen geschaffen, auf denen andere Wissenschaften aufbauen können.

Im Zeitalter des Verkehrs.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die neue bayrische Kammer soll über Wasserstraßen beraten und wird es sich nicht nehmen lassen, über die Eisenbahngemeinschaft mit Preußen zu reden. Dabei ist es möglich, daß ein Mitglied der Mehrheit die Worte braucht: „wir leben im Zeitalter des Verkehrs“. Von welchen Gefühlstönen ist dann dieses Wort umgeben? Es heißt dann: „wir leben trotz des Zeitalters des Verkehrs, wir leben und ihr werdet es merken!“ Es heißt: „wir leben gerade noch, wir leben, aber es ist kein Spaß, ein solches Zeitalter zu haben“. Im Grunde heißt es: „wir leben im Zeitalter des Verkehrs wie auch sonst Christen in der Welt zu leben gewohnt sind, mit Geduld und Hoffnung einer besseren Ewigkeit, wo es keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gibt, da die Bilder der Ewigkeit entworfen wurden, ehe diese Ungetüme Land und Wasser zu stören begannen“. Auf der anderen Seite aber klingt es zurück: „wir leben im Zeitalter des Verkehrs, denn wir verdienen nur durch den Austausch und Verkehr“. Die Fremdenstraßen Oberbayerns rufen: „wir leben!“ Die Spinnereien und Webereien Augsburgs sprechen: „wir!“ Die Exportbrauereien sagen: „wir!“ Und ganz links schwenkt der Sozialdemokrat seine rote Fahne mit dem schwarzen Flecken und füllt die Luft mit dem Geschrei: „wir, wir, wir leben im Zeitalter des Verkehrs, denn an ihrem eigenen Verkehr stirbt die bürgerliche Gesellschaft“.

Laßt uns also bedenken, was es mit diesem Zeitalter des Verkehrs auf sich hat!

Das Zeitalter des Verkehrs ruiniert das Mittelalter und zwar ebensowohl seine Vorzüge wie seine Beschränktheiten, was aber nicht zweierlei ist, da es eben der Vorzug des mittelalterlichen Menschen ist, eine gewisse kräftige und fröhliche Beschränktheit zu haben. Die Mehrheit der mittelalterlichen Menschen war seßhaft; sie waren Schwaben oder Franken oder Tiroler und über ihnen gab es nur zwei Stände, die schon immer im Zeitalter des Verkehrs gelebt haben: die Kaufleute und die Priester. Diese kamen von jenseits der Berge, aus der anderen Welt und brachten von dort die Gewürze Indiens und das Gold der römischen Wahrheit, sie vermittelten den Eisenverkauf und die Literatur, das Volk selbst aber hatte seine kleinen Welten für sich, seinen Markt, seinen Dialekt, seine Tracht, seine besonderen Speisen, Heiligen und Kirchtürme. In diesem Volk gab es zwei Grundgestalten: den Bauern, der so wenig wie möglich kaufte und verkaufte, und den Handwerker, der seine feste Kundschaft verwaltete wie die Mönche ihren Weinberg. Ueber dem Bauern stand der gnädige Herr, aber er war vielfach eben nur der höhere Bauer, das heißt der Vertreter derselben abgeschlossenen Wirtschaftsweise auf breiterer Grundlage, und der städtische Patrizier, der sich zum Handwerker geringerer Art verhielt wie der Adel zum Bauern. Diese alte Welt war in sich selbst keineswegs friedlich sondern voll beständiger Krakehle und Fehden, aber alle diese alten Fehden haben etwas Rührendes in ihrer Umgrenztheit. Wer 40 gewappnete Reiter hatte, war schon ein rechter Mann. Es lag in diesem ganzen Dasein eine ungewollte, naive Bescheidenheit, die sich mit der Weltanschauung der individuellen Trotzigkeit zu einem Gemisch von merkwürdigem grauem Zauber verband, und die es leicht machte, die weite Welt da draußen als das böse Land der Versuchungen, des Wahnglaubens und der Mammonsknechtschaften erscheinen zu lassen. An diesem alten Dasein änderte auch die Reformation nicht viel, denn ihr Ergebnis war nur eine lutherische Seßhaftigkeit neben einer katholischen. Da saßen sie mit dem Katechismus und da mit dem Rosenkranz aber jeder Strich für sich, hier die eine, da die andere Gebundenheit, beiderseits aber dieselbe Stätigkeit und lokale Gesinnungstreue.

Diese alte Welt, die ein fast orientalisch mosaikartiges Ansehen hatte, wurde durch die Eisenbahnen verdorben und wird beständig weiter verdorben. Die Eisenbahn verdirbt den lokalen Charakter sowohl der Wirtschaft wie des Geistes. Sie zerstört den abgeschlossenen Markt des Handwerkers, die freie Selbständigkeit der einzelnen Stadt, die naturalwirtschaftliche Unabhängigkeit des Bauern und die felderweise Abgeschiedenheit der Konfessionen. Es entsteht ein gräßliches Durcheinander aller vorher isoliert entstandenen Eigenheiten, eine unerhörte Unordnung der Arbeits-, Lebens- und Glaubensbekenntnisse. Diese Unordnung ist das Zeitalter des Verkehrs. So wenigstens erscheint es denen, die sich in ihm schlecht zurechtfinden können. Sie rufen wie die ängstlichen Kinder beim Baden: „macht doch keine solchen Wellen, man ertrinkt ja! Spritzt nicht so!“ In dieser Aengstlichkeit haben sie sich erst an die Wand drücken lassen, dann aber stärkte sich ein Angstvoller am andern und die Truppe der Geängstigten rückte geschlossen vor: „wir müssen

im Zeitalter des Verkehrs die Ordnung erhalten!" Das waren die, deren Programm lautete: „keine Reichseisenbahnen, keine Kanäle, keine Verbilligung der Tarife, Erhaltung des Heimatrechtes, Wiederherstellung der Innung, Herstellung von Zollgrenzen, Erhaltung der Konfessionsschulen." Diese sind es, die nach langem schwerem Kampfe jetzt triumphierend rufen: „wir leben im Zeitalter des Verkehrs!"

Ihnen aber stellen sich diejenigen entgegen, denen gerade diese „Unordnung" als die natürliche Ordnung der Dinge erscheint. Sie sagen: „der lokale Charakter des Geistes und der Wirtschaft war eine Unnatur, denn der Mensch ist ein bewegliches Wesen und alle seine Güter sind beweglich, alle Wälder können transportiert, alle Nahrungsmittel können verfrachtet, alle Kohlen können gefahren, alle Maschinen können versendet werden. Es gibt keinen Vorteil, der nicht allen gehören sollte. Je beweglicher der Mensch und seine Güter werden, desto eher bekommt jeder seinen Platz, der für ihn paßt, seine Arbeit, die er gerade leisten kann und seinen Ertrag, den er sich kauft, desto schneller wird sein Geist frei vom Banne des Winkels und aus dem Kinderspiel in der Ecke wird der große Tummelplatz der freien Kräfte, die sich ausleben können, wo und wie es ihnen glückt. Seht ihr nicht, daß wir wohlhabender werden, je mehr Dampfschiffe wir haben? Fühlt ihr nicht, daß jetzt erst die Fenster aufgemacht wurden, daß nun erst große Atemzüge in freier Luft gemacht werden können, und daß nun erst die Sonne die Fäulnis der abgeschlossenen Gehöfte leuchtend durchsäubert? Auf, laßt uns noch mehr Kanäle bauen, noch mehr Eisenbahnen anlegen, noch größere Kähne und Schiffe herstellen, laßt uns die alten Wasserstraßen vertiefen, laßt uns Verkehrssysteme machen, die keine Landesgrenzen kennen, laßt uns den Orient an den Okzident heranziehen und Südamerika zum Nachbarn des Böhmerwaldes machen, laßt uns Indien mobilisieren und die Wälder Rußlands in unsere Bergwerke tragen, laßt uns Aegypten als unsere Baumwollplantage betrachten und die Küste Nordafrikas als unsere Gesundheitsstation, laßt uns aller Zeiten Geister zum Konzil der Wahrheit versammeln und abstreifen, was eng und altfränkisch unsere Menschheitsklarheit hindert! Wir wollen hinaus aus der Enge: nicht ihr, wir leben im Zeitalter des Verkehrs!"

Und diese waren die Stärkeren, trotz des Gegenaufmarsches der Anderen, denn ihnen halfen alle Kräfte, die irgendwo ihren persönlichen Vorteil suchten. Ihnen half vor 50 Jahren das Gold Kaliforniens, mit dem die Eisenbahnen der ersten Periode des neuen Verkehrs gebaut wurden, und ihnen hilft jetzt das Gold Australiens und Südafrikas, mit dem die Eisenbahnen über alle Erdteile hin gelegt werden und mit dem die Dampfschiffsgesellschaften sich verdoppeln. Noch ist es nicht in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß seit 1890 die zweite Periode des Weltverkehrs begonnen hat, die Zeit der Internationalität an sich. Es sei deshalb erlaubt einige Ziffern zu geben, damit die Phantasie etwas festes hat, an das sie sich klammern kann. Zwischen 1890 und 1903 wurden an Eisenbahnen gebaut:

Europa	76 000	Kilometer
Amerika	102 000	„
Asien	41 000	„
Afrika	16 000	„
Australien	8 000	„
	243 000	Kilometer.

Rechnet man auf den Kilometer nur 200 000 Mark Anlage- und Betriebskapital (in Bayern 267 000, in Württemberg 352 000, in dünner bevölkerten Ländern billiger), so gelangt man zu der schönen Summe von 48 600 000 000 Mark, die in den letzten 13 Jahren in Eisenbahnen veranlagt worden ist. Das ist die Wirklichkeit des Zeitalters, in dem wir leben. Schon heute hat Ostindien soviel Eisenbahnen wie Deutschland im Jahre 1890 und Südafrika hat soviel wie heute Bayern und Württemberg zusammen. Und dieser fabelhaften Verkehrsvermehrung auf der ganzen Erdoberfläche geht eine gleiche Vermehrung des Dampfschiffsverkehrs zur Seite. Hier können wir nur die Ziffern der größeren deutschen Gesellschaften aus den letzten 8 Jahren geben und zwar geben wir das Aktienkapital, weil an seinem Wachstum der rapide Fortschritt am reinsten ersehen werden kann:

	1896	1901	1903
Hamburg-Amerika . .	30 Mill. M.	80 Mill. M.	100 Mill. M.
Norddeutscher Lloyd .	40 „ „	80 „ „	100 „ „
Hamburg-Südamerika .	7,5 „ „	11,25 „ „	11,25 „ „
Hansa	10 „ „	15 „ „	15 „ „
Kosmos	6,5 „ „	11 „ „	11 „ „
Hamburg-Australien . .	— „ „	9 „ „	12 „ „
Petroleumgesellschaft .	— „ „	9 „ „	9 „ „
Deutsche Levantelinie .	— „ „	4 „ „	6 „ „
	94 Mill. M.	219,25 Mill. M.	264,25 Mill. M.

Und diese deutschen Gesellschaften sind doch nur ein kleiner Teil der zweiten Periode des Zeitalters des Verkehrs auf dem Wasser. England und Nordamerika gehen in ähnlichen Verhältnissen vorwärts. Das kann nicht ohne die weitreichendsten Folgen sein. Die Austauschwirtschaft, die Mobilisierung der Menschen und Güter, die Ueberwindung aller lokalen Bindungen hebt nun erst zum eigentlich großen Tanze an. Die „Unordnung" wird in den nächsten zwanzig Jahren ganz kolossal werden, wenn die neuen Verkehrsmittel ihre Wirkungen zeigen. Alle alte Marktvereinzelung wird mit einer ungeahnten Macht zerbrochen werden. Das neue Austauschsystem kommt über uns wie in den fünfziger Jahren die Eisenbahn über Deutschland kam, und damit kommt nach aller menschlichen Voraussicht eine zweite Welle des Freihandelsgeistes, die teils aus Drang zum Gewinn und teils aus Verzweiflung über künstliche Hemmungen sich im Laufe des nächsten Menschenalters emporwölben wird und irgendwann im Sturm über das Heer der Geängstigten hereinbricht, alle ihre Zäune, Stackete, Dämme in wildem, tollem Wellenjubel niederreißend. Ob dann später die Geängstigten sich nochmals wieder sammeln, wissen wir nicht; möglich ist es. Das Zeit-

alter des Verkehrs kommt wie alle Geschichtsbewegungen in großen Stößen, denen dann wieder die Ermattung folgt. Die jetzige Lage ist, daß die Ermattung des ersten Zeitalters die Gesetzgebungen beherrscht, während die Vorbereitung des zweiten Zeitalters im Untergrund der Wirtschaftsdinge vor sich geht.

Es ist aber wohl möglich, daß viele, die im Aufsteigen des ersten Zeitalters mitgestürmt und mitgejubelt haben, dieses Mal sich zurückhalten, weil ihnen die neue Welt gar zu gigantisch zu werden droht. Wirklich fest für das zweite Zeitalter des Verkehrs ist heute nur der Großhandel, das Großkapital und die Arbeiterschaft und auch sie machen, jedes auf seine Weise, ihre Einschränkungen. Sie fühlen, daß sie in der neuen Flut sich furchtbar streiten werden. Teilweis wirkt auch bei ihnen die Ermattung der ersten Periode noch nach: man möchte etwas Zeit haben, sich zurecht zu finden, ehe es wieder los geht. Etwas Ruhe, etwas Pause! Deshalb ist die Kraft des Gegenstoßes gegen die Geängstigten heute im allgemeinen so schwach. Man protestiert, aber man läßt sie machen und hilft ihnen gelegentlich sowohl bei Zolltarifen wie bei Landtagswahlen. Die zweite Periode kommt nicht aus dem Willen der Mehrheit heraus, aber sie zwingt sich ihrem Willen auf, denn sie wirft uns einfach die mobilisierten Güter und Menschen aller Zonen vor die Füße und spricht: „wollt ihr mitmachen oder wollt ihr zerdrückt werden?"

Dieses ist die Lage, in der die Sozialdemokratie mit der ihr eigenen boshaften Gutmütigkeit zur bürgerlichen Gesellschaft sagt: „siehst du, das Zeitalter des Verkehrs benimmt dir den Atem, erlaube, daß ich mein Beileid ausdrücke!" Die bürgerliche Gesellschaft aber reibt sich das Wasser aus den Augen, schluckt und prustet und antwortet: „du sollst ganz ruhig sein, denn du weißt ja auch nicht, ob dich die Welle hochträgt oder verschlingt; du bist ja auch ganz atemlos, und gestern haben wir dich sogar drüben bei den Geängsteten gesehen!" So sprachen sie beide: „wir leben im Zeitalter des Verkehrs". Inzwischen aber kommen auf je 10 000 Menschen an Eisenbahnen:

in Britisch-Nordamerika	57	Kilometer
„ Australien	54	„
„ den Vereinigten Staaten	43	„
„ Argentinien	35	„
„ Kapland	32	„
„ Uruguay	21	„
„ der Schweiz	12	„
„ Bayern	11	„
„ Baden	11	„
„ Preußen	10	„
„ Württemberg	9	„

Wir brauchen weniger Kilometer, weil wir dichter bevölkert sind! Ganz richtig! Aber die Kilometer der dünn bevölkerten Länder fangen an, mit uns zu reden.

Rundschau.

*

Ungarn und Oesterreich.

Während dreier Jahrzehnte hatte die sogenannte dualistische Form funktioniert, die gleich nach den kriegerischen Entscheidungen von 1866 Kaiser Franz Josef mit Déak, dem klugen Führer der damaligen ungarischen Opposition vereinbart, sie hatte eine einheitliche Leitung der auswärtigen Politik und eine einheitliche Verwaltung der Armee ermöglicht. Alle zehn Jahre mußte nach den getroffenen verfassungsmäßigen Bestimmungen der Ausgleich erneuert werden, die Normen der gemeinsamen Angelegenheiten mit ihren finanziellen Erfordernissen und andererseits das Zoll- und Handelsbündnis. Zweimal war der Abschluß der Erneuerung gelungen, indem beide male die Krone ihren überwiegenden Einfluß auf die österreichische Vertretung zu Gunsten der gesteigerten Forderungen der Ungarn entscheidend geltend gemacht hatte. In Ungarn waren die leitenden Staatsmänner im Verein mit dem Reichstag stets darauf bedacht gewesen, den nationalen magyarischen Staatsgedanken trotz Kroaten, Rumänen, Serben, Slovaken und der Siebenbürger Sachsen zur alleinigen Herrschaft zu bringen und dies gelang auch trefflich durch den stets bereiten Beistand, den auch hier wiederum die Krone leistete. Das Verhältnis zu Oesterreich ward dabei entweder als eine lästige Notwendigkeit behandelt oder noch lieber kühl ignoriert. Auf wirtschaftlichem Gebiet ward das stärkere Oestereich geschickt ausgenützt, doch auch davon ward selbstverständlich nicht gerne jenseits der Leitha gesprochen, sondern jeder Versuch Ungarn auch nach dieser Seite hin unabhängig zu machen, mit sichtlicher Genugtuung begrüßt. In Oesterreich sah man solcher Tendenz und Stimmung, in der sich Abneigung und Geringschätzung ausdrückten, geduldig zu. Die industriellen Kreise und die Börse schätzten an Ungarn das Land des österreichischen Exports und hoher Kapitalsverzinsungen; der stärkste und wirtschaftlich tätigste unter den Volksstämmen in Oesterreich, der deutsche, war in Parteien zerspalten, von denen die Mehrzahl von einer kräftigen nationalen Politik himmelweit entfernt war; seit Beginn der unseligen Wirtschaft des Grafen Taaffe hatte übrigens das deutsche Element einen so mühsamen Kampf um sein eigenes Dasein zu führen, daß an einen wachsamen Widerstand gegen die wachsenden Ansprüche der Ungarn kaum gedacht werden konnte. Die Deutschen vertraten ferner mit großem Eifer den österreichischen Großmachtsgedanken und glaubten ihm die schwersten Opfer bringen zu müssen und da Tschechen, Polen, Slovenen diese Reichsidee in so verläßlichen Händen wußten, überließen sie den Deutschen die Fürsorge allein und verfolgten um so skrupelloser ihre nationalen Ansprüche. Tschechen und Polen, wie ihre kleineren Freunde ließen sich also ihre Zustimmung zu jedem Ausgleich mit Ungarn durch nationale Zugeständnisse teuer bezahlen und die Deutschen hatten schließlich die Kosten zu tragen.

So kam der Ausgleich von 1897 heran. Das österreichische Ministerium Badeni hatte den Entwurf mit dem ungarischen Ministerium Banffy ausgearbeitet. Wiederum hatten die Ungarn bedeutsame Zugeständnisse zum Nachteil Oesterreichs herausgeschlagen. Trotzdem wurde die Veröffentlichung der Ausgleichsvorlage in Ungarn mit der üblichen Unzufriedenheit aufgenommen, denn vielleicht konnte im Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen noch mehr erreicht werden. Aber auch in Oesterreich erfuhren die Ausgleichsbestimmungen eine höchst ungünstige Kritik. Polen und Tschechen beobachteten in der berechtigten Erwartung neuerlicher Zuwendungen fürs erste eine schroff ablehnende Haltung und die Deutschen erklärten den vorliegenden Ausgleichsentwurf für grundsätzlich unannehmbar, weil er Oesterreich neue Lasten aufbürde, die jeden Wert und Vorteil des Unionverhältnisses für Oesterreich illusorisch machten. In der Opposition der Deutschen machte sich dieses Mal aber noch ein anderes Motiv bemerkbar. Die Christlich-Sozialen unter der Führung Dr. Luegers, des Bürgermeisters von Wien, wollten damit den in Ungarn herrschenden Liberalismus, der stark mit jüdischen Elementen versetzt ist, bedrohen. In Ungarn war damals eben in hartem Kampf mit der Kirche und trotz des Widerstandes der Krone eine konfessionelle Gesetzgebung durchgesetzt worden, jetzt antwortete die Kirche durch ihre Christlich-Sozialen mit der Bekämpfung des Ausgleichs. Graf Badeni jedoch glaubte sich gegen alle Opposition gesichert. Er hatte seine Landsleute, die Polen, bereits gewonnen und um die Osterzeit erkaufte er sich die Tschechen durch die berüchtigten Sprachenverordnungen. Er sollte sofort merken, daß er die deutsche nationale Bewegung arg unterschätzt hatte. Die kleine radikale Gruppe, die Schönerer und Wolf führten, fand das richtige Merkwort politischer Leidenschaft für die Deutschen, sie riß die Massen in den Sudetenländern mit sich fort und zwang die großen Parteien, ihr Gefolgschaft zu leisten. Es kamen erregte Tage. Die Regierung griff zu Gewaltmitteln in und außerhalb des Parlaments. In Wien drohten Straßenkämpfe. Damit war der Zusammenbruch des Ministeriums Badeni, dem der gegenwärtige Ministerpräsident Gautsch als Unterrichtsminister angehörte, besiegelt und mit ihm vorderhand das Schicksal des neuen österreichisch-ungarischen Ausgleichs.

Seit Badenis Ende steht der Ausgleich im Zeichen des Provisoriums. Durch acht Jahre hindurch haben in Oesterreich und in Ungarn die Regierungen, die nacheinander heraufkamen, sich die Aufgabe gesetzt, eine aktionsfähige Parlamentsmehrheit für einen Ausgleich zu beschaffen. In Oesterreich kamen und gingen Gautsch, Thun, Wittek und Körber, in Ungarn nach Banffys Sturz, Szell, Kuhn-Hedervary und Tisza. In Oesterreich versuchte zuerst Gautsch und nach ihm Graf Franz Thun vergebens mit den fragwürdigen kleinen Praktiken, die unter Taaffe noch ausgereicht, zum Ziel zu gelangen; dann schien dem vielgeplagten alternden Staatswesen eine Wendung zum Bessern beschieden. Das Vertrauen der Krone fiel auf Dr. v. Körber, einen ausgezeichneten Beamten, der die gesamte Verwaltung mit einer nicht gewöhnlichen Sachkenntnis beherrschte und im persönlichen Verkehr die parlamentarischen Verhältnisse durchblicken gelernt hatte. Körber verstand den Deutschen dadurch Vertrauen einzuflößen, daß er eine Art von Gleichgewicht innerhalb der großen Parteien eintreten ließ und seiner Regierung die letzten Entscheidungen vorbehielt und indem er sich eine bald unbestrittene und verdiente Autorität schuf, war sogar ein Ansatz von einer Vorstellung zu gewahren, die seit langem einer völligen Verkümmerung anheimgefallen war: es gab wieder einmal gemeinsame österreichische Interessen, die von einer zielbewußten österreichischen Regierung vertreten wurden. In der Ausgleichsfrage konnte Körber nur einen halben Erfolg verzeichnen, doch war die Schuld, wenn man diesen und nicht den Ausdruck „böser Wille“ wählen wollte, jetzt nicht bei Oesterreich, sondern bei Ungarn. Körber und Koloman v. Szell ver-

einbarten jenes Provisorium des Ausgleichs auf sieben Jahre, das heute noch in Gültigkeit ist. Die Verhandlungen, die zu diesem Abschluß geführt, hatten sich unter scharfen Kämpfen abgespielt. Während des Ministeriums Thun hatten die ungarischen Minister die Notwendigkeit betont, angesichts der Aktionsunfähigkeit des österreichischen Reichsrats für die Fortdauer der bestehenden Verhältnisse zu sorgen. Mit leidiger Geringschätzung ward in Ungarn auf die österreichische Krise hingewiesen und die Besorgnis geheuchelt, daß durch sie das eigene Staatswesen in Ungelegenheiten geraten könnte. Körber gegenüber mußte eine solche Auffassung fallen gelassen werden und zum ersten Mal wußten die österreichischen Minister auf dem Kampfplatz des Ausgleichs sich zu behaupten. Körber wußte sich des Vertrauens der Krone sicher und führte die Verhandlungen mit unüberwindlicher Zähigkeit. An seinem loyalen schwarzgelben Eifer, den Zusammenhang mit Ungarn unerschüttert zu bewahren, konnte nicht gezweifelt werden, um so gewichtiger wirkte er, wenn er in einzelnen Punkten bestimmt erklärte, gewisse ungarische Forderungen, die mit der Schwäche Oesterreichs rechneten, ablehnen zu müssen. Als endlich mühevoll das provisorische Uebereinkommen abgeschlossen war, nahmen die Ungarn aus Wien den unbequemen Eindruck mit, daß man es in Oesterreich mit einer Regierung zu tun habe, die jetzt hinreichend stark genug sei, an eine definitive Erledigung des Ausgleichs heranzutreten und das gab zu denken.

Beweggründe der auswärtigen Politik und die entsprechenden Delegationsbeschlüsse bewirkten dann 1903 eine verhängnisvolle Wendung, der in Ungarn Szell und sein Nachfolger Khun-Hedervary und schließlich in Oesterreich Körber zum Opfer fielen. Das Reichskriegsministerium verlangte die Bewilligung bedeutender Kredite für neue Geschütze und für Marinezwecke und ferner einen erhöhten Rekrutenstand. Die Rekrutenangelegenheit machte in Ungarn ernste Schwierigkeiten, die Bedeckungsfrage in Oesterreich. Die magyarische Agitation warf sich mit ihrem lauten Fanatismus auf die Armeefrage. Heeresverwaltung und Oberkommando sind administrative Angelegenheiten, deren letzte Entscheidung im Sinne des Ausgleichsgesetzes der greise Kaiser Franz Josef sich stets vorbehalten hat. Er hält, geleitet durch die vielgestaltigen Erfahrungen, die ihm seine lange Regierung gebracht, noch an dem Gedanken einer einheitlichen Verwaltung und an den wenigen deutschen Worten der Kommandosprache, die für die gesamte Armee Geltung haben müsse, fest. Der Kaiser hat, genötigt durch die Anstürme der magyarischen Opposition, in den letzten Jahren die wichtigsten Zugeständnisse auf dem Gebiet der Heeresverwaltung gemacht. Was er der sogenannten Neunerkommission des Reichstags an magyarischen Begünstigungen zugebilligt, das machte sogar die militärischen Fachkreise bestürzt, und man konnte die Aeußerung vernehmen, der oberste Kriegsherr habe damit de facto schon preisgegeben, was er nur formal noch festhalte. Jetzt lehnte der ungarische Reichstag die Erhebung des Rekrutenstands, der in Oesterreich schon angenommen worden, ab und ferner verhinderte die Obstruktion der Unabhängigkeitsgruppen die liberale Reichstagsmajorität, die Bewilligung zur normalen Rekrutenaushebung zu erteilen. Die Forderung der ungarischen Kommandosprache ward zu einem Schlagwort für die gesamte Opposition, ein anderes ward die Ablehnung des Ausgleichs und die wirtschaftliche Trennung. Die Gegner der liberalen Regierungsmehrheit haben sich jetzt zu gemeinsamem Handeln zusammengefunden. Zu den beiden Fraktionen des Unabhängigkeitsprogramms war die schroff klerikale Volkspartei und der Anhang des Baron Banffy hinzugekommen. Banffy, vor kurzem noch der allgewaltige liberale Ministerpräsident, hatte sich mit den liberalen Führern verfeindet und war von ihnen fallen gelassen worden. Der ehrgeizige Siebenbürger sann auf Rache und vertrat nun eine Oppositionsrichtung, die an extremen Formen

die Angriffe der Unabhängigkeitsgruppen weit überbot. Der Reichstag war gänzlich gelähmt, die Liberalen entmutigt, die Mehrzahl der Führer ratlos. Nur einer war noch da, ein Unverbrauchter, der aus den Wirrnissen herausführen konnte: ein wegen seiner rücksichtslosen Energie und schroffen Konsequenz gefürchteter, wegen seiner überlegenen Geschäftskenntnis geschätzter Mann, dessen Name allein schon die stolze Tradition der gefährdeten liberalen Partei darstellte, Graf Stefan Tisza. Er war weder am Hofe, noch im Reichstag beliebt, aber geachtet und gefürchtet. Tisza ward berufen und kam mit einem ausgiebigen Programm, das auch für die magyarischen Selbständigkeitstendenzen eine Menge schöner Dinge verhieß. Zuvor verlangte er aber eine Abänderung der Geschäftsordnung des Reichstags, die in Zukunft eine Obstruktion unmöglich machen sollte und ferner predigte dieser Staatsmann der nüchternen Tatsachen die derzeitige Notwendigkeit, den Ausgleich durchzuführen, und dann die Trennung, wenn sie schon einmal von der Nation gewünscht werde, vorzubereiten. Für eine wirtschaftliche Trennung, meinte er, bedürfe es gründlicher Vorarbeiten, für die militärische vor allem eines neuen ungarischen Volksschulgesetzes, durch das die andern Nationalitäten, die in vielen Teilen Ungarns die überwiegenden sind, unter die Herrschaft der magyarischen Sprachen gelangen müßten. Dann erst könnte eine ungarische Armee mit magyarischer Armeesprache möglich gemacht werden. Stefan Tisza verschmähte kein Mittel, um seine Regierung beliebt zu machen. Er selbst, der intransigente selbstbewußte liberale Führer bediente sich der liebenswürdigsten, entgegenkommendsten Sprache, um die Opposition von ihrer obstruierenden Haltung abzubringen. Er veranlaßte den Kaiser-König zu einem feierlichen Handschreiben, das die Heimholung der in Konstantinopel befindlichen Gebeine des Rebellen und Habsburgsfeindes Rakoczy ankündigte. Nach Oesterreich und Wien führte Tisza eine tendenziös abgemessene kühle Sprache, die sich einmal sogar zu einer beleidigenden Abfertigung Körbers verstieg.

Und Tisza durfte dann den Sturz Körbers begrüßen. Aufzeichnungen aus unserer Zeit werden wohl einmal dartun, der erste Anlaß, daß der Kaiser in die Entlassung dieses Ministers willigte, der in schwierigeren Zeiten besser die allerhöchsten Wünsche und Sorgen wahrgenommen, als selbst Taaffe, sei von Ungarn ausgegangen. Körber hatte gegenüber dem geschickten Szell den österreichischen Standpunkt behauptet, er hatte gelegentlich der Armeefrage sogar einmal um seine Entlassung gebeten, weil er bezüglich der gemeinsamen Angelegenheiten einen unverrückbaren Standpunkt einnahm. Körber hatte auch, das Vertrauen der Krone vorausgesetzt, eine, sämtlichen österreichischen Parteien überlegene, starke Position inne. Daß der Mann die schönsten Pläne stören konnte, darin waren alle ungarischen Parteien einig. Soll doch noch nachträglich sich Kossuth bei seiner Audienz in der Wiener Hofburg energisch gegen den bereits zurückgetretenen Körber ausgesprochen haben. Der erste, wahrscheinlich der entscheidende Anlaß also ist von Ungarn ausgegangen, das übrige besorgte man, sobald der Umschlag der Hofstimmung sich leise bemerkbar machte, in Oesterreich selbst. Ein paar hohe Militärs haben vielleicht mitgeholfen, doch den eigentlichen Todesstoß vollführten Parteiführer aus dem Abgeordnetenhause. Bei den Feudalen war der bürgerliche Beamte wohl nie recht beliebt gewesen, den Tschechen und Polen hatte er die Möglichkeit eigenmächtiger Politik genommen, nur unwillig ertrugen sie die Existenz einer starken Zentralregierung. Und dazu kamen noch jene deutschen Politiker, deren unbefriedigter Ehrgeiz in dem langlebigen Beamtenministerium und gar in dem kühl und überlegen abschätzenden Ministerpräsidenten ein unerträgliches Hemmnis haßten. Zu der schlimmsten Minierarbeit gaben sich diese Deutschen her. So hatte Körber angesichts der bedenklichen Angriffe auf die gemeinsame Armee seitens der Ungarn für den österreichischen Reichsrat das gleiche

Recht einer Beeinflussung der Armeeverwaltung geltend gemacht. Da fiel ihm der dialektisch gewandte Führer der deutschen Volkspartei Dr. v. Derschatta in den Rücken, indem er zur Verblüffung seiner parlamentarischen Kollegen dieses Recht allein der Krone zusprach. Körber wollte eben die Krone bezüglich der andrängenden Ungarn entlasten und das Gewicht der österreichischen Vertretung erhöhen; durch den Antrag Derschattas war dieser geschickte Zug empfindlich abgeschwächt und die gereizte Stimmung in Ungarn noch weiter gesteigert. Zur selben Zeit, als sich Stefan Tisza anschickte, die neue Geschäftsordnung dem Reichstag aufzuzwingen und er mit einer ungewöhnlichen Energie Tag für Tag den Ansturm der wirkenden Opposition abwehrte, hatte Körber ernste Schwierigkeiten mit den Bedeckungskrediten für die Armeeforderungen. Der Kaiser, von einigen Generalen ungeduldig gemacht, verlangte eine schnelle Erledigung, wie sie im Reichsrat nicht möglich war. Den Ausweg mit dem bekannten Aushilfsparagraphen 14, der außerparlamentarische Verfügungen mittels einer zweifelhaften Rechtsauslegung gestattet, wollte der Kaiser vermieden sehen. Kaum merkten die Feinde Körbers die augenblickliche Verlegenheit und die veränderte Stimmung der Hofburg, die sich an der Energie Tiszas erbaute, als sie zur raschen Tat schritten. Körber erlitt im Ausschuß bei der Bedeckungsfrage eine Abstimmungsniederlage, die er sofort richtig deutete und mit seiner Demission beantwortete. Wiederum hatten die deutschen Führer gegen ihn entschieden und das Geschäft ihrer gefährlichen Feinde besorgt. Allerdings nahm einer von ihnen, der Wortführer der Christlich-Sozialen, Dr. Lueger, dabei seine private Revanche. Körber, der durch seine kühle Duldung die sozialdemokratischen Agitationsredner zur Verzweiflung gebracht, denn es gab kein Martyrium, keine Auflösungen mehr, Körber hatte auch eine sozialdemokratische Demonstration gegen Lueger, als Wiener Bürgermeister, ungehindert sich abspielen lassen und damit den empfindlichen Mann, der sonst Körber richtig zu würdigen gewußt hatte, schwer verletzt. Im Verein mit Derschatta und dem Führer des deutschen Adels, Dr. Bärnreither, entschied er in jener Ausschußsitzung. Zur großen Genugtuung Tiszas und der Ungarn bewilligte der Kaiser sofort das Demissionsgesuch. Ein Abschnitt österreichischer Politik, der sich hoffnungsvoll angelassen hatte, fand so ein jähes Ende.

Kurz nach Körbers Rücktritt wagte Tisza seinen Gewaltstreich im Reichstag. Scheinbar gelang er, die Session ward geschlossen, das Haus aufgelöst und die Regierung appellierte mit den Wahlen an das Land. Das Ergebnis war der tragische Zusammenbruch Tiszas. In der vorletzten Stunde hatte sich unter der Führung des Grafen Julius Andrassy (des Sohnes des einstigen Mitbegründers der deutsch-österreichischen Allianz) der wichtigste Teil des Hochadels von Tisza getrennt. Bei den Wahlen zog diese Aristokratie im Verein mit Kossuth und den Klerikalen gegen die Regierung und die Liberalen in den Kampf, der den Alliierten und namentlich der Unabhängigkeitsgruppe einen nicht geahnten Erfolg bereitete. Die Liberalen hatten ihre Majoritätsstellung, die sie seit 1866 mühelos behauptet, weitaus eingebüßt; an der Partei, die durch die Wahlen die stärkste geworden, an der Unabhängigkeitspartei war es vorerst, die Bildung der neuen Regierung zu bestimmen. Doch hier ergab sich eine Verlegenheit: Kossuth und die Seinigen hatten nicht daran gedacht, regierungsfähig zu werden, sie hatten eine umfassende Wahlagitation entwickelt und in der üblichen Weise mit den kühnsten radikalen Schlagworten um sich geworfen. Sie hatten ihren leicht entzündbaren Wählern die selbständige ungarische Armee, die Personalunion und die völlige Trennung von dem verhaßten Oesterreich mit seiner „Hofkamarilla" versprochen. Jetzt hieß es, dies alles ernstlich zu vertreten. Tisza selbst, der geschlagene Minister, forderte die Häupter der siegreichen Opposition auf, dem König ihr Programm vorzutragen. Der geduldige Monarch empfing eine ansehn-

liche Reihe von Parlamentären, als ersten Kossuth, den Sohn jenes Mannes, der einst Franz Josef und sein Haus des ungarischen Throns verlustig erklärt hatte, Kossuth, den Vertreter der Unabhängigkeitsidee und Gegner des Déak'schen Ausgleichs. Die Oppositionsführer hatten sich darin geeinigt, daß von jenen der Wählerschaft verheißenen schönen Sachen, wenigstens einiges tatsächlich als nationale Forderung ausgesprochen werden müsse. So verlangte also die jetzige Majorität die ungarische Armee in der Form der ungarischen Kommandosprache und die wirtschaftliche Trennung. Der König hatte für alle Herren, die er empfing, dieselbe Antwort: bezüglich der Trennung des Wirtschaftsgebiets müßte die Vertretung Ungarns mit der österreichischen unterhandeln, bezüglich der Kommandosprache fühle der König sich verpflichtet, zum Schutze der gemeinsamen Armee die deutsche Kommandosprache aufrecht zu erhalten; weiter an nationalen Zugeständnissen, als gegenüber der Neunerkommission könne er unmöglich geben. Die Opposition erhielt also bezüglich der einen Forderung eine sachlich nüchterne, ungewisse, bezüglich der andern eine verneinende Antwort. Der Weigerung der Krone setzte sie jetzt ihre Weigerung, eine Regierung zu bilden, entgegen. Ein gesetzloser Zustand hob an, der heute noch fortdauert und sich im Laufe der Monate noch wesentlich verschärft hat. Der Reichstag hat Kampf der Krone angekündigt, einen prinzipiellen Kampf, aus dem er als Siegespreis die Souveränität über die Krone heimbringen will. Aus der Ausgleichsfrage ist eine Machtfrage geworden und die Entscheidung, die hier fallen wird, dürfte nicht nur Ungarns sondern auch Oesterreichs fernere politische Entwicklung bestimmen.

Noch im Jahre 1865 bezeichnete Heinrich v. Treitschke es als die große und wichtige Aufgabe Deutsch-Oesterreichs, die Karpathenländer des Südostens, das „subgermanische Europa“ durch seine Verwaltung der modernen Kultur zuzuführen. Und so mochten in diesen Zeiten Dahlmann, H. v. Gagern und etwa Uhland, in Oesterreich Radetzky, Bach, Schmerling und Benedek gedacht haben. Mit dieser deutschen Illusion mußte 1866 gründlich gebrochen werden. Die österreichische Staatsidee war (nicht ohne Zutun der preußischen Politik) zu sehr geschwächt worden, als daß von ihr ein solches schwieriges Problem noch getragen werden konnte. So schloß denn Kaiser Franz Josef mit dem anerkannten Vertreter der Magyaren, mit Franz Déak, den Frieden und den „Ausgleich“ ab. Den Frieden nämlich zwischen der Dynastie und den Magyaren, nicht zwischen Oesterreich und Ungarn! Eine geraume Zeit später erhielten erst „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ — diesen schönen Titel bekam jetzt Zisleithanien — die Verfassung von 1867 und der nun einberufene Reichsrat bekam in Bausch und Bogen den Ausgleich, der die Aufhebung der Verfassung von 1861 darstellte, zur Anerkennung mitgeteilt. Heute mögen der greise Herrscher und seine österreichischen Minister die verhängnisvolle Unterlassung bitter empfinden, die damals durch die Ausschaltung Oesterreichs, die dem klugen Déak überaus erwünscht sein mußte, begangen worden ist. Durch diese politische Vergewaltigung des Ungarn wirtschaftlich und kulturell weit überlegenen Oesterreich erhielt tatsächlich der Ausgleich einen fatalen Zug der Personalunion, indem Ungarn sich eben nur mit der Dynastie auseinandersetzte, die pragmatische Sanktion zum Ausgangspunkt nahm und Oesterreich als habsburgische Hausmacht behandelte, die schließlich mitgenommen werden mußte; ein amtlicher Verkehr mit ihr war einmal notwendig, ihre reichen Mittel nützlich, ja unentbehrlich. Die Hegemonie aber erhielt schon 1866 Ungarn. In der auswärtigen Politik der Donau-Großmacht hat Ungarn den Ausschlag gegeben und es muß zugestanden werden, daß es im großen und ganzen dies nicht schlecht gemacht hat. Um was es sich heute handelt, ist eine weitere Ausbildung und deutliche Bestätigung der Hegemonie. Ungarn soll seine ungarische Armee mit magyarischen Fahnen und Kommando-

worten erhalten, aber die Kosten soll nach dem bisherigen vorteilhaften Schlüssel Oesterreich mit bestreiten, Ungarn darf sich seinen Import nach Belieben organisieren und ohne Rücksicht auf die österreichische Industrie seine Handelspolitik ausgestalten, aber die ungarische Ausfuhr, das ungarische Getreide soll seine zollfreie Vorzugsstellung in Oesterreich beibehalten. Dazu ist der apostolische König von Ungarn gehalten, die ungarische Verfassung gebietet ihm, daß er in diesem Sinne als Regent seiner Hausmacht walte; auch in Oesterreich hat er als der König von Ungarn zu regieren. Kossuth hat vor einigen Wochen dieser Auffassung dadurch deutlichen Ausdruck verliehen, als er meinte, der König hätte ja, falls die von der gegenwärtigen ungarischen Majorität geforderten Abmachungen in Oesterreich Schwierigkeiten finden sollten, durch den Paragraphen 14 die Macht, sie ohne Parlament durchzusetzen!

In dieser Auffassung sind sämtliche magyarischen Parteien einig, die Liberalen, wie die bisherige Opposition. In seiner Neujahrsrede hat Stefan Tisza ausdrücklich den Gedanken der Hegemonie auseinander gesetzt. Nur wünscht ihn der liberale Politiker mit und nicht gegen den König verwirklicht, er erachtet Uebergänge als unvermeidlich und schließlich mag er eine brüske Oktroierung in Oesterreich doch für bedenklich halten. Ueber die letzten Ziele jedoch herrscht eine schöne Uebereinstimmung. Und nicht minder harmonieren wohl alle Gruppen in der stillen Uebereinstimmung, daß das Schlagwort der Personalunion derzeit vielleicht für die Agitation seinen Wert habe, daß seine Verwirklichung aber die größte Gefahr für Ungarn in sich berge. Und zwar ganz abgesehen von der schweren Mehrbelastung durch die selbständige Armee und von der aus der Personalunion resultierenden tatsächlichen wirtschaftlichen Trennung von Oesterreich; es handelt sich nämlich dann um eine völlige Revision des österreichisch-ungarischen Staatsrechts und da gelangt der ungarisch-kroatische Ausgleich auf die Tagesordnung. Nur durch die Autorität der gemeinsamen Dynastie und durch die Vorstellung, daß auch Oesterreich für den Ausgleich von 1867 solidarisch hafte, hat sich die magyarische Herrschaft in Kroatien und Slavonien halten können. Vielleicht ist auch die Kunde von den Gewaltsamkeiten der ungarischen Regierung und der Stimmung im Agramer Landtag nach Deutschland gedrungen. Die Südslaven hassen die Magyaren noch kräftiger als die Deutschen, deren kulturelle Ueberlegenheit sie anerkennen müssen. Die ungarischen Südslaven haben ferner durch die nationale Bewegung in den Balkanländern für ihre politische Phantasie ganz bestimmte Tendenzen verfolgen gelernt, die sich gelegentlich einer staatsrechtlichen Umgestaltung Oesterreich-Ungarns sofort geltend machen würden. Die Konstituierung der Personalunion würde ferner die rumänische Bewegung in Ungarn bedenklich wachsen machen. In demselben Augenblick, da für die Länder der ungarischen Krone der magyarische Nationalgedanke als der alleinige herrschende proklamiert würde, gelangte die rumänische Agitation in ein neues günstiges Fahrwasser. Die Rumänen haben in zahlreichen Komitaten die starke Mehrheit, werden aber trotzdem von der Regierung hart niedergehalten. Nur dem freundschaftlichen Verhältnis der Gesamtmonarchie zum Königreich Rumänien, das Kaiser Franz Josef durch einen Besuch in der Sommerresidenz Sinaio feierlich bekräftigt hat, ist ein Uebergreifen der ungarischen Maßregeln auf die auswärtige Politik bisher verhütet worden. Doch droht Ungarn die Gefahr einer Rumania irredenta und eine Umgestaltung der Verfassung böte den willkommenen Anlaß zu einer nationalen Erhebung. Die ungarischen Politiker würdigen selbstverständlich die eben angeführten und ihnen vertrauten Tatsachen, es hieße ihnen Unrecht tun, wenn man sie für wahnwitzige Fanatiker nähme. Seit nahezu vierzig Jahren regiert die ungarische Gentry das Land und sie hat in dieser Zeit bedeutendes geleistet; eine Fülle von Talenten ging aus ihr hervor, die sich

der Verwaltung und der Gesetzgebung widmeten. Ihre Politiker sind vielmehr kluge und stille Rechner, die die Verhältnisse genau und richtig abschätzen, als leidenschaftliche Draufgeher; sie wissen auch den Augenblick zu wählen, wo sie zu dem Mittel der pathetischen Alarmrufe, als einem notwendigen und wirksamen greifen sollen.

Schon die nächsten Monate werden erweisen, ob die zur Reichstagsmehrheit emporgewachsene Opposition richtig gerechnet oder der von ihr besiegte Stefan Tisza mit seinem dringenden Warnen Recht behalten hat. Siegen die Andrassy, Apponyi, Banffy mit Kossuth, dann erscheint die Macht der Krone nahezu vernichtet; selbst der königlichen Gewalt in England ist ein Kampf mit der Majorität des Unterhauses möglich, wie dies noch im vorigen Jahrhundert das Zurückweichen Peels vor der jungen Königin Viktoria bewiesen hat. In Ungarn würde das Aufgeben der deutschen Kommandosprache die endgültige Kapitulation des Königs vor dem Reichstag darstellen. Ungefähr achtzig deutsche Worte sind es, um die es sich handelt; mechanisch werden sie den nichtdeutschen Rekruten, die im übrigen nach der den Aushebungsbezirken entsprechenden Regimentssprache abgerichtet werden, beigebracht. Der Kampf also ist jetzt schon ein prinzipieller geworden; wegen der achtzig Worte sind Ministerien gestürzt und insultiert, die Steuern und die Aushebung verweigert worden. Während der letzten sechs Monate sind von der Hofburg wiederholt Vermittlungsaktionen angebahnt worden und wiederholt hatte es den guten Anschein, als ob eine Verständigung gelungen sei, aber stets schlug in Pest über Nacht auf eine für die Oeffentlichkeit unerklärliche Weise die Stimmung gründlich um und die Aussicht auf den Frieden machte nur einer noch gesteigerten Feindseligkeit Platz. Diese Vorgänge entbehren noch der erschöpfenden Erklärung. Man bringt das ungestüme Vorwärtsdrängen der Opposition mit der Absicht in Zusammenhang, die Verfassung und die ungarischen Armeeverhältnisse vor einem jeden Versuch der Rückbildung im zentralistischen Sinne zu bewahren. Dem Thronfolger Erzherzog F r a n z F e r d i n a n d werden in Ungarn solche Tendenzen nachgesagt, der Prinz soll nur ungern in Ungarn verweilen und mit den Erfolgen der national-magyarischen Politik unzufrieden sein. Jenseits der Leitha zirkulierten Aeußerungen aus der Umgebung des Erzherzogs, die sich auf die Notwendigkeit einer durchgreifenden Aenderung der Dinge bezogen. Freilich steht mit dieser Annahme eine Tatsache in einem gewissen Widerspruch. Erzherzog Franz Ferdinand, wie seine Gemahlin, die Fürstin Hohenberg-Chotek, gehören der unbedingt kirchlichen Richtung an und im Lager der Opposition übt, wie sich das bereits wiederholt gezeigt hat, die klerikale Volkspartei einen entscheidenden Einfluß aus. Die Kirche scheint also trotz der Ergebenheit des Thronfolgers noch ihre ganz besonderen Zwecke zu verfolgen. Sie bezeigt der Dynastie, die ihren politischen Ansprüchen stets eine so weit gehende Berücksichtigung erwiesen, wahrlich in der ungarischen Krise einen schlechten Dank. Ihre Geistlichkeit kämpft und flucht gegen die königliche Regierung, der hohe Klerus hält sich schweigsam zurück und die kirchlich gesinnten Magnaten bereiten der Krone auch im Oberhause eine empfindliche Niederlage! Auch der Politiker, dessen dämonische Gestalt der Opposition voranschreitet, der mit seiner zündenden Rede jede nüchterne Anwandlung von Sorge oder Zweifel zu besiegen weiß, Graf Albert A p p o n y i, steht unter kirchlichem Einfluß; viele Wandlungen hat diese glänzendste Erscheinung des Reichstags bereits durchgemacht, nur die Ergebenheit gegen die Kirche ist unverändert geblieben. Siegt also die Opposition, dann erwartet die Kirche zweifellos den ansehnlichsten Teil der politischen Beute. Zur Stunde sind aber ihre Wünsche und Ziele noch unbekannt.

Wird die Opposition siegen? Der Kampf mit der Krone nähert sich den äußersten Grenzen und jeder Tag kann irgend eine unbeabsichtigte oder auch eine

gewollte Explosion bringen, von der es dann kein Zurück mehr gibt. Die Krone wird durch eine Art von Beamtenregierung vertreten, an deren Spitze der greise General Freiherr v. Fejervary steht. Ein tapferer Militär, durch lange Jahre hindurch ist er als tüchtiger Minister für die Honvedarmee (Landwehr) eine ungemein beliebte volkstümliche Persönlichkeit gewesen. Heute, da er auf dem Platze aushält, auf den ihn sein alter Kaiser hingestellt hat, ist der mit dem Maria Theresienkreuze geschmückte Soldat den gröbsten ehrenrührigsten Insulten ausgesetzt. Dabei darf der Ministerpräsident sich darauf berufen, daß er sich strenge auf dem Boden der Verfassung halte. Dies behauptet auch die Opposition, nur legt sie sich die bedenklich vieldeutigen Bestimmungen der Verfassung nach ihrem Belieben aus. In einem Paragraphen ist zwar nach Déaks grundlegender Arbeit ausdrücklich dem König die oberste Leitung und Verwaltung der gemeinsamen, also auch der ungarischen Armee vorbehalten, trotzdem folgert sich die Opposition die Forderung heraus, daß der König auch auf diesem Gebiet sich der Mehrheit des Reichstages fügen müsse. Sie läßt keinen Zweifel an der Berechtigung ihrer willkürlichen Auslegung zu, das ungarische Staatsrecht ist eben, wie ein trefflicher Heidelberger Rechtslehrer neulich geschrieben, eine noch recht dunkle Sache.

Unter anderem gestattete eine ganz besondere Auslegung der Verfassung der Opposition, als Reichstagsmehrheit dem Ministerium Fejervary die Ermächtigung für die Beitragsleistung zu den gemeinsamen Auslagen (Armee, Flotte, Diplomatie und Zinsen der gemeinsamen Staatsschuld) zu verweigern. Und hier rächt sich wieder jene politische Sünde, die 1866 an Oesterreich begangen worden. Wohl bilden die gemeinsamen Bestimmungen auch einen Bestandteil der österreichischen Verfassung, aber der Wortlaut der Uebersetzung ist nie durch einen ungarischen Parlamentsakt anerkannt worden und heute ist in der ungarischen Presse wiederholt zu lesen, daß jene Uebersetzung keine sinngetreue wäre. Die ganze Entwicklung des gegenwärtigen Konflikts zwischen der Krone und der Reichstagsmehrheit betrifft die gemeinsame Armee, allein in der Hofburg scheint jetzt eine parlamentarische Kundgebung in Oesterreich, die hiezu Stellung nimmt, unerwünscht. Von der loyalen aber entschlossenen Haltung Körbers ist man schon wieder weit entfernt. Sein Nachfolger, Freiherr v. Gautsch, ist ein höchst geschickter und erfahrener parlamentarischer Unterhändler, der seine wichtigste Aufgabe darin sieht, den jeweiligen Willen der Krone zu verwirklichen. Von ihm haben jene Parteiführer, die Körber zu Fall gebracht, gehofft, daß er sobald als möglich sein Ministerium zu einem parlamentarischen umbilden und ihren Ehrgeiz befriedigen werde. Bis zur Stunde hält diese Hoffnung noch an, obwohl ein Termin, für den der Ministerwechsel erwartet wurde, ereignislos vorübergegangen ist. Dem Nachfolger Körbers haben jene Parteihäupter alles sofort bewilligt, was sie Körber verweigert und noch lastet auf ihnen die Furcht, der unangenehme überlegene Mann könne einmal wiederkehren. Sie selbst aber sind betreffs der ungarischen Krise, die sich nun auf das gemeinsame Verwaltungsgebiet hinüberentwickelt hat, unter sich uneinig geworden. Um den Alldeutschen ein wirksames Agitationsmittel zu nehmen, hatte Dr. v. Derschatta die Einsetzung eines Ausschusses beantragt und durchgesetzt, der wachsam die Ereignisse in Ungarn, soweit sie die gemeinsamen Angelegenheiten berührten, verfolge und im Notfalle die entsprechenden Maßnahmen beantragen sollte. Lange Zeit feierte der Ausschuß, dessen Existenz der Hofburg und daher auch der gegenwärtigen Regierung nicht genehm sein dürfte. Jedoch abermals durch wiederholte Interpellationen genötigt, mußte endlich eine Sitzung einberufen werden. Herr v. Gautsch gab eine allgemeine Erklärung, in der die Regierung ihre Entschlossenheit bekundete, die österreichischen Interessen zu schützen. Doch als die Deutschen, in erklärlicher Rücksicht auf die gefürchteten Alldeutschen, auf sachliche Beratungen und Vorkehrungen eingehen

wollten, wurden sie durch Tschechen, Polen und Feudale in die Minderheit gedrängt und zur Untätigkeit verurteilt. Die Allianz, die zum Sturze Körbers geschlossen worden, ist erschüttert, Tschechen und Polen werden wiederum ihre eigenen ertragreichen Wege gehen, sie werden auch der Krone, falls endlich eine mühselige Verständigung auf Kosten Oesterreichs möglich werden sollte, ihre guten Dienste für die „Perfektionierung“ des Ausgleichs im Reichsrat gegen entsprechenden Entgelt anbieten. Und die Deutschen? Zur Genugtuung ihrer Gegner bieten sie diesen wiederum das willkommene Schauspiel der Uneinigkeit und des gegenseitigen Mißtrauens. Die Erinnerung an traurige Erfahrungen und an den gegen Badeni errungenen Erfolg ist verblaßt, ja die deutsche Partei, die früher am lautesten den Kampf gegen die anspruchsvollen „Judaeo-Magyaren“ angekündigt, die Christlich-Sozialen, beobachten jetzt, wahrscheinlich ebenfalls auf kirchliches Geheiß, ein beharrliches dumpfes Schweigen.

Sollte aber die ungarische Krise wider die Erwartung und Rechnung der verbündeten Oppositionsparteien zu einem endgültigen Zusammenbruch der dualistischen Form führen, dann tritt an die österreichische Regierung und an sämtliche Volksstämme und Parteien Oesterreichs die Notwendigkeit heran, dabei zu sein, wenn ein neuer Bau, und wäre es auch nur ein Notbau, zurecht gezimmert wird. Vielleicht erfahren dann gemeinsame Interessen eine Wiederanfachung ihrer früheren Kraft und vielleicht finden sich in solcher Entscheidungsstunde die Deutschen einig zusammen. Oder sollte es wieder bei der „Hausmacht des Königs von Ungarn“ bleiben?

Wien, Juli 1905. Franz Zweybrück.

Sozialpolitische Briefe aus Bayern.

1.

Es gab eine Zeit — sie liegt nur ein halbes Jahrhundert zurück — da erschien Preußen den Süddeutschen, wenigstens den Regierungen, als die liberale und demokratische Vormacht. Damals konnte es sich ereignen, daß ein Beschluß des Bundestags zur „Verhütung des Mißbrauchs des Vereins- und Versammlungsrechtes und der Wanderfreiheit der Handwerksgesellen“ der preußischen Regierung — zu reaktionär war. Und noch in späterer Zeit äußerte Bismarck gelegentlich die Befürchtung, „die Preußen seien den Süddeutschen zu liberal.“

Heute liegt die Sache umgekehrt. Die fortschreitende Verknöcherung des norddeutschen Liberalismus hat den deutschen Süden in den Ruf gebracht, für freiheitliche und fortschrittliche Ideen den aufnahmefähigeren Boden zu besitzen, namentlich auch in Arbeiterangelegenheiten. In den Betrachtungen norddeutscher Sozialpolitiker erscheint die Mainlinie daher beharrlich als Grenze der Gemütlichkeit in sozialpolitischen Dingen. Nicht einmal Bayern bleibt von diesem wohlwollenden Vorurteil ausgenommen. Gilt doch München selbst den norddeutschen Sozialdemokraten als das „Capua“ ihrer Partei!

„Die Berliner sind in Süddeutschland nicht eben beliebt“ — so meint ein Berliner Korrespondent in Nr. 254 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 1. Juni 1903 — „wenn auch die Urberliner daran weniger die Schuld tragen, als die Auchberliner, die in der Reichshauptstadt nur das Selbstbewußtsein des civis romanus und — sit venia verbo — die „Schnoddrigkeit“ ihres „Vogtlandes“ erworben haben. Diese beiden Eigenschaften, in Reinkultur gezüchtet, sind es vor-

nehmlich, die den Lohnkämpfen in Berlin ihr eigenartiges Gepräge der Verbittertheit und Unversöhnlichkeit aufdrücken, die sie in Süddeutschland weitaus nicht im selben Maße haben. Der Boden ist freilich auch verschieden beackert, und es ist beinahe, als ob ein Stamm geschichtliche Vorsprünge schwer einholen könne. Wir denken nicht der ältesten und alten Zeit, aber merkwürdig bleibt es doch immer, daß dort, wo, wie in Süddeutschland, die Verfassung früher als in Preußen eingeführt worden ist, nicht bloß das liberale und demokratische Denken sich schneller zu praktischem Handeln verdichtet hat, sondern auch das sozialpolitische Empfinden bei den Meistern und Unternehmern — Ausnahmen bestätigen die Regel — und vor allem auch bei den Behörden über das bloße Anempfinden hinaus in Fleisch und Blut gedrungen ist, und praktische Früchte trägt, wenn diese auch erst durch Vergleichung mit den Zuständen und Taten in anderen Landesteilen deutlicher erkennbar werden." —

Was wir gegenwärtig hier erleben, ist nicht gerade geeignet, diese optimistische Auffassung der sozialpolitischen Verhältnisse in Bayern zu bekräftigen. Es war aber auch schon vorher nicht recht verständlich, wie gerade Bayern in den Ruf besonderer Fortgeschrittenheit auf diesem Gebiete kommen konnte!

Die bayerische Landesgesetzgebung kann diesen Ruf nicht begründet haben. Man braucht zum Beweis dafür noch nicht einmal bis auf das kurbayerische Mandat vom 17. September 1762 zurückzugehen, wonach „derjenige, welcher in Zukunft mehrer Taglohn gibt, als 15 Kreuzer, um 10 Thaler gestraft, derjenige aber, welcher hiervon mehrer begehrt, oder annimmt, auf 8 Täg ins Arbeitshaus mit Wasser und Brot, dann alltäglichen Carbatschenstreichen condemnieret" wurde, oder auf das kurbayerische Mandat vom 6. August 1769, wonach „Ehehalten, die gegen ihren Brotherrn aufpochen, oder vor der Zeit aus dem Dienst treten, auf 3 oder 6 und mehr Jahre unter das Militär gestoßen" wurden, oder auf die allerhöchste Bekanntmachung vom 13. August 1822, welche die Arbeitgeber zur Bildung von Vereinen zur Herabdrückung des Lohnes aufforderte, während Verabredungen der Arbeiter zur Erlangung höherer Löhne mit Strafe belegt waren. Es genügt vollständig, darauf hinzuweisen, daß die Rücksichtnahme auf den „Nahrungsstand der eingesessenen Meister" die Einführung der Gewerbefreiheit in Bayern bis zum 30. Januar 1868 verzögert hat, obwohl schon der Verfasser des bayerischen Landrechts von 1756 in der ihm eigenen kernigen Sprache meinte, „der Hund sei nicht mit so viel Flöhen angefüllt, wie das Handwerk mit Mißbräuchen". Und während beispielsweise in Sachsen bereits am 1. Januar 1862 mit der Gewerbefreiheit auch die Koalitionsfreiheit — wenigstens auf dem Papier — eingeführt wurde, brachte die bayerische Gewerbeordnung nur den Meistern das Recht freier Vereinsbildung. Die Koalitionsverbote fielen in Bayern erst mit der Einführung der Reichsgewerbeordnung, die durch Gesetz vom 12. Juni 1872 erfolgte. Auch gab es so lange in Bayern keine Arbeiterschutzgesetzgebung; nur für einige wenige Gewerbe bestanden auf Grund von Ministerialverordnungen hygienische Vorschriften. Wie sehr das Recht des Arbeitsvertrags in Bayern gegenüber anderen deutschen Bundesstaaten bis in die neueste Zeit herein zurückgeblieben ist, erhellt daraus, daß erst seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs das körperliche Züchtigungsrecht der Dienstherrschaft gegenüber dem Gesinde abgeschafft ist. Noch heute aber beruht das Gesinderecht in Bayern zu einem guten Teil auf den kurbayerischen Mandaten von 1755, 1761 und 1781. Noch heute sind die Art. 106 ff. des Polizeistrafgesetzbuches vom 26. Dezember 1871 in kraft, welche für Dienstboten, die sich mehrfach verdingen, den Dienst vorzeitig verlassen, die Pflicht der schuldigen Achtung gegenüber der Dienstherrschaft gröblich verletzen, zur Nachtzeit die Behausung ordnungswidrig verlassen u. dgl. mehr kriminelle Bestrafung vorsehen und auch die ländlichen Tagelöhner einem kriminellen Aus-

nahmerecht unterstellen. Noch heute werden in Bayern Handwerksgesellen, Gewerbsgehilfen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter, welche den sogenannten blauen Montag feiern, nach Artikel 155 des Polizeistrafgesetzbuchs an Geld bis zu 45 Mark oder mit Haft bestraft und es ist bezeichnend, daß, als die Sozialdemokratie im Landtag die Beseitigung dieser gänzlich veralteten Bestimmung verlangte, die sich wie ein fossiler Rest aus einer entschwundenen Rechtsformation ausnimmt und sonst nirgends in Deutschland vorkommt, der Führer der bayerischen Liberalen, Dr. Casselmann, die Beibehaltung dieses Ausnahmegesetzes wärmstens befürwortete.

Wenn es hiernach noch eines Nachweises bedürfte, daß die sozialpolitische Landesgesetzgebung in Bayern mehr ein Muster vollständiger Zurückgebliebenheit als ein Vorbild modernen sozialpolitischen Geistes darstellt, so würde dieser Nachweis durch die Tatsache erbracht werden, daß in keinem deutschen Bundesstaate die Sozialversicherungsgesetze mangelhafter durchgeführt sind, als in Bayern. Dies gilt namentlich von der Krankenversicherung. Bayern hat die Gemeindekrankenversicherung in einem viel stärkeren Verhältnis als irgend ein anderer Bundesstaat. Die Gemeindekrankenversicherung ist aber die niederste Form der Krankenversicherung. Es wird von derselben nur Krankenunterstützung, dagegen weder Wöchnerinnenunterstützung noch Sterbegeld gewährt. Trotzdem ist sie in Nürnberg noch heute für 80000 Arbeiter maßgebend. Auch klagen die bayerischen Arbeiter mit Recht über die viel zu niedrige Festsetzung des ortsüblichen Tagelohns durch die höheren Verwaltungsbehörden in Bayern, wodurch sie in ihren Ansprüchen auf Kranken- und Unfallrente verkürzt werden. Ferner nehmen die Dienstboten in Bayern, soweit sie nicht einer Gemeindekrankenkasse angehören, an der durch die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz vom 25. Mai 1903 eingeführten Ausdehnung der Unterstützungsdauer von 13 auf 26 Wochen nicht teil. Von der Befugnis, die Krankenversicherungspflicht auf die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Arbeiter auszudehnen, hat man bis heute in Bayern keinen Gebrauch gemacht, so daß diese Arbeiterkategorien nur auf Grund des Armengesetzes unterstützungsberechtigt sind. Im letzten Landtag hat die Regierung die charakteristische Erklärung abgegeben, der Versicherungszwang könne deshalb nicht auf die Landarbeiter ausgedehnt werden, weil es auf dem Lande an den nötigen Krankenhäusern fehle! Die Entwicklung der Invaliditäts- und Altersversicherung leidet in Bayern unter den massenhaften Beitragshinterziehungen; denn in keinem Lande dürfte die Kontrolle eine so mangelhafte und das soziale Pflichtgefühl der Unternehmer so wenig entwickelt sein, als in Bayern. Auch auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes verdient Bayern durchaus nicht gegenüber anderen Bundesstaaten als leuchtendes Vorbild gepriesen zu werden; man braucht nur an die mangelhafte Ausführung des Kinderschutzgesetzes zu erinnern. Immerhin sind einige Fortschritte anzuerkennen, so die im allgemeinen befriedigende Regelung des Fabrikinspektorats und die Verbesserung der Grubenkontrolle in den Bergwerken.

An dem ungünstigen Gesamteindruck der bayerischen Sozialpolitik vermögen diese Lichtpunkte aber nichts zu ändern. Steht doch der Verbesserung der Grubenkontrolle in den Bergwerken die Tatsache gegenüber, daß bei der jüngsten Revision des Berggesetzes das Verbot des Nullens in Bayern nicht durchzusetzen war, etwas, was sogar in Preußen gelungen ist. Der technischen Verbesserung der Gewerbeaufsicht aber steht die unerfreuliche Tatsache gegenüber, daß die Regierung die Berichte ihrer Aufsichtsbeamten so gut wie gar nicht beachtet. Während diese, insbesondere im Hinblick auf die Verminderung der Unfallsgefahr, der Verkürzung der Arbeitszeit lebhaft das Wort reden und den Wert starker, gut geleiteter Arbeiterorganisationen für die Herbeiführung einer allmählichen Verringerung der Arbeitsdauer hervorheben, konnte bei der Beratung des Berggesetzes vom Ministertisch

aus die für das in bayerischen Regierungskreisen übliche Maß sozialpolitischer Einsicht überaus charakteristische Bemerkung fallen: „man fordere den Achtstundentag, bald werde man den Siebenstundentag fordern und schließlich werde überhaupt nichts mehr gearbeitet werden". Kein Wunder, wenn die staatlichen Betriebe in Bayern ebenso weit davon entfernt sind, soziale Musteranstalten im Sinne der kaiserlichen Februarerlasse von 1890 zu sein, wie die preußischen. Kein Wunder, wenn die Gleichberechtigung der Arbeiter hier ebensowenig gewahrt wird, wie dort. Zwar gibt es in Bayern keine vierte Wagenklasse. Daraus folgt aber keineswegs, daß sich der bayerische Arbeiter in größerem Maße als der preußische, der praktischen Durchführung demokratischer Grundsätze erfreut. Das ganz veraltete, reaktionäre Vereins- und Versammlungsrecht findet auch in Bayern eine durchaus einseitige Anwendung zum Schaden der Koalitionsbestrebungen der Arbeiterschaft. Der Konsumvereinserlaß des preußischen Eisenbahnministers hat sein Gegenstück in einem Erlaß seines bayerischen Kollegen vom 26. Februar ds. Js., in welchem die Bildung von Konsumvereinen durch staatliche Beamte und Bedienstete als eine unerfreuliche Erscheinung mißbilligt wird, „weil die Tätigkeit solcher Vereine von dem gewerblichen Mittelstande, auf dessen Erhaltung und Förderung sich die Bestrebungen von Regierung und Landtag seit Jahren vereinigen, als eine Schädigung seiner Erwerbsinteressen empfunden werden muß". Und daß sich die bayerische Regierung so wenig scheut wie die preußische, die politischen Rechte der von ihr abhängigen Beamten und Bediensteten zu verkürzen, hat sie jetzt eben kurz vor den Landtagswahlen bewiesen, indem sie es für unvereinbar mit den Pflichten des Staatsdienstes erklärte, einem sozialdemokratischen Verein anzugehören, was die „Münchner Neuesten Nachrichten" veranlaßte, die interessante „Doktorfrage" aufzuwerfen, ob sich dies auch auf die Stimmabgabe für die Sozialdemokratie bei den Wahlen beziehe. Daß endlich die bayerische Regierung auch der sogenannten Zuchthausvorlage im Bundesrat zugestimmt und sich an der Sammlung des tendenziösen „Materials", das zur Begründung dieses Attentats auf die Koalitionsfreiheit der Arbeiter dienen sollte, eifrig beteiligt hat, sei lediglich der Vollständigkeit halber gleichfalls erwähnt.

Was man in bayerischen Regierungskreisen unter Sozialpolitik versteht, ist das gerade Gegenteil von dem, was man sonst gemeinhin unter diesem Begriff zu denken gewohnt ist. Man versteht darunter wesentlich „Mittelstandspolitik" in dem durchaus reaktionären Sinne, wie sie insbesondere vom Zentrum gedacht wird: Liebesgaben an die Bauern und allerhand Chikanen für großkapitalistische Unternehmungen der Industrie und des Handels. Ueber die „Landesfürsorge für den Bauernstand" ließ sich die „Zentrums-Parlaments-Korrespondenz" folgendermaßen vernehmen:

„In der letzten Landtagssession sind auf Antrag des Zentrums folgende Erleichterungen beschlossen worden: Für Ablösung der Bodenzinse 1 Million, für den Bodenzinsfonds ½ Million, für den Reservefonds der Hagelversicherung 1½ Millionen, Herabsetzung der Grundsteuer um 1,100,000 Mk., für Grundsteuernachlässe 300,000 Mk. Das sind zusammen 4,400,000 Mk. Die Grundsteuer-Herabsetzung hat noch ihre besondere Bedeutung wegen der Distrikts- und Kreisumlagen. Zur genannten Summe kommen noch jährlich je 500,000 Mk. für Bodenzinsnachlässe und für Bodenzinsablösungen, was für die zwei Jahre der Finanzperiode 2 Millionen ausmacht (Gesetze vom 12. Februar 1898 und vom 12. Dezember 1899). Für Hebung der Viehzucht, Pferdezucht, Hagelversicherung, Flurbereinigung, Kreisausschüsse rc. sind für 1904 und 1905 rund 6 Millionen vorgesehen. Insgesamt weist das verabschiedete Budget 12,400,000 Mk. Zuwendungen an die Landwirtschaft auf. Wahrlich, das sind enorme Leistungen des Staates".

Dabei kommt in obigen Ziffern noch keineswegs alles zum Ausdruck, was der bayerische Staat „zur Hebung der Landwirtschaft“ tut. Derselbe Staat, der den Konsumgenossenschaften der Arbeiter aufs feindseligste gegenübersteht, fördert die landwirtschaftlichen Genossenschaften auf jegliche Weise, insbesondere auch durch Gewährung von Vorzugstarifen bei der Eisenbahn. Das sind in der Tat enorme Leistungen des Staates. Dabei ist zu bedenken, daß die Zeit, da der Bauernstand auch in Bayern, wie der weitüberwiegende, so auch der am meisten mit Steuern belastete Teil der Bevölkerung war, längst dahin ist. Noch 1882 wurden 50,9 % der bayerischen Bevölkerung von der Landwirtschaft ernährt. 1895 waren es nur mehr 45,8 %. Während zwischen den beiden letzten Berufszählungen die landwirtschaftlich Erwerbstätigen um 10,7 % abgenommen hatten, hat sich die Zahl der Erwerbstätigen in der Industrie um 30,2 %, in Handel und Verkehr um 44,8 % vermehrt. Seither sind wieder zehn Jahre ins Land gegangen und haben das Verhältnis der agrarischen zur industriellen Bevölkerung abermals zum Nachteil der ersteren umgestaltet. Dabei ist die Steuerbelastung der landwirtschaftlichen Bevölkerung fortgesetzt gesunken. Die Grundsteuer betrug 1819/20 noch 72 %, 1879 52 %, 1894/95 37,52 %, 1904 30 % der direkten Staatssteuern. Und während der Anteil der Grundsteuer an den direkten Steuern fortgesetzt sinkt, tritt die Bedeutung der direkten Steuern überhaupt gegenüber den indirekten auch im bayerischen Budget immer mehr zurück. Die direkten Steuern machen heute alle zusammen nicht mehr als 10 % aller bayerischen Staatseinnahmen aus und der Malzaufschlag allein bringt in jeder Finanzperiode das Vierfache der Grundsteuer ein. Während die Grundsteuer dem Staate für jedes Jahr der Finanzperiode ca. 10 Millionen Mk. abwirft, gibt der bayerische Staat gleichzeitig 6 200 000 Mk. zur „Hebung der Landwirtschaft“ aus! Die andere große Bevölkerungsgruppe, die sich der „sozialpolitischen“ Fürsorge des bayerischen Staates erfreut, ist der sogenannte „Mittelstand“. Man versteht darunter in Bayern im wesentlichen die Kleingewerbetreibenden. Wenn man den Agitatoren der Mittelstandsparteien glauben dürfte, so lebte der bayerische Staat überhaupt nur von den Steuergroschen des „Mittelstandes“. Dabei zeigt die Gewerbesteuerstatistik, daß 1/2 % aller Pflichtigen in Bayern 52 % der gesamten Gewerbesteuersumme bezahlen, und hievon 50 kapitalistische Großbetriebe allein die Hälfte. 70 % aller Gewerbesteuerpflichtigen, wovon mehr als 3/4 auf dem platten Lande wohnen, zahlen zusammen nicht mehr als 237 266 Mk. 83 Pfg. Gewerbesteuer an den Staat, bei einem Gesamterträgnis dieser Steuer von 12 348 283 Mk. 65 Pfg. Die schwächliche Nachgiebigkeit der Regierung gegenüber den sogenannten mittelständlerischen Umsturzbestrebungen hat dem Lande nicht allein die Gewerbesteuerreform von 1899 beschеert, die einen ausgesprochen feindseligen Charakter gegen moderne Großbetriebe jeder Art, insbesondere aber gegen die Warenhäuser, trägt, sondern ist überhaupt die wichtigste Ursache, warum Bayern auf dem Wege zum Industriestaat so überaus langsame Fortschritte macht. Daß die Produktionsbedingungen in Bayern an sich trotz der großen Entfernung von den Standorten der Kohlen-, Roheisen- und Stahlproduktion der Entstehung großer Industrien nicht im Wege stehen, beweist die Textilindustrie in Augsburg und Hof, die Maschinenindustrie in Nürnberg, Augsburg und München, von der Brauereiindustrie ganz zu schweigen. Bayern verfügt eben, insbesondere in den Industriezentren Nürnberg und Augsburg über einen alteingesessenen Stamm hochgelernter Arbeiter. Wenn trotzdem in Bayern der Kleinbetrieb weit überwiegt, so ist dies wesentlich eine Folge der gekennzeichneten Art von „Sozialpolitik“, wie sie von der bayerischen Regierung mit Unterstützung des Landtags betrieben wird, in welchem dank einem völlig veralteten Wahlsystem das platte Land ein ebenso ungerechtes wie verhängnisvolles politisches Uebergewicht über die Städte besitzt. —

In jüngster Zeit hat nun die bayerische Regierung in einer an ihr ganz ungewohnten Anwandlung sozialpolitischen Eifers sich der Tarifbewegung angenommen. Bei dieser Gelegenheit hat sich sofort die betrübende Tatsache herausgestellt, daß unsere bayerischen Großunternehmer, die sich — und mit Recht — über die gewerbepolitische Rückständigkeit der bayerischen Regierung nicht genug ereifern können, sobald es sich um sozialpolitische Dinge handelt, noch rückständiger sein können, als selbst die bayerische Regierung. Die Unternehmer des bayerischen Kleingewerbes haben bei dieser Gelegenheit hinter den großindustriellen Scharfmachern auch nicht zurückbleiben wollen. Und so erleben wir in diesem Augenblick in Bayern eine wahre Hochflut von Streiks und Aussperrungen, deren gemeinsames charakteristisches Merkmal der Versuch der Unternehmer ist, den Arbeitern das Koalitionsrecht zu rauben. Die Formen, in welchen diese Kämpfe geführt werden, und die Haltung, welche Presse und öffentliche Meinung zu ihnen einnehmen, verdienen eine eingehendere Darstellung. Hier sei in diesem Zusammenhange nur noch die Tatsache festgestellt, daß es ein gewaltiger Irrtum ist, zu glauben, Lohnkämpfe in Süddeutschland unterschieden sich in ihrem Wesen im geringsten von Lohnkämpfen im Norden oder spielten sich wenigstens in zivilisierteren Formen ab. Wie wäre dies bei dem starken Ueberwiegen des doch sonst allgemein als sozialpolitisch am minderwertigsten erkannten gewerblichen Kleinbetriebs auch anders zu erwarten? — Es hat in Bayern einst einen Minister gegeben, der sich im Hofbräuhaus das unter seiner Verantwortung gebraute Bier inmitten einer ganz bürgerlichen Stammtischgesellschaft in aller Leutseligkeit und Gemütlichkeit munden ließ. Deshalb hat es aber doch die seiner Leitung unterstehende Hofbräuhausverwaltung seinerzeit abgelehnt, an den Verhandlungen über den Abschluß eines Tarifvertrags teilzunehmen. Derselbe Minister hat im Landtag das Koalitionsrecht der Bergarbeiter unumwunden anerkannt; trotzdem haben die Mitglieder des sogenannten „alten Verbandes" Ursache, sich wegen der ihnen zuteil werdenden Behandlung zu beschweren. Und obwohl derselbe Minister als Chef der staatlichen Forstverwaltung an der Spitze des größten Handelsgewerbebetriebs in Bayern stand, hat er doch der blindwütigen Feindschaft der Mittelständler gegen die Großbetriebe der Industrie und des Handels die bedenklichsten Konzessionen gemacht.

Bayerische Unternehmer sind durchaus keine besseren Menschen, als norddeutsche; auch bayerische Arbeiter nicht. Vielmehr hört auch in Süddeutschland bei einem gewissen Punkte die Gemütlichkeit auf. Das „liberale und demokratische" Denken der Arbeitgeber „verdichtet" sich dann im Handumdrehen zu stockkonservativer Gesinnung und aus den „Capuanern" werden die energischsten Verfechter der Arbeitersache.

München. Max Prager.

Berliner, Elga und Böcklin.

Eine, leider anonyme, Zuschrift aus Bochum macht mir den Vorwurf, Hauptmann unrecht getan zu haben. Ich schrieb: „Das Naturspiel — blondes Haar und schwarzes Auge — ist ihm entgangen; bei ihm sieht das Kind der Mutter ähnlich, nicht dem Buhlen. So aufmerksam hat er seinen Grillparzer gelesen." Der Verfasser der Zuschrift verweist mich auf die Stelle, da Starschensky das Porträt endeckt, und seine Züge mit denen des Kindes vergleicht: „Klein Elgas Augen und — diese Augen! Klein Elgas Brauen und — diese

Brauen! Klein Elgas Haar und — dieses Haar! Ihr Kinn, ihren Mund und — diesen Mund!" Die Stelle wäre ein Beweis gegen mich, stände ihr nicht eine andere (S. 14) entgegen. Dort sagt Starschensky: „War es nicht gut, daß man sie Elga hieß, nach der Mutter? Hat sie nicht ganz dasselbe Haar? Schwarzes Haar und blaue Augen?" Ich lasse gleich das dritte Dokument folgen. Bei Grillparzer heißt es: „In allen schon angekündigten Formen der Mutter Abbild, schien sich die schaffende Natur bei dem holden Köpfchen in einem seltsamen Spiele gefallen zu haben. Wenn Elga bei der Schwärze ihrer Haare und Brauen durch ein hellblaues Auge auf eine eigene Art reizend ansprach, so war bei dem Kinde diese Verkehrung des Gewöhnlichen nachgeahmt, aber wieder verkehrt; denn goldene Locken ringelten sich um das zierliche Häuptchen, und unter den langen blonden Wimpern barg sich, wie ein Räuber vor der Sonne, das große, schwarzrollende Auge. Der Graf scherzte oft über diese, wie er es nannte, auf den Kopf gestellte Aehnlichkeit." Später, da der Graf das Porträt entdeckt, heißt es: „Es war das Bild eines Mannes in polnischer Nationaltracht. Das Gefühl einer entsetzlichen Aehnlichkeit überfiel den Grafen. Da war das oft besprochene Naturspiel mit den schwarzen Augen und blondem Haare, wie — bei seinem Kinde" usw. Bei Grillparzer steht also ein ganz originelles Motiv: Der Graf muß ja wie vom Blitze getroffen werden, wenn er das Porträt findet! Alles ist mit einem Schlage fürchterlich erhellt! Was hingegen haben wir bei Hauptmann? Er hat zu hastig gelesen; das feine Motiv ist ihm entgangen. Denn, wenn das Kind in Haar und Augen ganz seiner Mutter gleich sieht, so beweist der Fund des Porträts nichts mehr: bei Grillparzer ein Blitz, bei Hauptmann ein Schlag ins Wasser. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der Graf so argwöhnisch wird, angesichts einer Aehnlichkeit, an die er sich ja doch längst gewöhnt hat: denn „die auf den Kopf gestellte Aehnlichkeit" ist bei Hauptmann wieder richtig gestellt, Kind und Mutter haben dasselbe Haar, dieselben Augen, und wenn der Graf das Porträt findet, gibt es nur einen naheliegenden logischen Schluß: daß nämlich der Mann Frau Elgas Bruder ist. Im übrigen verweise ich auf meinen genauen Vergleich im Aprilheft, wo der Leser alles nötige findet.

Es war mir aber angenehm, daß ich nochmals auf Elga zurückkommen konnte. Gerade die besprochene Stelle zeigt deutlich, wie Hauptmann jedes originelle und dramatisch wirksame Motiv verdirbt. Man erinnere sich, wie er den Armen Heinrich behandelt hat: jeder starken Wirkung sorgfältig, ängstlich ausgewichen. Grillparzer lieferte ihm (um mich des boshaften Witzes von Herrn Dr. Mamroth zu bedienen) das Madapolam. Hauptmann hatte also nur die Fasson liefern müssen. Wie hat er sie geliefert! Diese talentlose Pfuscherarbeit aber wurde gedruckt. Sie wurde aufgeführt. Irene Triesch propagiert sie in ganz Deutschland. Nichts zeigt besser, welches Managertum von Berlin ausgeht.

Hier drängt sich mir nun eine auffallende Analogie auf. Man erinnert sich der Intoleranz, mit der Hauptmann von Berlin aus dem übrigen Deutschland als erster lebender Dramatiker aufgenötigt wurde. Inzwischen hat die sogenannte neue Richtung sich als lebensunfähig erwiesen, und zwar war es Süddeutschland, das sich diese Kunstwerke einfach nicht mehr gefallen ließ. Seit Jahren werden nun wir Süddeutsche belehrt, daß die von einigen Berliner Malern geübte Kunstrichtung die vor allem berechtigte, wahre, künstlerische sei. Die große malerische Entwicklungslinie heiße: Velasquez — Rembrandt — Goya — Manet — Monet — Degas. Diese Weisheit klingt nachgerade recht fade und riecht ranzig: Erinnerung an Zolas L'Oeuvre, Ateliergeschwätz, Malerschlagwörter, die vor zwanzig Jahren in Paris modern waren, Reporterphrasen. Wir kennen die Einseitigkeit eines

Brahms, Wagner, Hugo Wolf zu gut, um uns unsre Meinung über Musik von Musikern und Musikschriftstellern diktieren zu lassen. Noch viel weniger haben wir Veranlassung, es buchstäblich und ernst zu nehmen, wenn uns Maler oder Kunstschriftsteller irgend eine Richtung als allein berechtigt, eine andere als falsch darstellen. Die Art aber, mit der neuerdings versucht wird, uns Böcklin zu diskreditieren, riecht nach Sensation um jeden Preis [1]). Der Maler, der die Größe Böcklins nicht erkennt, mag vielleicht ein bildender Künstler sein: ein gebildeter Künstler ist er nicht. „Künstler, die ihm am Können unendlich überlegen sind, stehen wie Tröpfe neben ihm, weil sie als Persönlichkeiten gegen ihn überhaupt nicht in Betracht kommen. Seine Persönlichkeit war größer als seine Leistungen.“ Es ist einer der bekanntesten Berliner Kunstschriftsteller, Hans Rosenhagen, der diese Worte schrieb. Was er aber vielleicht als Tadel meinte, — daß Böcklins Persönlichkeit größer war als seine Leistungen — dies scheint uns das Kriterium jedes großen Künstlers zu sein. Weh dem Maler, dessen Persönlichkeit nicht bedeutender ist als seine Leistungen! Er mag künstlerisch sein — er ist *nur* künstlerisch! Die Herren fangen an, uns zu langweilen: die Dichter für Dichter, die Musiker für Musiker, die Maler für Maler; — wir glaubten das Schlagwort L'Art pour l'art seit den Zeiten der Goncourts abgetan. Man kann Böcklin *und* Liebermann für bedeutende Künstler halten. Den einen für einen größeren Künstler als den andern erklären, hieße behaupten, ein Pfund Zucker sei schwerer als ein Pfund Salz. Wen man persönlich mehr liebt, ist nicht Sache des Kunstgeschmackes, sondern des Herzens. Nicht der erkennende Mensch schafft sich Meinungen, Lieblinge, Abneigungen, sondern der wollende. Erst hinterher sucht er seine unverrückbaren inneren Grundtatsachen mit den Ergebnissen seines Nachdenkens in Einklang zu bringen. Darum ist alle Diskussion über Grundfragen so zwecklos. Keiner bekehrt den andern. Man kann höchstens versuchen, das Individuelle zu erklären. Böcklins Kunst ist nur von Böcklins Auffassung aus zu verstehen. Mit jeder anderen, von den Kunstwerken anderer abgeleiteten Auffassung tut man ihm unrecht. Unrecht tut man aber auch den meisten anderen Kunstwerken, wenn man sie mit Böcklins Maßstabe mißt. Was sind es doch für ärmliche Intellekte, die immer mit „Richtungen“ aufmarschieren, mit Schlagwörtern schießen und den Kaspar gegen den Melchior oder Balthasar ausspielen. Intolerantes Geschwätz, das nur ein borniertes Entweder — Oder kennt! *Entweder* Michel Angelo *oder* Tizian, *entweder* Brahms *oder* Bruckner, *entweder* Goethe *oder* Schiller! Keine Nation ist in ihren Kunstanschauungen so stumpfsinnig auf „Richtung“ eingeschworen wie die dummen Deutschen, die sich ihre feinsten Künstler dadurch verekeln lassen. Als obs nicht auch im himmlischen Hause der Kunst viele, viele Wohnungen gäbe!

München. *J. Hofmiller.*

Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart.

(Von Dr. *Theodor Klaiber*, Stuttgart 1905, Strecker & Schröder.)

Klaiber hat sich sein Thema in der Frage gestellt: „Welche Schwaben können als Dichter und Schriftsteller ernstlich Anspruch auf Beachtung in der Literatur der Gegenwart erheben?“ und in der ausführenden Beantwortung

[1]) Denn bei derlei Schriften gleich auf den „Fall Wagner“ zu exemplifizieren, wollen wir dem Ungeschmacke solcher überlassen, die von innerlicher Not nichts wissen.

dieser Frage geht er dann von dem richtigen Standpunkt aus: Zunächst ist es einmal notwendig, sich eine Vorstellung und ein Urteil darüber zu bilden, was die „Schwaben" in der Literatur (und für die Literatur) der Gegenwart geleistet und infolgedessen zu bedeuten haben, nicht aber wie sie dies in ihrer besonderen schwäbischen Eigenart zum Ausdruck brachten und wie sie sich dabei im Reflex eines besonderen Schwabenspiegels darstellen. Der Verfasser entzieht sich also erfreulicherweise von vornherein der eigensinnigen Manie, nachweisen oder eigenbrödlerisch aufspüren zu wollen, was etwa an einem Paulus, Eggert, Christian Wagner, einer Isolde Kurz, einem Cäsar Flaischlen usw. gerade besonders „Schwäbisch" sein mag; daß einzelne Züge bei diesem und jenem Dichter oder Schriftsteller die Stammesangehörigkeit und gewisse Stammeseigenschaften da und dort auf die eine oder andere Art immer wieder mehr oder weniger herausheben, das freilich zieht Klaiber nicht in Abrede, er widersteht bloß der querköpfigen Unart, solche landsmannschaftliche Sondermerkmale anderen mit partikularistischer Selbstüberhebung aufzudrängen. Die Charakteristiken der zur Besprechung kommenden Dichter, beginnend mit dem vor Jahresfrist verstorbenen Karl Weitbrecht und herabführend bis zu dem 1880 geborenen Walther Eggert-Windegg sind recht eingehend und treffen stets zu; das Gleiche läßt sich über die Stimmungszeichnung ihrer Werke im allgemeinen und einzelnen hervorheben. Vollständig erschöpfend konnte allerdings das Buch, welches sich aus verschiedenen Vorträgen und Aufsätzen zusammensetzt, nicht ausfallen, so hätte z. B. neben Walther Eggert oder im Anschluß an Cäsar Flaischlen, als ein modern dichtender Schwabe wohl auch Adolf Christlieb mit seinen 1903 erschienenen Gedichten „Liebespfeile" wenigstens erwähnt werden dürfen. Bei Isolde Kurz fällt auf, daß die meisterliche Lebensgeschichte ihres Bruders Edgar, im vorjährigen Septemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" veröffentlicht, nicht genannt ist. In dem innerhalb des Schlußworts angedeuteten Kreise von Dialektdichtern ist — und das erscheint mir als eine besondere Unterlassungssünde — Karl Schmidt-Buhl mit seinen teilweise ganz prächtigen herbrealistischen „Volksgeschichten aus Schwaben und Franken", die 1898 in Stuttgart unter dem Sammeltitel „Ung'schminkt" herausgekommen sind und von denen ich hier nur „Die Brüder" und die köstlich komische Geschichte „Der Zylinder des Prälaten" empfehlend erwähnen möchte, nicht einmal genannt. Schmidt trägt den Dialekt nicht breit vor, er akzentuiert ihn nur und das halte ich eben für das Richtige. Klaiber macht sich freilich Vollständigkeit auch gar nicht zur Aufgabe, und verweist für weitere Namen auf Jäckhs Aufsatz in den „Süddeutschen Monatsheften" und einen Aufsatz des Referenten in der „Neckarzeitung". Besonders eingehend sind andererseits und mit Recht behandelt Cäsar Flaischlen, Hermann Hesse, Karl Gustav Vollmöller und Heinrich Lilienfein; die drei letzten Namen sind ja diejenigen, welche in den letzten Jahren angefangen haben, besonders von sich reden zu machen.

Im allgemeinen läßt sich aus dem Klaiberschen Buche entnehmen, daß auch die württembergischen Schwaben mit dem Gang der Poesie in der Gegenwart, insbesondere was die Lyrik anbelangt, wieder recht gut schritt- und tritthalten können und dabei zeigt sich auch, daß die Kluft zwischen Alten und Jungen bei uns im wesentlichen gar nicht einmal so groß ist, wie sie anderswo eine Zeitlang war und wie sie manchem bei uns auch heute noch gerne erscheinen möchte. Die Jungen stoßen sich bei uns nicht sprunghaft von den Alten ab, sie schließen sich vielmehr, ohne ihnen akademische Heerfolge zu leisten, organisch an sie an, sie lösen sie mehr ab, als daß sie versuchten, sie mit der lärmenden Respektlosigkeit eines literarischen Proletariertums zu verdrängen.

Schließlich erwähnt dann Klaiber auch noch, daß sich demnächst „zahlreiche

gedruckte und ungedruckte Dichter in einem Schwäbischen Dichterbuch, das einen Ueberblick über die poetischen Bestrebungen der lebenden Schwaben geben soll, zusammenfinden sollen" und daß das Material hiezu von dem Stuttgarter Schriftsteller Ernst Krauß bereits gesammelt sei. Dieses schon mehrfach in Aussicht gestellte Dichterbuch könnte das Licht der Oeffentlichkeit allerdings schon längst erblickt haben — vielleicht wartet Herr Krauß noch bis zum nächsten Jahre damit, um dann seine Gabe als Beitrag zur Zentenarfeier der Erhebung Württembergs zum Königreich auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen.

Stuttgart. Theodor Mauch.

Vom Allgemeinen Deutschen Musikverein.

Ein Rückblick und Ausblick.

„Ueber den vergänglichen Erscheinungen des Lebens steht die bleibende, ewige der Kunst. An ihr vergleichen, an ihr messen wir, was uns der Tag, was uns der Augenblick bietet, und wir fragen uns daher auch zunächst: dienen diese Feste überhaupt und das jüngst erlebte insbesondere zum Heil, zur Förderung der Kunst? Gehen sie darauf aus, tragen sie dazu bei, die reine Idee der Kunst mehr und mehr von umhüllenden Nebeln zu befreien, ihr zur befruchtenden Einwirkung auf das Leben zu verhelfen, ihre Fülle des Reichtums mehr und mehr allen, dem Volke, der Welt, zu erschließen, die Künstler zum Wirken, die Hörer zur Teilnahme anzueifern?"

Als Peter Cornelius vor nunmehr 28 Jahren eine Besprechung des fünften Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in der Augsburger Allgemeinen Zeitung[1]) mit dieser Frage einleitete, glaubte er sie „von ganzem Herzen mit ja beantworten" zu dürfen. Wollten wir uns heute nach der 41. Jahresversammlung des Vereins, die in den Tagen vom 31. Mai bis 4. Juni in Graz stattfand, die gleichen oder ähnliche Fragen vorlegen, so hätte die Antwort, fürchte ich, ganz anders auszufallen. In der Tat, wem die Norn nur ein klein wenig verliehen von jenem „nie zufriedenen Geist", aus dem alles Neue und Große auf Erden geboren wird, der kann sich nicht länger mehr der Einsicht verschließen: die Tonkünstlerfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, wie sie heute gefeiert werden, haben sich überlebt, sie sind etwas, was in der Gegenwart jegliche höhere Bedeutung verloren hat. Wem es gegeben ist, in satter Selbstzufriedenheit sich daran zu laben, „wie wirs so herrlich weit gebracht," der mag sich ihrer gleich anderer „Segnungen" modernen Kunst- und Kulturlebens erfreuen. Wen es aber drängt, den Blick vorwärts in die Zukunft zu richten und nach neuen Entwicklungsmöglichkeiten auszuspähen, der wird sich sagen müssen: auch hier ist man nicht mit der Zeit gegangen, hat man es verabsäumt, den gänzlich veränderten Daseinsbedingungen unseres gegenwärtigen Musiklebens sich anzupassen, und so ist eine Einrichtung, die in einer noch nicht fernen Vergangenheit der begeisterten Zustimmung und Mitwirkung der besten sich rühmen durfte, allmählich zu einem obsoleten Rudiment herabgesunken, das keinerlei vitale Funktion im Organismus der künstlerischen Gegenwart mehr auszuüben hat, zu einem Ueberbleibsel, dessen gänzliches Verschwinden kaum mehr als ein tatsächlicher Verlust empfunden werden würde.

[1]) Peter Cornelius, Aufsätze über Musik und Kunst (Leipzig 1904) S. 114 ff.

Die Entstehung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins fällt ins Jahr 1859; er blickt also auf ein Dasein von nahezu halbhundertjähriger Dauer zurück — für eine solche künstlerische Vereinigung ein ganz respektables Alter. Als Franz Brendel, der damalige Herausgeber der „Neuen Zeitschrift für Musik", zum 25jährigen Gründungsjubiläum dieses Blattes für die Zeit vom 1. bis 5. Juni 1859 eine Tonkünstlerversammlung nach Leipzig einberief, erhoffte er sich von solcher Ermöglichung persönlichen Zusammentreffens und mündlicher Aussprache einen Ausgleich der scharfen künstlerischen Gegensätze, die im Laufe der letztverflossenen zehn Jahre immer mehr zu einem ausgesprochenen Parteiantagonismus sich zugespitzt hatten. Er eröffnete die Versammlung mit einer „Zur Anbahnung einer Verständigung" bestimmten Rede, worauf Louis Köhler die Begründung eines Vereins in Vorschlag brachte, welcher Vorschlag von Brendel befürwortet und durch die alles Zaudern und Zögern mit sich fortreißende Initiative Franz Liszts zur Tat wurde.[1]) Was Brendel, dessen Zeitschrift als eine Schöpfung Robert Schumanns und als dermaliges Organ der Weimarer Schule zu beiden feindlichen Lagern Beziehungen hatte, anstrebte: Versöhnung und Verständigung, wurde natürlicherweise durch die Begründung des Vereins nicht erreicht. Im Gegenteil: sie wirkte gerade umgekehrt — und zwar, wie mich bedünken will, weit segensreicher, als wenn es zu einer äußerlich oberflächlichen Konzilisierung notwendiger und in der Natur der Entwicklung selbst begründeter Gegensätze gekommen wäre — so nämlich daß sie zu dem führte, was man im politischen Parteileben eine „reinliche Scheidung" nennt. Im folgenden Jahre (1860) erließen J. Brahms, J. O. Grimm, J. Joachim und B. Scholz als Wortführer der Gegenpartei jene berühmte öffentliche Erklärung über die Verderblichkeit und Verdammungswürdigkeit der Prinzipien und Produkte der sogenannten „neudeutschen Richtung", mit der sie etwas taten, was allerdings den Vertretern des musikalischen Fortschritts damals ebensowenig wie heute eingefallen wäre: nämlich dem Gegner und seinen Werken ganz einfach die künstlerische Existenzberechtigung abzusprechen. Notgedrungenerweise wurde so der Allgemeine Deutsche Musikverein die Kampfesorganisation aller derer, die an eine gedeihliche Fortentwicklung der deutschen Musik in fortschrittlichem Sinne glaubten und willens waren, diesen Glauben auch durch die Tat zu bekennen. Als solche war er eine nützliche, ja unentbehrliche Sache, solange die Aussperrung andauerte, welche die damaligen Machthaber des deutschen Musiklebens über Wagner und Liszt wie über ihre Getreuen verhängt hatten, d. h. ungefähr ein Vierteljahrhundert lang, bis zu Liszts Tode (1886).

Damals verlor der Verein in dem Weimarer Meister nicht nur seinen geistigen Führer, der bald darauf einsetzende Umschwung der öffentlichen Meinung in bezug auf all das, was vordem als „Zukunftsmusik" verhöhnt und verleumdet worden war, beraubte ihn auch des eigentlichen Zieles und Zweckes, dem seine Veranstaltungen bisher gedient hatten. In demselben Maße als sich die „ordentlichen" Konzertsäle den künstlerischen Erzeugnissen der neuen Richtung öffneten, in demselben Maße minderte sich die Bedeutung der „außerordentlichen" Aufführungen des Vereins. Gewiß, man hätte auch jetzt noch die eine oder die andere Aufgabe gehabt, um derentwillen Opfer und Anstrengungen sich verlohnt hätten. Zum erstenmale wieder seit Schuberts Tode war das deutsche Oesterreich für die Geschichte unserer hohen und ernsten Musik von Wichtigkeit geworden, indem es mit zwei eminenten Begabungen, von denen die eine genial im umfassenden Sinne des Wortes, die andere zum mindesten ein geniales Spezialtalent war, in die Entwicklung eingriff. Sich an die Spitze der reichsdeutschen Propaganda für Anton Bruckner und Hugo Wolf zu stellen, wer

[1]) Nach L. Ramann, Franz Liszt II², 99.

hätte dazu berufener sein können als der Allgemeine Deutsche Musikverein? Was aber in Wirklichkeit dafür geschah, war null, oder doch nahezu gleich null. Auch unter den jüngeren deutschen Komponisten war einer oder der andere, dem es selbst nach dem Umschwung der öffentlichen Meinung schwer fiel, sich und seine Werke zu gebührender Geltung zu bringen: ich erinnere nur an Männer wie Hans Pfitzner und Friedrich Klose. Auch für sie kraftvoll einzutreten, wurde vom Verein verabsäumt, bezw. man ließ es sich entgehen, die Initiative zu ergreifen, auf die in solchen Fällen alles ankommt. Nun, Anton Bruckner und Hugo Wolf, Hans Pfitzner wie Friedrich Klose, sie sind auch ohne den Allgemeinen Deutschen Musikverein durchgedrungen; — aber der Verein sank in dem Jahrzehnt nach Liszts Tode in immer ersichtlichere Stagnation. Die Ueberzeugung, daß etwas Eingreifendes geschehen müsse, wenn man den Verein lebensfähig erhalten wolle, bemächtigte sich weiterer Kreise innerhalb der Mitgliederschaft, und so konnte es zu jener Regenerationsbewegung kommen, deren wichtigstes Resultat das auf der Basler Tonkünstlerversammlung des Jahres 1903 durchberatene und angenommene neue Vereinsstatut war.

Wenn nun trotz dieses neuen Statuts, trotz der neuen Männer, die in den Vorstand kamen und deren Namen dem Verein ebenso zur Zierde gereichen, wie ihr guter Wille und ihre aufopfernde Arbeitsfreudigkeit ihm von vielseitigstem Nutzen sind, wenn trotz alledem in den beiden letzten Jahren die facies Hippocratica keinem gesünderen Aussehen hat weichen wollen, so fragt es sich, wem die Schuld daran zuzuschreiben sei. Wie mich bedünken will: weder dem Statut, das vortrefflich ist, noch den Männern des Vorstands, die man kaum durch bessere ersetzen könnte, noch auch dem, was vielleicht ganz radikal Gesinnte vermuten möchten, daß etwa der Verein überhaupt keine Existenzberechtigung mehr habe; sondern ganz einfach der Tatsache, daß der Verein auch heute noch fast ausschließlich mit Mitteln arbeitet, die sich tatsächlich überlebt haben, daß er seine Ziele auf einem Wege verfolgt, der heutzutage schlechterdings nicht mehr gangbar ist.

Die Haupttätigkeit des Vereins besteht bekanntlich darin, daß er alljährlich ein großes Musikfest veranstaltet, zum mindesten ist diese Veranstaltung die einzige Seite seiner Tätigkeit, mit der er vor eine weitere Oeffentlichkeit tritt. Nun ist ein Musikfest — worunter man bekanntlich eine raffinierte Art der Tortur versteht, darin bestehend, daß die Delinquenten in der heißesten Jahreszeit massenhaft in zu enge und ungenügend ventilierte Räume eingepfercht werden, wo man sie zwingt, innerhalb weniger Tage ein Quantum Musik zu konsumieren, zu dessen gehöriger Verdauung zum mindesten ebensoviele Wochen nötig wären — ein Musikfest ist von vornherein eine greuliche Sache. Aber in früheren Zeiten hatten diese musikalischen Massenabfütterungen wenigstens einen Sinn, ja sie waren geradezu eine, wenn auch traurige, Notwendigkeit. Damals blieb das Musikbedürfnis all der Menschen, die nicht gerade in der Großstadt wohnten, das ganze Jahr hindurch so gut wie unbefriedigt. Das öffentliche Musikleben selbst größerer Provinzstädte war noch so wenig entwickelt, daß man solche Feste veranstalten mußte, auf denen von nah und fern herbeigeeilte Zuhörer ihren Jahresbedarf an musikalischen Eindrücken auf einmal decken, en gros mit dem sich versorgen konnten, was sie elf Monate lang hatten entbehren müssen. Aber auch nachdem es damit anders — ich hüte mich zu sagen: besser — geworden war, behielten die Musikfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins ihre Bedeutung. Denn sie waren ausdrücklich der Pflege einer ganz bestimmten künstlerischen Richtung gewidmet, die damals noch allgemein verpönt und verfehmt war; hier konnte man Werke hören, die nirgend oder kaum irgendwo anders zur Aufführung gelangten. Heute ist die Herrschaft einer Partei, die das deutsche Musik-

leben mit Gewalt in konservative, ja reaktionäre Fesseln schlagen wollte, gebrochen, und der Tendenz nach ausgiebiger Berücksichtigung des Neuen und Fortschrittlichen kommt jetzt die Gesinnung der meisten modernen Konzertleiter wie der Geschmack des Publikums in gleicher Weise entgegen. Ueberhaupt sind die scharf ausgesprochenen Parteigegensätze nahezu völlig verschwunden, es gibt keine fanatischen Sekten mehr, die sich gegenseitig die künstlerische Existenzberechtigung absprechen, und die Meinung, daß ein jeder Musiker, der sich durch Begabung und Können irgendwie auszeichnet, welcher „Richtung" sein Schaffen auch immer angehöre, verdient gehört und beachtet zu werden, sie ist gegenwärtig fast in allen lebendig, die auf das öffentliche Musikleben Einfluß haben. Gewiß, auch heute noch ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß einer, der unerhört neues zu sagen hat und zuvor noch gänzlich unbegangene Wege zu bahnen sich erkühnt, länger unbemerkt bleiben und heftiger um seine Anerkennung zu kämpfen haben wird als solche, die der Mode des Tages folgen oder dem Fortschritt auf der offiziellen Heerstraße nachgehen. Aber dagegen können keine Musikfeste und keine Vereine helfen. Und — um es noch einmal zu wiederholen — musikalische Richtungen und Tendenzen, die als solche von den Machthabern des öffentlichen Musiklebens in Acht und Bann getan wären und für deren Propagierung die Musikfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins ein geeignetes Mittel abgeben könnten, die gibt es heute nicht mehr.

Daß der Verein mit der Veranstaltung von Musikfesten in der herkömmlichen Anordnungs- und Ausführungsweise seinem Zweck einer zeitgemäßen Pflege des musikalischen Fortschritts heutigentags zum mindesten nur höchst unbefriedigend dienen könne, davon hatten auch schon die Verfasser des Textes der neuen Vereinssatzungen eine Ahnung. Denn sie wiesen ausdrücklich auf festliche musikdramatische Aufführungen hin als eine wünschenswerte, ja notwendige Ergänzung der festlichen Konzertaufführungen, in denen sich der Verein bei seinen Jahresversammlungen bisher allein oder doch vorwiegend betätigt hatte. Damit war eine vortreffliche Anregung gegeben, der man auch Folge zu geben sich redlich bemüht hat, allerdings in einer Weise, die doch wohl noch weiterer Ausgestaltung fähig wäre. Denn wenn man sagen darf, daß gegenwärtig ein begabter junger Komponist im Konzertsaal auch ohne Hilfe einer Vereinsorganisation in verhältnismäßig kurzer Zeit sich durchsetzen kann, selbst wenn er das Kainsmal der Genialität auf der Stirne trägt, liegen für den Opernkomponisten die Verhältnisse ganz anders. Es würde zuweit führen und zum Teil auch überflüssig sein, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen. Wie sehr sie Tatsache ist, dafür möge aber wenigstens ein Beispiel angeführt werden: daß Richard Strauß in den letzten Jahren als Konzertkomponist zu so hohem Ansehen gelangt ist, hat auf das Schicksal seines „Guntram" nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermocht, und der Umstand, daß Strauß heute der erdrückenden Mehrheit des Konzertpublikums als die bedeutendste moderne Komponistenerscheinung gilt, hat nicht einen einzigen Intendanten oder Direktor veranlaßt, sich jenes gewiß mit Unrecht fast vergessenen Werkes zu erinnern. Daraus mag man ersehen, wie sehr der künstlerisch ernst und hochstrebende Opernkomponist einer Unterstützung in seinem Kampfe gegen die Mächte bedarf, die das Operntheater ganz allgemein auch heute noch beherrschen und dessen Entwicklung zu einem Kunstinstitut hintanhalten. Solche Unterstützung hat der Allgemeine Deutsche Musikverein in den letzten Jahren, allerdings mehr indirekt, durch solche fremde Veranstaltungen, für welche die Tonkünstlerversammlungen nur der Anlaß waren, als direkt durch eigene Initiative, mehrfach in erfreulicher Weise gewährt. Man hörte 1903 bei Gelegenheit des Basler Festes in Karlsruhe Kloses „Ilsebill", 1904 in Mannheim Pfitzners „Die Rose vom Liebesgarten" und in diesem Jahre in Wien

Straußens „Feuersnot", wiederum Pfitzners „Rose" und Liszts „Heilige Elisabeth". In den Feststädten selbst wählte man im vorigen Jahre in Frankfurt Baußnerns „Bundschuh", ein Werk, das dieser Auszeichnung — und zwar nicht nur wegen des interessanten Textbuches — ganz gewiß nicht unwürdig war, und heuer in Graz Kienzls „Don Quichote", eine persönlich verständliche, aber sachlich zu mißbilligende Konzession gegenüber einem liebenswürdigen, auf anderen Gebieten erfolgreichen, aber gerade in dieser „musikalischen Tragikomödie" recht wenig glücklichen Musiker, der an seinem ständigen Aufenthaltsorte Graz mit Recht eines großen Ansehens sich erfreut.

Wenn ich gesagt habe, daß der Verein mit der Veranstaltung festlicher Konzertaufführungen im Rahmen eines herkömmlichen Musikfestes seinen besonderen Zwecken und Zielen heute kaum mehr dienen könne, so sollte das nicht heißen, daß solche Konzertaufführungen von den Tonkünstlerversammlungen fortan gänzlich zu verbannen seien. Nein, man möge auch fernerhin Festkonzerte geben; aber ihres leidigen „Musikfest"-Charakters sollten die Tonkünstlerversammlungen dadurch entkleidet werden, daß man sich in der Zahl dieser Konzerte, soweit nur irgend möglich, beschränkte. Eine oder höchstens zwei große Aufführungen mit Orchester und Chor, dazu ein Kammermusik- und Liederabend, also im ganzen drei Konzertveranstaltungen nebst einer oder zwei Opernaufführungen würden bei etwa sechstägiger Dauer des Festes vollkommen genügen. Matinees und, was ihre Folge ist, das Zusammenfallen von zwei Konzerten auf einen Tag wären durchaus zu vermeiden. Bei dieser Einschränkung könnte dann auch viel leichter das Platz greifen, woran es bei Aufstellung der Grazer Programme so sehr gefehlt hat: jene sachliche Strenge, die keinerlei persönliche Rücksichten kennt, einzig und allein das allgemeine künstlerische Interesse im Auge hat und auch vor einer gewissen Härte, ja Unbarmherzigkeit nicht zurückscheut, wenn es gilt, Auslese zu halten und nur das positiv Wertvolle zu berücksichtigen. Abgesehen von solchen Fällen, wie heuer in Graz einer vorlag, wo die Aufführung eines erhabenen Meisterwerkes in vollendeter, an die Person eines einzigen kongenialen Interpreten gebundener Wiedergabe — ich meine Bruckners 8. Symphonie unter Ferdinand Löwe — den Festgästen ein künstlerisches Erlebnis seltenster Art vermitteln konnte, abgesehen von solchen und ähnlichen Fällen, zu denen auch Aufführungen aus Pietätsrücksichten gegenüber einem wahrhaft großen und um den musikalischen Fortschritt im allgemeinen und um den Verein im besonderen ausnahmsweise verdienten Meister wie Franz Liszt zu zählen wären — abgesehen davon dürften nur Uraufführungen geboten werden: ein anderwärts schon gehörtes Werk bedarf der mäeutischen Dienste des Vereins nicht mehr, dieser hat sich seine Schützlinge ausschließlich aus dem musikalischen limbus innatorum zu holen. Und auch von solchen zuvor noch nirgends aufgeführten Werken wären diejenigen auszuschließen, die voraussichtlich ihren Weg durch die Konzertsäle machen würden, auch ohne daß der Musikverein für sie einträte. Wenn man so streng verführe, würde nicht nur die vorgeschlagene kleine Zahl von Konzertveranstaltungen vollkommen genügen, sondern ich glaube sogar, daß man einige Mühe hätte, die zu ihrer Ausfüllung nötige Anzahl von derartigen Werken aufzubringen.

Eine Musterung der Grazer Programme dürfte diese Meinung bestätigen: unter den 22 zur Aufführung gelangten Werken (in einer Programmnummer vereinigte kleinere Stücke als ein Werk gerechnet) befanden sich 13, die vollständig neu waren. Als berechtigte Ausnahmen von dem allgemeinen Prinzip, daß die Tonkünstlerversammlungen eigentlich nur Uraufführungen zu bringen hätten, durften gelten: die Brucknersche Symphonie, für die außer dem oben angegebenen Grunde einer exzeptionellen Interpretation noch das anzuführen wäre,

was auch für die Aufnahme der Wolfischen Lieder sprechen mußte: daß nämlich ein pietätvolles Gedenken der beiden größten österreichischen Meister der jüngsten Vergangenheit auf der ersten in Oesterreich abgehaltenen Versammlung des Vereins durchaus am Platze war, M. Schillings' „Dem Verklärten" (hymnische Rhapsodie nach Schillerschen Worten für Chor, Baritonsolo und Orchester) und Liszts symphonische Dichtung „Die Ideale" — beide, abgesehen von der Pietät, die der Verein gerade Liszt schuldet, in Rücksicht auf das Schiller-Gedächtnisjahr. Dagegen wären die beiden Regerschen Variationenwerke (Bachvariationen für Klavier zu zwei Händen und Beethovenvariationen für zwei Klaviere zu vier Händen), Straußens „Heldenleben", Pfitzners Streichquartett und Wagners Kaisermarsch trotz der Bedeutsamkeit, die einem jeden dieser Werke in seiner Art zukommt, streng genommen auszuschließen gewesen. Von den neuen Werken hätten Mahlers Orchestergesänge (nach Texten aus „Des Knaben Wunderhorn" und Rückerts Kindertotenliedern) wohl ebensowenig der Propaganda einer Tonkünstlerversammlung bedurft wie Boehes prächtige symphonische Episode „Odysseus' Heimkehr", Weißmanns reizvolle Märchenballade „Fingerhütchen" (für Bariton, 4 Frauenstimmen und Orchester), Jaques Dalcrozes harmlos sympathische Serenade für Streichquartett oder Bucks tüchtige Männerchöre. Aber diese Sachen waren doch immerhin teils wirklich gut, teils wenigstens eigenartig und interessant. Von Draesekes formell ebenso meisterlichen wie inhaltlich trockenen Streichquintett für zwei Violinen, Viola, Violotta und Violoncello, Hauseggers Liedern der Liebe (mit Orchester, nach Dichtungen Lenaus) und Streichers bläserbegleiteten Männerchören mag man es bezweifeln, ob sie viel Beachtung in den Konzertsälen finden werden. Sie haben aber auch den Musikfestgästen ein ziemlich mäßiges Vergnügen bereitet. Otto Naumanns „Der Tod und die Mutter" für Soli, Chor und Orchester wird schon wegen der von Dora Naumann nach Andersen recht ungeschickt bearbeiteten Textdichtung nicht allzuviel Glück in der weiteren Oeffentlichkeit machen. Aber eben deshalb durfte man die Berücksichtigung gerade dieses Werkes auf dem Grazer Feste vollauf billigen: es ist die als solche verfehlte Schöpfung einer anerkennbaren, förderungswürdigen Begabung. Nicht ohne Talent, aber unreif und nur sehr teilweise fesselnd zeigte sich dann R. v. Mojsisovics in dem Schlußteil einer romantischen Phantasie für Orgel und G. Peters in zwei Sätzen einer Symphonie in e moll, während P. Ertels in jeder Hinsicht wertloses Machwerk: „Der Mensch", symphonische Dichtung für großes Orchester und Orgel in Form eines Präludiums und einer Tripelfuge nach dem Triptychon von Lesser Ury die Schranken einer einigermaßen streng urteilenden Aufnahmejury überhaupt nicht hätte passieren dürfen.

Wenn nun durch Einschränkung der Konzerte auf wirklich bedeutungsvolle Uraufführungen die Tonkünstlerversammlungen derart entlastet werden könnten, so wird man fragen, was mit der so gewonnenen Zeit anzufangen wäre. Soll sie nur der Erholung und dem Amüsement gewidmet sein? Gewiß nicht. Ich bin weit davon entfernt, mich zum Wortführer jener rein „kulinarischen Existenzen" aufzuwerfen, die in der (übrigens wirklich entzückend arrangierten) Alt-Wiener Jause im Hallerschlößchen bei Graz „den Glanzpunkt der Konzertveranstaltung (!) anläßlich des Tonkünstlerfestes" erblickten (Neue Freie Presse Nr. 14647 vom 3. Juni 1905, S. 5) oder die Anregung eines früheren Beginns der Festkonzerte vor der Hauptversammlung des Vereins damit motivierten, daß einem so wie die Konzerte jetzt anfingen „der ganze Abend verdorben werde." Zwar bin ich allerdings der Meinung, daß die Möglichkeit eines regeren persönlichen Verkehrs und mündlichen Gedankenaustausches unter den Festgästen in jeder Weise gefördert werden sollte. Daran fehlt es jetzt fast gänzlich und jene Musikentlastung

würde ohne Zweifel zur Besserung der Verhältnisse auch nach dieser Richtung hin beitragen können. Im übrigen aber denke ich mir, daß die zu gewinnende freie Zeit zunächst einmal der Hauptversammlung zugute käme, die unter den gegenwärtigen Umständen doch wohl etwas allzusehr rein „geschäftsmäßig“, hastig und ohne lebhaftere Teilnahme der Mitglieder abgetan zu werden pflegt,[1]) weiterhin aber auch solchen Beratungen und Verhandlungen, die man außerhalb des Rahmens der Generalversammlung abhalten könnte. Eine Menge der allerwichtigsten Fragen auf dem Gebiete der praktischen Aesthetik, der Kunstpolitik und der Organisation unseres öffentlichen Musiklebens harren der Erledigung. Mich dünkt, daß der Allgemeine Deutsche Musikverein es seinen Prinzipien und seiner Vergangenheit schuldig wäre, an diesen Problemen, von deren Lösung so außerordentlich viel abhängt, nicht länger mehr vorüberzugehen. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist organisatorische Arbeit das, was in unserer Zeit am dringendsten not tut, wenn wir nicht dem Chaos entgegengehen wollen. Daß auch das Reich der Tonkunst davon nicht ausgeschlossen ist, ich meine, von dieser Notwendigkeit und von dieser Gefahr — diese Ueberzeugung in immer weiteren Kreisen zu wecken, wäre recht eigentlich die Sache eines Vereins, der die Devise des Fortschritts auf sein Banner geschrieben hat. Daß er aber diesem seinem Fortschrittsprinzipe durch die herkömmlichen, in der Form seiner „Musikfeste“ gehaltenen Tonkünstlerversammlungen heutigentags kaum mehr zu dienen vermag, das dürfte ernstlich von niemandem bestritten werden können.

München. Rudolf Louis.

Sozialfinanzielle Rundschau.

Unsere Handelswelt bleibt noch immer zu schweigsam! Und dennoch ist in derselben Zeit wo jetzt ein Schreien nach endlicher (!) Abrechnung (!) mit England entstand, auch die nachträgliche Version eingelaufen von der Möglichkeit einer deutschen Kriegsclique gegenüber Frankreich. Einerlei ob diese letztere Meldung via Rom und sodann München in weitere Kreise gelangte, indessen Berlin nichts verriet, so darf doch unser Bürgertum eine bündige Aufklärung erwarten. Es kommt hier weder darauf an, daß kein Vernünftiger sich vorstellt, auf welche kriegstechnische Weise wir mit Waffengewalt gegen England vordringen könnten, noch daß bei einem etwaigen Niederringen Frankreichs weit und breit kein Objekt sichtbar wäre, dessen Faßbarkeit uns auch nur einigermaßen für die ungeheuren Opfer an Blut und Geld zu entschädigen vermöchte. Zur dauernden Beunruhigung genügte es vielmehr, wenn eine derartige Clique, welche mit dem heute anscheinend isolierten Frankreich anzubinden rät, wirklich existieren würde und zwar nicht auf dem Fechtboden einzelner enragierter Parteien sondern auf dem weit gefährlicheren Hofparkett. Obgleich es sowohl die Franzosen als auch die Engländer an Intriguen und Demonstrationen gegen Deutschland nicht fehlen lassen, wobei nach altem Diplomatenbrauch jede Macht sich als das Lamm und nicht als den Wolf hinstellt, so tragen doch solche Spannungen

[1]) Daß z. B. das eigentlich selbstverständliche Verlangen nach Einzelabstimmung bei der Vorstandswahl offen zur Schau getragenem Unwillen in der Versammlung begegnen konnte, und zwar nur wegen des mit der Zettelwahl verbundenen Zeitverlusts, würde geradewegs unwürdig zu nennen sein, wenn man nicht bedächte, wie konzertüberladen die Festprogramme sind und welche Strapazen sie den Festteilnehmern zumuten.

keinerlei Keime zu einem Kriege in sich. Und es ist weit nützlicher, diese Grundwahrheit laut auszusprechen, als mit ängstlicher Heimlichkeit einen so großen Schatz wie den Völkerfrieden von den Reibereien des Tages abhängig machen zu wollen. Gerade unsere altmodische Furcht vor Kabinettskriegen, in denen die „Untertanen" nichts mitzubestimmen haben, könnte einzelnen Militär- und Adelskreisen den Uebermut zu unverantwortlichen Ratschlägen eingeben. Indem nun unser Bürgertum zumeist durch Handel und Industrie vertreten wird, könnten diese beiden Stände vereint schon einmal ihre Stimme gegen alle lauten oder leisen Friedensuntergrabungen erheben. Man könnte ja einwenden, daß unsere Industriellen, soweit sie Techniker sind, zum Teil selbst, als recht lebhafte Chauvinisten gelten, aber von dieser selbstbewußten Eifersucht auf eine mächtige Auslandskonkurrenz bis zu einem Vertauschen der geschäftlichen Waffen gegen Bajonett und Schnellfeuergeschütz, bleibt doch noch ein weiter Weg. Jedenfalls gibt es für unsere werbenden Stände Gelegenheiten genug, um für die Erhaltung des Weltfriedens über alle Maulwurfsarbeit hinweg immer wieder deutliche, eindringliche Worte zu reden.

* * *

Minister Witte ist bereits an Ort und Stelle der Friedenskonferenz eingetroffen, nachdem er sowohl in Berlin, als in Paris, als in Newyork eingehende Konferenzen abgehalten hat. Mit Vorliebe sind dabei weniger Staatsmänner als Finanziers aufgesucht worden, denn gleich wie man sich zu einem Kriege mit Waffen versehen muß, ebenso notwendig ist zu einem Friedensabschlusse nach Niederlage auf Niederlage — das Geld zu einer großen Kontribution. Diejenigen Kreise in des Zaren Nähe, welche just eine Milliardenentschädigung als eine Hauptentehrung hinstellten, haben meist aus den ärgsten Ursachen des Eigennutzes und der Korruption gesprochen; sie — gebrauchten eben eine Fortsetzung des Krieges. Anders aber ein Mann vom Range Wittes, der ganz offen den Vorteil begründet, den die Zahlung schwerer Summen gegenüber einer Weiterführung des nutzlosen Kampfes unbedingt für sich hat. Deshalb bleiben auch jene Meldungen durchaus unglaubhaft, wonach der russische Unterhändler Mendelssohn und den Kredit Lyonnais sogleich um eine neue Anleihe angegangen habe. Im Gegenteil, Herr Witte hat ein besonderes Interesse daran, seinen mächtigen Gegnern in Petersburg zu beweisen, daß Rußland, solange es Krieg führt, überhaupt nirgends mehr Geld bekommt. Freilich eine Friedensanleihe, und sie scheint ja schon einigermaßen in die Wege geleitet zu sein, dürfte sicher ein großes und williges Uebernahmskonsortium finden. Denn vor allem die Franzosen müssen sich doch ihren ungeheuren Besitz an Zarenwerten (vielleicht acht Milliarden) durch einen endlichen Frieden als um soviel gebesserter ausrechnen, daß es in einem solchen Fall alles eher heißen würde, als gutes Geld zu schlechtem tun. Augenblicklich stockt natürlich die Kaufmeinung für russische Fonds vollständig, während z. B. die neuen Japaner glänzend untergebracht worden sind.

* * *

Seit mehr als anderthalb Monaten befindet sich der deutsche Kurszettel, soweit Kohlen-, Eisen- und Industriepapiere in Betracht kommen, in einer ungewöhnlichen Aufwärtsbewegung. Vielleicht hat sich unser Optimismus, der noch dazu die saison morte unterbrach, bei Drucklegung dieser Zeilen wieder gemindert, jedenfalls dürfte die Feststellung notwendig sein, daß Friedenshoffnungen bei der ganzen Hausse noch keine Rolle gespielt haben. Es ist vielmehr die sehr gute Beschäftigung unserer Zechen, Hütten und Fabriken gewesen, welche das große und fast jederzeit unternehmungslustige Publikum Rheinland-Westfalens als Käufer

zur Börse trieb. Da wir heute Großbanken mit außerordentlicher Kapitalstärke besitzen und Mittelbanken so bedeutend wie früher die Großbanken nicht waren, so brauchte es dem Publikum jener Provinzen nicht schwer zu fallen, die Barmittel für seine Käufe durch die Kommissionsinstitute vorlegen zu lassen. Auf solche Weise ist streng genommen unsere Hochfinanz in der Hausse, da sie ja gegen fünf Prozent (Zinsen und Provision) das Risiko einstweilen mit zu tragen hat. Wären unsere Bankdirektoren anders als sie wirklich sind, so könnten sie spekulativer Weise jetzt eine Baisse hervorrufen, indem sie ja die Ueberzahl der noch schwebenden Haussepositionen, d. h. der noch unbezogenen Stücke nur zu genau kennen. In Wien und Paris pflegten solche Manipulationen wenigstens schon vorzukommen. Ausgegangen ist die ganze Aufwärtsbewegung bei uns von der rätselhaften Kurssteigerung der Deutsch-Luxemburger Bergwerksaktien, die vom 30. Juni bis 31. Juli bis 65 Proz. gewinnen konnten, wobei es tageweise zu Kurssprüngen von 20 Proz. kommen konnte. Damit war das Signal zu einem Emporschnellen fast sämtlicher Kohlen- und Eisenaktien gegeben, so daß die heutigen Kurse selbst die höchsten Dividenden mit noch nicht 5 Proz. rentieren lassen. Entweder also die Käufer fühlen sich bei einem solchen Papier so sicher wie bei Anlagewerten, oder sie spekulieren auf Wiederverkauf zu noch höheren Kursen. Und einer muß da schwarzer Peter bleiben! Übrigens ist es heute gar nicht gesagt, daß wenn es den Großen gut geht, auch die Kleinen, oder auch nur die Mittleren mit Nutzen arbeiten können. Leben wir doch heute in den Tagen nicht nur der Syndikate, sondern auch der Ansätze zu Trusts und zuerst der Stahlverband mit Herrn Thyssen als spiritus rector hat nunmehr den äußerst schwierigen Beweis zu bringen, daß die Großen nicht ausschließlich für sich selbst sorgen.

* * *

Von allen statistischen Regierungsmeldungen aus Washington hatten sich die Berichte über den Baumwollstand bisher des sichersten Rufes wenigstens in Europa erfreut. Nach der Verhaftung aber des betreffenden Sekretärs scheint es wohl festzustehen, daß die Unterlagen, welche jenem Departement geliefert wurden, ebenso fragwürdig gewesen sind, wie etwa diejenigen über Getreide, Tabak usw. Bekanntlich ist die Haussespekulation einer Handvoll amerikanischer Großen gerade in Baumwolle jetzt ungewöhnlich groß, allein auch nach jener Verhaftung vermochten die Preise nicht zu fallen. Soweit sich der Verbrauch an Union-Baumwolle übersehen läßt, die ja am Weltmarkte den Ausschlag gibt, reicht die Zahl von 12 Millionen Ballen aus und da diesmal die Ernte dem ungefähr entspricht, so wäre eigentlich kein Grund zu so starken Preishinaufsetzungen zu ersehen. Es gibt freilich eine beachtenswerte Meinung, auch die von keinem Geschäftszweck getrübt ist — wonach der Konsum neuerdings bis 13 Millionen Ballen beanspruche. Das würde jedenfalls eine interessante Perspektive in die bessere Lebenshaltung vieler Völker eröffnen. Und wären es auch keine europäischen, sondern ostasiatische Völker, die auf dem Wege der amerikanischen Handelsvermittelung ihre Bekleidungsstoffe jetzt öfters erneuern, als dies armseliger Weise früher der Fall war.

* * *

Der schreckliche Unfall auf der Zeche Borussia kann unserer Bergbehörde die Frage nicht ersparen, weshalb sie nicht schon lange auf den eisernen Ausbau der Schächte drang, auf Ausmauerung der Grubenbaue, und will man ganz modern sein, auch auf Anlage eines zweiten Fahrschachtes. Es ist richtig,

daß solche Neubauten rascheſtens in anderthalb Jahren bewerkſtelligt werden können, ſowie daß die betreffenden Koſten für alte aufgearbeitete Zechen eine äußerſt ſchwere Finanzlaſt bedeuten. Allein, da Menſchenleben über jede Bilanz gehen, ſo brauchte der Staat nicht erſt durch dieſes Unglück darauf aufmerkſam zu werden, daß als er den „König Wilhelm“ zu einer Moderniſierung zwang, auch die Zeche „Boruſſia“ hierzu reif war. Hoffentlich wird es bald weder im Ruhrtal noch auf der Wittener Mulde irgend eine Zeche geben, die ſich durch ihre finanzielle Schwäche gehindert ſieht, für die Sicherung der Grubenleute ausgiebig zu ſorgen. In ſolchen Fällen wäre wenigſtens die Stilllegung gerechtfertigter, als früher, wo hierüber nur hohe Auskaufsſummen entſchieden.

Frankfurt a. M. — G. v. Halle.



Verantwortlich für den ſozialpolitiſchen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt Paul Nikolaus Coſſmann in München.

Die Insel der Seligen.

Eine Komödie in vier Akten.

Von Max Halbe in München.

Personen:

Bruno Wiegand, Begründer der Insel der Seligen.
Dorothee, seine Frau.
Jürgen, beider Sohn.
Dubsky, Pamphletist.
Baron von Marenholdt.
Hedwig Bauer, Malerin.
Kasper, Bildhauer.
Dräger, Nationalökonom.
Medardus Neumann, der alte Dichter.
Lanzinger, der junge Dichter.
Rehbein, Kandidat.
Marquardt, Kunsttischler.
Rasumoff, Maler.
Finsterlin, Buddhist.
Die Moritura, Dichterin.
Frau Lindenblatt.
Frau Römerschmidt.
Schätzli-Stüßli, genannt Scheik Ibrahim.
Lothario, Direktor einer reisenden Truppe.
Roderich, Liebhaber
Marcipansky, Komiker
Lamormain, Charakterspieler
Nelly von Schildburg, Naive
Die Imhof-Adolphy, komische Alte
} Mitglieder seiner Truppe.
Afra
Bärbeli
} Dienstmädchen.

Mitglieder der Insel der Seligen.
Schauplatz: Eine ferne Insel.

Erster Aufzug.

Großer Gartensaal in Wiegands Landhaus.

Türen führen rechts und links zu den anderen Wohnräumen des Hauses. Rechts in der Mitte ist der Eingang zur Bücherei, der durch eine schwere Portiere verhängt ist. In der Mitte des Gartensaals steht ein langer, grün bezogener Eichentisch mit Papieren, Schriften, Broschüren, Zeitungen, Büchern aller Art bedeckt. Rechts vorne Korbsofa mit Sesseln und Tischchen. Andre Gartensessel, Stühle und kleine Tische sind rings im Saal verteilt. An der linken Wand vorne ein Apollo, hinten eine Venus in guten Nachbildungen, in der Mitte ein sitzender Buddha. Davor eine Art von Rednertribüne, zu der ein paar Stufen hinaufführen.

Die Wände sind mit Bildern, Radierungen, Stichen bedeckt. Auf den Tischchen stehen Blumenvasen mit Feuerlilien, langgestielten Rosen, Päonien und anderen Blumen. In der gläsernen Rückwand des Saales sind die breiten Schiebetüren zur Gartenveranda weit zurückgeschoben. Eine Freitreppe führt von der Veranda in den Garten hinunter, Veranda und Treppenstufen sind mit Oleandern, Magnolien, Palmen und Blumen aller Art geschmückt.

Der Garten stößt rechts hinten an einen See, dessen blaugrüne Wasserfläche in duftiger Ferne von hochansteigenden Bergzügen begrenzt wird. Links hinten schließen sich reiche Obst- und Rebenhügel an den Blumengarten. Am Horizont auch hier wieder Wälder und Bergkuppen.

Es ist ein strahlender Junitag. Garten und See glänzen in heiterstem Licht.

Hedwig Bauer, vierundzwanzigjähriges Mädchen mit feinen, durchgeistigten Zügen, steht hinten im Saal vor einer Staffelei, auf die vom Garten her volles Licht fällt. Dorothee Wiegand, Dreißigerin, auffallend hübsche Frau von südländischem Typus, sitzt im duftigen Sommerkleid, das dunkle Haar mit roten Rosen gekränzt, den Schäferhut vor sich auf den Knien, in einem Korbsessel nahe der Veranda.

Hedwig (malt eifrig an Dorothees Bild, wirft ab und zu der Sitzenden einen musternden Blick zu).

Dorothee (sieht lächelnd vor sich hin. So vergehen ein paar Augenblicke, dann hört man das dreimalige Läuten einer Schiffsglocke, gleich darauf einen prustenden Pfiff, der weit über den See hallt.)

Dorothee (horcht auf): Da fährt der Dampfer ab. Sie müssen bald hier sein.

Hedwig (immer malend): Ja, jetzt fährt er ab . . . von der Insel der Seligen.

Dorothee (seufzt halb komisch auf): Du großer Gott! Wer wohl auf das Gemäre zuerst verfallen ist!

Hedwig: Wer auf das alles hier verfallen ist. (Sie zeigt mit dem Pinsel in der Runde.) Dein Mann doch! Wer sonst?

Dorothee: Ja, dem hat der Herrgott eine hübsche Portion Verrücktheit mitgegeben!

Hedwig: Bitte, den Kopf etwas nach links! So! Gut!

Dorothee: Uebrigens sind mir vernünftige Männer ein Greuel. Männer müssen übergeschnappt sein. Ein Mann ohne einen richtigen Sparren kommt mir vor wie eine Bowle ohne Sekt.

Hedwig: Den Kopf etwas höher, bitte! Und mehr zu mir herüber!

Dorothee: Wo Bruno nur bleibt? Sie müßten doch schon hier sein. Es ist ja nur fünf Minuten zum Landeplatz.

Hedwig: Daß der Dampfer überhaupt hier anlegt!

Dorothee: Paßt dir das nicht?

Hedwig: Denk' doch mal, eine Insel der Seligen mit Dampferverbindung!

Dorothee: Soll man vielleicht in der ewigen Seligkeit hier verschimmeln? Von mir aus könnt's lieber heut als morgen zur Abfahrt bimmeln! Mit Packen würd ich mich nicht lang aufhalten.

Hedwig (läßt den Pinsel sinken): Eine Insel der Seligen ... eine wirkliche Insel der Seligen ... Ganz, ganz anders müßte die sein! Ist denn einer hier, der nicht am Leben leidet? Wie nennt das dein Mann? Die Erdenschwere!

Dorothee: Wir sind doch nun mal auf der Erde. Ich hab' noch kein Bedürfnis, wo anders zu sein.

Hedwig (versonnen): Wenn wir wirklich so eine bessere, so eine höhere Gemeinschaft wären, dann müßten wir ganz andere Menschen sein. Ganz heiter! Ganz wunschlos! Ganz Geist! ... Männer und Frauen müßten natürlich nackt gehen! (Sie fängt wieder an zu malen.)

Dorothee: Einen schönen Kuddelmuddel könnte das geben!

Hedwig (streng): Nacktheit adelt.

Dorothee (nach einem Augenblick): Du, Hedwig, komm mal her! Schnell! Schnell! (Sie schaut angelegentlich nach links in den Garten hinüber.)

Hedwig (ungeduldig nähertretend): Also ...?

Dorothee (feierlich): Dort hinten auf dem Gemeindeacker steht Finsterlin der Buddhist in grüner Badehose und gräbt an seinem Kohlrabibeet! Ist deine Sehnsucht nun erfüllt?

Hedwig (wendet sich ab): So ein Poseur!

Dorothee: Nacktheit adelt doch?

Hedwig: Aber nicht solche Charlatane! (Sie geht zur Staffelei zurück.)

Dorothee (horcht nach draußen): Das sind doch Schritte im Garten?

Hedwig (sieht nach rechts hinaus): Ja, sie kommen. Dein Freund ist auch dabei.

Dorothee: Die Hauptsache, er ist Brunos Freund. Bruno braucht eine Aussprache. Er ist in einer bedenklichen Krisis.

(Aus dem Garten her sind inzwischen Bruno Wiegand und Baron Marenholdt, weiter zurück Afra, die des letztern Gepäck trägt, herangekommen, steigen die Gartentreppe herauf. Wiegand ist ein großer, breitschultriger Mann von vierzig Jahren, mit schweren und doch geschmeidigen, fast hastigen Bewegungen, starkem Haarwuchs und kurz geschnittenem Vollbart, sommerlich leicht aber nicht ohne Sorgfalt gekleidet. Baron Marenholdt, schlanker, vornübergebeugter Vierziger mit scharf ausgeprägtem, etwas verwittertem Charakterkopf, in nachlässig eleganter Haltung und Kleidung.)

Wiegand (der Marenholdt ungeduldig um ein paar Schritte voraus ist, ruft Dorothee von der Treppe aus zu): Also, Weib, da haben wir ihn endlich wieder! Lang, lang hat es gedauert! (Er springt mit ein paar Sätzen die Treppe herauf und tritt über die Veranda in den Saal.)

Marenholdt (ihm langsamer folgend): Rote Rosen im braunen Haar! Den Kranz ewiger Jugend um die Stirne! So hab' ich mir unser Wiedersehen vorgestellt. (Er winkt Dorothee von der Treppe aus zu.)

Dorothee (ist aufgestanden, steht in der Verandatür): Komm nur erst näher! Die Enttäuschung dann!

Marenholdt (oben auf der Treppe): Du wirst nie enttäuschen, liebe Freundin!

Dorothee: Weil man nichts von uns erwartet, meinst du?

Marenholdt (tritt auf sie zu): Nein, weil du nie etwas versprechen wirst, was du nicht halten kannst! .... Und damit guten Tag, Dorothee! (Er küßt ihr die Hand.)

Dorothee: Guten Tag, Hubert! Wir freuen uns sehr, daß du gekommen bist!

Marenholdt: Sagt mal im Ernst, in was für einem Zauberlande lebt ihr hier eigentlich? Ueber Dorothee wundere ich mich ja nicht. Ich habe dir ja immer ewige Jugend prophezeit. Aber auch Bruno .... Wenn ich da mich ansehe!

Wiegand (ist währenddes zu Hedwig getreten, die ruhig weiterarbeitet, wendet sich jetzt zurück): Weißt du, wem wir das verdanken?

Marenholdt: Na?

Wiegand (stark): Unserer Insel der Seligen!

Marenholdt: Da hätt' ich allerdings früher kommen sollen!

Dorothee: Eingeladen haben wir dich ja oft genug.

Marenholdt (lächelt): Zum Weltverbessern gehört nun mal Zeit. Ich hatte genug zu tun, meine Güter zu verbessern.

Wiegand: O, wir wollen hier auch nicht die Welt verbessern, alter Freund! Wir wollen nur uns selbst besser und glücklicher machen!

Marenholdt: Und dadurch doch wieder auf die Welt wirken, also sie verbessern? Oder nicht?

Wiegand: Gewiß! Insofern ja! Wir sind Propagandisten der Tat! Wir wollen ein Beispiel geben!

Marenholdt: Na, und die Resultate?

Dorothee: Ach, du gerechter Strohsack!

Afra (die inzwischen mit Marenholdts Gepäck dabeigestanden hat): Bleiben die Sachen hier unten? Oder was ist?

Dorothee (unwillig): Abwarten, naseweises Göhr'! (Zu Marenholdt): Ich wollte dich fragen ....

Marenholdt: Pardon! Ich möchte mich nur vorstellen. (Zu Hedwig): Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein ....

Hedwig (malend, über die Schulter weg): Wir sind hier nicht so förmlich, wir Zukunftsmenschen.

Wiegand (schlägt sich vor den Kopf): Wahrhaftig vergessen! .... (Vorstellend): Mein alter Freund Marenholdt, meine Base Hedwig Bauer.

Hedwig (mit flüchtiger Kopfneigung): Malweib, wie man sieht.

Marenholdt (zu Dorothee): Du wolltest etwas fragen?

Wiegand (einfallend zu Dorothee): Was steht denn die Afra noch da?

Afra (schnippisch): Ich kann nichts dafür! Ich hab' gefragt!

Dorothee: Halt' den Mund! (Zu Marenholdt): Was ziehst du vor? Aussicht nach dem See oder nach dem Garten?

Marenholdt: Ganz wie du befiehlst!

Dorothee (zu Afra): Also nach dem roten Zimmer mit dem Gepäck! Marsch!

Afra (brummig links vorn ab.)

Wiegand (zu Dorothee): Weshalb hast du eigentlich das Mädchen angeschnauzt?

Dorothee: Weil du sie systematisch verdirbst wie alle meine Mädchen!

Wiegand: Ich bringe sie nur zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde.

Dorothee: Damit wirst du bei dem fünfzehnjährigen Ding weit kommen.

Wiegand: Laß doch das ewige Widersprechen!

Dorothee: Hab' ich etwa keine Menschenwürde?

Marenholdt (der belustigt zugehört hat): Die Redeschlachten im Hause Wiegand blühen ja nach wie vor.

Dorothee: Ja, wir kabbeln uns bald Tag und Nacht, nächstens lassen wir uns scheiden.

Wiegand: Wenn ich wieder auf die Welt komme, werd' ich Bierbrauer oder so was. Vielleicht paß' ich dir dann besser.

Dorothee: Ich werde Konsistorialrat! Oder ich geh' zum Variété! Jedenfalls werd' ich nicht deine Frau!

Marenholdt: Ihr seid ja hier ganz rabiate Seelenwanderer!

Dorothee: O, du ahnst gar nicht, was wir alles sind, Buddhisten, Kommunisten, Mysticisten, Alchymisten ....

Wiegand: Alchymisten? Seit wann?

Dorothee: Na, dann werden wir's noch!

Wiegand (aufbrausend): Jetzt aber Schluß mit dem Geschnatter!

Dorothee: Der eine schnattert! Der andere reitet Prinzipien!

Wiegand: Nur mit dem Unterschied, daß die Welt solche Prinzipienreiter braucht! Mit den brutalen Tatsachenmenschen säßen wir heute noch im Pfahlbau.

Marenholdt: Ob sich der Satz nicht auch umgekehrt formulieren ließe?

Wiegand (heftig): Niemals!

Marenholdt (nach einem Augenblick): Wenn's euch recht ist, möcht' ich mich ein bischen renovieren nach der langen Fahrt.

Wiegand: Immer mir nach! (Er geht gegen die Tür links vorn.)

Marenholdt (folgt ihm, bleibt vor den Standbildern links stehen): Buddha! Hm! .... Und zwischen dem Bogenspanner und der Schaumgebornen .... Das hat natürlich symbolische Bedeutung?

Wiegand: Ja, das ist nämlich hier unser Sitzungssaal. (Er sieht Marenholdt an): Du lächelst?

Marenholdt: Ich denk' mir das etwas .... etwas unbequem, so sein Haus zu einem Taubenschlag für Zukunftsmenschen zu machen.

Wiegand (muß lachen): Es handelt sich ja nur um diesen einen Raum....

Dorothee (einfallend): Und die Bibliothek nebenan!

Wiegand: Na ja, die auch.

Dorothee: Und der Leuchtturm am See, wo Rehbein und Medardus Neumann hausen.

Wiegand: Der würde ja doch leer stehen.

Dorothee: Und der Garten, wo man nicht einen Augenblick allein sein kann ....

Wiegand (achselzuckend): Kleine Unbequemlichkeiten!

Marenholdt: Das kann ich mir denken.

Dorothee: Und dann der Schrecken der Schrecken! Der Gemeindeacker!

Marenholdt: Der Gemeindeacker?

Dorothee: Ja, wo sie pflügen und graben und in der Erde rumwühlen. Jeder hat da sein Stück Land.

Wiegand (zu Marenholdt): Du weißt, das ist die Grundlage meines Systems. Die innige Berührung mit der Natur, mit dem Boden! Darauf beruht unsere ganze Gemeinschaft hier. Bebaue deinen Acker! Darauf kommt es an! Bebaue deinen Acker!

Dorothee: Ja, aber womit? Es wächst ja nichts bei euch! Nicht mal 'n ordentlicher Kohlkopf oder 'ne Sellerie! Geht mir doch ab! Dubsky hat sein ganzes Beet von vorn bis hinten mit Disteln besät.

Wiegand: Man darf säen, was man will.

Marenholdt: Nur daß Disteln sich sehr schnell ausbreiten!

Wiegand: Das darf natürlich nicht sein! Freiheit nur, soweit sie die Freiheit des Nächsten nicht beeinträchtigt. Aber Dorothee übertreibt ja auch. Der Acker gedeiht ganz gut.

Dorothee: Auch sonst muß man einen großen Bogen machen. Vorher stand Finsterlin in grüner Badehose an seinem Kohlrabibeet und fuchtelte mit dem Spaten in der Luft herum.

Wiegand: Er nahm eben ein Luftbad.

Dorothee: Unsinn! Zeigen wollte er sich! Eindruck wollte er machen! Hedwig war auch ganz weg!

Hedwig (die inzwischen an ihrem Bild gearbeitet hat, dreht sich entrüstet um): Dorothee! Ich muß dich wirklich bitten ....

Dorothee: Na, na, beiß' mich nur nicht!

Marenholdt: Ich kann mir aber doch denken, daß das alles zusammen ziemlich unbequem .... ziemlich störend sein kann. Besonders für die Dame des Hauses!

Dorothee: Er hat ja so eine Dumme gefunden, die's aushält!

Wiegand: Verlästere doch nicht dein eigenes Leben! Schließlich hast du's doch drei Jahre gelebt!

Dorothee: Aber wie!

Wiegand: Umsonst ist der Tod, und Opfer fordert jede große Sache.

Marenholdt: Sonst wäre wohl auch kein Verdienst dabei. Möchtest du mir jetzt vielleicht den Weg zeigen?

Wiegand: Gern! Weg-weisen ist ja mein Beruf! Also komm! (Er führt ihn links vorn hinaus, ab.)

Dorothee (wendet sich zu Hedwig): So, jetzt können wir weiterarbeiten. (Sie setzt sich in den Korbsessel, nimmt ihre vorige Stellung ein.) Wie gefiel er dir denn?

Hedwig: Ich habe nun mal eine angeborne Abneigung gegen alles, was von heißt!

Dorothee: Er hat sich doch nicht selbst gemacht! ... Trottel!

Hedwig (heftig): Ich kann's nicht leiden, wenn jemand so erhaben auf unsere Gemeinschaft herabschaut!

Dorothee: Hat er vielleicht nicht recht?

Hedwig: Das sollte dein Mann hören!

Dorothee: Bruno fühlt das selbst am allertiefsten! Er ist bloß zu stolz, um sich's einzugestehen.

Hedwig (erregt): Also ringsum Lug und Trug! Weshalb geht man dann nicht seiner Wege!

Dorothee: Bruno zwingt sich zu etwas was er innerlich nicht mehr glaubt! Deshalb hab' ich Marenholdt gebeten, herzukommen.

Hedwig (verblüfft): Du hast Marenholdt gebeten . . .? Also daher der Besuch?

Dorothee (leidenschaftlich): Bruno wirft seine besten Jahre und seine schönste Kraft weg! Das muß ein Ende haben, so oder so! Sonst geh' ich!

Dubsky (streckt den Kopf rechts hinter der Portiere der Bücherei hervor): Guten Morgen, meine Damen!

Dorothee (ohne sich umzudrehen): Wer ist denn da?

Hedwig: Dubsky.

Dorothee (über die Schulter nach rückwärts): Immer herein in den Taubenschlag! (Zu Hedwig): Malst du nicht mehr?

Hedwig (schiebt die Staffelei nach hinten): Nein! Es ist ja alles Dreck! (Sie packt ihr Malzeug zusammen.)

Dubsky (hat sich von der Portiere losgelöst, kommt näher): Von Dreck bist du! Zu Drecke sollst du wieder werden! Und das ist gut! Denn wo sollte all der neue Dreck herkommen, den die Welt braucht, wenn der alte abgenutzte Dreck nicht immer wieder auf den Dunghaufen müßte! Es gäbe ja längst keine sogenannten Menschen mehr!

Dorothee: Dubskys Morgenpredigt!

Dubsky: Die Schöpfung macht es wie eine vernünftige Badedirektion. Die gebrauchten Moorbäder werden in den Sumpf zurückgekarrt, sozusagen zur Masse geschlagen. Nach fünfzig Jahren sind sie vollständig wie neu. Die zimperlichste Jungfer kann sich hineinlegen. (Er tritt zur Staffelei, die von Hedwig gegen die Wand gekehrt ist): Darf man das Bild nicht sehen? (Er will das Bild umwenden.)

Hedwig (dazwischentretend): Ich verbitte mir das! Verstanden?

Dubsky (zähnefletschend): Du hassest mich, Hedwig! Hab' ich dich durch das Wort Jungfer beleidigt? Sei nicht böse! Es bezog sich ja nicht auf dich!

Hedwig: Unverschämtheit! (Sie nimmt ihren Malkasten, geht ohne sich umzusehen durch die Tür links hinten ab.)

Dubsky (ihr nachsehend): Diese Herbheit! Diese Sprödigkeit! Ah! (Er schnalzt mit der Zunge, tritt dann zu Dorothee, betrachtet sie): Du siehst entzückend aus mit den Rosen im Haar, Dorothee!

Dorothee (nimmt den Kranz ab): Geh' nur ab! Fang' nicht mit mir an! Du kannst einen Menschen bis aufs Blut reizen!

Dubsky (feixt): Ich bringe eben Leben in die Bude! Ich bin der Sauerteig in eurem Glückseligkeitsstrudel! . . . Brunos Verdienst in allen Ehren! Er hat die Sache hier begründet. Das ist ja auch keine Kunst! Auf diesen Kohlrabi- und Roterüben-Kommunismus würd' ich mir wirklich nichts einbilden. Aber da die Geschichte einmal gemacht ist, so bin ich es, der sie in Gang hält. Ohne mich liefe die Karre keine acht Tage weiter.

Dorothee: Versuch' es doch mal! Reise ab!

Dubsky (mit pathetischer Geste): Warum liebst du mich nicht, Dorothee?

Dorothee: Weil ich dich nicht ernstnehmen kann!

Dubsky: Natürlich! Wenn ihr nicht gleich den Blutgeruch wittert ...

Dorothee: Du bist einfach nicht mein Geschmack.

Dubsky: So schaff' dir doch einen bessern Geschmack an!

Dorothee: Außerdem stellt man der Frau seines Freundes nicht nach. Das ist gemein!

Dubsky (zähnefletschend): Gemein ist es nur, wenn man damit abfällt! Gibt es denn eine günstigere Gelegenheit? Wozu hat denn dein Mann diese Gemeinschaft freier und erleuchteter Geister gegründet? Wir wollen hier doch keine Maskerade aufführen. Was nützt es, daß wir mit Hacke und Spaten hantieren ...

Dorothee (einwerfend): Auf deinem Distelbeet!

Dubsky: Daß wir uns physisch auf die Natur zurückziehen, wenn wir's nicht geistig und moralisch tun! Und die Natur ist polygamisch! Polygamisch bis auf die Knochen!

Dorothee: Meine Natur ist leider monogamisch bis auf die Knochen! Ich wünschte, es wäre anders!

Dubsky (abschließend): Wenn wir auf der Insel der Seligen noch nicht soweit sind, dann pfeif' ich auf die ganze Seligkeit!

Wiegand (erscheint wieder von links vornher): Ah, da ist ja auch Dubsky!

Dubsky (zähnefletschend): Ja, ich habe eben Dorothee ins Gewissen geredet.

Dorothee (steht auf, geht auf Wiegand zu): Dubsky findet mich altmodisch.

Wiegand (zu Dubsky): Du hattest wohl wieder deine bekannte Walze aufgezogen?

Dubsky (mit hochgezogenen Brauen): Auf dieser Walze spielt sich das Leitmotiv der Schöpfung ab. (Er feixt): Uebrigens ist Dorothee unzugänglich. Sonst hätte es den vereinten Bemühungen deiner Freunde schon längst gelingen müssen ...

Wiegand (lachend): Bemüht euch nur weiter, mein bester Dubsky!

Dubsky (pädagogisch): Eine Frau ist jung, solange ihr Besitz noch irgend einem Manne begehrenswert erscheint. Es ist also eine einfache Artigkeits- und Anstandspflicht, einer Dame Anträge zu machen.

Dorothee: Für den Anstand bedank' ich mich! Aus Artigkeitsrücksichten lasse ich mich nicht verführen!

Wiegand (zu Dubsky): Auf wann war doch die Sitzung heute nachmittag angesagt?

Dorothee: Ich glaube auf vier Uhr.

Wiegand (Dubsky ins Auge fassend): Hast du irgend etwas von ... von gewissen Plänen gehört?

Dubsky (eilfertig): Mir ist nichts davon bekannt.

Wiegand: Du läßt mich nicht ausreden, lieber Dubsky. Ich meine Pläne, die unsere Zukunft betreffen, die Zukunft unserer Gemeinschaft, unsere Ausgestaltung hier. Es soll nämlich derartiges bei uns umgehen?

Dubsky: Ich bin jedenfalls nicht mit im Spiel.

Wiegand: So? Also nicht! Hm! ...

Dubsky: Du weißt, daß ich deine Autorität hier immer rückhaltslos anerkannt habe.

Wiegand: O bitte! Ich verlange nur offene Karten! Weiter nichts!

Dubsky: Die Insel der Seligen ist dein Werk, du hast sie in die Welt gesetzt! Dir gehört das Verdienst! Ich werde der letzte sein, der deine Kreise stört!

Dorothee (mit einem Ausbruch halb komischer Empörung auf Dubsky zu): Du bist doch wirklich ein ganz abgefeimter ...!

Dubsky (feixend): Schurke ... Halunke ... Gauner ... Bitte zur Auswahl!

Dorothee (ausbrechend): Alles zusammen reicht noch nicht aus!

Wiegand (kopfschüttelnd): Aber Dorothee!

Jürgen (vierzehnjähriger Junge, kommt schnell von rechts her durch den Garten gelaufen, ruft): Mutter! Mutter! Ist der Vater da?

Dorothee (die nahe der Verandatür steht): Hier hängt er! ... Wo brennt's denn?

Wiegand: Ja, etwas in Ruhe abmachen gibt's nicht!

Dorothee (kriegerisch): Er ist eben der Sohn seines Vaters!

Wiegand: Bumms! Hat man sein Teil weg! Der Junge ist tabu wie ein Negerfetisch!

Dorothee (zu Jürgen): Den ganzen Vormittag sieht man dich nicht! Wo hast du dich wieder herumgetrieben?

Wiegand: Ja, wo hast du dich wieder herumgetrieben? Ich werde dir nächstens die Geige wegnehmen. Du lernst ja doch nichts.

Dorothee (zu Wiegand): Da bin ich auch noch da! (Zu Jürgen): Der Vater hat recht! Du taugst auch wirklich nichts!

Jürgen (der inzwischen in den Saal gekommen ist und unbehaglich zugehört hat): Bitte sehr! Ich hab' zwei Stunden im Wald gesessen und geübt. Nachher hat der Himmel so heruntergelacht und so ein schöner Bergwind ist gegangen, da bin ich in den Kahn gesprungen und hab' Segel aufgesetzt ....

Dorothee (aufgebracht): Diese verdammte Seglerei und Kahnfahrerei! Wie oft hab' ich dir das verboten!

Wiegand: So etwas läßt sich ein Junge nicht verbieten. Ein Junge, der ein Mann werden will!

Dorothee: Bravo! Steh' ihm nur bei!

Wiegand (versonnen): Wir tun ja alle nichts anderes, segeln ins Unbekannte!

Jürgen: Ins Unbekannte segeln! Fein! So was hab' ich mir auch gedacht, wie ich über den See geflitzt bin im hellen Sonnenschein, unser Haus ist immer kleiner geworden und unsere Insel immer mehr untergetaucht ... Da nach Westen, da ist der See ja ganz unabsehbar, da kann man fahren und fahren!

Dorothee (an seinen Lippen hängend): So ein Hundejunge! Na warte!

Jürgen: Nachher ist auch der Dampfer gekommen, wo du den Onkel Marenholdt damit erwartet hast.

Dubsky (zu Wiegand): Ist denn euer edler Baron eigentlich angelangt?

Wiegand: Ja, er zieht sich oben um.

Dubsky: Die Insel der Seligen hat Glück!

Wiegand: Wieso?

Dubsky: Der Intimus des regierenden Fürsten von Tecklenburg steigt zu den Petroleusen herab! Der Grandseigneur fraternisiert mit Anarchisten und Demokraten!

Wiegand: Marenholdt war immer ein freier Geist. Sonst hätte er wohl mit einem ausgewiesenen und vorbestraften Revolutionär nicht so gute Freundschaft gehalten.

Dubsky: Vorbestraft und ausgewiesen sind wir hier wohl so ziemlich alle.

Wiegand: Eben deshalb! Mir scheint, das spricht für Marenholdt!

Dubsky (reibt sich die Hände): Ich suche schon lange nach einem neuen Stoff für meine Flugblätter zur Zeitgeschichte. Meine Leser draußen werden schon ungeduldig. Wo bleibt denn Herostrat? heißt es.

Wiegand (mit Verbeugung): Ich stelle also Herrn Herostrat den Fall Wiegand-Marenholdt zur Verfügung.

Dubsky (mit Brustton): Du weißt sehr gut, lieber Bruno, daß mir der Begründer der Insel der Seligen viel zu hoch für so etwas steht.

Wiegand: Bitte, ich verlange keine Schonung! Habe nie dergleichen verlangt! Schlimmstenfalls werd' ich mich zu wehren wissen! (Er wendet sich zu Jürgen): Du riefst doch vorhin nach mir?

Jürgen: Ach ja! Onkel Marquardt will dich sprechen.

Wiegand: Wo ist denn Marquardt?

Jürgen: Beim Bau natürlich! Beim neuen Sonnentempel! Wird der aber kurios!

Wiegand (zu Dubsky): Gehst du mit? (Er wendet sich zum Gehen.)

Dubsky: Wenn du erlaubst! So oft ich das Monstrum sehe, schießen mir die Tränen in die Augen! Die Dummheit der andern ist schließlich noch das einzige, was man vom Leben hat! (Beide gehen die Treppe hinunter, verschwinden nach rechts im Garten.)

Jürgen (sieht ihnen nach): Ich hab' noch was im Kahn vergessen. Das muß ich holen.

Dorothee: Du willst doch bloß hinterher! Was hast du denn vergessen?

Jürgen: Mein Notizbuch! Im Kahn liegt's!

Dorothee (fährt mit einem schnellen Griff in seine Tasche und holt ein Buch heraus): Faule Ausrede! Da steckt's ja!

Jürgen (wütend): Das ist doch wirklich stark! Einem in die Tasche zu fassen!

Dorothee (durchblättert das Buch flüchtig und findet eine eingeschlagene Photographie): Was ist das?

Jürgen: Gib das Bild her!

Dorothee: Jetzt gerade nicht! (Sie zieht das Bild aus dem Umschlag): Das ist ja der Vater! (Das Bild betrachtend): Werd' nur so wie der! Dann geht's schon! (Sie gibt ihm Buch und Bild zurück.)

Jürgen (nach einem Augenblick): Du bist doch eigentlich ganz vernünftig!

Dorothee: Wirklich? Findest du?

Jürgen (stockend): Ich wollt' dich schon lang was fragen, Mutter?

Dorothee: Losgeschossen!

Jürgen: Weshalb heißen wir hier eigentlich die Insel der Seligen, Mutter?

Dorothee (auflachend): Das möcht' ich auch wissen!

Jürgen: Die Seligen, das sind doch eigentlich die Götter auf dem Olymp oder so was?

Dorothee: Siehst du, die Menschen möchten eben Götter werden. Statt froh zu sein, daß sie Menschen sind, möchten sie am liebsten in den Himmel fliegen. Das geht aber nicht! Und wenn sie dann herunterpurzeln, dann kommen sie hierher, setzen sich zusammen, reden und tun und schimpfen und machen sich die Hölle heiß und möchten gleich aus der Haut fahren .... Na, und das heißt dann die Insel der Seligen! Das ist doch ganz einfach!

Jürgen: Ich weiß, wenn ich groß bin, ich setz' mich nicht auf so eine Insel! Ich geh' in die Welt hinaus! Es gibt so ein Märchen von tausend Meilen hinter Weihnachten. Es ist ja natürlich nur ein Märchen. Aber da möchte man wohl hin.

Dorothee: Viel Glück auf die Reise!

Jürgen: Daß Vater jetzt hier so festsitzt! Ich erinnere mich, wie ich klein war, sind wir immer von einer Stadt zur andern gezogen. Fein war das!

Dorothee (trocken): Sehr fein! Ja! Wo wir hinkamen, wurden wir ausgewiesen! Sie dachten, wir werfen gleich Bomben.

Jürgen: Ihr seid doch auch mal in Persien gewesen?

Dorothee: Das war vor deiner Geburt. Da war dein Vater noch bei der Mission.

Jürgen: Daß Vater auch mal Pastor gewesen ist, kann man sich gar nicht vorstellen.

Dorothee: Und ich Frau Pfarrer! .... Ja, was ist dein Vater nicht alles gewesen! Sogar Prinzenerzieher!

Jürgen (kopfschüttelnd): Toll!

Marenholdt (tritt von links her wieder ein, er ist gewählt gekleidet, reibt sich behaglich die Hände): So! Das wäre in Ordnung! (Er bemerkt Jürgen): Ah! Da ist ja auch Jürgen! .... Teufel! Bist du groß geworden! (Er geht auf ihn zu, reicht ihm die Hand.)

Jürgen (ihn begrüßend): Ich kann mich noch ganz genau besinnen, wie der Onkel Marenholdt uns das letztemal besucht hat.

Marenholdt: Vor sechs Jahren. Ja.

Dorothee: Ehe Bruno die Erbschaft machte. Das war unsere schlimmste Zeit!

Jürgen: Wir haben Onkel Marenholdt noch zur Bahn gebracht. Grüß' die Heimath! sagte der Vater noch.

Dorothee: Ja, damals durfte man nicht zurück, und heut' wo man's könnte, heut' will man nicht. Eine verrückte Welt!

Marenholdt: Man wird schon wieder wollen. Es muß nur einer kommen, der die Fäden herüber hinüber spinnt.

Dorothee (zu Jürgen): Geh' doch mal und bestell' was zum Frühstück.

Marenholdt: Danke! Ich frühstücke nie!

Dorothee: Aber ein Glas Wein! (zu Jürgen): Du weißt ja Bescheid im Keller.

Jürgen: Na und ob! (Er geht links hinten ab.)

Marenholdt (sieht ihm nach): Wie das heranwächst! Wie das heranwächst, Dorothea! Jeder trägt ja seine Lebensuhr in sich selbst. Sonst könnte man an denen da Stunde und Minute ablesen.

Dorothee: Ich mag garnicht zurückdenken. Es scheint alles wie gestern. Plötzlich ist es zehn, fünfzehn Jahre her. Mir schwindelt's manchmal!

Marenholdt: Ja, wir sitzen im Expreßzug und rasen dahin. Am besten, man macht die Augen zu und denkt an was Stilles, Angenehmes. Bei mir ist jetzt das schöne Stadium angebrochen, wo alles mindestens fünfundzwanzig, bald dreißig Jahre her ist.

Dorothee (lächelnd): Du hast eben früh angefangen.

Marenholdt (nachdenklich): Wir beide kennen uns doch auch schon ... über fünfzehn Jahre wird es sein. Bruno lud mich ein. Ich glaube, es war dein Geburtstag. Man mußte hübsch Treppen steigen ...

Dorothee: Ich dachte mir, wen schleppt denn Bruno da mit! Es sollte doch so geheim bleiben! Ein Prinzenerzieher und zukünftiger Pastor, der eine Liebste hat ... Ich bitte dich!

Marenholdt: Später ist es ja doch herausgekommen.

Dorothee: Weißt du noch, wie du uns zuerst die Nachricht brachtest, Bruno wird nach Armenien geschickt? War das ein Jubel!

Marenholdt: Ich habe Bruno verschiedene wichtige Nachrichten gebracht.

Dorothee: Ja, durch dich kam er ja auch an den Hof. Der alte Fürst hätte doch sonst nie daran gedacht.

Marenholdt: Vielleicht kann ich Bruno wieder so eine wichtige Nachricht bringen.

Dorothee (sieht ihn erstaunt an): Wie meinst du das?

Marenholdt: Du schriebst mir doch, ich möchte euch besuchen. Es schien mir dringend.

Dorothee: Weil Bruno mir nicht gefällt! Weil er mit sich uneins ist! Weil das Leben hier nicht so weitergehen kann! Kurz ... du weißt, ich bin keine große Briefschreiberin. Einen andern hatte ich nicht, da wandte ich mich an dich.

Marenholdt: Du siehst, ich bin da und vielleicht, wie gesagt, nicht mit leeren Händen.

Dorothee (mit Blick in den Garten): Still! Er kommt! ... Kannst du mir's nicht schnell noch sagen?

Marenholdt: Du wirst es schon erfahren.

Dorothee (kopfschüttelnd): Eine wichtige Nachricht?

Marenholdt (lächelnd): O Neugierde! ... Nimm an, ich bin auf die Welt gekommen, um Bruno wichtige Nachrichten zu bringen. Das ist ein Beruf wie andre.

Wiegand (ist die Gartentreppe heraufgekommen, tritt in den Saal, zu Marenholdt): Nun? Wie gefällt dir dein Zimmer? Bist du zufrieden?

Marenholdt: O! Wunderschön! Der Blick nach dem See und den Bergen ist prima! Da begreif' ich, daß ihr euch wie im Märchen vorkommt und nicht fortwollt!

Jürgen (erscheint links hinten mit einer Weinflasche und Gläsern auf einem Tablett, ruft schon in der Tür): In der Küche zanken sie sich wie verrückt! 's Bärbeli hat dem Aferl eine runtergehauen, Aferl hat den Feuerhaken genommen ...

Dorothee: So eine Bande! Na warte! (Sie nimmt Jürgen das Tablett ab.) Weshalb bringt Bärbeli das nicht? (Sie trägt das Tablett zu einem Tischchen rechts vorn.)

Jürgen (ist links hinten nahe der Tür stehen geblieben): Weil sie keine Zeit hat! Weil sie sich durchhauen müssen! (Man hört durch die halb offene Tür fernes Gekeif.)

Marenholdt: Viel Temperament!

Dorothee: Das gibt's bei uns alle Tage! Keilerei und Tanzvergnügen! Natürlich! Man muß ja die Mädchen zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde bringen!

Wiegand (geärgert): Das verstehst du nicht! Das sind eben noch die Eierschalen der früheren Sklaverei!

Dorothee: Ich werde ihnen die Eierschalen schon abklopfen! (Sie läuft zur Tür links, von wo jetzt das Gekeife lauter ertönt.)

Wiegand (aufbrausend): Himmeldonnerwetter! Maul halten! laß ich sagen, sonst komm' ich und bring' sie zur Raison!

Dorothee: Nötig tät's! (Sie läuft hinaus.)

Jürgen: Jetzt steigt Mutter ihnen auf den Kopf! Das muß ich mit ansehen! (Er läuft hinterher, die Tür wird geschlossen, das Gekeife hört bald auf.)

Wiegand (mit heftigen Schritten auf und ab): Menschenpack! ... Wann wird das mal erzogen werden!

Marenholdt: Meinst du, daß es sich überhaupt lohnt?

Wiegand: Man kann sie doch nicht so lassen. Man muß sie doch mal herausholen. Schon im eigenen Interesse! Der Übergang ist ja nicht grade erfreulich.

Marenholdt: Und dauert auch ein bißchen lange.

Wiegand: Die Entwicklung vom Höhlenmenschen bis heute hat noch länger gedauert. (Er tritt zum Tisch rechts vorn, schenkt die Gläser voll.)

Marenholdt: Dann find' ich, sollten wir uns erst recht nicht übereilen. Dann hat es ja Zeit.

Wiegand: Rauchst du? (Er bietet ihm seine Tasche an.)

Marenholdt: Eine Zigarette, wenn du erlaubst! (Er nimmt eine Zigarette, zündet sie an.)

Wiegand (erhebt sein Glas): Trinken wir, alter Freund! Trinken wir!

Marenholdt (ebenso): Also auf den Fortschritt der Menschheit, wenn du absolut willst!

Wiegand: Ah bah! Auf Vergessenheit! Auf weiter nichts!

Marenholdt: Na, der Trank entgeht uns ja nicht. (Er trinkt, setzt sich in den neben ihm stehenden Korbsessel.)

Wiegand (setzt sich ebenfalls): Wie schmeckt dir der Wein?

Marenholdt: Ausgezeichnet! Wohl Eigenbau?

Wiegand: Selbstgezogen! Selbstgekeltert! Selbstgelagert! ... Ja, die Mutter Erde! In der täuscht man sich nicht. Alles andre, die Menschen ... na! Die Erde ist ehrlich! Die Erde ist zuverlässig! Sie

gibt einem wohl mal einen schlechtern Jahrgang. Gut! Aber sie lügt einem nichts vor. Man kann ihr glauben.

Marenholdt (nach einem Augenblick): Ihr baut hier viel Wein?

Wiegand (deutet nach links in den Garten): Dort hinten, das sind alles Reben. Und Obst natürlich.

Marenholdt: Wirklich ein prachtvolles Besitztum! ... Hast du dir das mal träumen lassen?

Wiegand: Wie sollt' ich! ... Und wäre sie nicht gewesen ...

Marenholdt: Deine Jugendfreundin?

Wiegand (zeigt auf ein Ölbild an der rechten Wand): Dort hängt ihr Bild! Du hast sie ja auch gekannt?

Marenholdt: Flüchtig! Du brachtest mich einmal mit ihr zusammen.

Wiegand: Sie hatte jahrelang mit einem reichen Jungen gelebt. Plötzlich starb der, wurde überfahren oder sowas, und hinterließ ihr das ganze Vermögen. Damals lernte ich sie kennen. Und beinahe zwanzig Jahre später werd' ich ihr Erbe! ... Wär's nicht so vertrackt, man könnte an eine Vorsehung glauben!

Marenholdt: Waren denn keine Verwandten da?

Wiegand: Ganz entfernte nur! Die hatte sie mit Legat abgefunden.

Marenholdt: Sie muß dich doch ... ziemlich gern gehabt haben!

Wiegand (versonnen): Vielleicht! ... Vor langer Zeit!

Marenholdt: Und es war nicht Bedingung, daß du das Geld hier in diese Gründung stecktest?

Wiegand: Nein! Das war mein freier Wille! Ich hatte zehn Jahre geredet und geschrieben: Gebt mir die Mittel, dann zeig' ich euch was ich kann, zeig' euch was sich aus den Menschen machen läßt, wenn man die Natur zu Hilfe nimmt! Und jetzt, wo ich die Mittel hatte, sollte ich auf einmal kneifen? Sollte wie der erste beste Spießbürger nur an meinen eigenen Bauch denken? Nein, das ging nicht! Das wäre Verrat an mir selbst und an meinen Ideen gewesen! Deshalb hab' ich das hier gekauft und so langsam alles begründet ... was sich jetzt so herrlich ausgewachsen hat!

Marenholdt: Sehr siegesfreudig klingt das grade nicht! Vorhin als ich kam, sprachst du anders.

Wiegand: Man denkt eben nicht immer gleich. Manchmal glaubt man ja, man sei auf dem rechten Wege und es kann noch alles gut werden. Aber wenn man dann näher zusieht und das Fazit zieht ...

Marenholdt: Hast du nun alle deine Freunde ...

Wiegand (bitter): Freunde!

Marenholdt: Sagen wir also Genossen! Hast du die hier in deinem Hause untergebracht?

Wiegand: Nein! Grundsätzlich nicht! Die Bedürftigsten natürlich ja! Die hab' ich aufgenommen und tue was ich kann. Die übrigen wohnen hier so herum, bei Bauern oder sonstwo. Ich stelle Feld, Garten, Weinberge zur Verfügung. Jedem gehört, was er aus dem Boden herauszieht. Aber das ist ja eben der Streitpunkt! Einer von den Streitpunkten! Sie sind nicht zufrieden! Sie wollen mehr! Ich soll ganz für sie aufkommen! Ich soll sie füttern! Soll womöglich auch mein anderes Hab und Gut mit

ihnen teilen! Es wird gewühlt und gewühlt! O man lernt die Menschen kennen!

Marenholdt: Das ist das Leben! Man darf auch dafür dankbar sein! Wir haben ja nichts anderes als das Leben. Jetzt sage ich dir: Nimm's als einen Uebergang!

Wiegand: Das kann ich eben nicht! Ich habe das Gefühl, es geht nicht mehr weiter! Es steht mir nichts mehr bevor!

Marenholdt (lächelnd): Einer, der noch nicht vierzig Jahre alt ist!

Wiegand (faßt Marenholdts Arm): Du bist älter als ich! Sag' mir, ist das nur so eine Mittagsmüdigkeit, die vorübergeht, und kommt noch etwas darnach, oder ist wirklich schon alles zu Ende? Zu Ende, eh' es noch richtig angefangen hat! Es ist ja nur ein Augenblick, den man gelebt hat! Soll nichts Neues, Großes mehr bevorstehen? Ist wirklich schon alles zu Ende?

Marenholdt: Vielleicht kann ich dir eine Art von Antwort darauf geben. Ich habe dich nämlich im Namen deines alten Zöglings zu fragen, ob du zu ihm kommen willst? Ob du sein Vertrauensmann, sein erster Beamter .... sein .... das Wort klingt dir hoffentlich nicht zu hart .... sein Minister werden willst?

Wiegand (starrt ihn an): Von wem sprichst du?

Marenholdt: Von deinem einstigen Zögling. Von Hans Joachim. Du weißt, er ist vor einem halben Jahre zur Regierung gekommen.

Wiegand (wie vorher): Und du sprichst in seinem Auftrag?

Marenholdt: Ja natürlich! Als tecklenburgischer Grundbesitzer hab' ich doch auch ein Interesse daran.

Wiegand: Das ist stark! .... Das ist stark! (Er läßt sich in seinen Sessel zurückfallen.)

Marenholdt: Wieso? Er will frische Luft in sein Land bringen. Er will Reformen einführen. Daß er dabei an dich denkt als dein Schüler.... Weißt du auch, daß dein Buch über Bodenbesitz und Arbeit seit Jahren auf seinem Schreibtisch liegt? Auch sonst .... Wir haben viel über dich gesprochen, damals als du die große Landgenossenschaft organisiertest, und später die Geschichte hier .... Glaube mir, der Junge ist über alles informiert und weiß ganz genau, was er will!

Wiegand (aus seiner Erstarrung heraus): Und du?.... Was sagst du dazu?

Marenholdt: Mein Gott, es hat schon Fürsten mit dümmeren Einfällen gegeben.

Wiegand (wieder fassungslos): Ich soll Minister in Tecklenburg werden? .... Das ist stark!

Dorothee (öffnet die Tür links hinten, kommt schnell herein): Die Afra müssen wir entschieden wegschicken, Bruno! Das ist ja der reine Kobold in Menschengestalt! Jetzt hat sie der Bärbeli eine ganze Düte voll Juckpulver hinten ins Genick gestreut! (Sie ist näher gekommen, mustert verwundert Wiegand und Marenholdt): Was habt ihr beide denn? Ihr sitzt ja da wie die Bildsäulen!

Marenholdt: Ich habe Bruno einen Antrag gemacht.

Wiegand: Marenholdt will mich für den Staatsdienst einfangen! Ich soll Minister in Tecklenburg werden! Das kommt davon, wenn man Prinzen erzieht und mit Standesherren umgeht!

Dorothee: Donnerwetter noch eins! Mir hat mal vor vielen Jahren ein altes Weib aus den Karten prophezeit, ich bekomme einen Minister zum Mann! Wie hab' ich die ausgelacht!

Wiegand: Lach' sie nur weiter aus! (Er steht auf.) Aus der Geschichte kann nie und nimmer etwas werden! Das ist meine Antwort!

Marenholdt: Uebereile dich doch nicht! Den Korb kannst du mir ja immer noch geben.

Wiegand (legt Marenholdt die Hand auf die Schulter): Du bist immer ein großer Humorist gewesen, mein lieber Marenholdt! Ich kann mir denken, wie der Auftrag dich gereizt hat. Der Wärwolf, der an die Kette gelegt wird! Der alte Verschwörer, der sich an der Staatskrippe mästet! Hohngelächter der Hölle! .... Nein, nein, suche dir ein passenderes Objekt für deine satirischen Einfälle!

Marenholdt: Du sagst wie Posa, ich kann nicht Fürstendiener sein. Das ist sehr billig! Aber auch sehr unfruchtbar!

Wiegand: Soll ich mich zum Kinderspott machen? Soll ich abschwören, was mir ein halbes Menschenalter heilig gewesen ist? .... Niemals! Niemals! (Er geht schnell nach rechts in die Bücherei ab.)

Kurze Pause.

Dorothee: So ein Dickschädel!

Marenholdt: Jetzt müßte ich wohl abreisen?

Dorothee: Unsinn! Wir haben dich eingeladen! Du bleibst hier!

Marenholdt: Gut! Richten wir uns auf den Belagerungszustand ein. Ich werbe dich zur Bundesgenossin!

Dorothee (schlägt in seine Hand ein): Topp! Es gilt!

Marenholdt (lächelnd): Ob deine alte Kartenlegerin wohl recht behalten wird?

Vorhang.

Zweiter Aufzug.

Park bei Wiegands Landhaus.

Es ist eine Art von Waldlichtung. Rechts und links ansteigende Hügel mit Büschen und Bäumen flankieren einen flachen Kessel, dessen Mittelpunkt eine halb verfallene, schwach plätschernde Marmorfontäne bildet.

Den Hintergrund schließt in sanft geschwungener Linie das Ufer des Sees ab. Links hinten mit der Front gegen die Fontäne, steht ein großes Leinwandzelt in der Art der Jahrmarktsbuden. Rechts hinten, dem Zelt gegenüber, ein alter verwitterter Turm, der auch als Wohnung dient. Daneben befindet sich ein niedriges Bootshaus mit nicht sichtbarer Anlegestelle.

Eine Aussichtsbank steht ganz vorne rechts auf der Anhöhe. Ein Waldweg führt von rechts her an der Bank vorbei mit Stufen und Treppen in die Lichtung hinunter und setzt sich an der Fontäne vorüberleitend nach links hinauf zwischen dem Zelt hinten und einer verwachsenen Laube, ganz vorn links, ins Dickicht fort. Dieser Weg ist die Verbindung zwischen der Lichtung und dem Wiegandschen Landhaus, das rechts in größerer Entfernung zu denken ist.

Ein paar bemooste Marmorfiguren stehen rechts und links am Rand des Gehölzes sowie hinten am Seeufer. Eine vierfach geteilte Steinbank umgibt das Bassin der Fontäne.

Die ganze Szenerie trägt einen verwachsenen und verwilderten Charakter. Nach hinten gradezu und rechts hinüber schweift der Blick über die unabsehbare Wasserfläche des Sees. Nur links hinten, vom Zelt halb verdeckt, zeigen sich jenseitige Uferberge.

Es ist eine Woche nach dem ersten Akt, am Nachmittag des Johannistages. Kreuz und quer über den Platz weg sind von Baum zu Baum Stricke gespannt, an denen bunte Lampions befestigt sind.

Auf der Steinbank der Fontäne im Mittelgrund sitzen und lehnen in zwangloser Gruppe Dräger, Rasumoff, Marquardt mit etwa fünf, sechs andern Mitgliedern der Gemeinschaft. Dräger ist dünn, nervös, mit rötlichem Spitzbart, Ende zwanzig. Rasumoff, pockennarbiger, wildhaariger, schwarzbrünetter junger Russe. Marquardt vierschrötig, ungelenk, Typus des intelligenten jungen Handwerkers. Spaten, Hacken und sonstiges Arbeitszeug liegen zu Füßen der Sitzenden. Vor der Gruppe steht Dubsky in der Haltung eines, der soeben gesprochen hat.

Rasumoff (zu Dubsky): Bravo, Brüderchen! Das ist es! Hat wer Geld, soll geben! Hat wer kein Geld, soll nehmen! Werd' ich mich nicht schämen, Hand aufzuhalten! Fühl' ich mich überall wie zu Hause wo immer ist! Meine Heimat die Welt! Freie Männer wir alle! Und freie Weiber erst recht!

Stimmen (aus der Gruppe): Sehr richtig! Rasumoff hat recht!

Dubsky: Die Herren werden mir bestätigen können, daß ich mich hier stets als Vorkämpfer der Intelligenz gegenüber dem Geldsack gefühlt, daß ich das Wettkriechen vor warmem Kalbsbraten, Roastbeef und Schinken in Brotteig nie mitgemacht habe! (Er hält inne, horcht nach rechts): Still! Hört man nicht Schritte?

Dräger (nach einem Augenblick): Nein, es war nichts!

Dubsky: Es wäre fatal, wenn man überrascht würde! (Er sieht sich unbehaglich um.)

Marquardt: Weil grade von Kalbsbraten ist gesprochen worden, ich sag' ganz offen, daß mir's bei Wiegand und seiner Frau immer verflucht gut geschmeckt hat, so wahr ich Hans Marquardt heißen tu'!

Dubsky (zähnefletschend): Es klagt dich auch kein Mensch deswegen an, mein lieber Marquardt!

Marquardt (schlägt mit der Faust auf die Steinbrüstung): Das wollt' ich auch keinem geraten haben! Ich bin man 'n einfacher Tischler gewesen! Durch

Wiegand bin ich hierher auf die Insel gekommen, er hat mir die Mittel gegeben, daß ich mich im Kunstgewerbe hab' ausbilden gekonnt, und so bin ich was geworden und steh' ganz anders da! Soll ich nu vielleicht lügen und sagen, ich bin Wiegand keinen Dank schuldig? Hä?

Dräger (schnarrend): Es kommt doch alles darauf an, ob man die Leistungen Wiegands gegen unsere Gesellschaft hier als eine Art von Wohltat oder als selbstverständliche Verpflichtung anzusehen hat. Ich meinerseits stehe natürlich auf letzterem Standpunkt.

Dubsky: Ich halte deine Ausführungen juristisch für sehr lichtvoll, mein lieber Dräger.

Dräger: Wie ist Wiegand in den Besitz der Insel hier gelangt? Durch einen Zufall! Nämlich durch Erbschaft!

Stimme (aus der Gruppe): Erschlichen!

Marquardt (entrüstet): Das ist gelogen, behaupt' ich! Wer sowas sagen tut, derjenige soll's auch beweisen! Oder meiner Seel', so einer ist für mich ein ganz gemeiner Schuft! (Schweigen in der Gruppe.)

Dräger (schnell einfallend): Ueber die Mittel, denen Wiegand seine Erbschaft verdankt, wollen wir hier nicht weiter sprechen! Nehmen wir an, es war der Zufall. Gut! Hätte der Zufall nicht ebensogut einem andern unter uns passieren können?

Stimmen: Sehr wahr! Sehr richtig!

Dräger: Und hätte dann nicht jeder von uns mit dem geerbten Geld eine Insel der Seligen begründen können?

Dubsky: Auch das ist ungemein tiefsinnig, mein lieber Dräger!

Dräger: Ergo, was folgt? Die Insel hier und alles was drauf und dran ist gehört nach Naturrecht ebensogut uns wie Wiegand. Wir sind die rechtmäßigen Mitbesitzer ...

Dubsky (hat mehrmals unruhig nach rechts gehorcht, unterbricht Dräger): Entschuldige, lieber Dräger! Diesmal sind es unbedingt Schritte und Stimmen. Ich würde dringend raten, sich zurückzuziehen. Ich habe keine Lust, jetzt einen Skandal mit Bruno Wiegand zu provozieren. (Man hört von rechts her ferne Stimmen sich nähern.)

Ein Mitglied: Ja, wollen gehen! Wollen gehen! (Alle erheben sich, nehmen ihre Gerätschaften auf.)

Marquardt (unwillig): Das kommt davon, wenn man sowas hinter dem Rücken von jemand bereden tut! Wie ein Dieb in der Nacht muß man ausreißen!

Dubsky (der mit Dräger schon rechts hinten ist, dreht sich um): Beruhige dich, lieber Marquardt! Es ist ja ohnehin bald die Stunde des täglichen Wassertragens laut Anordnung unseres hohen Präsidenten. Ich werde mich meiner Distelkultur widmen gehen.

Erster Inselgenosse (zum zweiten): Was machst du? Ich hab' im Weinberg zu tun.

Zweiter Inselgenosse: Ich will mal sehen, wie's mit meinen Mohrrüben steht. (Sie gehen nach rechts hinten.)

Dubsky (sich zu den Mitgliedern zurückwendend): Ich danke den Herren für das Interesse und bitte um strenge Diskretion. Vielleicht findet sich bei der

Festivität heute abend Gelegenheit, die Frage zum Austrag zu bringen.

Alle rechts hinten ab. Gleich darauf erscheinen auf der Anhöhe rechts vorn Lothario, Marcipansky und Lamormain, schwer bepackt mit Rucksäcken und Dekorationsstücken. Lothario ist groß, vornübergebeugt, fidelbogenartige Figur, gelichtetes Haar, unrasiertes Gesicht, vernachlässigte Garderobe mit Resten von Eleganz. Marcipansky ist klein, ältlich, kugelrund, Kopf kahl wie eine Kegelkugel. Lamormain blutjung, hohlwangig, glattrasiert. Alle drei steigen von der Anhöhe rechts den Waldweg (in die Lichtung hinunter.)

Lothario (zeigt nach dem Leinwandzelt links hinten): Wir sind am Platz, Genossen meiner Schmach! Dort die Zinnen unseres Festspielhauses!

Marcipansky (wischt sich den Schweiß von der Stirn): Hol' dich die Pest, Direktor! Der berühmteste Falstaff zweier Welten muß Dekorationen und Kulissen schleppen wie der gemeinste Packesel! Man zeige mir den Kontrakt, der mich zu sowas erniedrigt!

Lothario: Man zeige mir den Mann, der mir auf der Stelle tausend Mark pumpt, und ich verspreche euch ein Leben, Kinder, daß die Mitglieder der hochnäsigsten Hoftheaterschmiere sich wie die Bäckergesellen gegen euch vorkommen sollen! Ist es mir vielleicht an meiner gräflichen Wiege gesungen worden, daß ich nochmal Requisiten persönlich über Land transportieren würde? Auf, Kinder!

Lamormain (sieht nach der Uhr): Ja! Mit der Probe hat es jetzt wirklich Eile!

Marcipansky: Mit Proben hat es nie Eile! Die Vorstellung ist ja erst am Abènd. Ich wette einen Hosenknopf gegen ein Sektfrühstück, daß Lamormain seine Rolle schon wieder am Schnürchen hat!

Lamormain: Ja, ich lerne immer nachts. Da lernt sich's am leichtesten.

Lothario: Rollen lernen? Wird das immer noch gemacht?

Marcipansky: Von wem ist denn eigentlich das Festspiel? Wie heißt das Schwein?

Lamormain: Das ist doch wirklich unerhört! Es ist von einer Dame!

Marcipansky: Um so schlimmer! (Er hat seine Rolle vorgezogen): Moritura heißt das Schwein! Ich wußte ja, es war ein polnischer Name! (Sie sind währenddes nach links hinten gelangt.)

Lothario: Kommt, Kinder, wollen mal zuerst die Bühne zurecht machen! Unsern Theatermeister haben wir zu Hause gelassen! Der Mann hat dreizehn lebendige Kinder zu versorgen! (Alle drei treten in das Leinwandzelt links hinten, ab. Auf dem Waldhügel zur Linken erscheinen Hedwig Bauer und Lanzinger. Lanzinger ist Mitte zwanzig, schmal, dekadent, mit müden Bewegungen, elegant angezogen.)

Hedwig (die Lanzinger um ein paar Schritte voraus ist, als wolle sie nichts mit ihm zu tun haben, dreht sich brüsk um, mustert ihn ironisch von oben bis unten): Dann sind das wohl auch schon die Früchte der berühmten Erbschaft?

Lanzinger (mit Blick an sich herunter): Der neue Sommeranzug? Ja, er sitzt ausgezeichnet! Auch das matte Oliv steht sehr rund zu meinem Ton.

Hedwig (ist in die Lichtung hinuntergestiegen, bleibt an der Fontäne stehen): Früher brauchte man sich wenigstens nur über deine auffallenden Krawatten zu ärgern.

Lanzinger: Ist es meine Schuld, daß meine Tante nicht eher gestorben ist? Jetzt wo sie glücklich erledigt ist ....

Hedwig: Fünf Tage liegt sie unter der Erde!

Lanzinger: Ja, jetzt mach' ich ernst! Mit den Krawatten hab' ich angefangen. Jetzt geh' ich auf den ganzen Menschen.

Hedwig: Und der Geck und Reaktionär ist fertig! Pfui Teufel!

Lanzinger: Liebes Kind, jedes Wesen hat die ihm innewohnende Idee zu verwirklichen. Meine Idee ist ....

Hedwig (heftig): Zur komischen Figur zu werden!

Lanzinger (besieht seine Fingernägel): Wenn das meine Idee wäre, so ließe sich auch nichts dagegen tun. Wer fragt denn das Weberschiffchen, das sich abspult, ob es ihm Spaß macht?

Hedwig: Das heißt also, es ist ganz gleichgültig, ob man Raubmörder wird oder Spinoza?

Lanzinger: So ist es! Der Raubmörder würde vielleicht auch gern Spinoza werden. Schon weil es bequemer ist. Aber seine Idee läßt es nicht zu. Seine Idee zwingt ihn. So geht meine Idee auf die volle Kongruenz der inneren und der äußeren Individualität. Der Sommeranzug, über den du dich so sehr echauffierst, ist also einfach ein Derivat meines differenzierten Nervenlebens, das ist doch klar wie Kloßbrühe!

Hedwig: Wo hast du denn das machen lassen? Doch nicht hier auf der Insel der Seligen?

Lanzinger: Du hast wohl Tinte getrunken? Die Wollsäcke, die man hier bekommt, sind höchstens was für Leute wie Rehbein oder Medardus Neumann.

Hedwig (nach rechts weitergehend): Als du die Wollsäcke trugst, da warst du ein Mensch, den man noch gern haben konnte. Jetzt ....!

Lanzinger (ihr immer folgend): Ich habe nie Wert darauf gelegt, in der Plebs unterzugehen. Ich suche neue Formeln! Neue Sensationen! (Sie sind den Weg rechts hinaufgestiegen, beiden an der Aussichtsbank stehen.) Deshalb geh' ich in die Großstadt!

Hedwig: Und das alles, weil du zu Geld gekommen bist! Deine Tante hätte auch was Besseres tun können!

Lanzinger (setzt sich auf die Bank, schlägt die Beine übereinander): Meine Tante hätte absolut nichts Besseres tun können! Ich werde mich der alten Dame auch dankbar erweisen. Sie soll einen hochmodernen Grabstein bekommen. Ich schreibe eine Konkurrenz für Neutöner aus. Beteilige dich doch daran!

Hedwig: Ich werde einen Grabstein für dich machen in Form eines Geldsacks und darauf schreiben, hierunter erstickte der Dichter Rudolf Lanzinger!

Lanzinger: Was verekelst du mir meine Erbschaft! Hat sich denn dein Abgott Wiegand vor seiner großen Erbschaft gefürchtet? Hat er nicht das ganze schöne Geld, das ihm seine Freundin hinterließ, ruhig eingesteckt?

Hedwig (leidenschaftlich): Um es für seine Ideen nutzbar zu machen! Um die Insel der Seligen damit zu begründen!

Lanzinger: Meinst du, ich werde mein Geld nicht ebenfalls für die Projektion meiner Ideen nutzbar machen? Keine vier Wochen und ich habe mich von allen Sensationen peitschen und von allen Lüsten kreuzigen lassen! Extase ist nichts, was einem in den Schoß fällt! Zur Extase heißt es sich hinaufsteigern! Nur aus Taumel und Verachtung erblüht die gelbe Blume der Dekadenz!

Hedwig: Also dann Glück auf! Wann soll die gelbe Blume losblühen?

Lanzinger: Sobald ich das Geld der toten alten Frau flüssig gemacht habe! Hoffentlich in den nächsten Tagen!

Hedwig: Adieu, Herr Lanzinger! Lassen Sie sich's wohl gehen auf Erden! (Sie kehrt ihm den Rücken.)

Lanzinger (steht auf): Warum hast du nicht den Mut gehabt, die Konsequenzen zu ziehen? Hättest du getan, was alle tun ....

Hedwig: Ich bin nicht so eine! Merk' dir das!

Lanzinger (träumerisch): Eine Individualität wie meine läßt sich ja vielleicht überhaupt nicht festhalten ....

Hedwig (aufgerichtet): Es besteht auch kein Bedürfnis, Individualitäten wie deine festzuhalten! Leb' wohl! (Sie geht schnell rechts ab.)

Lanzinger (sieht ihr kopfschüttelnd nach): Fatal solch ein Differenzierungsprozeß! Aber unvermeidlich! (Er zuckt mit den Achseln, geht pfeifend ebenfalls rechts ab.)

(Gleichzeitig kommen von rechts hinten her Finsterlin und Frau Lindenblatt in eifrigem Gespräch. Finsterlin ist ein großer schöner Mann mit Christuskopf, wallendem Haar und Bart, in langen weißen Talar gehüllt, Sandalen an den nackten Füßen, eine hohe, spitze, mystisch bemalte Priestertiara auf dem Kopf. Frau Lindenblatt ist eine zarte Vierzigerin mit grau meliertem schönem Haar und immer noch anziehendem Gesicht.)

Frau Lindenblatt (auf Finsterlin einsprechend): Ich weiß nicht, was man immer gegen das Aelterwerden sagt. Eine reife Frau kann doch einem erfahrenen Mann tausendmal mehr bieten als so ein junges Gänschen, das noch von nichts eine Ahnung hat!

Finsterlin (streicht sich nachdenklich den Bart): Du denkst zu hoch von den Männern, liebe Lindenblatt! Wir sind nichts als die Vollstrecker des Gattungswillens. Die Natur geht auf die Erhaltung der Art. Das ist alles.

Frau Lindenblatt: Bei Durchschnittsmännern, Meister! Aber spreche ich denn von Durchschnittsmännern? (Sie gehen langsam über den Platz nach links hinauf.)

Finsterlin (immer bartstreichend): Gewiß, ideale Naturen werden ja das Instinktmäßige und Untermenschliche des Vorganges durch höhere Geistigkeit zu adeln suchen. Künstlernaturen zumal!

Frau Lindenblatt: Ich dächte, wer den „sterbenden Buddha" gemalt und die Blätter „vom freien Tode" radiert hat ....

Finsterlin: Nun, wie gefallen dir meine Blätter vom freien Tode? Sage mir aufrichtig deine Ansicht! Du weißt, ich habe mich jetzt ganz auf die kalte Nadel gelegt ....

Frau Lindenblatt: Wundervoll grauenhaft sind sie! Alpdruck kann man davon bekommen! Träumen kann man davon!

Finsterlin (kramt in seinem Kaftan): Ich habe eine neue Serie von masochistischen Sachen bei mir. Wenn es dich interessiert? (Er unterbricht sich, sieht zum Himmel auf): Aber was wird aus meinem Nachmittagsluftbad? Meine Sonnenuhr drüben sagt mir, daß es Zeit ist!

Frau Lindenblatt: Nimm doch dein Luftbad hier, Meister! Ich setze mich unterdessen auf die Bank und studiere deine neuen Sachen.

Finsterlin: Der Platz ist mir zu beengt hier! Die vielen bunten Lampions benehmen mir den Atem!

(Man hört von rechts her aus dem Wald jodeln und laute Rufe):

Holtriaho! Holtriaho! Bruno Wiegand! .... Bruno Wiegand! Holtriaho!

Finsterlin: Da kommen ja auch Leute! Nur schnell, schnell fort! Das ist der grobe Bildhauer! Man hört es am Jodeln! Ich bin jetzt nicht in der Laune, banale Gespräche zu führen!

Frau Lindenblatt (mit Erleuchtung): Meister, ich weiß eine prachtvolle Stelle hier oben mitten im Märchenwald! Ganz einsam und gar nicht weit von hier!

Finsterlin: Stört uns dort auch niemand? Meine Sachen wollen mit Andacht genossen sein!

Frau Lindenblatt (ihn nach links in den Wald ziehend): Komm' nur! Komm'! (Beide verschwinden links. Auf dem Waldweg rechts kommen gleich darauf Dorothee und Kasper gegangen. Kasper ist groß, breitschultrig, ungeschlacht, blonder Riese mit Vollbart.)

Dorothee (sich umsehend): Nein, hier scheint er nicht zu sein. Man sieht keine Menschenseele!

Kasper: Aber Stimmen hab' ich unbedingt gehört! (Sie steigen die Stufen des Waldwegs in die Lichtung hinab.)

Dorothee: Also du sprachst von Dräger .... Ja! Mir war er immer widerlich! Aber natürlich auf die Frau wird nicht gehört! Ihr müßt ja alles besser wissen, ihr Herren der Schöpfung! Du meinst also ...?

Kasper: Ich warne euch vor dem Bengel! Glaubt meinem Wort! Du und dein Mann! Dubsky ist ja der Anstifter ....

Dorothee (einfallend): Hoffentlich passiert heute beim Fest nichts. Vor einem Jahr wars nahe dran, daß ihr euch gehauen habt! Man hat schon immer Angst, einer bringt den Revolver mit und schießt!

Kasper (lacht dröhnend): Keine Sorge! Auf der Insel der Seligen wird nur gehauen! Schießen verboten!

Dorothee: Glaubst du denn, daß Dubsky und Dräger und die was vorhaben? Vielleicht heut' beim Fest?

Kasper: Es liegt was in der Luft! Du weißt, die Geschichte mit der Gütergemeinschaft .... Dubsky hat das sehr fein eingefädelt! (Sie sind unten in der Lichtung angelangt, stehen an der Fontäne.)

Dorothee (unruhig): Wo Bruno nur stecken mag? Er sollte doch mit Marenholdt hierher gegangen sein?

Kasper (zeigt nach links hinauf): Vielleicht da oben im Märchenwald! (Er ruft aus voller Brust): Bruno Wiegand! Bruno Wiegand! Holtria ... ho! Holtria ... ho! (Das obere Turmfenster im Hintergrunde rechts wird aufgestoßen.)

Medardus Neumann (streckt seinen struppigen Kopf heraus. Er ist anfangs Fünfzig mit verwitterten Zügen. Das ergrauende einst dunkle Haar fällt ihm wirr um Kopf und Schultern. Seine Toilette ist mangelhaft, offenes Hemd, alter schäbiger Rock. Er lehnt sich aus dem Fenster, ruft herunter): Wer ruft bei nachtschlafender Stunde! Wer mordet den Traum der Mitternacht! Er sei verflucht! Zu siebenfacher Wiederkunft in dreizehn Ewigkeiten sei er verdammt!

Dorothee (hinaufrufend): Guten Morgen, Medardus Neumann! Hier unten haben wir vor drei Stunden Mittag gegessen!

Medardus Neumann: Was mahnst du mich an meine Leiblichkeit, schillernder Erdenwurm! Was schleuderst du den Begriff des Mittagessens wie eine Brandfackel in mein zeitloses Turmdasein!

Dorothee (wie vorher): Es steht alles am bekannten Platz, Milch und Obst und Brot! Und vergiß nicht dich vorher zu waschen!

Medardus Neumann (hoch aufgerichtet in der Fensteröffnung): Ist heut'

der Tag der monatlichen Säuberung? Steht Vollmond in eurem Kalender? Oder was führst du sonst für Gründe an, ungestüme Mahnerin?

Dorothee: Du wirst doch nicht ungewaschen zum Fest kommen?

Medardus Neumann: Für mich ist jeder Atemzug ein Fest! In meinem Reich hier oben herrscht ewiger Feiertag! Soll ich darum unausgesetzt am Waschnapf stehen? Soll ich meinen armen Leib, dies Gefäß der Sterblichkeit ....

Dorothee: Schäm' dich was! Ich seh' dich acht Tage nicht an!

Medardus Neumann: Wohl denn, leichtgeschürztes Sinnenwesen! Um deiner Rosenwangen willen seis getan!

Dorothee: Aber mit Seife! Hörst du! Mit richtiger echter Seife!

Medardus Neumann (faltet die Hände): Vater, Dein Wille geschehe! .... Was ist denn das für ein so ganz besonderer Feiertag, den ihr heute da unten begeht?

Kasper (ruft hinauf): Bist du denn ganz aus der Zeit? Heut' vor drei Jahren .... Du warst doch auch dabei!

Medardus Neumann: Wann wär ich nicht dabei gewesen! Ist irgend jemand, der irgendwann einmal nicht dabei gewesen wäre? Von Ewigkeit sind wir dabei gewesen und in Ewigkeit werden wir dabei sein! Aber du hast recht, Jüngling! Heute vor drei Jahren tauchte die Insel der Seligen aus dem Ozean des immer und ewig Gewesenen auf! Die Sonne des goldenen Zeitalters stieg über den blauen Fluten des Weltmeeres empor! Ihr habt wohl getan, daß ihr den Platz da unten mit bunten Wimpeln geschmückt habt!

Dorothee: Das sind ja gar keine Wimpel! Das sind Ballons, die an der Leine festgemacht sind!

Medardus Neumann (wiederholt schwermütig): Ballons, die an der Leine festgemacht sind! .... So laßt sie doch fliegen! Schneidet sie ab und schickt sie zu meinen freien Höhen empor, ein Heer von bunten Sommervögeln!

Dorothee: Sie fallen ja auf die Erde, wenn man sie abschneidet. Versuch's doch selbst!

Medardus Neumann (sinnend): Ich müßte die Treppe hinab und nachher wieder herauf. .... Ruft mich später! Ruft mich, wenn die Fledermaus schwirrt und der Irrwisch tanzt! Gute Nacht! (Er schlägt das Fenster zu.)

Dorothee (ruft ihm nach): Schlaf' wohl, alter hartgesottener Zigeuner!

Kasper: Der seit 30 Jahren keinen roten Heller in der Tasche gehabt hat! Und so einer lebt! So einer existiert! Nach Jahrhunderten wird es noch heißen, da war mal einer, der hat das Geld abgeschafft gehabt! Einen einzigen hat es gegeben, vor Jahrhunderten! .... Und den Menschen hat man gekannt! Mit so einem Menschen hat man in einer Zeit gelebt! Kolossal! Kolossal!

Dorothee (faßt ihn an der Schulter): Kasper! Kasper! Wo bist du?

Kasper (reibt sich die Stirn, sieht um sich): Ja, wo bin ich? .... Da drüben ist der Märchenwald, und dies ist Johannistag! Jetzt fahr' ich auf den See und stürz' mich in die Flut! Heut abend heißt es frisch sein! (Er winkt ihr zu, verschwindet nach rechts hinten. Man hört ihn noch einmal in der Ferne jodeln Von links her auf dem Waldweg erscheinen Wiegand und Marenholdt.)

Marenholdt: Nimm an, lieber Freund, Tecklenburg läge auf dem Mond! Was hältst Du davon? Ein Ministerposten auf dem Mond? Reizt dich das nicht?

Wiegand: Mach' dich nur lustig!

Marenholdt: Nein! Nein! Tecklenburg liegt nämlich wirklich auf dem Mond. Ich muß es doch wissen. Ich komme ja gerade von daher. Eine niederträchtige Reise, sag' ich dir! Aber wenn man erst oben ist, das beste Klima von der Welt!

Wiegand (sieht in die Lichtung hinunter, ruft Dorothee zu): Was gab's denn mit Kasper?

Dorothee (lacht): Er war dabei, eine Liebeserklärung zu machen.

Wiegand (in die Lichtung hinuntersteigend): Wem? Dir?

Dorothee (feierlich): Der alten Vogelscheuche da oben! Eurem Erzzigeuner, eurem Medardus Neumann!

Marenholdt (ebenfalls hinuntersteigend): Soweit ich das Regime von Medardus Neumann übersehen kann, dürfte es für ihn drei Uhr morgens sein. Er dreht sich gerade auf die andere Seite.

Dorothee: Stimmt! Wir hatten ihn aufgeweckt. Aber es half nichts. Er schnarcht schon wieder.

Marenholdt: Die Philosophie hätte dir das voraussagen können. Der Charakter des Menschen ist indelebilis, unveränderlich. Das merkt man, wenn man einen alten Freund nach Jahren wiedersieht! (Er klopft Wiegand lächelnd auf die Schulter.)

Wiegand (schüttelt den Kopf): Und ihn, ach, wie anders findet! Wie unendlich viel anders! Daß mir dein Angebot überhaupt denkbar erscheint, daß ich mich innerlich damit beschäftige, mich damit abzufinden suche. . . .

Marenholdt: Seltsame Leute, ihr Zukunftsapostel! Man bringt euch einen Ministerposten und ihr werft einen die Treppe hinunter! Man zeigt euch einen Weg, wie ihr ins Freie kommen könnt, und ihr schließt euch in eure Studierstube und paukt die Paragraphen des dritten Reichs. Man gibt euch Mittel an die Hand, eure Ideen fruchtbar zu machen und ihr stopft euch die Ohren zu und schreit nur immer: Freiheit! Freiheit, die ich meine!

Wiegand: Meine Ideen fruchtbar, lebensfähig machen . . . . Wirfst du schon wieder den Angelhaken aus?

Marenholdt (lächelt, streicht sich das Kinn): Oh, ich habe mich mal sehr gut aufs Angeln verstanden! Ich bin ein großer Angler vor dem Herrn gewesen!

Dorothee (an die Steinbank vor der Fontäne gelehnt): Nette Fische mögen da angebissen haben!

Marenholdt (immer lächelnd): Fische aller Arten, schöne Freundin! Ganz gewöhnliche Sumpfbarsche und ganz delikate Bachforellen!

Dorothee: So durcheinander? Nicht wahr?

Marenholdt: Wie das eben beim Angeln geht. Man kann sich ja nicht aussuchen, was anbeißt. Ja, wenn man es in der Hand hätte . . .

Dorothee: Der Kenner muß es doch schon beim Anbeißen merken?

Marenholdt: Ach, beste Freundin, über wen so die richtige Angel-

leidenschaft kommt, der fragt nicht viel, was er fängt! Dem wird das Angeln bald zum Selbstzweck.

Dorothee: So einer bist du also auch gewesen?

Marenholdt (nickt lächelnd): So ein richtiger Angler! Als ich noch nicht das Reißen in den Gliedern hatte!

Dorothee (ballt die Fäuste gegen ihn): Oh, ihr Bande, ihr, ihr Hundebande!

Marenholdt (achselzuckend): C'est la guerre, schöne Freundin! C'est la guerre! (Er zuckt zusammen, faßt nach der rechten Hüfte.) Siehst du, es ist ja auch nicht ungestraft geblieben, es zwickt mich ganz beträchtlich!

Dorothee: Kommt das vom Angeln her?

Marenholdt: Vom Angeln und vom Jagen und von ähnlichen Sporten! Man konnte sich nicht immer so in acht nehmen! Es war doch manchmal etwas luftig ...

Wiegand (ist auf- und abgewandert, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, bleibt vor Dorothee stehen): Bist du wieder in deinem Fahrwasser? Ich habe zwar nicht zugehört ...

Dorothee: Er hat zwar nicht zugehört, aber irgendwas muß ich doch wieder verbrochen haben!

Wiegand (nach einem Augenblick zu Marenholdt): Wärst du gekommen, ehe ich hier anfing! Wer weiß! Damals war ich noch jung und frisch und voller Mut. Was ich anfaßte, darauf lag das Glück.

Marenholdt: Es folgt alles seinem Gesetz, du mußtest erst dein Pensum hier absitzen.

Wiegand: Und die Quintessenz vom ganzen lautet: Meine Ideen waren tot geboren! Mein Leben ist ein einziger Schiffbruch gewesen!

Marenholdt (nach kurzer Pause): Wie nennt ihr doch den Wald, in dem wir vorhin saßen? Ihr habt ja einen eigenen Namen dafür.

Dorothee: Den Märchenwald meinst du?

Marenholdt: Ganz richtig! Den Märchenwald.

Wiegand: Wir haben ihn so getauft, weil das Licht so seltsam zwischen den hohen Stämmen hereinfällt ...

Marenholdt: Ja, ja, man hat das Gefühl, man kann darin verschwinden und nie wieder auftauchen.

Wiegand: Oder nach tausend Jahren! Wenn die Zeit sich erfüllt hat! Aber dann ist man grau und alt und zerfällt zu Zunder in dem Augenblick, wo man wieder ans Licht kommt!

Marenholdt: Der Mann bist du selbst, lieber Freund.

Wiegand (lacht kurz auf): Ich? Wieso? Wir sind ja glücklich aus dem Wald heraus, er reicht nur bis dorthin. (Er deutet nach links hinüber.)

Marenholdt (lächelt): Mir scheint, er bedeckt hier die ganze Insel! Und du steckst mitten darin! Wo das Licht am seltsamsten um die uralten Stämme spielt, da hält's dich umfangen!

Wiegand: Mag sein! Dann bin ich eben für eure Welt verloren!

Marenholdt (hat sich auf die Steinbrüstung der Fontäne neben Dorothee niedergelassen, schlägt die Beine übereinander, sieht Wiegand bedeutsam an): Eine Rettung gibt es doch!

Wiegand: Und?

Marenholdt: Wenn der Freund, der den andern verschwinden sah,

das Zauberwort kennt und es dem Freunde in den Wald nachruft, dann öffnet sich das Dickicht, die Riesentannen treten auseinander und geben den Verlorenen frei.

. Wiegand: So ganz ohne Lösegeld?

Marenholdt: Vielleicht mit einem nachdenklichen Zug um Mund und Augen! Weil er ja in den Minuten darinnen mehr gesehen und erfahren hat, als mancher sein ganzes Leben lang.

Wiegand: Ja, der Kopf brummt mir, wenn ich zurückdenke! Weit, weit zurück! Eigentlich vom ersten Anfang an! Es hat alles so einen traumhaften Charakter! Meine ganze Vergangenheit erscheint mir so unwirklich, so unzusammenhängend, als ob das gar nicht ich wäre!

Marenholdt: Kein Wunder! Du hast Hofluft geatmet! Du bist Missionar im Orient gewesen, darnach Anarchist, Staatsverschwörer, Sektenstifter, Bücherschreiber, Dichter ....

Dorothee: Ehemann, Vater, Geliebter ....

Marenholdt: Diese drei nur im Nebenamt! Das zählt nicht mit. Aber jedenfalls hast du eine Vielheit der Berufe vereinigt wie selten einer!

Wiegand: Ja, jedes für sich könnte wohl ein Leben füllen. Daß ich das alles zusammen war, das eben ist das Unbegreifliche für mich, das gibt mir das Gefühl, als sei meine ganze Laufbahn so ein Weg durch den Märchenwald gewesen!

Marenholdt: Und jetzt fügst du als neue, ich will nicht sagen als letzte Poststation, das Ministertum in Tecklenburg hinzu und kommst als reifer Mann in die Welt zurück, von der du vor zwanzig Jahren mal ausgegangen bist. Dann hat sich der Ring geschlossen. Vorläufig!

Wiegand: Meinst du, das Zauberwort ist stark genug, mich aus dem Wald zu rufen?

Marenholdt: Unbedingt! Ein Mann wie du braucht Ellenbogenfreiheit! Ein Mann wie du muß wirken können! Auf wen willst du wirken? Auf Menschen doch!

Wiegand (lacht): Sind das hier keine Menschen?

Marenholdt: Nein! Mit wenig Ausnahmen. Es sind Gehirne! Es sind Denkwerkzeuge! Muskelapparate! Kaumaschinen! Geschlechtsfunktionen! Alles mögliche! Aber es sind keine Menschen! Ich gebe zu, einige haben Witz, Geist, Phantasie! Es ist sehr amüsant, mit ihnen ein paar Tage zu hausen, aber mit ihnen mein Leben verbringen, dies kostbare einzige Leben .... Bewahre mich Gott davor!

Dorothee (klatscht in die Hände): Bravo, bravo! Du bist mein Mann!

Marenholdt: Sie leiden hier alle an irgend einer Hypertrophie, meist des Gehirns! Es fehlt ihnen das, was Sie in höherem Sinne zu Menschen macht! Die verbindende Melodie fehlt ihnen! Es ist lauter Instrumentation! Man kann auf einer viel niedrigeren Stufe stehen und doch ein Mensch sein. Solche wirst du genug da draußen in Tecklenburg und anderswo finden. Das ist das Material, das du brauchst.

Wiegand (hat mit zunehmender Bewegung zugehört, als wolle er ihn unterbrechen): Umgekehrt! Umgekehrt! Was war denn meine Idee anders, als solche, die keine Menschen sind, keine echten, wahren Menschen, dazu zu machen! Des-

halb rief ich ja alle diese Hypertrophischen, wie du sie nennst, diese Gehirnmaschinen und Denkapparate, und führte sie hierher in die Einsamkeit und brachte sie in Berührung mit der Natur, mit der alten, großen Mutter, mit dem Boden, mit der Erde! Hinunterzuschrauben versuchte ich sie, nicht hinauf! Ihre Organe erst mal wieder mit sich selbst in Einklang zu bringen, die körperlichen und die geistigen, und so aus den Gehirnautomaten wieder beseelte Wesen zu machen, das war die Idee!

Marenholdt: Ich denke, sie war totgeboren? Sie hat Schiffbruch gelitten?

Wiegand: Ah, du willst mich festnageln!

Marenholdt (achselzuckend): Deine eigenen Worte!

Wiegand (zunehmend lebhaft, als habe er sich wiedergefunden): Ich sage dir, nagele mich nicht fest! Ich lasse mich vielleicht mehr gehen, als gut ist! Solche mutlosen Augenblicke hat jeder! Aber wenn ich an all das denke, was ich hier trotzdem schon angepflanzt habe und noch weiter anpflanzen könnte ....

Dorothee (einfallend): All die Kohlrabi- und Gelbe-Rübenbeete!

Wiegand (halb komisch): Weib, mach' mich nicht rasend!

Dorothee (ebenso): Du machst mich rasend! Einen Mann zu haben, der alle Tage zwanzigmal von einem Extrem ins andere umschlägt! (Rechts oben auf dem Waldweg kommen die Moritura, hinter ihr Dubsky in raschem Schritt. Die Moritura ist Ende zwanzig, schlank, ätherisch, in wallend phantastische Gewänder gekleidet.)

Die Moritura (aufgeregt): Ein Skandal wär's, wenn die Probe schon angefangen hätte! Du hättest auch besser aufpassen können! (Sie bleibt stehen, um Atem zu schöpfen.)

Dubsky (zähnefletschend): Mir scheint, ich bin nicht bloß auf die Welt gekommen, um aufzupassen, ob Schmierenkomödianten vorbeigehen oder nicht! Ich habe an Wichtigeres zu denken!

Die Moritura: Dann verspricht man es nicht, wenn man es nicht halten will.

Dubsky: Dann verspricht man es gerade! Ich habe in meinem ganzen Leben immer nur das gehalten, was ich nicht versprochen hatte!

Die Moritura (wütend mit bezeichnender Geste): Ich verspreche dir auch etwas, aber ich halte es!

Dorothee (hat ebenso wie die beiden anderen unwillkürlich nach oben gehorcht, legt den Finger an den Mund): Das sind Dubsky und die Moritura! Die zanken sich wieder.

Dubsky (ist an den Rand der Höhe getreten, hat einen Blick hinunter geworfen, wendet sich zur Moritura, halblaut): Hast du die Klopfpeitsche nicht gleich bei dir, es könnte eine hübsche Szene geben! An Zuschauern fehlt es ja nicht! (Er wendet sich zurück, ruft hinunter): Hat einer von den Herrschaften eine Ahnung, ob die Künstler des Stimmungsensembles schon drüben auf der Bühne sind?

Dorothee (ruft hinauf): Ja, ein paar sind schon da. Sie haben sich mit den Kulissen abgeschleppt.

Die Moritura (nach oben zu Dubsky, mit den Füßen aufstampfend): Also doch ... Das wird dir angekreidet, du Stiesel! (Sie läuft an Dubsky vorbei, die Stufen hinunter.)

Wiegand (zu Dorothee): So, die sind schon da, das wußt ich ja gar nicht.

Die Moritura (ist unten angelangt, faßt sich ans Herz, atmet krampfhaft): Ach, mein Herz! Mein armes, abgearbeitetes Herz!

Dorothee: Warum läufst du so, wenn du es nicht vertragen kannst? Setz' dich doch hin! (Sie weist auf die Steinbank.)

Die Moritura: Aber die Probe hat ja schon angefangen! Sie werden mir mein Werk verhunzen! (Sie fährt auf Wiegand los.) Hättest du dich wenigstens darum gekümmert! (Sie sinkt auf die Steinbank.) Ach, ich kann nicht mehr!

Wiegand (im Begriff zu gehen, kalt): Ruhig Blut, liebe Moritura! Schlimmstenfalls wird eben von vorne exerziert. (Er geht nach hinten links, verschwindet im Zelt.)

Die Moritura: Ruhig Blut! Ruhig Blut! Mein Werk ist mein Kind! Es handelt sich um mein Kind!

Dorothee: Wenn du dich nur halb so viel um deine beiden wirklichen Kinder gekümmert hättest!

Die Moritura (immer nach Atem ringend): Die sind wohl aufgehoben, die beiden kleinen Erdenwürmer!

Dorothee: Ja, ausgezeichnet! Im Findelhaus!

Die Moritura: Das Leben ist ein Passionsweg, Leiden bleibt niemandem erspart! Aber es gibt noch höhere Sorgen als die um kleine Kinder! Mein Werk! Mein armes, unschuldiges Werk! (Sie springt auf.)

Dubsky (der der Moritura gefolgt ist und zähnefletschend neben ihr steht): Willst du dich nicht hinüber bemühen, keine zwanzig Schritte, und du bist auf der Bühne! (Er macht eine galant einladende Gebärde.)

Die Moritura (auffahrend): Hohn auch noch? Wer ist schuld als du, daß ich zu spät komme! Wozu setzt man dich auf die Bank, wo die Schauspieler vorbei mußten, wenn du nicht aufpassen kannst?

Dubsky: Ich hatte Durst, ich mußte etwas trinken gehen.

Die Moritura: Wenn du nicht Alkohol einpumpen kannst, ist dir nicht wohl!

Dubsky: Der eine pumpt Alkohol ein, der andere Brom in ganzen Wagenladungen! Ich ziehe Alkohol vor.

Die Moritura (faßt sich an den Kopf): Gib mir die Aethertropfen! Mir ist schlecht von all dem Aerger!

Dubsky (zieht ein Fläschchen aus der Tasche, reicht es ihr): Bitte!

Die Moritura: Den Zucker hast du natürlich vergessen! An alles muß man auch denken helfen! .... Ach wie das schwindelt! Wie das schwindelt! (Sie faßt mit der Linken nach dem Kopf, setzt mit der Rechten die Flasche an.)

Dubsky (sucht in der Tasche): Ein Stückchen muß sich noch irgendwo verkrochen haben.

Die Moritura (hat getrunken): Laß nur, es ist schon gut.

Dubsky: Du trinkst ihn ja meistens ohne Zucker.

Die Moritura (aufatmend): Ah, jetzt kommt wieder Leben! Leben! Starkes klopfendes Leben!

Marenholdt (der bis jetzt schweigsam dabei gesessen hat): Leiden Sie öfter an solchen .... solchen Schwindelanfällen?

Die Moritura: Seit meinem fünften Jahre! Es sind die Vorposten, die der Tod von früh an in mein Dasein gesandt hat. (Vor dem Zelt hinten erscheint)

Wiegand (ruft hinüber): Liebe Moritura, wir probieren die zweite Szene.

Die Moritura (außer sich): Die zweite Szene! Und die erste? Wo

ist die erste geblieben? Man geht ja mit meinem Werk um wie mit einem alten Strumpf! (Sie läuft ein paar Schritte, dreht sich zu Dubsky um.) Möchtest du nicht mit?

Dubsky: Du weißt, ich bin Pamphletist....

Die Moritura: Und als solcher hast du kein Organ für ernste Kunst. Aber das Bühnenbild siehst du dir an!

Dubsky (achselzuckend): Wenn es durchaus sein muß... (Er folgt ihr zögernd.)

Die Moritura: Hier, steck' das Fläschchen wieder zu dir! (Sie gibt ihm das Aetherfläschchen.)

Dubsky: Den Baldrian und das Natron habe ich schon. (Er steckt das Fläschchen zu sich.)

Die Moritura: Man muß vorsichtig sein, es wird noch genug Aerger heute geben.

Dubsky: Ich werde mir nächstens wie eine wandelnde Apotheke vorkommen. (Beide gehen in das Zelt ab. Kurze Pause. Dorothee und Marenholdt sehen sich stumm an.)

Marenholdt: Dieser Dubsky! Diese Moritura! All diese andern! Das ist also das Resultat, wenn man Gehirnraubtiere zu Pflanzenfressern machen will!

Dorothee: Tut man nicht ein gutes Werk, wenn man Bruno hier hinauszubringen sucht?

Marenholdt: Mein Witz ist leider zu Ende.

Dorothee: Der Witz einer Frau noch lange nicht! Ich habe einen Plan, aber du darfst mir nicht widersprechen! Du mußt ruhig zuhören und mit dem Kopf nicken.

Dubsky (tritt aus dem Zelt, kommt näher.)

Dorothee (halblaut): Jetzt gilt's! (Sie ruft Dubsky zu.) Na, ist alles in Ordnung?

Dubsky: Der Direktor des modernen Stimmungsensembles ist ein abgesagter Feind alles überflüssigen Beiwerks auf der Bühne.

Dorothee: Ist die Moritura nicht sehr aufgeregt?

Dubsky: Ich habe ihr den Baldrian und das Natron dortgelassen.

Dorothee: Daß du überhaupt Urlaub bekommen hast!

Dubsky (formell): Ich bin durchaus in der Lage, meine Entschlüsse selbständig zu fassen. Fräulein Selma Schulz nimmt nur den Einfluß darauf, den ich selber wünsche.

Marenholdt: Wer ist Fräulein Selma Schulz? Doch nicht...?

Dorothee (einfallend): Die Moritura! Natürlich!

Dubsky (formell wie vorher): Wenn Sie Fräulein Selma Schulz eine besondere Freude bereiten wollen, Herr Baron, so rate ich Ihnen, sie mit diesem Namen anzusprechen.

Marenholdt: Danke sehr, Pseudonyme sind mir heilig.

Dubsky (nach einem Augenblick): Es dürften zwanzig Jahre sein, Herr Baron, seit ich die Ehre hatte, Ihre werte Bekanntschaft zu machen?

Marenholdt: Ja, Sie hatten damals einige kleine Schwierigkeiten mit Behörden oder dergleichen...

Dubsky: Sie sehen, ich bin inzwischen ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft geworden.

Marenholdt: Finden Sie den Lebenskreis hier so ausgesprochen bürgerlich?

Dubsky: Ueber die Maßen! Wir graben in der Erde! Wir jäten und gießen unsere Beete! Wir feiern Stiftungsfeste nach dem Kalenderdatum! Wir hängen Lampions an die Bäume und machen italienische Nacht! Könnte das alles nicht ebensogut in einem Kriegerverein geschehen oder in einer landwirtschaftlichen Ausstellung mit Rindviehprämierung?

Marenholdt: Ja, es gleicht sich ja leider alles auf Erden. Ob Insel der Seligen oder irgend ein fettes Philisterland, es kommt schließlich auf eins hinaus!

Dubsky: Auf die bekannte Handvoll Erde, mit der uns definitiv der Mund gestopft wird, meinen Sie, aber ehe es soweit ist, scheint es mir nicht gleichgültig, ob man Hunderte und Hunderte für Festivitäten hinauswirft, oder ob man sie höheren Zwecken dienstbar macht!

Marenholdt: Zwecken welcher Art?

Dubsky: Zwecken eines gesteigerten und verfeinerten Gemeinschaftslebens!

Dorothee (hat abgewandt dagesessen, wendet sich plötzlich zu Dubsky): Warum sagst du das Bruno nicht ins Gesicht?

Dubsky (feixend): Ich sage es ja dir! Ich möchte dich gerne mal wieder wütend sehen!

Dorothee: Das nenne ich Feigheit, einem Menschen ins Gesicht freundlich tun und hinter seinem Rücken hetzen!

Dubsky: Liebe Dorothee, ich habe persönliche Feigheit nie als etwas Unwürdiges angesehen. Mut kann jeder Schlächtergeselle haben. Ich werde mich schön hüten, mir die Finger zu verbrennen! Ich lasse jedem sein Steckenpferd und bitte nur, mir auch meins zu lassen!

Marenholdt: Worin besteht das?

Dubsky: Den Hanswurst dieser edlen Gemeinschaft zu spielen! Hanswurste dürfen ja wohl die Wahrheit sagen, es glaubt ihnen ja doch keiner!

Dorothee: Leider wirst du das Vergnügen kaum mehr lange haben.

Dubsky (sieht sie an): Wieso nicht?

Dorothee: Das kann ich dir jetzt noch nicht verraten.

Dubsky: Wollt ihr mich etwa aus eurem erlauchten Kreise ausschließen? Ist man nicht fügsam genug, hat man sich die allerhöchste Ungnade zugezogen?

Dorothee: Wenn es darnach ginge, müßtest du doch schon längst draußen sein, lieber Dubsky.

Dubsky: Du bist sehr freundlich, liebe Dorothee! Was kann es denn also sonst sein? Du machst mich neugierig!

Dorothee (sarkastisch): Kannst du auch neugierig werden? Ei schau!

Dubsky: Haben Sie eine Ahnung, um was es sich handelt, Herr Baron?

Marenholdt (sehr reserviert): Ich bin dem Zusammenhang nicht so genau gefolgt, Herr Dubsky.

Dubsky: Die Hypothese lautet, ich würde hier nicht mehr lange den Hanswurst spielen können. Ist Ihnen etwas darüber bekannt?

Marenholdt (wie vorher): Selbst dann würde doch wohl die Diskretion ...

Dubsky (schmelzend): Liebe Dorothee, du weißt, ich habe dich immer geliebt!

Dorothee: Leider ohne Erfolg!

Dubsky (mit Augenaufschlag, die Hand auf dem Herzen): Es ist noch nicht zu spät! Fühl' nur, wie mein Herz für dich schlägt!

Dorothee: Gut! Ich will sehen, ob du diskret sein kannst.

Dubsky (wie vorher): Diskret wie ein Sperling auf dem Dache!

Dorothee: Nein! Nein! Du mußt mir versprechen, daß du es nicht weitersagen willst!

Dubsky: Keiner Menschenseele! Ich schwöre es dir beim Grabe meiner Mutter!

Dorothee: Ich denke, du weißt nichts von deiner Mutter?

Dubsky: Umso eher kann ich doch bei ihr schwören! Also jetzt sagst du es mir, nicht wahr? Wollt ihr mich wirklich aus eurem Kreise ausschließen?

Dorothee: Nein, aber der Kreis selbst könnte sich doch auflösen. Bruno könnte zum Beispiel in eine andere Lebensstellung kommen. . . .

Dubsky (auffahrend zu Marenholdt): Dabei haben Sie doch die Hand im Spiele?

Dorothee: Ich will dich nicht länger quälen, lieber Dubsky, du hast mir ja Diskretion versprochen.

Dubsky (mit Augenaufschlag): Beim Grabe meiner Mutter!

Dorothee (geheimnisvoll): Bruno soll nämlich Minister in Tecklenburg werden. . . .

Dubsky (wieder auffahrend): Minister? Bruno Minister? Ah, das ist eine Büberei! (Er macht ein paar Schritte.)

Dorothee: Ja, nicht wahr? Und ich kann Dir verraten, daß er schon angenommen hat, aber ganz unter uns! Es darf noch kein Mensch erfahren!

Dubsky (hat sich gefaßt, reicht Dorothee die Hand): Ich gratuliere dir, liebe Dorothee! Du wirst eine glänzende Ministerfrau abgeben!

Dorothee (ihm die Hand schüttelnd): Das habe ich mir auch schon immer gedacht, lieber Dubsky! . . . . So, und jetzt weißt du, warum du nicht länger Hanswurst bei Bruno bleiben kannst.

Dubsky: Er könnte mich ja zu Hofe mitnehmen?

Dorothee: Ich will mich für dich verwenden. Adieu, mein Freund! Ich muß anfangen zu packen, die Reise geht bald los! (Sie winkt beiden zu, geht rasch nach rechts hinauf, verschwindet oben.)

Dubsky (stellt sich mit den Händen in den Hosentaschen vor Marenholdt): Und die Fäden des Puppenspiels halten Sie natürlich in der Hand?

Marenholdt (erhebt sich): Ich bitte, mich zu entschuldigen, Herr Dubsky! (Er zieht sehr höflich seinen Hut, geht langsam nach rechts hinauf, ab.)

Dubsky (sieht ihm nach, ballt die Faust): Minister willst du werden, alter Freund? ... Noch bist du's nicht! Du sollst deinen Hanswurst kennen lernen!

Wiegand (tritt hinten aus dem Zelt, kommt rasch nach vorne.)

Dubsky (geht auf ihn zu): Gut, daß du kommst! Ich muß dich unbedingt unter vier Augen sprechen.

Wiegand: Um was handelt es sich denn?

Dubsky (während des folgenden weich mit Augenaufschlag): Wie lange geht unser Weg nun schon zusammen, lieber Bruno?

Wiegand (etwas überrascht): Ja so an die dreißig Jahre! Ich denke, wir kamen gleichzeitig auf die Quinta.

Dubsky: Also eine dreißigjährige Freundschaft!

Wiegand (lachend): Oder ein dreißigjähriger Krieg!

Dubsky: Ja, nach der Auffassung hast du gehandelt! Dir war nicht wohl, wenn du nicht herrschen konntest! Wo du hinkamst, mußtest du die erste Rolle spielen!

Wiegand (mit verhaltenem Lachen): Na, und du? Ich bin gespannt, was du warst?

Dubsky (mit Augenaufschlag): Ich war der nachgiebige Teil! Ich habe mich in Deine Launen gefügt, wo es nur anging.

Wiegand (lacht laut auf): Dubsky! Laß' dir den Puls fühlen! Wer hat sich schon auf der Schule über Mitschüler und Lehrer, über Gott und Menschen lustig gemacht? Wer hat später die blutigsten Artikel, die giftigsten Verse gegen alles Bestehende geschleudert? Wer ist der gefürchtetste Pamphletist des Zeitalters, du oder ich? Besinn' dich mal, Herr Herostrat!

Dubsky: Jedes Wort von dir ist ein Keulenschlag! Ja, ich habe Verse gedrechselt und Artikel fabriziert, die durch die Welt geflogen sind! Aber du, du, du hast die Taten getan, die für die Nachwelt dastehen! Ich habe Papierballen mit Tinte beschmiert, und du hast dich in Menschenherzen eingeschrieben! Wer ist also der Beneidenswerte von uns beiden?

Wiegand (dessen Gesicht sich verfinstert hat): Ich bin nicht mehr jung und naiv genug, um dir auf deinen Leim zu kriechen. Ich weiß ganz gut, wie weit mein Können hinter meinem Wollen zurückgeblieben ist, wie vergänglich wohl all mein Schaffen sein wird. Aber das ist auch gleichgültig. Man ist Mensch gewesen und hat mit seinem Pfunde gewuchert! Wie viel oder wie wenig dabei herausspringt, mögen Spätere entscheiden!

Dubsky: Ich bin ja auch durchaus zufrieden, wenn wir weiter so zusammenstehen, du als erster, ich als zweiter.

Wiegand: In deinen Worten steckt wie immer etwas Hinterhältiges. Sei doch einmal im Leben offen!

Dubsky (pathetisch, mit großer Gebärde): Bist du offen gegen mich, Bruno?

Wiegand (nach einem Augenblick, ernst und entschieden): Nein! Ich bin es auch nicht! Im Kampf aller gegen alle gewöhnt man sich das ab. Die einzige Ueberlegenheit, die man vielleicht gehabt hat, gibt man mit dran! So macht einen das Leben flach und gemein!

Dubsky (wieder groß ausholend): Bruno! Du willst Minister in Tecklenburg werden! .... Du bist es in diesem Augenblicke schon!

Wiegand (einen Schritt zurück): Woher weißt du das? Wie kannst du das wissen?

Dubsky (mit hochgezogenen Brauen): Und keinem von deinen Freunden sagst du ein Wort! Man wird an der Nase herumgeführt!

Wiegand: Niemand wird an der Nase herumgeführt! Es ist einfach noch nichts entschieden!

Dubsky (wieder pathetisch mit hochgezogenen Brauen): Mein lieber Bruno! Die Geschichte kann dir den Hals brechen.

Wiegand (aufbrausend): Brecht mir doch den Hals, wenn ihr könnt! Hier stehe ich und warte darauf! (Er reckt sich in seiner ganzen Höhe auf.)

Dubsky: Ich mache dich nur darauf aufmerksam, in welche schiefe Stellung du geraten kannst, wenn die Geschichte bekannt wird.

Wiegand: Ich bin Manns genug, für meine Handlungen einzustehen!

Dubsky: Lieber Bruno, du bist der Begründer und Vorsteher einer großen anarchistischen Gemeinschaft und konspirierst hinter dem Rücken deiner Genossen mit den Staatsgewalten! Was muß das für einen Eindruck auf die Welt machen! Von deinen Freunden garnicht zu reden.

Wiegand: Ah! Kommst du mit deinen herostratischen Flugblättern, alter Freund, erkenne ich meinen Dubsky wieder?!

Dubsky (mit heruntergezogenen Mundwinkeln): Du beleidigst mich! Es gibt Zeitungsschreiber genug, die den fetten Brocken aufschnappen würden! Was wäre die Folge? Du stündest als ein Gerichteter vor der Oeffentlichkeit! Und glaubst du, ein toter Mann könnte auch nur Minister bleiben?

Wiegand (steht mit den Händen auf dem Rücken, in Nachdenken versunken da, sieht auf): Allerdings! Bei schiefer Beleuchtung durch Böswillige kann die Sache ein schlimmes Ansehn gewinnen. (Er macht ein paar nachdenkliche Schritte.)

Dubsky (mit mühsam verhaltenem Triumph): Sie wird ein schlimmes Ansehn gewinnen! Verlaß dich auf mich!

Wiegand (immer noch nachdenklich): In Wirklichkeit liegt der Fall so, daß ich an eine neue Lebensbasis gedacht habe, längst ehe Marenholdt kam.

Dubsky: Aber der war es, der den Stein ins Rollen brachte?

Wiegand (macht wieder ein paar Schritte, bleibt rechts am Fuße der Anhöhe stehen): Ich bin in dem Alter, wo man zum ersten Mal zurücksieht und Inventur macht! Wo man sich fragt, bist du auf dem rechten Wege oder nicht? Ich habe immer aus dem Vollen geschöpft, habe nie mit mir selber hausgehalten! Jetzt wo der Weg vorwärts jedenfalls kürzer ist als das Stück, das vorbei ist, wo man also schon auf der Nachmittagsseite wandert, jetzt wird es Zeit, sich zu sammeln! Seine Kräfte, seinen Willen auf einen Punkt zu konzentrieren und sich das schlechte Geschäft, das unser Dasein nun mal ist, nicht noch unnütz zu verschlechtern!

Dubsky (geduckt): Du beklagst dich über schlechte Lebensgeschäfte? Du?

Wiegand (auf- und abgehend): Lieber Dubsky, wir alle von unserer Generation, wir sind grenzenlose Verschwender gewesen! Wir sind als Revolutionäre, als Weltverbesserer auf den Plan getreten! Jedes Geschlecht hat seine Aufgabe zu erfüllen! Unsere war es, Sturm zu laufen und Bresche zu legen! Daß wir dabei am eigenen Glück zu kurz gekommen sind, daß wir uns vielleicht vor der Zeit verbraucht haben. . . . Kein Wunder!

Dubsky: Und um dem abzuhelfen und künftig bessere Geschäfte zu machen, willst du jetzt Minister werden?

Wiegand: Ich will es nicht! Andere wollen es von mir! Andere behaupten, es wäre im Grunde kein so großer Unterschied zwischen dem Amte hier, das ich mir selbst gegeben habe, und dem Amte, das mir angetragen wird. Das Ziel bliebe das gleiche, nach seinen besten Kräften der Menschheit zu nützen.

Dubsky (zähnefletschend): Es sind verdammt feine Diplomaten, die dir das eingegeben haben!

Wiegand: Was wir hier tun und treiben, geschieht des Beispiels wegen. Durch die Macht des Beispiels wollen wir wirken. Darüber hinaus geht es nicht, wird es niemals gehen! Als Staatsmann und Minister kann ich unmittelbar wirken. Soll das einen Mann von meiner Art nicht reizen?

Dubsky (tritt vor Wiegand hin): Du hast von mir wissen wollen, woher ich die Nachricht von deiner Ministerkandidatur habe? Gut! Ich habe sie von deinem Freund und Vertrauten, Herrn Baron von Marenholdt.

Wiegand (verblüfft): Von Marenholdt selbst? Marenholdt sollte herumgehen. . . .

Dubsky: Herr von Marenholdt geht herum und erzählt unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, daß du Minister werden sollst!

Wiegand (kopfschüttelnd): Was sollte er nur für eine Absicht dabei haben?

Dubsky: Man will dich aufs Glatteis locken, Bruno! Man will dir eine Falle stellen! Steckst du den Kopf in die Schlinge und sagst ja, dann überliefert man dich dem allgemeinen Gespött, der allgemeinen Verachtung!

Wiegand (aufgeregt auf und ab): Unmöglich! Solch ein Mittel. . . !

Dubsky: Nach den Mitteln fragen diese Herren nicht viel! Wenn nur wieder einer von den unsrigen unschädlich gemacht ist! Daß es gerade den besten, den ehrlichsten von allen trifft, was kümmert das einen Cyniker wie Marenholdt!

Wiegand (dreht sich plötzlich um): Dubsky! Du lügst schon wieder!

Dubsky (mit hochgezogenen Brauen und zähnefletschend): Glaubst du mir nicht? Ich schwöre es dir beim Grabe meiner Mutter!

Wiegand (dicht vor ihm): Die Wahrheit, Dubsky! Ohne Schwüre und große Worte!

Dubsky (die Hand auf dem Herzen): Bei Allem was mir heilig ist!

Wiegand: Aber was ist dir heilig?

Dubsky: Unsere Freundschaft ist mir heilig! Unserer Freundschaft zuliebe warne ich dich!

Wiegand (sieht ihn lange an, schüttelt den Kopf): Ich glaube, du bist viel unglücklicher, Dubsky, als du selbst ahnst!

Dubsky (mit heruntergezogenen Mundwinkeln): Hanswurste sind immer tragische Figuren! Merkst du das erst jetzt?

Wiegand: Du bist ein Unfroher! Du bist auf der Nachtseite geboren! Deshalb darf man deine Stänkereien auch nicht so ernst nehmen. Diesmal aber handelt es sich um eine Lebenssache und um einen Mann, der mein Freund ist . . . .

Dubsky (hat sich geduckt): Ich will dir beweisen, daß ich es aufrichtig mit dir meine. Du weißt, daß in unserer Gesellschaft eine starke Strömung gegen dich besteht. Ich persönlich stehe dem ja prinzipiell fern. Ich habe zum Frieden geredet, wo ich nur konnte.

Wiegand: Und wie verhält es sich mit der Idee, aus unserer freien und individualistischen Gemeinschaft hier, eine kommunistische Zwangsgenossenschaft zu machen? Gütergemeinschaft und dergleichen einzuführen? Wer ist der Vater dieser Idee, Dubsky?

Dubsky (zähnefletschend): Lieber Bruno, die Frage nach der Vaterschaft ist eine der heikelsten, die an einen Mann gestellt werden können. Ich verspreche dir, daß die Idee als ein totgeborenes Kind begraben werden soll....

Wiegand: Und wirst es halten, Dubsky?

Dubsky: Ich halte es, wenn du deine Verpflichtungen gegen uns einhältst.

Wiegand (geht mit großen Schritten auf und ab, bleibt schließlich vor Dubsky stehen): Gut, wenn dein Wort wahr ist, dann soll mich keine Macht der Welt aus eurem Kreis herausbringen! Denn dann kann ja das wiederkommen, was wie ein Morgenglanz über dem ersten Jahr hier gelegen hat, der Einklang der Seelen! Das neidlose Vertrauen vom einen zum andern!

Dubsky: Hier hast du meine Hand! Heute abend beim Fest laß' ich eine große Kundgebung für dich vom Stapel!

Jürgen (erscheint rechts hinten am Bootshaus, kommt rasch nach vorn, schwenkt seine Mütze): Guten Tag, Vater! Guten Tag, Onkel Dubsky! (Er reicht beiden die Hand.)

Dubsky: Guten Tag, lieber Jürgen! Du kommst vom See?

Jürgen: Ja, ich habe unten am Turm angelegt. Ich hab' zwei Stunden gerudert.

Wiegand (droht ihm mit dem Finger): Gesegelt willst du sagen?

Jürgen (sieht sich um): Aber nicht der Mutter verraten! Herrlich war es auf dem Wasser! (In der Zeltöffnung hinten erscheint)

Die Moritura (schreit): Dubsky! Bruno Wiegand! Mein Stück wird gemeuchelt! Mein Stück wird verhunzt!

Lothario (hinter ihr erscheinend): Hilfe! Hilfe, erlauchter Mann! Ihre Dichterin bringt mir meinen Komiker um! Hilfe!

Marcipansky (hinter den beiden in der Zeltöffnung): Ich lasse mich keinen Ochsen titulieren! Ich habe vor dem Publikum zweier Welten gestanden! Mag die Dame ihr Gewäsch allein spielen!

Die Moritura (schäumend): Gewäsch! Sie Rindvieh! Sie... Sie...!

Wiegand (eilt nach hinten): Ruhe, meine Herrschaften, Ruhe! Die Probe nimmt ihren Fortgang! Himmel Donnerwetter! (Er schiebt die Streitenden vor sich her ins Zelt ab.)

Lothario (allein vor der Zeltöffnung zu Dubsky und Jürgen): Krach auf der Probe, meine Herren.... Ein Bombenerfolg wird das! Ein Bombenerfolg! (Ebenfalls ins Zelt ab.)

Dubsky (mit bedeutsamer Handbewegung zu Jürgen): Das ist das Leben, mein lieber Jürgen!

Jürgen: Wie meinst du das, Onkel Dubsky?

Dubsky (mit heruntergezogenen Mundwinkeln): Ein Puppenspiel im Puppenspiel des Puppenspiels! Wir kämpfen und leiden und nehmen uns verzweifelt tragisch! Dabei sind alles nur gemalte Kulissen von Leinwand und Pappe, und wir selber stehen davor und sagen Rollen her, die uns ein Unbekannter auf den Leib geschrieben hat! Wir agieren Götter, Dirnen und Hanswurste mit einem heiligen Ernste, als seien wir nie etwas anderes gewesen, könnten nie etwas anderes sein, und in einer Stunde sind die Lichter ausgelöscht und das gleiche Dunkel verschlingt den Heldenspieler wie den Intriganten.... Bist du einmal in einem Spiegelsaal gewesen, mein lieber Jürgen?

Jürgen: Ich denk' schon, Onkel Dubsky. Man sieht sich selbst so und so oft.

Dubsky: Man sieht fünfzig Dubskys und fünfzig Jürgens und noch einmal fünfzig und wieder fünfzig, und alle tun sie das gleiche! Welcher von allen ist nun der richtige?

Jürgen: Man muß sich nur an der Nase zupfen, Onkel Dubsky.

Dubsky: Meinst du, die andern werden sich nicht auch an der Nase zupfen und sich einbilden, sie sind es?

Jürgen: Das ist ja eigentlich entsetzlich! Man könnte verrückt werden, wenn man daran denkt, oder sich aufhängen oder vor sich selbst fortlaufen....

Dubsky (zähnefletschend): Nichts von dem allen! Man streckt einfach die Zunge heraus, so lang und so weit man kann! Stell' dir vor, hundertfünfzig Dubskys, die sich gegenseitig die Zungen herausstrecken! Gibt das nicht einen Mordsspaß?

Jürgen (tritt näher, mit einem Gedanken ringend): Onkel Dubsky, ich hab' mich schon manchmal danach gefragt ... lohnt es sich eigentlich, daß man lebt?

Dubsky (zieht die Brauen hoch): Es lohnt sich nicht, mein lieber Jürgen!

Jürgen: Wozu sind wir dann überhaupt da?

Dubsky: Unsere Rollen zu spielen, sind wir da, der eine den König, der andere den Bettler, und einander die Zungen herauszustrecken!

Jürgen: Als du so alt warst wie ich, Onkel Dubsky, hast du da auch schon so gedacht?

Dubsky: Hätt' ich mit vierzehn gewußt, was ich mit vierzig sein würde, ich glaube, ich hätte den ersten besten Strick genommen ... (Er kehrt sich ab, macht geduckt ein paar Schritte.)

Jürgen: Ich komm' mir manchmal so dumm vor, wenn ich euch alle hier sehe! Dann auch wieder nicht! Man weiß selbst nicht ...

Dubsky (dreht sich um): Daß das Leben ein ganz gemeiner Pferdehandel ist, das wirst du noch früh genug merken! Meinst du, ich habe nicht auch einmal den Ossa auf den Pelion getürmt und den Olymp für einen Maulwurfshaufen angesehen? (Er schlägt sich vor die Brust.) Da hast du die Herrlichkeit, die davon übriggeblieben ist!

(Kurzes Schweigen.)

Jürgen (ausbrechend): Nein! Es muß doch noch etwas dahinter sein! Etwas, was sich garnicht sagen, garnicht ausdenken läßt! Etwas ungeheuer Schönes! Wenn man nur erst hier raus wäre!

Dubsky (lauernd): Möchtest du von hier fort?

Jürgen: Für mein Leben gern! Das ist ja das Unglück, daß man festsitzt und nicht los kommt! Wenn ich da drüben überm Wasser die Berge sehe und die blauen Wälder, ganz weit, nur so wie im Traum ... Sag', Onkel Dubsky, was soll man tun, wenn man es vor Sehnsucht garnicht mehr aushält? Was hättest du an meiner Stelle getan?

Dubsky (zähnefletschend): Ich wäre ausgerissen!

Jürgen: Wirklich, Onkel Dubsky?

Dubsky (wie vorher): Ich bin mehrmals von der Schule ausgerissen, mein lieber Jürgen, oder glaubst mir das nicht?

Jürgen (bewundernd): Mehrmals ausgerissen! ... Aber sie haben dich immer wieder bekommen, nicht?

Dubsky (achselzuckend): Man hatte kein Geld! Man wurde aufgegriffen!

Jürgen (ballt die Faust): Wenn ich mal so was tue, ich richt's mir schlauer ein! ... Und ich tu's auch noch mal! Es geht ja nicht länger so mit dem Leben hier! Ein Tag wie der andere! Immer das ewige Einerlei!

Dubsky: Graben, Hacken, Säen, Wassertragen ...

Jürgen: Sieh mal zum Beispiel Mutter an! Die hat früher so viel gelacht! Jetzt ...? Kaum, daß sie noch mal einen Witz macht!

Dubsky (mit hochgezogenen Brauen): Ist dir schon bekannt, mein lieber Jürgen, daß dein Vater Minister im Tecklenburger Ländchen werden soll?

Jürgen (mit offenem Munde): Vater Minister?! ... Aber dann muß er ja von hier fort? Und wir mit, Mutter und ich? Hurra! Wir reisen! Wir reisen!

Dubsky: Ihr seid noch nicht weg, mein lieber Jürgen, die Sache ist noch nicht entschieden.

Jürgen (läßt den Kopf hängen): Noch nicht entschieden? .... (Aufleuchtend.) Ach was! Vater muß einfach! Ich setz' ihm so lange zu, bis er ja sagt! .... Sag' mal, Onkel Dubsky, was hat denn Vater eigentlich als Minister zu tun?

Dubsky (grinsend): Den Leuten Sand in die Augen zu streuen, mein lieber Jürgen.

Jürgen (wirft den Kopf zurück): Nein! Dazu ist Vater zu stolz!

Dubsky (geduckt): Vielleicht hat dein Vater sein Lebtag den Leuten Sand in die Augen gestreut. ...

Jürgen (aufbrausend): Das verbitt' ich mir, Onkel Dubsky!

Dubsky (süß): Ich habe nur Spaß gemacht, mein lieber Jürgen, wir tun ja alle nichts anderes!

Jürgen (nach einem Augenblick): Segelst du mit, Onkel Dubsky?

Dubsky: Wenn du mich am Garten absetzen willst.

Jürgen: In fünf Minuten sind wir da. (Sie gehen gegen das Bootshaus zu. Jürgen dreht sich zu Dubsky um.) Onkel Dubsky, Vater muß Minister werden! Ich bring' ihn dazu! Wollen wir wetten?

Dubsky: Ich bin neugierig, wie du das anfangen willst.

Jürgen: Paß nur auf! Ich tu' etwas, was sich keiner träumen läßt. (Beide rechts hinten ab.)

Wiegand (tritt aus dem Zelt links hinten, spricht zu Lothario, der in der Zeltöffnung stehen bleibt). Der Karren wäre also wieder im Gang!

Lothario (feurig): Dank, begnadeter Mann, Dank! Ich rufe mit Lessing, wohl dem Volk, wo solche Geister den Ton angeben! (Er verschwindet mit großer Geberde im Zelt.)

Wiegand (geht nachdenklich ein paar Schritte nach rechts).

Dorothee (kommt eilends von rechts her, den Waldweg herunter, tritt auf Wiegand zu): Ich suche dich, mein Gebieter!

Wiegand: Ich dich gleichfalls.

Dorothee: Also! Deine untertänige Sklavin wartet. (Sie kreuzt die Arme über einander, mustert ihn von oben bis unten.)

Wiegand: Du bist doch ein Kindskopf, Dorothee! Sei doch mal ernsthaft!

Dorothee: Ich bin doch in keinem Sargmagazin angestellt! Man hat sowieso schon immer neben dem Pulverfasse gelebt. ...

Wiegand: Du bist ja auch ganz verschrumpelt davon geworden!

Dorothee: Das könnte dir so passen, damit du einen Grund hast, dir eine jüngere zu suchen. . . .

Wiegand: Weib . . .?!

Dorothee: O nein, mein Freund, ich habe eine gute Natur! Ich will mich so lange wie möglich jung erhalten! Dir zum Trotz!

Wiegand: Wenn du vielleicht fertig bist. . . .

Dorothee: Sprich doch! Ich warte darauf! Es hindert dich ja keiner! (Sie sieht ihn herausfordernd an.)

Wiegand: Himmeldonnerwetter . . .!

Dorothee: Ja, fluche nur! Fluchen ist ja immer eure letzte Zuflucht. . .

Wiegand: Ich sehe, es geht nicht! (Er wendet sich zum Gehen.)

Dorothee: Erst will ich wissen, wie du dich entschieden hast?

Wiegand: Dann sei also vernünftig!

Dorothee: Nimmst du Marenholdts Vorschlag an?

Wiegand: Ich habe dir schon vor einer Stunde gesagt, ich kann nicht darauf eingehen.

Dorothee: Du hättest dich ja besinnen können.

Wiegand: Nein! Ich bleibe, wo ich bin und was ich bin! Ich lasse meine Leute hier nicht im Stich!

Dorothee (lauernd): Ist denn irgend etwas passiert, daß das auf einmal so fest steht?

Wiegand: Ich habe mich mit Dubsky ausgesprochen, wir haben uns geeinigt!

Dorothee: Wußte er denn schon von der Ministergeschichte?

Wiegand: Ja, merkwürdigerweise! Er fing selbst davon an. . . .

Dorothee (springt auf): Und mir hat er beim Grabe seiner Mutter geschworen, er will's niemand weiter sagen!

Wiegand (verblüfft): Beim Grabe seiner Mutter? Dir auch?

Dorothee (stürmisch): Und so gut er mich belogen hat, so gut wird er dich auch belügen! Merkst du jetzt, was du an ihm hast?

Wiegand (beherrscht sich mühsam): Dorothee, von wem wußte Dubsky die Ministergeschichte? Es sollte doch Geheimnis bleiben! Etwa von dir?

Dorothee (triumphierend): Ja, von mir! Von mir!

Wiegand: Also nicht von Marenholdt?

Dorothee: Marenholdt hat kein Wort verraten! Ich war's! Ich habe Dubsky vorgeredet, du hast den Posten schon angenommen, es ist alles abgemacht! Jetzt geht er herum und schreit die Neuigkeit auf allen Straßen aus! Begreifst Du jetzt, daß du keine Wahl mehr hast? Daß du fort mußt, ob du willst oder nicht?

Wiegand (ausbrechend): Und mit solchen Mitteln hast Du mich zwingen wollen, Weib?!

Dorothee: Es war ja zu deinem Besten! Ihr Männer wollt's ja nicht anders haben! Bitten und Vorstellen hilft nichts, also heißt es klug sein und von hinten herum kommen!

Wiegand (mit großen Schritten auf und ab): Nein, darauf war ich nicht gefaßt! Daß Dubsky mich belügt . . . . Gut! Er muß lügen, wie das Opus-

sum stinken muß! Aber daß das Weib, das man lieb hat, hinter dem Rücken des Mannes hinterlistige Intriguen spinnt ....

Dorothee (erregt): Gemeinheit! Mich mit Dubsky in einen Topf zu werfen! Weil man nicht mit ansehen will, wie sich so ein Mannsbild verbraucht und verzehrt!

Wiegand (in heftigster Erregung vor ihr stehen bleibend): Weib, ich lasse mir meinen Weg nicht vorschreiben! Ich lasse mir keinen fremden Willen aufzwingen! Nicht von dir und nicht von Dubsky, ich kann nur mir selbst und meiner Ueberzeugung folgen!

Dorothee (ebenfalls aufs äußerste erregt): Gut! Das Weib hat das gleiche Recht wie der Mann! Ich hab's nicht umsonst von dir gelernt! Meine Ueberzeugung ist, daß unser ganzes Leben hier nur noch ein Selbstbetrug ist, und daß wir zu Grunde gehen! Deshalb mach' ich Schluß.

Wiegand: Was soll das heißen?

Dorothee (wirft den Kopf zurück): Ich gebe dir bis heute abend Bedenkzeit! Bleibst du dann eigensinnig, so gehe ich allein! .... Und den Jungen nehm' ich mit!

Wiegand: Himmeldonnerwetter! Du bleibst, und der Junge bleibt ebenfalls!

Dorothee: Ah! Bin ich also kein freies Weib? Darf ich nicht nach meiner Ueberzeugung handeln?

Wiegand (weich): Dorothee, komm' zur Einsicht!

Dorothee (wieder herausfordernd): Ich will doch sehen, ob du mich mit Gewalt halten wirst, Herr Weltverbesserer!

Wiegand (schweigt einen Augenblick, dann sich umkehrend): Tu', was du mußt! (Er geht nach rechts gegen die Anhöhe.)

Dorothee (erschrocken hinterher): Was ist denn los? Wo willst du denn hin? .... Bruno!

Wiegand (dreht sich um, finster): Bitte, du bist ein freies Weib! Liebe ist nichts, Ueberzeugung alles! Also, wenn sich unsere Wege scheiden sollen .... Leb' wohl! (Rechts oben ist)

Lanzinger (erschienen, erblickt Wiegand): Ah, da bist du ja!

Wiegand (kurz angebunden): Was gibt's?

Lanzinger: Ich wollte dir nur offiziell mitteilen, daß ich übermorgen abreise. Halb und halb weißt du es ja schon.

Wiegand (legt Lanzinger die Hand auf die Schulter): Lanzinger! Kerl! Hat dir das lumpige bißchen Geld, was du geerbt hast, total den Kopf verdreht? Bedenk', was das heißt, eine Insel der Seligen aufgeben!

Lanzinger (verwundert): Mir scheint, wer selbst auf der Suche nach neuen Lebensformeln und Sensationen ist, sollte doch anderen nicht den Weg dazu verbarrikadieren ....

Wiegand (mit Ahnung): Deutlicher, mein Sohn! Deutlicher!

Lanzinger: Oder willst du als Minister von Tecklenburg die Insel der Seligen weiterführen?

Wiegand: Als Minister von Tecklenburg ....! Wann hast du das von Dubsky erfahren?

Lanzinger: Vor fünf Minuten! Die ganze Insel ist schon voll davon!

Wiegand (zu Dorothee): Hast du's gehört, Weib?

Lanzinger: Ich habe ja nie begriffen, wie jemand einem ideologischen Phantasma zuliebe sein schönes Geld an eine Horde von ungewaschenen Bohemiens hinauswerfen kann! Jetzt versteh' ich deine innerste Tendenz besser! Du hast dir damit eine Brücke schlagen wollen zur bürgerlichen Gesellschaft zurück! Du hast der Welt dein Organisationstalent vordemonstrieren wollen! Jetzt, wo du damit reüssiert hast, jetzt stößt du das Sprungbrett beiseite! Ein sehr ingeniöser Plan!

Wiegand (in plötzlichem Ausbruch): Geh'! Geh' auf der Stelle! Oder bei allen Teufeln ...! (Er macht eine drohende Geberde.)

Lanzinger (achselzuckend): Ah, du willst den Kato weiterspielen! Dann Pardon! (Er geht rechts, woher er gekommen, ab.)

Wiegand (aufgerichtet zu Dorothee): Dein Mittel hat gewirkt! Freust du dich?

Dorothee (geknickt): Ach, hör' doch nicht auf den dummen Jungen! Hör' auf mich, Bruno! Und auf Marenholdt! Ich hab' es gut gemeint! Wenn ich mich wirklich versehen hab' ... verzeih! (Sie streckt ihm die Hand entgegen.)

Wiegand (kehrt sich schweigend ab).

Dorothee (weich): Willst du mir nicht die Hand geben?

Wiegand (abgewendet): Du hast ein falsches Spiel mit mir gespielt, Dorothee! Du hast mir vielleicht meine ganze Zukunft durchkreuzt! Du hast mir klipp und klar erklärt, daß du dich von mir trennen willst ...

Dorothee (wie vorher): Und das hast du geglaubt, du Kindskopf du?

Wiegand: Ich weiß selbst nicht mehr, was ich glauben soll und was nicht. Ich bin etwas irre an meiner Menschenkenntnis geworden.

Dorothee: Also keine Hand, keinen Blick?

Wiegand (immer abgewendet): Ich komme nicht so schnell drüber weg, Dorothee ...

Dorothee (wendet sich ebenfalls ab, nach einer Pause): Was willst du tun?

Wiegand: Was jetzt kommt, ist Einkehr und Rechenschaft ...

Dorothee (wieder mit Wendung zu ihm): Und dabei soll ich dir garnicht ein bißchen mehr helfen?

Wiegand (schüttelt den Kopf): Nein! ... Ich habe mich zu verantworten! Vor mir selbst und vor den andern! Dazu muß ich allein sein. (Er geht, ohne sich umzusehen, rechts ab.)

Dorothee (sieht ihm nach, wischt sich über die Augen): Und er meint, ich werd' ihm den Gefallen tun und ihn allein lassen? ... So ein dummer, dummer Kerl!

Vorhang.

(Schluß folgt.)

Hermann Kurz in der Zeit seines Werdens.

Biographische Mitteilungen von Isolde Kurz in Florenz.

2.

Aus dem Umstand, daß ihr dreijähriger Hermann, wenn die Mutter ihn Sonntags mit sich zur Kirche nahm, nachher zu Hause auf einen Schemel stieg und im Predigerton Verslein und Gebetlein herunter schnurrte, hatte die Familie auf seine innere Berufung zum geistlichen Amt geschlossen und darnach über sein Los bestimmt. Doch wäre vielleicht auch ohne diese Aeußerung des kindlichen Nachahmungstriebs und ohne den glühenden Wunsch der weiblichen Familienangehörigen, ihren Liebling dermaleinst als wohlbestallten Pfarrherrn auf der Kanzel zu sehen, der Würfel nicht anders gefallen. Denn die Ausbildung an den theologischen Seminarien war unentgeltlich, ein Vorteil, den zu verschmähen bei der bedrängten Vermögenslage der Familie als ein Frevel gegolten hätte. So wurde der Jüngling unausweichlich diesen Weg gezogen und er betrieb im Tübinger Stift seine theologischen Studien und was damit zusammenhing, pflichtgetreu, wie alles was er tat, aber ohne innere Befriedigung.

Doch neben der dürren unfruchtbaren Heide seines Brotstudiums tat sich ihm auf der Universität das grüne Wunderland der Poesie weit auf. Durch Uhlands Vorlesungen wurde er in den Urwald der deutschen Mythen eingeführt und er hatte das Glück, an den poetischen Stilübungen teilzunehmen, die der Meister mit den begabtesten seiner Schüler abhielt. Die jungen Leute reichten Gedichte ein, die Uhland anonym vorlas und kritisierte; so machte er sie nicht durch öde Theorie, sondern durch die Analyse ihrer eigenen poetischen Versuche mit den Gesetzen des Schönen vertraut und wirkte aufs lebendigste für die Kultur der Jugend. Wie manche Poetasterei, die das Schöne im Schwulste suchte, wurde durch dieses einschneidende und doch persönlich schonende Verfahren zum Heil für die Nation im Keime erstickt. — Hermann Kurz legte seine Maulbronner Erstlinge und einige spätere Produkte vor; die Uhlandsche Kritik hat er treulich unter die Manuskripte eingetragen und aufbewahrt. Bei einem Liedchen im Volkston warnt der Meister vor Nachahmungen des Volkslieds, „weil sie leicht in einen tändelnden Ton verfallen", welche Klippe er übrigens selbst in seinen Balladen nicht durchweg vermeiden konnte. An der Pilgerfahrt [1]) rühmt

[1]) Band I, Seite 3.

er „die erfreuliche Ausführung gemütlicher, mit lyrischer Sicherheit ausgesprochener Gefühle und Ahnungen". Die andern von Uhland rezensierten Gedichte, darunter zwei mit besonderem Lob bedachte, das Sonett „An die flüchtigen Polen" und die „Uhr" wurden in die erste bei Hallberger erschienene Gedichtsammlung aufgenommen, sind aber aus den späteren Gesamtausgaben weggeblieben.

Von Uhland wurde der junge, aber damals schon gefeierte Anfänger auch außerhalb des Hörsaals herangezogen und ausgezeichnet; im Uhlandschen Hause knüpfte er vielfach literarische Beziehungen an, unter anderen mit Lenau, der auf kurzen Besuch nach Tübingen gekommen war. Als dieser beglückende Verkehr schon im Jahr 1833 durch Uhlands Vertreibung von seinem Lehrstuhl unterbrochen wurde, rief der Schüler dem verehrten Meister ein schmerzbewegtes Sonett nach [1]).

Auch zur dramatischen Muse trat die studentische Jugend in Beziehung, denn einer der geistig bedeutendsten unter den Professoren, der originelle Moritz Rapp, hatte in seinem Haus an der Neckarhalde eine Liebhaberbühne eingerichtet, wo klassische Stücke nebst seinen eigenen aufgeführt wurden. Hermann Kurz war unter den Mitspielern; er erinnerte sich noch in späteren Jahren mit Belustigung, wie er einst als Montgomery in der Hitze des Kampfes sich nicht entschließen konnte, von den Händen der Jungfrau zu fallen, sondern den schwächeren Kommilitonen, der diese Rolle spielte, grimmig fechtend zur Bühne hinausdrängte.

Zu jener Zeit ging in Tübingen noch die Poesie lebendig in der Gestalt des irrsinnigen Hölderlin um, den eine Studentengeneration der andern pietätvoll ans Herz legte. Auch Hermann Kurz besuchte ihn zuweilen in seinem Erkertürmchen am Neckar, das noch in meinen Tagen als ein Wahrzeichen der Stadt mit Stolz und Liebe betrachtet wurde, bis es in einer kalten Winternacht, die ich nie vergesse, durch Brandstiftung in Rauch und Asche sank. — Hölderlin soll bei solchen Besuchen still und freundlich gewesen sein wie ein Kind; doch konnte er auch unangenehm werden, wenn einer nicht das Glück hatte, den rechten Ton zu treffen. Er war die Höflichkeit selbst und überschüttete seine Besucher mit den erstaunlichsten Titulaturen; er selber wollte mit „Majestät" angeredet sein, doch gab er sich auch mit dem Titel „Herr Bibliothekar" zufrieden; denn die Hoffnung auf einen Bibliothekarsposten war noch, kurz bevor sein Leiden unheilbar wurde, als letzter Lichtblick in sein zerrüttetes Dasein gefallen, und dieser Lichtblick folgte ihm in die geistige Nacht hinüber. Die kleinen Züge, die mein Vater von jenen Besuchen erzählte, habe ich leider vergessen. Daß der Unglückliche seinen Namen nicht mehr kennen wollte und sich auf den Blättchen, die er den Besuchern auf ihre Bitten vollschrieb, Sgartanelli unterzeichnete, ist bekannt. Durch die innere Verfinsterung warf der Genius jene überirdischen Strahlen, die weite, geheimnisvolle Gebiete so wundersam erleuchten; Gedichte voll stammelnden Tiefsinns, oft noch ergreifender als was er in gesunden Tagen gedichtet hat, flossen aus seiner Feder. Mein Vater besaß verschiedene dieser Blättchen, hat sie aber im Lauf der Jahre alle an Freunde

---

[1]) Seite 39.

verteilt. — Als er im Juni 1843 die Nachricht vom Tode Hölderlins erhielt, schrieb er einem jüngeren Kunstgenossen: „Es ist mir, nicht als ob einer gestorben wäre, sondern als ob ein Geist aufgehört hätte zu wandeln."

Abgesehen von seinem literarischen Umgang fand der junge Mann in Tübingen keine Geselligkeit außerhalb der studentischen Kreise. Das alte Städtchen mit seinem seltenen landschaftlichen und baulichen Reiz lag abseits vom Verkehr und befand sich in sehr zurückgebliebenem Zustand. War doch noch zu meiner Zeit, also ein Menschenalter später, die Pflasterung so ungenügend, daß bei Regenwetter sich breite gelbe Schlammströme die steilen Gassen herabwälzten. Von den Säulen des Tanzsaals im Museum pflegte ein witziger Spötter zu sagen, daß sie „auf Stiftlershöhe" schwarz seien. Alle Lebensverhältnisse waren kleinlich und bäurisch, der Ton plump, selbst in vielen Professorenfamilien hielt man nichts auf gesellschaftlichen Schliff, die Frauen als soziales Element fehlten ganz. Der Student war die Hauptperson, er herrschte fast schrankenlos, sah weltentief auf den „Philister" herab und genoß auf seine Weise das Leben. Aber Weltkenntnis konnte er keine gewinnen, er konnte keine weitreichenden Verbindungen anknüpfen, sich von dort keinen Weg in ein größeres Leben hinausbahnen. Deshalb fiel nach durchschwärmten Universitätsjahren das Tor des Paradieses hinter ihm zu und er wurde selber „Philister." Doch auch an dieser kurzen Burschenherrlichkeit hatte der „Stiftler" nur einen sehr beschränkten Anteil, weil er durch die Regeln des Stifts an einen bestimmten Tagesplan gebunden war.

In den Anfang der Universitätsjahre fällt der erste, aber noch anonyme Schritt, den Hermann Kurz in die Oeffentlichkeit tat. Er hatte als ein begeisterter Verehrer der englischen Poesie schon in der Maulbronner Zeit, als er eben erst mit einigen Kameraden durch Nebenstudium des Englischen etwas mächtig geworden war, unter Mitwirkung seines Stubengenossen Eduard Zeller und des schon genannten Edmund Bilhuber eine Anzahl Gedichte von Byron, Moore und anderen übersetzt und die Auswahl in Tübingen noch ergänzt; ein gutmütiger Reutlinger Vetter, der Buchdruckereibesitzer war, fand sich willig, das Bändchen unter dem Titel: „Ausgewählte englische Poesien in teutschen Uebertragungen" in Verlag zu nehmen. Den Mißerfolg des ganz unreifen Werkchens, das in seinem löschpapiernen Gewand auch nicht einmal die Augen bestechen konnte, hat der Dichter in seinen „Jugenderinnerungen" humoristisch dargestellt; aus der ersten Abrechnung des Verlegers stammt das geflügelte Wort: „So stehet es mit den Poesien." Die launige „Epistel eines Autors an den andern"[1]) bezieht sich auf dasselbe Malör. Aber das Pech, das diesem Bändchen anhaftete, ging noch weiter, als der Dichter erzählt hat. Als er nämlich mit seinem Freund Bilhuber nach Reutlingen ritt, um die Freiexemplare persönlich in Empfang zu nehmen, hatten sie dort so lange zu warten, daß sie auf dem Heimweg die „Philistersgäule" fast immer galoppieren lassen mußten, um die Stunde des Nachtessens im Stift nicht zu versäumen. Da stürzte im „Burgholz," einer jetzt verschwundenen Waldpartie, als es schon dämmerte,

[1]) S. Hermann Kurz, Sämtliche Werke, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer, Band 1, S. 51.

des Dichters Pferd, er konnte zwar wieder aufsteigen und auch das Stift wurde rechtzeitig erreicht, aber o Schmerz, nun zeigte sich's, daß ihm beim Sturz die Exemplare unbemerkt entfallen waren, und als nach dem Essen die Unglücksstelle abgesucht wurde, waren sie nicht mehr zu finden. Wohlmeinende Basen suchten das Mißgeschick des Reiters durch die Vermutung zu erklären, daß das Pferd wohl an jener Stelle den gespenstischen Schimmelreiter gewittert habe, der damals noch in dortiger Gegend die Wanderer mit dem Kopf in der Hand zu bekomplimentieren liebte. Wie der Dichter bald danach den Verleger für den schlechten Absatz der „Poesien" durch ein neues Volksbuch entschädigte, zu dem er die Vorrede dem Setzer aus dem Stegreif in die Lettern diktierte, ist gleichfalls in den „Jugenderinnerungen" zu lesen.

Unter den Lehrern am Stift glänzte vor allem David Friedrich Strauß, dessen „Leben Jesu" noch während Hermann Kurz' Studienjahren erschien. Durch seinen Umgang war der Jüngling vorübergehend in die Philosophie hineingezogen worden, der er sich eine Zeitlang mit größtem Eifer hingab, um doch in Bälde zu empfinden, daß dies nicht sein eigentliches Lebenselement sei. Der junge Lehrer selbst, der bald zu dem Schüler in freundschaftliche Berührung trat, war unter den Ersten, die seinen wahren Beruf erkannten und Strauß wurde auch späterhin nicht müde, dem Poeten zuzurufen: „Dichten müssen Sie, beileibe nicht spekulieren." [1]) Zu einem andern jugendlichen Gestirn unter seinen Lehrern, dem damaligen Repetenten Friedrich Theodor Vischer, konnte der junge Student keine Stellung gewinnen: Zwei Menschen von großen Anlagen aber grundverschieden in den Instinkten und beide jugendlich unduldsam, mußten der herben Schwabennatur den Zoll zahlen, sich bei nächster Nähe innerlich fremd zu bleiben! Vischer verkannte, wie er mir selbst einmal gestand, in dem jungen Romantiker, der auch im Stift sein sondergängerisches Wesen fortsetzte, den mann-

[1]) Freilich könnte es nach dem einzigen, der Oeffentlichkeit bekannt gewordenen Zeugnis, das Strauß über meinen Vater ablegte, einem Brief an seinen Freund Rapp (herausgegeben von Zeller) scheinen, als ob er aus einer kühlen überlegenen Höhe auf den Dichter herabgeblickt hätte. Allein dieser ziemlich abfällig gehaltene Brief stammt aus Strauß' letzten verbitterten Jahren, wo er die Welt durch einen Schwarzspiegel ansah und die Erinnerung ihm die Dinge verzeichnete. Sonst hätte er nicht klagen können, die politischen Tendenzen hätten den „Sonnenwirt" verpfuscht, da es doch gerade die Tendenzlosigkeit seiner Kunst war, die den Erfolg des Dichters bei den Massen hinderte. Dagegen fanden sich in meines Vaters Nachlaß einige Briefe von Strauß aus seiner besten Zeit, worin er den Leistungen des Dichters die freudigste unbedingteste Anerkennung entgegenbringt. „Vor Ihren philosophischen und mythologischen Studien," schreibt er das eine mal, „habe ich alle Achtung, auch Ihre Ueber- und Fortsetzung von Tristan und Isolde mit Vergnügen gelesen; Ihr eigentlicher Beruf aber ist, uns zu erzählen, wobei ich Ihnen immer zuhören möchte." — Und an einer andern Stelle heißt es: „Wie Sie sich durch mythologische Studien angezogen fühlen, ist mir sehr begreiflich, und ich kann mir auch denken, daß dergleichen Zwischenbeschäftigungen auch wieder der Poesie zu Gute kommen werden. Denn wäre das nicht, wäre vielleicht zu fürchten, daß Sie durch gelehrte Arbeiten von den poetischen abgezogen würden —: dann müßte ich Ihnen unerbitterlich das Merckische zurufen: . . ., das können die andern auch! — das wenigstens kann ich Ihnen sagen, wenn ich imstande wäre wie Sie Lebendiges zu schaffen, so ließe ich die Toten ihre Toten begraben." Auch die im Text zitierte Stelle ist einem dieser Briefe entnommen.

haften, pflichtbewußten Kern; der äußerst sensible Hermann Kurz dagegen fühlte sich durch manche Aeußerung des damaligen Vischerschen Wesens befremdet, besonders durch die Brehmiade, deren trauriger und schauriger Gegenstand ihm in den Briefen seiner Mutter menschlich nahe gerückt worden war. Erst als reife Männer lernten sie sich gegenseitig hochschätzen, doch ohne die frühen Mißverständnisse völlig verwischen zu können. Vischer selbst, dessen große Natur sich bei zunehmendem Alter immer ins edlere und schönere entfaltete, hat mir einmal viele Jahre nach meines Vaters Tode in der würdigsten Weise das Herz darüber ausgeschüttet und er suchte das Versäumnis, dessen Schuld er vielleicht mit Unrecht sich allein beimaß, durch das herzlichste Wohlwollen an der Tochter gutzumachen.

Im Stift nannten sie Hermann Kurz „das blaue Genie“ oder kurzweg „den blauen,“ welcher Spitzname bis in seine Mannesjahre an ihm hängen blieb. Er selber erklärt ihn im „Wirthaus gegenüber“ scherzhaft durch eine von blauen Schnupftüchern stets gefärbte Nase, womit er nicht nur sich selbst zu nahe tritt, sondern auch der guten Tante Kenngott, die ihm damals noch die Wäsche besorgte und die in der klassischen Stadt der Färber sich besser auf waschechtes Zeug verstanden haben muß. Der wahre Grund soll des Dichters Vorliebe für bläuliche Röcke gewesen sein, mit denen er gegen das rigorose Schwarz der Stiftstracht verstieß.

Im Tübinger Stift, dem ehemaligen Augustinerkloster, das hoch von der „Neckarhalde“ aufs Tal herniederschaut und schon durch sein Aeußeres den Zwang seiner mittelalterlichen Einrichtung ausdrückt, hat von je ein besonderer und ein sonderbarer Ton geherrscht. Die äußere Einschränkung und Absperrung von allem Weltwesen bei einem mächtig vollen Schulsack gaben dem schüchternen Mittelschlag der Zöglinge einen Stempel fürs ganze Leben mit, ein unbeholfenes und zugleich selbstgenügsames Wesen, das man eben nur mit dem Wort „stiftlerisch“ bezeichnen kann; bei den stark angelegten führten sie zur Ueberspannung und inneren Revolte. Je größer der Zwang, desto schrankenloser der Freiheitstrieb, je reizloser die äußere Welt, desto höher der Flug der Phantasie. Auch war ja fast aller geistige Adel des Landes aus dem Stift hervorgegangen, es gab also eine Genietradition, und die Nachstrebenden verehrten die großen Namen der früheren Promotionen wie die Griechen ihre Heroen. Was nun aber den Ruhm der Anstalt ausmachte, das war zugleich ihr Vorwurf; denn eben jene Genies waren ja zumeist entlaufene oder „hinausgeworfene“ Stiftler, und der Kultus, den die Nachfolger mit ihnen trieben, verschärfte noch die Opposition gegen das Stift und seine engherzige Regel. Man erbaute sich an ihren Taten, ahmte sie nach, besang und dramatisierte sie und sah diese Studentenstreiche gewissermaßen symbolisch an als den Kampf des Lichts gegen die Finsternis. Das gab natürlich ein hochgespanntes Gefühl der eigenen Persönlichkeit, eine jauchzende Simsonsstimmung, die das Tor der Philisterstadt aus den Angeln heben oder sie und sich unter ihren Trümmern begraben möchte. Hermann Kurz, der feurigste von allen, hat dieses überreizte Geniewesen im „Wirtshaus gegenüber“ mit blendenden Farben dargestellt: eine kleine Studentengenossenschaft, die sich im Gefühl ihrer höheren Kultur und ihrer Fähigkeit zum künstlerischen Lebensgenuß

vom eigentlichen Studentenleben fernhält um in geistigen Symposien zu schwelgen. In dieser Novelle hat er seine Person in zwei Hälften gespalten: die eine noch jugendlich gährende, unreife stellt seinen damaligen Menschen unter dem Cerevisnamen Caeruleus dar, die andere geläuterte und menschlich gereifte einer etwas späteren Zeit hat er in die Hülle seines Freundes und Kommilitonen Rudolf Kausler gekleidet und zur Hauptperson der Erzählung gemacht. Denn der wirkliche Rudolf Kausler war nach allem was ich von ihm weiß, eine viel stillere und scheuere Natur als dieser gebietende Ruwald, in dem der Verfasser sich selbst so völlig mit dem Freunde verschmolzen hat, daß er ihm nicht nur seine eigenen Gesinnungen und die Art seines Auftretens, sondern auch seine frühen Herzenserfahrungen und sein erstes Liebesgedicht unterschiebt. Doch zeigt die überlegene Rolle, die er ihn hier spielen läßt, wie hoch er den Freund schätzte und welche inneren Kräfte er ihm beimaß. — Auch Rudolf Kausler, der Mann mit dem feinen leidenden Schillerkopf, war ein geborener Poet, aber eine jener Naturen, die so tief ins poetische Element versinken, daß sie fast unfähig werden, es zu formen. Er hat später als Nachzügler der Romantiker in einer von der Romantik abgekehrten Zeit ein paar feine stille Novellen geschrieben, die im Lärm des Jungen Deutschlands verhallt sind. Eine edle, ebenso zarte wie feste ureigene Persönlichkeit, die verdient hätte, als Vorbild weithin sichtbar dazustehen und die nichts erreicht hat, als was sie in sich selbst besaß. Ihm ist das Lebenslos noch viel karger gefallen als seinem Freunde Hermann Kurz, denn ihm gelang es nicht, sein Wesen in dauernder Gestalt vor die Nachwelt zu bringen, und für seine hohe Kultur hatte das arme Land keine bessere Verwendung als eine Dorfpfarrei, wo er ein einsames, fast schattenhaftes Dasein führte.

Jetzt aber segelten die Freunde noch mit tausend Masten, und der stürmenden jungen Schar schien die Zukunft zu gehören. Erstaunliche Frühreife, Weite des Horizonts, Fertigkeit und Sicherheit des Geschmacks und Urteils und eine universelle literarische Bildung war die Signatur des ganzen Kreises um Hermann Kurz. Dazu gehörte neben Adalbert Keller, dem gelehrten Germanisten, der Zeitlebens einer von des Dichters Getreusten blieb, vor allen der reichbegabte Ludwig Seeger, der behäbige Reutlinger Gottlieb Finckh, wegen seines grotesken Aeußern der „Ostjäck“ genannt; ferner der geistvolle und tiefangelegte Hermann Mögling, Kauslers Intimus, der sich später der Religion in die Arme warf und als Missionar nach Indien ging, wohin ihm der Benjamin des Kreises, der liebenswürdige und allgeliebte Gottfried Weigle, nachfolgte, um dort den Tod zu finden.

Zu diesen tritt noch eine verhüllte Gestalt, vielleicht die anziehendste von allen, der „Gerettete“ aus den schönen Gedichten, die diesen Titel führen [1]). Das Wesen dieses Jünglings mußte den Dichter tief berührt haben als ein Stück lebendiger Poesie, und sein Tod griff ihm nahe ans Herz. Ich weiß nichts von ihm als daß er Hermann Günzler hieß und daß er am 13. November 1835 starb; irgendwo äußert der Dichter über ihn, daß er am Uebergang vom Märchen ins Leben zu Grunde gegangen

[1]) Sämtliche Werke, Band I, Seite 35.

sei. Ich habe immer bedauert, daß das Gedicht „Der Bedrängte“ aus dem Zyklus des „Geretteten“, das diese Gestalt so schön in wenigen unvergeßlichen Strichen festhält, aus beiden Gesamtauflagen weggeblieben ist. Es möge deshalb hier stehen an Stelle der nicht mehr aufzufindenden Personalien.

Der Bedrängte.

Die Götter haben
Dem Freunde verliehn
Des Gefühles tiefe Gewalt,
Und uns zu laben
Und an sich zu zieh'n
Die reizende Gestalt. —
Und seine Gesellen
Die scharfen und hellen,
Die Seelenrichter,
Haben ihm erregt mit kluger Rede
Des Zwiespalts Wellen
Und innere Fehde
Und getrübt die braunen Augenlichter.
Aber die Wangen stehn in Jugendblüte,
Und ins Reich des Klanges,
Wo sie verrauschen,
Die Mächte des friedlichen Dranges,
Ist er geflüchtet, mit stillem Gemüte
Selig zu lauschen.
So ist ihm der Kampf gelind,
Und er ist für die Feinde blind:
Er mag nicht kriegen,
Er mag nicht siegen,
Er mag nicht herrschen, er mag nicht dienen,
So steht er mitten unter ihnen,
Ein sinnendes, schmerzlich lächelndes Kind.

Dies war der kleine Menschenbund, mit dem der Dichter damals nach seinen eigenen Worten „ein ganzes volles Leben durchgelebt“ hat. Rechnet man nun auch noch den Verkehr mit Silcher hinzu, für dessen schöne Volksweisen Hermann Kurz um jene Zeit die Lieder dichtete, die gleich an allen Enden widerhallten, so muß man bekennen, daß die Jugend des Dichters trotz aller Kämpfe und Entbehrungen doch eine unendlich reiche und glückverheißende gewesen ist.

Das Bild der Universitätszeit wird noch vervollkommnet durch das der Vakanzen, die nach gastlich altschwäbischer Sitte meist auf dem Land in verwandten und befreundeten Pfarrhäusern verbracht wurden. Dort verkehrte männliche und weibliche Jugend auf unschuldig vertrautem Fuß, man las und musizierte zusammen und machte gemeinsame Ausflüge, und da die Verwandtschaften sich durchs ganze Land verzweigten, war es nicht schwer, in jedem der hübschen Kinder eine nähere oder fernere Cousine zu entdecken; dem Vetter aber, zudem wenn er hübsch und unterhaltend ist, kann das „Bäschen“ ein Küßlein in Ehren nicht abschlagen. So spinnen sich

leicht fast gleichzeitig eine Reihe kleiner Verhältnisse an, die halb geschwisterlicher Natur und halb mehr sind und neuen Reiz ins Leben bringen. Zwar in den ersten Universitätsjahren war das Herz des Dichters noch in festen Händen. In der Familie Bilhuber wurde lange und wird vielleicht noch eine zierliche Abschrift der Fritjofsage in der Helvigschen Uebersetzung aufbewahrt, die der junge Hermann Kurz für die Schwestern Luise und Pauline anfertigte, „eine Handarbeit so mühsam wie die kunstreichste Stickerei“ schrieb mir Edmund Bilhuber darüber.

Was ihm das um mehrere Jahre ältere Mädchen so teuer machte, war, daß er in ihr Zug für Zug das Wesen seiner Mutter wieder zu finden glaubte. Als die Freundin nach einigen Jahren gemeinsamen poetischen Schwärmens eine prosaische Verlobung einging, gab ihm diese Erfahrung schwer zu schaffen, obwohl er es ja nicht anders hatte erwarten können, und als sie schon 1836 nach kurzer Ehe starb, traf ihn ihr Verlust zum zweiten Male tief ins Herz. Nur seinem Rudolf Kausler hat er sich darüber ausgesprochen; später nannte er den Namen des Mädchens niemals wieder. In jenen Tagen aber schloß er ein Sonett über die Rose und die Nachtigall mit den Strophen:

Der Sänger weint: Ob sie mir längst verloren,
So muß ich doch zum zweiten mal ertragen
Den Schmerz, der immer wieder wird geboren.

Denn immer werden süße Rosen sterben,
Und ewig werden Nachtigallen klagen,
Daß Schönheit, Huld und Liebe muß verderben.

Unterdessen hielt in der alten Vaterstadt die Dote noch immer das Nest für den Ausgeflogenen warm. Die bei aller Einfachheit grundgescheite Frau war jetzt aus ihrer vormundschaftlichen Rolle in die einer Freundin und Vertrauten übergegangen und fuhr dabei fort in mütterlicher Weise für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. Zwar fiel es ihr schwer sich zu überzeugen, daß der süße Mandelbrei, einst die Leibspeise des Knaben, die sie jetzt auch dem Jüngling nach heißem Ritte als Leckerbissen vorzusetzen pflegte, nicht mehr denselben Beifall fand; aber im übrigen war sie elastisch genug, den Sprung in die neue Zeit resolut mitzumachen und sich aus der altväterischen Frau Dote in die moderne Tante zu verwandeln. Von ihren Briefen, die der Neffe an jedem Botentag empfing und wie Liebesbriefe hütete, hat er jeden Zettel aufbewahrt. Diese kleinen, pergamentartigen Papierwische bleiben jedem, der sie einmal in der Hand gehalten hat, unvergeßlich. Sie sehen aus wie Keilschrift und haben in ihrer lapidaren Kürze, in der Direktheit der Ausdrucks, die vor nichts zurückschreckt, und in ihrer ganzen erhabenen Einfalt etwas geradezu Monumentales. Da ihr unzerreißliches Papier sie vor dem Untergang schützt, werden sie vielleicht einmal einem künftigen Sprachforscher als Fundgrube für jenes „Alt- und Urdeutsch einer altschwäbischen noch halb gotisch redenden Stadt“ [1]) dienen, wenn er nämlich diese Gehörshieroglyphen, wie der Dichter sie nennt, weil

[1]) S. das Witwenstüblein.

die alte Frau nur dem Laute nach schrieb, entziffern kann. Unterdessen werden sie als kostbare Familienreliquie gehütet. Meist handeln sie zwar von den einfachsten, alltäglichsten Dingen, aber die tiefe Liebesmacht, die darin waltet, gibt ihnen einen unvergänglichen Zauber. Die alte Frau berichtet vom ausstehenden Gelde, das sie für den Neffen zusammentreibt: „Das Geld ist von drei Personen bis wir es zu Samen gebracht haben" — von seiner Wäsche die sie ihm besorgt und flickt: „Sick die schwarze Henter." [1]) Dazwischen gibt sie Familiennachrichten etwa wie folgt: „Leider ist der Gotthold wieder gestorben, die Eltern tauren mich sehr, es ist arg alle jahr eim Kind die Augen zu trücken, der liebe Gott wolle sie stärken, sie tauren mich Sehr." Oder: „Demmlers Kinder sind in einer Stund gestorben, er thut ärger [2]) als sie. Jakobs Frau hab ich glaubt, die Sterb an Halsweh, die ist recht übel dran gewesen." — Sie ängstet sich für ihres Lieblings Leben, wenn er ausreitet, und wenn er des Nachts einen finstern Wald passiert, so fühlt sie es aus der Ferne. „Die Waldangst," schreibt sie einmal, „habe ich gehabt wen ich es gleich nicht gewußt hab." Ein andermal: „Gottlob das du so glücklich durch den Wald gekonnen bist, wissen hate ich es nicht dörfen, ich wäre vergannen vor Elind. Der Johannes [3]) ist sehr vergnüt kommen wie es so gut geganen sey aber es ist keine halbe Stund an gestanden ist ein Stunten [4]) zu der Anamrei [5]) unter das Haus gekonnen hat nach dir gefragt, du seyst wider zurück gekonnen der Neckar sey aus geloffen da gein [6]) des Kreutz an. ach das vor meine Ohren keine traurige Botschaft konnen."

Und wieder in wachsender Angst um den geliebten Wildfang:

„Lieber Hermann. H. Veter hat mir 2 Gedicht geben ich soll es dir Sicken und gesagt du werftet wie rum [7]) Von Pferd gestürzt Sey, ich soll dir doch es Schreiben das du dein edles Leben nicht auf einer so elend mer [8]) einbüsest, von den hast du mir nichts gesagt, und doch hab ich so eine Angst gehabt bis ich einen Brief bekonnen hab das du noch lebest. ich bit dich Reit nicht nach Ehingen, was thust du so ein par Stund bey in [9]) kon lieber Freitag Morgen zu mir da kan man auch ein Wort mit einander reden wen man allein ist, deine wasch und alles was du wilst will ich an Freitag Sicken, wen du gleich hier bist. du kast sie helfen packen — — — ich bite dich um alles willen, Mach mir doch keine angst mehr wegen Reiten, lauf, lauf, [10]) aber aber kon nicht so Spat, Sonst mus ich vor Angst Sterben, wirklich [11]) bin ich Gottlob recht gesund und mag brot essen, konn ummer [12]) da wirst du es sehen. Deine dich liebete tante Pfarr. Kenngott."

[1]) Schick die schmutzigen Hemden.
[2]) jammert mehr.
[3]) Johannes Kurz, ein Bruderssohn meines Vaters, späterer Erzieher von Schillers Enkeln.
[4]) Student.
[5]) Annamarei, die alte Magd. Siehe „Jugenderinnerungen" S. 97.
[6]) ging.
[7]) werdest wiederum.
[8]) Mähre.
[9]) ihnen.
[10]) Schwäbisch für „Geh zu Fuße."
[11]) Schwäbisch für gegenwärtig.
[12]) herüber.

Das letztere ist ihr gewöhnlicher Schluß, manchmal unterschreibt sie sich auch schlechtweg „deine Tante bis in Tod."

Doch nicht allein des Neffen leibliches Wohl ist ihre Sorge, sie ahnt und fühlt auch seine Seelenkämpfe mit, als er mehr und mehr mit dem theologischen Studium in Zwiespalt gerät. Und gerade ihre tiefe echte Frömmigkeit macht sie gegen den Zweifelnden nachsichtig, da sie die Redlichkeit seines Herzens kennt und ja in allem, was geschieht, Gottes Finger sieht. „Was du nicht fasen kanst," schreibt sie einmal, „das denke Gott wolle dirs for jez nicht auferlegen." Seine innere Unruhe macht auch ihr schlaflose Nächte; als er in einer Saulsstimmung dem jüngeren Bruder, der ihn darum angeht, seine geliebte Flöte weggibt, die schon in den Wäldern Maulbronns seine treue Begleiterin war, damit nun auch kein Wohlklang den verstörten Sinn mehr beschwichtige, da fühlt sie den Riß in seinem Wesen schmerzlich mit. Wenn aber die Nachricht kommt, daß er sich befriedigter fühlt, jubiliert sie: — — „das du auch große Männer lieb bist weil du mir so lieb bist, so was macht mich so Reich, und so ein inner Fried, und so ein heißer Dank gegen Gott in mir."

Ich kann es mir nicht versagen, noch eines dieser Blättchen, der kritzligen Handschrift nach eines der letzten, in seinem Wortlaut wiederzugeben. Der Empfänger, der damals auf eigene Hand das Englische trieb, hat auf die Rückseite geschrieben: „Behold what a true and lovely letter!" Die alte Frau schreibt in ihrer unzusammenhängenden Satzbildung: „lieber Herman. ich danke dir auch Vor das Buch, wo du den l. Ernst gesick hast, es hat rechte gute Gedanken die uns zur Wirklichen Zeit wo nichts als Pest und Kriegsgeschrey ist, darfen wir unsere Herzen von der Welt losreißen und zum Himmel erheben, er[1]) ist wol noch weit fon uns entfernt, aber wir Sind auch nicht besser als andere, in Gottes nahmen der Herr thue was ihn wol gefalt, ich freu mich das du bald zu uns konnst, es gibt bald gute trauben, der liebe Gott erhalte dich gesund. lebwohl deine tante Pfar. Kenngott."

In ihren letzten Tagen, da der Husten, „der bös Kerl", über den sie oft in den Briefen klagte, immer mehr überhand nahm, ritt der Neffe beinahe täglich nach dem nahen Reutlingen zu ihr hinüber und „sah mit verzweifelnder Gewißheit wie das teure Leben nach und nach erlosch." „Sie aber war heiter," erzählt er im „Witwenstübchen", „das Meer des Irdischen rauschte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind hatte sie dem niederen Dunstkreise, dem sie sich schon zu entheben begann, zurückgelassen. Nur wenn sie mich ungeberdig sah, versprach sie mir, wieder gesund zu werden. So schieden wir an einem Augustabend unter tröstlichen Gesprächen, und noch einmal saß die Hoffnung mit mir zu Pferde, aber am andern Morgen hinkte mir die Todesbotschaft nach." [2])

Ihr letztes Brieflein, offenbar am Vorabend des Todes hingekritzelt, ist nur noch ein wirres Stammeln über Dinge, die ihren Liebling betrafen und schließt: „jez will ich meine Hoffnung auf Gott Sezen und der wird

[1]) Der Krieg nämlich.
[2]) 9. August 1834.

mich nicht verlassen." Darunter steht von der Hand des jüngeren Neffen: „O Gott! Hab Mitleid!"

Das Gedicht an ihren Tod, von Heyse in der späteren, gereifteren Form in die Vorrede versetzt, ist von dem neuen Herausgeber wieder in die Sammlung der Gedichte und zwar in seiner ursprünglichen, noch unvollkommeneren Gestalt aufgenommen worden.

Mit dem Hingang dieser prächtigen Frau riß das stärkste Band, das den Eigenwilligen mit dem ordnungsmäßigen Lebensgang, den die Seinigen ihm zugedacht hatten, verknüpfte. Seit er niemand mehr hatte, der ihn vor dem „bordierten Hütlein" warnte, und nicht mehr fürchten mußte, ein liebendes Herz zu betrüben, verfeindete er sich immer mehr mit der Anstalt, der er angehörte und die auch ihre Ehre wollte. Ein Bändchen satyrischer Epigramme, das er unter dem Titel „Fausts Mantelfahrt" drucken ließ, soll im Stift sehr böses Blut gemacht haben; eine mehrtägige Reise, die er ohne Urlaub im Interesse eines andern unternahm und deren Anlaß er aus Ritterlichkeit nicht bekennen wollte, wurde endlich der äußere Grund seiner Entlassung.

Jetzt war er frei, aber die Freiheit kostete ihn den Rest seines kleinen väterlichen Erbteils. Denn da er nicht in den Verdacht kommen wollte, als habe er vor dem „lumpigen Examen" Reißaus genommen, mußte er die Vollendung seiner Studien aus eigener Tasche bestreiten. Im Herbst 1835 bestand er die Prüfung mit Ehren und trat ein paar Wochen später bei seinem Onkel Moor, einem philosophisch gebildeten und freisinnigen Manne, in Ehningen bei Böblingen als Vikar ein. Aber der Widerspruch zwischen seinem Amt und seiner Ueberzeugung, der Zwang, dasjenige als Dogma zu predigen, was er nur als symbolische Wahrheit anerkennen konnte, machte ihn tief unglücklich. Nicht als ob damals ein besonders starrer dogmatischer Geist geherrscht hätte. Schon der Umstand, daß so viele der höchstbegabten die theologische Laufbahn wählten, mußte einen freieren Zug in die württembergische Geistlichkeit bringen. Konnte es doch vorkommen, daß der protestantische und der katholische Seelsorger ein und desselben Ortes auf kollegialem Fuße verkehrten, daß sogar gelegentlich der erstere die Funktionen des letzteren versah; ja in einem Fall, den ich kenne, ging die Toleranz so weit, daß ein gebildeter Rabbiner der dritte im Bunde war. Hermann Kurz hätte also ebenso gut wie manche seiner Kollegen, die in der gleichen Lage waren, sich mit seinem Gewissen durch die Erwägung abfinden können, daß jedes Bild des Unendlichen nur ein Gleichnis ist, während doch die Menge eine feste Form für ihre religiösen Bedürfnisse braucht. Aber in der Seele des Dichters liegt ein unwiderstehlicher, rücksichtsloser Wahrheitsdrang, und eine produktive Natur muß ihren eigenen Gesetzen gehorchen. Er fühlte sich ja nicht einmal äußerlich am rechten Platze, denn der Landaufenthalt, in dem ein Eduard Mörike, der nur auf die inneren Stimmen lauschen wollte, oder auch der zartgestimmte Rudolf Kausler sich wohl fühlen konnte, wurde ihm auf die Länge zur Qual. Seine feurige epische Muse wäre in der Einöde verkommen, sie verlangte ihre Nahrung aus dem Leben zu saugen, der Dichter selber brauchte die Berührung mit der Welt, wenn er sich nicht selbst verzehren sollte.

Seine innere Stellung zur Religion hat er, bald nach seinem Bruch mit der Theologie, in einem Brief an Rudolf Kausler ausgesprochen. In diesem Schreiben aus dem Jahr 1836 heißt es: — — — „Ich glaube eine Vorsehung und zwar eine individuelle: lieber Gott, wer sorgte denn sonst für uns Genies, blaue und graue (aus dem Lied: meine Mutter hat Gänse). Aber es ist ein Instinkt, denn eine Intelligenz wäre erbärmlich, es ist ein Instinkt, der einen gewissen Knaben vor großem Unglück bewahrte, der bei hohen Fällen oder Stürzen „seinen Engel gesandt hat, auf daß sein Fuß an keinen Stein stieße“, der ihn einmal vor wilden Pferden durch die Hand eines furchtsamen und sonst wahrhaft feigen Mädchens gerettet hat[1]). Ich glaube, es ist keiner was, der nicht diesen Glauben hat, und dieser Glaube hat mir oft geholfen. So auch jetzt und ich bins zufrieden, daß ich meinem Gesicht gegenüber eine Wand und keine Gemeinde habe.“

Kürzere Predigten sind wohl selten gehalten worden als die des Vikars Hermann Kurz. Eines Morgens ging er von Hause weg, während der alte Pfarrer sich noch ankleidete, und als dieser fertig war und ihm folgen wollte, fand er den Neffen auf dem Rückweg von der Kirche. — „Hast du deine Aufzeichnungen vergessen?“ fragt er bestürzt, „bleib, bleib, ich bringe sie dir gleich.“ — „Nein Onkel,“ ist die Antwort, „ich bin schon fertig.“

Als heitere Erinnerung an seine Vikariatszeit pflegte er die Anekdote zu erzählen, wie er einst mit einem andern Vikar eine ausgelassene Wette einging. Jener sollte seine Braut Sophie (schwäbisch im Diminutiv: „Sophiele“) von der Kanzel rufen und begann die Predigt mit den Worten: „So viele, ach so viele sind es, welche“ — wogegen Hermann Kurz übernommen hatte, die seinige mit „sondern“ zu beginnen und demgemäß auf der Kanzel anhob: „Sondern wir, meine geliebten Zuhörer, die christliche Religion von allen andern Religionen ab.“ —

Doch der Galgenhumor half ihm so wenig wie die Sophistik weltklügerer Kollegen über den Zwiespalt hinweg. Mehr als einmal trat die Versuchung, seinem Leben ein Ende zu machen, die ihn schon im Stift in leidenschaftlichen Momenten befallen hatte, an ihn heran. Als er diese Pein einige Wochen mit sich herumgeschleppt hatte, erklärte er eines Tages dem Onkel entschlossen: „Lieber tot sein als Vikar!“ und der Theologie auf immer Valet sagend, wagte er den Sprung ins Unbekannte, indem er zu Anfang des Jahres 1836 nach Stuttgart übersiedelte, um dort als freier Schriftsteller zu leben. Mit diesem Entschluß, der damals noch ein ganz anderes Wagnis war als heute, hatte er aber auch auf ein sorgenloses, fest umfriedetes Dasein für immer verzichtet.

[1]) Der Vorfall, auf den hier angespielt ist, ereignete sich in Reutlingen während der frühesten Kinderjahre meines Vaters, als er einmal mit andern Knaben auf der Straße spielte und durch wild daher rasende Pferde in äußerste Lebensgefahr gebracht wurde.

Einiges über Farbenmaterial und Maltechnik.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Leone Battista Alberti in seinen drei Büchern über Malerei sagt in seiner gründlich klardenkenden Art unter vielen anderen für Maler immerhin beherzigenswerten Dingen:

„Ich nehme wahr, daß auf einer ebenen Fläche die Farbe ihre bestimmte Erscheinung auf jeder Seite bewahrt; auf konkaven und sphärischen Flächen hingegen erleidet die Farbe eine Veränderung, indem eine Stelle im Lichte, eine andere im Dunkel, eine dritte im Halbdunkel sich befindet. Dieser Wandel der Farbe wird nun unwissenden Malern Schwierigkeiten bereiten, wo hingegen sie die Lichter mit Leichtigkeit aufzusetzen wüßten, wenn sie, wie ich vorher schon gesagt habe, die Grenzlinien der Flächen richtig gezeichnet hätten. — Sie würden dann so vorgehen, daß sie zuerst jede Fläche, welche weiß oder schwarz nötig hätte, bis zur Scheidelinie mit diesem oder jenem wie mit einer leichten Tauschichte überzögen, darauf dann eine andere legten und noch eine andere und so fort, bis daß da, wo ein stärkeres Licht, auch ein kräftigeres Weiß wäre und da, wo das Licht schwächer würde, sich auch das Weiß wie Duft verlöre, ähnlich würden sie es mit dem Schwarz machen."

Dann empfiehlt er eine gewisse Mäßigung mit dem Ausgeben des Weiß, so daß man für den Glanz einer wohlgeschliffenen Degenklinge immer noch Licht genug übrig behält, wenn man auch schon eine weiße Gewandung gemalt habe — ebenso mit dem Schwarz, um die dichteste Finsternis anzuzeigen. Er kommt sodann zu folgendem Ausspruch:

„Ich wünschte, die Maler müßten das Weiß teurer als die kostbarsten Steine erkaufen. Und gewiß wäre es von Nutzen, man bereitete das Weiß und Schwarz aus jenen großen Perlen, welche Kleopatra in einer Säure auflöste, wären die Maler doch dann gezwungen, damit sparsam umzugehen, wodurch ihre Werke an Wahrheit und Anmut gewännen."

Ich hörte sagen, daß auch Tizian eine ähnliche Aeußerung getan und den Wunsch ausgesprochen habe, daß das Weiß unerschwinglich teuer sein sollte.

Man sieht aus obiger Aeußerung, daß die Maler ihr Licht in den Untergrund verlegten, ein heller Grund, der in einem Grau bestanden haben mag, auf dem sowohl das Aufhöhen mit Weiß als das Abtönen mit Schwarz ihre Wirkung taten, um die Modellierung der unebenen Flächen

darzustellen. — Es fand eine Art von plastischem Herausarbeiten des Gegenstandes statt in Licht und Schatten und der Farbenauftrag geschah sodann mit durchsichtigen Farben, die der Untermodellierung nicht allzu viel Abbruch tun konnten. Das den Untergrund bildende Weiß, Grau, Schwarz harmonisierte alle Farben, die Farbenklarheit und Einheit blieb gewahrt — weil das trübende Mittel Weiß davon ausgeschieden war. Weiß ist das trübste deckendste Farbenmittel und eine farbige Helligkeit, die über Weiß gezogen, kann faktisch heller erscheinen als das deckendste Weiß, obgleich es der Reinheit des Weiß Abbruch tun muß. Es läßt sich eine farbige Lichthelligkeit denken, die etwas Unendliches an sich hat — weit über das Weiß hinaus. Unsere Malmittel sind freilich beschränkt und Weiß ist das hellste, was wir haben. — Wir müssen dies einsehen — andererseits geht unser Begriff von der Helligkeit farbigen Lichtes bis in eine Unendlichkeit, in der sie für das menschliche Auge unerträglich wird. — Schon in unseren Malmitteln haben wir die Macht über das matte Schwarz, was wir als kompakt annehmen, in farbigen Lasuren weit hinaus zu gehen — auch hier farbige Dunkelheit, für die unser Auge nicht gemacht ist. — Der Künstler muß mit seinen Mitteln rechnen, wenn er seelische Eindrücke, die er von der Außenwelt erhält, im Bilde festhalten, für Menschenaugen objektivieren will.

Ein Hauptreiz aller künstlerischen Tätigkeit besteht in diesem Wiegen und Wägen der ihm gegebenen materiellen Mittel zu seinem Zwecke, den in der Regel nur er allein kennt, den die Welt und ihre Theorien ihm niemals vorschreiben kann. Doch auch hier muß er in der Unergründlichkeit des Menschengeistes mit Höhepunkten, die Einzelne erreichten, nicht in Widerspruch geraten. — Mit der Tagesmeinung kann er jederzeit, und er wird es fast immer, in Widerspruch geraten, das schadet nichts. — Alles um der Sache willen zu tun ist Künstlers Art — also besonders auch „deutschen“ Künstlers Art. — In das Chaos seines Materiales hat der Künstler als Schöpfer Maß und Ziel zu bringen und seine Hand ist eine ordnende Hand, die seinem Schöpferwillen Ausdruck zu geben hat. —

Ph. O. Runge hat in dem in Goethes Farbenlehre aufgenommenen Briefe diesen Ideen über Farbigkeit, über das Wesen der durchsichtigen Farbigkeit, den schönsten Ausdruck gegeben und ich möchte hier auf diesen Brief hinweisen.

Ungetrübtes Licht, ungetrübte Dunkelheit, wenigstens die mit Malermitteln erreichbare Idee derselben ist es, was uns vor großen Werken mit magischer Gewalt zu ergreifen vermag — daß wir wie vor einer Vision zu stehen wähnen, die aus tiefster Seele, sagen wir aus unserem Traumleben, hervorzugehen scheint.

So gibt es ja wirklich Bilder, die uns vollständig gefangen nehmen — ohne daß der Gegenstand daran schuld ist oder die Erfindung oder der verstandesmäßige Aufbau — wir wissen nicht, was es ist — dieser Zustand für unsere Sinne kann beim einfachsten Stilleben eintreten. Aber wenn wir uns Rechenschaft darüber geben wollen, so ist es immer die Idee, als ob wir da vor einem Weltganzen stehen würden, in dem wir das ganze Sein, wie es sich dem Auge zu offenbaren möglich ist, erkennen lernten. Es wird eines unserer Urgefühle, das vor aller Begriffsbildung vorhanden

ist, in den Kreis dieser Darstellung gezogen und es wirkt so gewissermaßen als Zauber auf uns.

Es offenbart sich hier etwas Unergründliches, was freilich leicht, so bald die Verstandesbegriffe in ihr Recht treten, sich zerstören läßt. — Die Sinnlichkeit in ihrem tiefsten und schönsten Sinne scheint solche Werke direkt geschaffen zu haben, und die edelste Sinnlichkeit, wie sie sich am reinsten dem Auge darstellt, ist es, zu der sie sprechen. Bei dem Maler ist es aber eine durch Absicht klare Einsicht in seine materiellen Mittel, weit über den Zufall erhaben, die ihn befähigt, derartige Wirkungen hervorzubringen.

Er will sie vor allem für sich hervorbringen und ein angeborener Drang lebt in ihm, der ihn dazu treibt, sich Rechenschaft zu geben, es sich klar zu machen, was vom Weltdasein auf ihn wirkt und wie es auf ihn wirkt. — Er muß soweit über seine Mittel klar werden, um den immer präziseren Ausdruck für seine Absicht zu finden. — Diese beschränkten Mittel! Aber vernünftig angewendet können sie doch nach etwas Unendlichem hinweisen. — Das Mühen und Suchen, diese armen Mittel zum Ausdruck von etwas Unendlichem zu erheben, ist wohl des Künstlers schönster Teil.

Da ist nun das verstandesmäßige Erkennen, was diese Mittel sowohl neben einander wie in ihrem Unter- und Uebereinander hervorbringen können, von größter Wichtigkeit. In den Tagen als ich mich mit diesem Aufsatz über Farben- und Maltechnik beschäftigte, sah ich zum ersten Male den Isenheimer Altar von Grünewald in Kolmar. Es ist dies wohl der größte Schatz an Malerei, den wir in Deutschland besitzen — es ist der spezifischste Ausdruck dessen, was deutsche Malerei zu leisten vermag. Die Idee der Farbenbehandlung ist in diesem großen Werke von einer Vertiefung — daß es erscheint als aus innerlichster Anschauung, die direkt an das Traumleben anknüpft, hervorgegangen zu sein. — Die technischen Mittel vergißt man ganz — es sind gar keine Prinzipien mehr vorhanden, nach denen man es einrubrizieren könnte, es ist eine der freiesten Schöpfungen, welche die Malerei je hervorgebracht hat. — Wie objektiv stark gegenwärtig ist alles auf diesen Bildern — zugleich wie voll des subjektivsten Empfindens, dessen die Bildkunst fähig ist. Hier ist volle Beherrschung aller Farbenwunder — und alle Theorien werden so klein, und doch gerade hier soll der Maler lernen, hier soll er erkennen lernen, zu was die Malerei auf ihrer Höhestufe fähig ist. — Er darf dabei auch an die Mittel denken, durch die ein solches Wunderwerk hat entstehen können.

Es war nahe daran, daß ich meinen Vorsatz, allerlei aus meinen praktischen Erfahrungen über Maltechnik aufzuschreiben, vor diesen Bildern aufgegeben hätte. — Hier lernt man schweigen, doch will ich gerne auf diese Grünewalds hindeuten; es erklärt sich vielleicht dadurch manches, was ich meine, wenn ich von Farben und Maltechnik doch allerlei sage — es sind Dinge, die ich aus Erfahrung kenne und die vielleicht da und dort einem jungen Maler einen Fingerzeig geben können.

Im schroffen Gegensatze zu Alberti steht es, daß ein moderner Akademieprofessor gesagt haben soll, es sei keiner ein Maler, der nicht den Tag über ein Pfund Kremserweiß verbrauche.

Diese Gegensätze geben zu denken; denn Alberti, der klare Denker,

hat gewiß den drastischen Ausspruch über das Weiß in vollem Ernste getan — ebenso der moderne Maler; es sagt niemand etwas, und wenn es auch ein ungeheuerlicher Ausspruch ist, ohne daß sein Denken dadurch nach einer Seite aufgedeckt würde. — Diese zwei Aussprüche zeigen sehr frappant zwei Gegensätze, die in bezug auf Maltechnik vorhanden sind. — Wenn man es kurz und deutlich sagt, so ist es der Gegensatz der Lasurbehandlung, der besonders in der Malerei der alten Meister in der Blütezeit der Malerei herrscht, und der Deckfarbenbehandlung der Modernen, die fortgeschritten ist bis zur ekligen Trockenheit des Pastellstiftes.

Die Art, wie die Modernen die Oelfarbe behandeln, führt notwendig zum Deckmalen, zum Dickmalen; es ist bequem, fortwährend durch Zudecken am Bilde ändern zu können; und vorher einen Plan des Bildes festzustellen, wird schier unnötig — das Bild entwickelt sich aus Farbenflecken heraus und wenn der Maler überhaupt etwas gewollt hat, so wird das Bild doch meist anders, als er gewollt hat. — Die Klarheit des Materiales geht in dem Mischbrei verloren und da in der Kunst alles so innig zusammenhängt, auch die Klarheit des künstlerischen Gedankens oder des aufbauenden Empfindens.

Sensitive Maler haben auch von jeher bei der Deckfarbenbehandlung instinktiv den Reiz der Lasur herzustellen gewußt während der Primaarbeit, an der sie bei der Deckölfarbe mit aller Kraft festhielten — und welches alla prima dies stückweise Ineinandermalen auch das einzig richtige ist bei der Oelfarbenmalerei — so malte z. B. Viktor Müller immer in die dickaufgetragene Oelfarbe, wenn sie anfing zu trocknen, mit weichen, breiten Haarpinseln mit Hilfe von harzigen Bindemitteln hinein, wobei Farblagen übereinander gezogen, und doch als Masse gerade noch vor dem völligen Trocknen verbunden, zu geheimnisvoll schöner Wirkung gelangten. Eine gewisse Tiefe der Farbe, die sich aus dem Schwarzen heraus entwickelte, half mit — so kam durch die etwas komplizierte Behandlung ein feines Grau heraus von schönster Harmonie. Auch Leibl, der Primamaler, behandelte seine Farben in ähnlicher Weise, so daß ein lebendiges Vibrieren in allen Teilen seiner Malerei sich kundgibt. — Wer diese angeborene Feinfühligkeit der Natur gegenüber hat, wird wohl mit jeglichem Material, das er beherrschen gelernt hat, Gutes hervorbringen. — Daß ein geborener Maler mit jedem Material zum Ausdruck dessen kommen kann, was in ihm zum Ausdruck drängt, ist jedenfalls sicherer als die alte Frage, ob Rafael zum Maler geworden wäre, wenn er ohne Hände geboren wäre. — Das alles beruht auf dem geheimnisvollen Geschehen, welches das Material eingehen muß in der Hand eines Malers, der die Erscheinung immer als Weltganzes vor sich hat, kraft seines angeborenen Talentes.

Man suchte vor nicht langer Zeit aus der gewissen Oelfarbenpatsche, die eigentlich durch den Zwang des unrationell behandelten Materiales entstand und fast immer die gleiche Erscheinung, ein enger Bannkreis, den die Mittel bedingten, heraus zu kommen. Man gab nun dem Material die Schuld und mühte sich ab, ein leichteres Material — in den Temperafarben zu finden, die klar bleiben sollten und auch nach dem Firnissen große Durchsichtigkeit gewannen. Die schon dadurch zu einer gewissen

Einheitlichkeit zwangen, daß man sie nur in dünneren Schichten auftragen konnte und der Untergrund immer noch ähnlich wie das Papier beim Aquarell mitsprechen mußte. — Eine gewisse Einheitlichkeit, die beim Oeldeckmalen so leicht in die Brüche geht — die Harmonie der Bildfläche wurde wieder anerkannt. Fast alle Maler waren eine zeitlang von den Wirkungen irgend einer Temperafarbe entzückt, man verschwor vielfach die Oelmalerei, eine gewisse Oelfurcht kam über die Maler. Und doch, es gibt wenige, die ihre Temperamalerei rücksichtslos durchführten, sie nicht schließlich wieder mit Oelfarbe zudeckten. — Die Nachteile der Tempera, daß der Auftrag beim Firnissen ungleich wurde, zerstörte manche Illusion. Gefirnißte Tempera ist eigentlich doch nichts anderes als es dünne, durchsichtige Oelfarbe auch sein kann — es verschlägt ja wirklich nicht viel, ob man das Oel gleich den Farben beimischt oder ob man sie erst nach dem Temperaauftrag mit Oelfirnis tränkt — das erstere ist sicherer und der Auftrag kann gleichmäßiger stattfinden — es findet keine Enttäuschung mehr statt, wenn ein Firnis die Gleichmäßigkeit der Oberfläche wieder herstellen soll.

Aber die Temperabehandlung war doch eine gute Erziehung nach einer rationellen Maltechnik hin — das rücksichtslose Drauf und Drüber wie bei der dicken Oelfarbe fiel weg oder aber, es rächte sich auf der Stelle. — Die Tempera erlaubte das rücksichtslose, dicke Ueberstreichen vorhandener Fehler nicht, es mußte Plan und Ueberlegung, Vorsicht im technischen Aufbau eines Bildes eintreten. Wenn sie nicht, wie es wohl auch bei manchen Draufgehern geschah, geradezu die Roheit sanktionieren mußte, die Unempfindlichkeit des Auges gegen alle Buntscheckigkeit und Zufallsfleckenhaftigkeit noch vermehren mußte.

Alle Stoffe, welche kleben, wurden so nach und nach ins Bereich der Malbindemittel gezogen, Eigelb und Eiweis, Käse, Leim, Wasserglas, Kleister, Gummi, Kirschharz, Tragant, Mischungen von all diesen mit Oelemulsion, mit Wachsseife. Ein Maler probierte es mit Vaselin und schrieb in ein maltechnisches Blatt, daß das das Vorzüglichste sei, nur seien die Bilder nie trocken geworden; er forderte die Chemiker auf, ein trocknendes Vaselin für Malerei herzustellen — ich weiß nicht, ob sie das können — vielleicht gelingt es ihnen dann auch, ein rotes Grün hervorzubringen.

Es kam eine große Oelfurcht über die Maler, sie nahmen Oel aufsaugenden Kreidegrund und quälten sich unsäglich damit — Oel sollte auf einmal an der Zerstörung der Bilder schuldig sein. Die Farbenfabrikanten kamen in große Not — alle seien Fälscher — ihre Farben seien nicht haltbar. Einer erzählte in dem oben erwähnten maltechnischen Blatt, was ihm passiert sei; als er nämlich Pariserblau mit rotem Zinnober gemischt habe, sei eine schmutzige Masse daraus geworden, jedenfalls seien dies gefälschte Farben vom gewissenlosen Fabrikanten hergestellt gewesen. Der Mann hat freilich nicht gewußt, wie nahe er daran war, ein rotes Grün zu erfinden. Die einfache Farbenlehre, daß komplementäre Farben sich zu Grau neutralisieren, wenn man sie mischt — also in diesem Falle Grünblau mit Scharlachrot — Gelbrot — das wußte er nicht, aber die Fabrikanten anklagen, das machte sich gut, und so schien es auch in den Rahmen des Blattes zu passen.

Ich selber habe auch recht viel probiert und experimentiert, denn es ist eigenes Vergnügen dabei, solche Mittel zu erfinden und herzustellen — als ich aber in den letzten Jahren aufgefordert wurde, etwas von meinen Erfahrungen mitzuteilen, habe ich geschrieben, daß ich nun so weit gekommen sei, daß ich mit allem malen könne, was klebe, d. h. was geeignet sei, die Farben auf die Grundfläche zu befestigen — ich sage dies hier noch einmal, weil ich glaube, daß das betreffende Blatt dies nicht abgedruckt hat. —

Was ich nun sagen will das getraue ich mir kaum zu sagen; es betrifft die Haltbarkeit der von den Fabrikanten bezogenen Farben; sie selber zu reiben ist ja kaum mehr angängig. — Ich kann mich bei diesen meinen Erfahrungen auf eine bald 40jährige Tätigkeit berufen, auf Arbeiten die schon so alt sind; ich muß es sagen — an dem Ruin der Bilder der so vielfach und in so kurzer Zeit beklagt wird, sind die Fabrikanten mit ihren Oelen, mit ihren auf Wunsch mancher Maldilettanten geschönten Farben, mit ihren Zusätzen von Wachs u. dgl. nicht schuld, sondern die Maler selber. — Jeder Anstreicher könnte es dem Maler sagen, daß Farbenauftrag, den man so übereinander streicht und auf solche Gründe streicht, nicht lange halten kann, daß er fleckig und sprüngig werden muß. Es ist da nicht der Ueberschuß an Oel, der zerstörend wirkt, sondern sehr oft auch der Mangel an Oel; so ein dicker Quatsch und Brei wie er aufgestrichen wird, muß ja bald spröde werden und abblättern — nun gar auf einem Kreidegrund der zu wenig Leim enthält um der Sprödigkeit der Farbe Halt zu geben — Farben, die reich in Oel gebettet sind, halten sich fast immer besser — das ist meine Erfahrung. Alle Bilder, die ich mit dünnflüssiger Oelfarbe gemalt habe, haben sich vorzüglich gehalten, ja bei vielen derselben hat das stattgefunden, was man das Ineinanderwachsen nennt — ein von der Zeit besorgtes Verschmelzen. — Ich habe Farben aus allen möglichen Fabriken gebraucht und sie haben sich alle aufs Beste gehalten — freilich habe ich die einfachen Ocker und Erdfarben bevorzugt — und neuere Farben haben wir von einer Dauerhaftigkeit wie sie die Alten kaum hatten, z. B. das feuerige Chromoxydgrün. — Mit höchstens zehn Farben, Schwarz und Weiß mitgerechnet, kann ein wirklicher Maler alles darstellen, was er nur will. — Allerdings muß er die Farben behandeln lernen und nicht malträtieren, sonst rächen sie sich; — sie haben gar sehr ihre Tücken und lassen sich eher etwas abschmeicheln als abtrotzen.

Ein sehr gutes Buch für Maler, die sich ernstlich um ihr Material kümmern, hat F. F. Linke geschrieben, auf das ich gerne hinweise. In der Einleitung sagt er unter anderem:

„Was wird dem Material nicht alles zugemutet, was es nicht leisten kann, wenn nicht mehr mit dem Pinsel gemalt, sondern Bilder zur Erhöhung plastischer Wirkung buchstäblich modelliert werden sollen, wenn Oelfarben, die in dicken Lagen naturgemäß die Mängel die den Stoffen anhaften, in so verstärktem Maße aufweisen müssen, daß ein baldiger Ruin unvermeidlich ist, wenn solche Oelfarben in dicken Würsten aufgesetzt, mit der Spachtel aufgeschmiert, wie Mörtel mit der Kelle aufgeworfen, mit Griffel und Schaber modelliert werden, so sind das technische

Undinge, die, mag ihr momentaner optischer Effekt noch so hoch stehen, doch nur als Malerscherze gelten dürfen."

Das pfundweise Verbrauchen des Kremserweißes und anderer Farben hat freilich auch seine Vorteile, nämlich für die Fabrikanten. — Ein guter Maler wird nicht sparsam mit seinem Material umgehen — eine gewisse Fülle, ja Ueppigkeit ist notwendig — und das mit einem magern Pinsel auf dem Untergrunde herumrutschen, führt auch zu nichts.

Mit Lasuren macht man auch nicht ein schlecht fundiertes Bild besser und ob man nun dick oder dünn, d. h. deckend oder durchscheinend malt, das Primamalen ist das richtigste — Stück für Stück durcharbeiten — d. h. vielleicht, immer mit voller Kraft an jeder Einzelheit sein. — Lasuren müssen nicht mager aufgetragen werden, und wenn der Dickmaler in Hyperbeln sagt: täglich ein Pfund Kremserweiß, so dürfte der Lasurmaler ebenso sagen: täglich ein Liter Malmittel — mögen sie sehen wie sie den Streit ausfechten.

Aus all den Bewegungen, die in der Maltechnik vorgegangen sind — aus dem Suchen nach bestem Material hat sich doch die jetzt geltende Normalfarbenskala feststellen lassen.

Man kann mit derselben alles malen was nur malensmöglich ist. — Kann man ja doch schon mit Weiß und Schwarz vollen Ausdruck für intimstes Kunstempfinden zu stande bringen.

Wie Schwarz und Weiß durch Abstufung dünnern und dickern Materialauftrages eine unabsehbare Reihe von Abstufungen ergeben, so kann auch wieder jede der Hauptfarben in dünnerer und dickerer Legung eine weit hinreichende Reihe werden; das Gelb und Orange steigert sich bis ins Braun und Rotbraun, das Blau vom Himmelblau bis zum Blau das mit dem Schwarz an Tiefe wetteifert, das Lila bis zum Samtviolett; ebenso sind die Steigerungen von Rot und Grün, und all die Mischtöne die aus den drei Farben, Gelb, Rot, Blau entstehen. — Wahrlich eine unabsehbare Reihe im Reichtum von Möglichkeiten, in denen ein wenig Ordner oder Herrscher zu sein, etwas zu bedeuten hat.

Man kann durch das Uebereinanderlegen durchsichtiger Farben Wirkungen erzielen, die ganz anders sind als die durch Mischung erzielten, eine viel größere Mannigfaltigkeit und Lichteinheit, als wenn man die Farben als Deckfarben mit Weiß aufhellt oder mit Schwarz und Grau verdunkelt. — Das Oelfarbenmaterial kann durch solche Behandlung geradezu den Charakter eines edlen Materiales annehmen, was ja freilich nicht bei allen Oelbildern der Fall ist, denn der nicht gut behandelten Oelfarbe haftet gar leicht etwas Schmutziges an.

Man mache die Probe und streiche auf eine schwarze Tafel in dünnster bis dickster Schicht eine Lage Weiß — wie ganz anders wirkt dies als ein aus Schwarz und Weiß in Deckfarbe gemischtes Grau. — Doch wer hierüber mehr erfahren will, dem empfehle ich das Buch über Maltechnik, welches W. Ludwig geschrieben hat. — Aus allem Rezeptartigen, was manche abschrecken könnte im Anfange, ist aus dem Ganzen sehr viel Klares über die Wirkung unserer Malmaterialien und ihrer Anwendung daraus zu holen.

Das Material muß durch den Künstler belebt, beseelt werden, und je mehr er nach dieser Seite hin sein totes Material gestalten kann, desto besser werden seine Werke sein — er muß sich eine Technik, also eine Materialbeherrschung suchen, die den Regungen seines Künstlergeistes, seinen Absichten leicht folgt. —

In der Malerei, wie in jeder Kunst, liegt alle Genialität, die sich von der Faust, von der Mache, von dem Virtuosentum herleitet, gar bald auf der Nase, denn die Malerei ist ein subtiles Handwerk — sie beruht auf großer Feinfühligkeit, und wenn sie Großes leisten will, so müssen Kopf und Herz die Oberbehörden sein — die Leiter und Erzieher der Hand.

Wenn ich sehe, wie so oft jetzt Studien von jungen Künstlern gemacht werden, mit welcher Pietätlosigkeit vor der Natur — statt liebendes Eingehen und treues Sehen im Auge, ein Malrezept von der letzten Ausstellung her im Kopfe, so kann ich nur die Allzuvielen, die dem Malerelend verfallen, tief bedauern — ich muß damit auch die Vergröberung unserer Sinne bedauern — und unsere Kultur brauchte doch so sehr der Verfeinerung, der Vergeistigung — sogar um die Farbenhaufen, die verklext werden, tut es mir leid. — Ich weiß es ja, daß die Natur einem solchen Studienmaler gar nichts sagen, gar nichts von ihren Wundern offenbaren kann. — Was hat denn die noch zu sagen, wenn einer mit seinem Modemalrezept vor sie hintritt und etwas zusammenkitscht, was er gar nicht sieht — aber er hat irgendwo vernommen, daß man noch nie so die Farben gesehen hat wie in unserer allermodernsten Periode, und daß die Malerei sich eigentlich erst von X. X. herdatiert. — Nun hat ihm die Natur nichts mehr zu sagen, er ist eine Gewaltsnatur und schmiert drauf los. — Dabei fährt er freilich am besten, denn er merkt es gar nicht, daß er kein Talent hat.

Wenn nur bei all der Materialverrohung nicht auch naturgemäß die Verrohung der Sinne sich einstellen müßte, aber gerade in der Kunst ist unlöslicher Zusammenhang. Bisher war es in der Malerei eine gerühmte Sache, wenn es gelang, die Vielheit der Elemente zu einer geordneten Einheit zusammenzufassen, zu einer Harmonie; auf einmal kam es, daß man sein Heil darin suchte, die Farben zu spalten und zu zerhacken, das was jedes gesunde Auge als Einheit erkennen will auseinanderzureißen, damit das liebe Publikum einen geistigen Purzelbaum schlägt darüber, wie herrlich weit die Maler es jetzt im Farbensehen gebracht haben.

Im Bädecker steht übrigens schon, daß der Pottersche Stier im Haag überschätzt worden ist, ich aber hoffe, daß er noch einmal hilft, alle Malermätzchen der modernen Ausstellungen über den Haufen zu stoßen. — Diese gesunde Malerei, diese Technik, die so ganz aus dem Naturgefühl herausgewachsen ist, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Aber für monumentale Größe und Einheit scheint kein Sinn mehr vorhanden zu sein außer, wenn sie breitspurig sagt: Hier bin ich! auf tausend Schritt schon zu erkennen! — Ueberlebensgroß an die Architekturen hingeklebt — aus architektonischen Musterbüchern hervorgeholt. — Mit diesem Ueberlebensgroß in Figuren und Ornamenten verderben sich die Architekten übrigens selbst die Raumwirkung — Blumenornamente mit metergroßen Vergißmeinnichten und 10 Meter langen Blumenstielen, vergrößerte Neujahrswunsch-

karten sind nun schon an vielen Orten zu sehen — dazwischen gucken oft die Fenster — Maasliebchen — bescheiden hervor, als ob sie gar nicht dahingehörten.

Ein wildes Malergeschlecht wächst jetzt aus den Kunstgewerbeschulen hervor; — wir leben ja überhaupt im Zeitalter der Dekorationen — der Ausstellungen — das Plakat soll hochbedeutend künstlerisch sein. Ernsthafte Männer bewundern es — machen wieder Ausstellungen von ihm und erhoffen aus dieser „Rinnsteinkunst" eine Regeneration der Kunst. Gute Architekten erliegen diesem Farbenunsinn, der alle Stimmungseinheit totschlägt, der gegen alle Gesetze des guten Geschmackes sündigt — alle Vornehmheit aufgibt. Wenn sie alte Bauten restaurieren, so muß der Geschäftsdekorationsmaler die Sache besorgen — der allein kommt nicht in Konflikt mit dem Willen des Architekten — und ein solcher Gewaltsmensch duldet nun einmal keinen Widerspruch — ein gutes Geschäft und noch den Widerspruch! — nur ein Künstler könnte so dumm sein, durch anderswollen sich das Geschäft zu verderben.

Ich behaupte, daß auch ein nicht sehr hochbedeutender Maler, der aber mit einer gewissen Hingabe und Treue einige Farbenharmonien vor der Natur studiert hat, dem vor der Natur die reiche Schönheit der Farben einigermaßen kund geworden ist, der nur in der Vorhalle der Malerei steht, nicht solche barbarische Restaurationsmalereien würde leisten können, wie man sie jetzt in Kirchen und anderen Gebäuden von geschäfts- und stilkundigen Meistern und Gesellen sehen kann.

Ich meine ein Maler der nur ein paarmal sich von der Natur hat belehren lassen, indem er vorurteilslos die schönen Farben, die sie so harmonisch in jedem Baumstamm, in jedem Felsstück, in jedem Vogelgefieder, im Schmetterlingsflügel, in den reichen Tönungen einer Luft hervorbringt, nachzubilden versucht hat, müßte vor solcher Dekorationsroheit gefeit sein. Vor all diesen Brutalitäten bleibt eigentlich einer edlern Malerei nichts anders übrig, als daß sie sich von der Oeffentlichkeit, von dem Lärm der Ausstellungen still zurückzieht in trauliche Räume, wo freundliche Augen das Sehen noch nicht verlernt haben, die sich die stille Ruhe, welche diese edle Kunst hervorbringen kann, nicht verderben lassen. Eine vornehme Kunstliebhaberei muß doch noch vorhanden sein und die wird dann die Ausstellungen denen für die sie gemacht sind, dem Schaupöbel überlassen.

Diese Ausstellungswut! — Schon ist kein Bild mehr in den öffentlichen Galerien seiner Stätte sicher obgleich es dadurch ja permanent ausgestellt ist — jedermann leicht zugänglich ist. — Auch dies Herumzerren wohlbekannten Kunstgutes wird damit entschuldigt, daß es der Kunsthistorie zur Vergleichung geboten werden müsse — denn nur aus dem direkten Nebeneinander lasse sich ein Urteil fällen; als ob es so notwendig wäre, daß immer wieder Urteile gefällt, immer wieder Richterles gespielt werden müsse. Wer nicht die Fähigkeit hat, den Eindruck eines Kunstwerkes so lang in sich aufrechtzuhalten, während er von einer Stadt zur andern reist, hat überhaupt nicht zu richten. — Der wahre Kunstfreund wird die Werke lieben und nicht bekritteln wollen. — Es schließt kaum etwas in allen Dingen sich gegenseitig so aus als Liebe und Kritik.

Man sagt, man wolle mit diesem Nebeneinanderstellen dem Publikum

entgegenkommen — ich aber sage, daß das Publikum, d. h. die, welche Augen haben, ein Werk dort am besten genießen werden, wo nun einmal sein bestimmter Platz ist. —

Ich hörte, daß es in gewissen Kreisen sehr bedauert wird, daß man den Straßburger und Freiburger Münster noch nicht zum direkten Vergleich nach Köln transportieren kann. Aber ich glaube nicht, daß etwas Wahres an diesem Gerüchte ist. —

Ich habe mich von meinem Vorhaben, über Farben und Malmittel zu berichten, vielfach abbringen lassen und möchte zum Schlusse noch auf einiges in trockenen Worten zurückkommen.

Mit dem reichlichen Gebrauche von Oel habe ich nie die geringste schlimme Erfahrung gemacht, ja die mit viel Oel als Lasur hergestellten Bilder haben sich am besten erhalten — das so verrufene Sikatif de Coustrai habe ich als Beisatz, um rascheres Trocknen zu erzielen, vor 30 Jahren schon ziemlich reichlich benützt, es ist nichts passiert. — Sehr oft habe ich, um dem Malmittel, d. h. dem Oele, eine gewisse Konsistenz zu geben, die das Herunterlaufen verhindert und es ermöglicht, mit den durchscheinenden Farben prima zu arbeiten, mir eine Malbutter bereitet, indem ich Mastixkörner in Oel aufkochte mit ganz wenig Wachszusatz — auch damit habe ich in Bezug auf Haltbarkeit nie eine schlimme Erfahrung gemacht. — Manchmal habe ich ein Bild, auf dem ich gleichmäßige Lasur anbringen wollte, mit einer Mischung von Petroleum und ganz wenig Leinöl eingerieben, so daß sehr wenig von diesem Mittel, das ich mit Watte fast ganz abrieb, übrig blieb — dies ermöglicht den gleichmäßigen Auftrag einer Lasur auf das beste.

Temperamalerei habe ich fast immer nachträglich gefirnißt — deshalb habe ich dieselbe nie auf einen Grund angebracht, der ölaufsaugend war — und habe starke Bindemittel, wie z. B. eine Mischung von Eigelb mit etwas Wachsseife und Oelzusatz am liebsten genommen. Manchmal habe ich die Untermalung auch mit Terpentinzusatz mit Oelfarben gemacht und darauf erst Lasuren mit Tempera — manchmal auch mit aufhellender Temperadeckfarbe gemacht, auf die ich schließlich doch wieder mit Oellasuren arbeitete und so das Bild mit einer Art Harzölfarbe fertig machte — dies abwechselnd mit Tempera und Oelfarben am gleichen Bilde malen hat nie schlimme Folgen gezeigt, da ja die jetzt gebräuchlichen Temperafarben aus einer Emulsion oder auch seifenartiger Flüssigkeit bereitet sind und nie allzudick aufgetragen werden können.

Die haltbaren Normalfarben sind jetzt durch Chemiker festgesetzt — da habe ich nichts mehr weiter zu sagen. Es sind viel mehr als ein Maler nötig hat. — Meine Bilder sind mit ziemlich viel Harzfirniszusatz zum Oele gemalt. — Bernstein-, Kopal- oder englischer Kutschenlack sind alles gute Mittel, ebenso der in Leinöl aufgelöste Mastix, den man bis zur butterartigen Konsistenz mit ein wenig Wachszusatz herstellen kann.

Es ist Sache des ausübenden Malers, sich sein Material so herzustellen, daß es leicht seine Absichten erfüllt und da ist es ja schön, daß die Wege hiezu gar vielfache sind — aber die Findigkeit des Malers seinem Handwerk gegenüber gehört ja doch auch mit zu seinem Talente. — Es

gibt ja viele Professoren an einer Akademie — wenn ich aber die handwerkliche Ungeschicktheit mancher Akademieschüler ansehe, so möchte ich fast den Mut fassen, dafür zu sprechen, daß man einen Kursus für einfachen Anstrich — indem man ja Leinwand- und Maltafeln herstellen könnte — einführte — einen Professor des Anstriches noch dazu nehmen würde. — Der müßte auch zugleich Rat geben, welche Mittel sich bei verschiedenen Farbenlagen als haltbar zeigen und welche nicht.

Die Sorge um die Haltbarkeit der Bilder macht sich freilich bei den Malern oft lächerlich — so hat Lenbach einmal zu jemand gesagt, der ihm sagte, wenn er die und die Mittel anwende, müsse ja das Bild Risse bekommen: „Alle guten Bilder haben Risse!"

Ueber deutsche Weltanschauung und Kunst.[1]

Von Henry Thode in Heidelberg.

In meinem ersten Vortrage habe ich versucht, die allgemeinen Grundlagen für ästhetische Betrachtung zu gewinnen, um in großen Zügen, soweit sie, wohl unanfechtbar, den Ausgangspunkt zu einer näheren Prüfung der Erscheinungen der Kunst des 19. Jahrhunderts und dann insbesondere Böcklins und Thomas bilden können und müssen. Die Frage, die uns heute beschäftigen soll, lautet: Was ist deutsch? Wenn ich die Kühnheit habe, im Hinblick auf die bildende Kunst einen Versuch ihrer Beantwortung zu wagen, so erkenne ich die Berechtigung hierzu vornehmlich darin, daß wir uns in allem Folgenden als Deutsche in der freien Anerkennung und Wertschätzung bedeutender Leistungen anderer Völker erweisen wollen. Denn deusch sein heißt in dieser Hinsicht: ein offenes, suchendes und bewunderndes Auge haben für das, was andere Nationen hervorbringen. Dies ist von jeher etwas Großes bei uns gewesen. Chauvinismus bleibe für uns ein fremdes Wort und ein fremder Begriff. Fern aber bleibe von uns auf der anderen Seite jene Schwäche des Deutschen, unter der sein besseres Wesen nur allzusehr und allzuoft gelitten, die blinde Verehrung alles Fremden, bloß weil es ein Fremdes, und die Geringschätzung des eigenen Großen und Bedeutenden. Ich hoffe, es wird sich, wenn wir den Ueber-

[1]) Wir veröffentlichen im Folgenden den zweiten der von Thode in diesem Sommer an der Heidelberger Universität gehaltenen Vorträge. Diese werden in ihrer Gesamtheit demnächst in Carl Winters Verlag (Heidelberg) unter dem Titel: Arnold Böcklin und Hans Thoma, acht Vorträge über die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts erscheinen.

blick über die Kunst des 19. Jahrhunderts gewinnen werden, herausstellen, daß wir uns in dieser unserer würdigen Art deutsch verhalten.

Was ist deutsch? Wohl muß es gewagt erscheinen, in einer kurzen Betrachtung eines so schwerwiegenden Problemes die Gedanken hierüber zusammenfassen zu wollen, und doch ist es erforderlich und wird es stündlich erforderlicher, daß wir uns dessen, was unser eigen ist und wodurch wir kulturschaffend geworden sind, bewußt werden, auf daß wir es, wenn wir es erkannt, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, deren gerade die deutsche Seele fähig sein kann, und so, wie es die tiefste Notwendigkeit erheischt, pflegen mögen.

Eine Definition des „Deutschen" ist oft versucht worden, ja, ich möchte sagen, im täglichen Sprechen haben sich gewisse Schlagworte ausgebildet, in denen ein Wesentliches kurz gekennzeichnet wird. Gewiß weisen sie auf etwas Richtiges hin, doch sind sie unbestimmt und daher nicht genügend für unsere Zwecke. So vor allem das auch im Hinblick auf die Kunst gerne angewandte: „Gemüt". Ich gestehe, daß ich eine gewisse Scheu davor habe, dieses Wort so ohne weiteres, als spezifisch charakteristisch für den Deutschen, in den Mund zu nehmen; denn ich meine in dem Augenblicke, da wir dies tun, treten wir doch anderen Völkern zu nahe, als sei Gemüt ein insonderheit eben uns verliehenes Privileg, das jenen fehle. Gott bewahre uns vor solcher Behauptung! Das unzweifelhaft Richtige an ihr will sorgfältiger und genauer bestimmt sein.

Der einzig hierbei zum Ziele führende Weg wäre dieser, daß wir aus eigener innerer Erfahrung und aus den Tatsachen der Geschichte, sowohl der politischen als der der geistigen Tätigkeit, einen Schluß auf das Verhältnis, in welchem die verschiedenen geistigen Vermögen im Deutschen zu einander stehen, zögen. Hierbei würde es sich wohl mit Bestimmtheit ergeben, daß beim Deutschen in besonders hohem Grade Gefühl, und was damit zusammenhängt, Phantasie erregbar sind, daß er in allen Augenblicken, da er vom Zwang der täglichen Daseinsanforderungen, von der Berechnung der Lebensnotwendigkeiten sich frei macht, in das Gebiet der Gefühls- und Phantasieauffassung der Welt getrieben wird. So viel dürfen wir wohl, die Erscheinungen der Geschichte, Kultur und Kunst anderer neuerer Völker vergleichend, von dem Deutschen aussagen. Wie aber ist dieses Gefühlsleben beschaffen? Wie äußert es sich? Wie arbeitet und wirkt die Phantasie im besonderen? Wie bedingen sich Gefühl und Phantasie?

Hier gilt es zunächst als die hauptsächlichste Aufgabe, sich über die Weltanschauung des Deutschen klar zu werden und zu versuchen, das ihr Eigentümliche zu erfassen. Und zwar sind es Religion und Philosophie, die in erster Linie ins Auge genommen sein wollen, suchen wir Aufschluß über das Wesen eines Volkes. Es zeigt sich, daß Religion und Philosophie in Deutschland ganz das Gleiche aussagen. Zum ersten Male bekennt der Deutsche in aller Deutlichkeit und Fülle seine Welt- und Gottesanschauung durch den Mund der Mystiker des 14. Jahrhunderts, durch jene wunderbar tiefen Denker, die dem Geheimnis des Daseins und allem seelischen Erleben so weit nachgegangen sind, wie vor ihnen vielleicht nur die Weisen am

Ganges, deren erhabene Einsichten uns in den Upanishads erhalten sind. Was diese Mystik zu überzeugendem Ausdruck bringt, betrifft das Verhältnis des Menschen zur Welt und zu Gott in einer philosophischen Begründung und Deutung des tiefgefaßten christlichen Bekenntnisses. Es ist die Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Seele einerseits zu dem Fühl- und Wahrnehmbaren rings um uns in dieser Welt und in diesem Leben, und andererseits zu dem Unsichtbaren, Geglaubten, Geahnten und Erhofften — also des Verhältnisses zum Natürlichen und zum Göttlichen. Das Bedeutungsvolle ist nun eben dies: daß der Deutsche in mystischem Erleben dies Verhältnis zur Natur und zu Gott als ein so ganz innerliches, von dem Reichtum der Gefühle und Vorstellungen so wunderbar durchdrungenes erfaßt, daß dem schwerlich etwas anderes, in gleichem Grade unmittelbar Gewisses in der Geschichte der mittelalterlichen Religion, ja selbst der späteren, an die Seite gesetzt werden kann. Das Bekenntnis lautet: Gott in mir! Gott zu ergründen und zu finden nur in den Abgründen eigenen seelischen Erfahrens! Also kein Außensein der Gottheit, sondern ein Innenwirken derselben. Und auf der anderen Seite das Verhältnis zur Natur, bestimmt von dem überschwenglich erhabenen Gefühle der Einheit des eigenen Wesens mit dem Wesen, das hinter allen Erscheinungen der Welt verborgen ist, die Einbeziehung des menschlichen Einzelwesens in das ganze große Reich der ungezählt unsren Blicken sich darbietenden Erscheinungen. Erscheinungen, denn die Dinge sind nur die Offenbarungen eben eines Unsichtbaren, eines Innerlichen, eines Wesenhaften. Indem nun diese Erkenntnis des eigenen Wesens, der eigenen Seele in allem, was uns die Natur vor Augen führt, erreicht wird, siehe! da vollzieht sich die große Gleichung. Ward in gewissen tiefsten Erfahrungen der Seele Gott erfaßt und erkannt, wird zugleich der einzelne Mensch in tiefsten Einklang gesetzt mit allem, was da lebt und webt, blüht und vergeht in dieser Welt — so erweist sich die Gottheit als das zugleich in uns und in allem anderen Wirkende, als das Allverbindende, das in den Erscheinungen sich offenbart, das große Eine, Gemeinsame, Ganze, das, was wir als Abgrund alles Lebens in uns selber erfahren!

Sie sehen, wie eine solche Anschauung alles das, was in dem Schaffen eines derart das Aeußere auf das Innere beziehenden Volkes künstlerisch bedeutungsvoll sein muß, in sich schließt. Und nun kommt es weiter dahin, daß, nachdem die Mystik dieses Ineinanderwirken von Seele, Gott und Natur festgestellt hat, ihre Erkenntnis in der großen Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts zu einem Bekenntnis wird. Denn, wenn wir uns fragen, was ist denn das Wesentliche dieses Reformationsgedankens und dieser Reformationstat, so kann die Antwort nicht kürzer und treffender formuliert werden, als wie sie durch Luther selbst formuliert ward und wie wir sie immer wieder formulieren müssen: es ist die Rechtfertigung durch den Glauben, im Gegensatz zu der Wertschätzung der Werke als Beförderer der Rechtfertigung. Sehen wir genau hin, was das Wort: Glaube aussagt. Indem wir dessen Bedeutung über das Dogmatische hinaus erweitern, finden wir denselben Kern, den wir in der Mystik gefunden. Denn unter Glauben haben wir eben das innerliche Leben und Erfahren in der

Hingebung an das Unwahrnehmbare zu verstehen, das Erreichen, ich möchte sagen, das Ergreifen Gottes in solch innerlicher Erfahrung, nur daß diese philosophische Fassung des Gottinnewerdens in der Reformation im Anschluß an die Paulinischen Briefe und in Rücksicht auf die große Streitfrage, welche die Kirche bewegte, der dogmatischen Fassung eben „der Rechtfertigung“ durch den Glauben wich.

Die dritte große Tatsache dieses deutschen Selbstbekenntnisses ist die Philosophie Kants. Nun handelt es sich nicht mehr um eine Verquickung mystisch religiösen Gefühles mit spekulativem Denken, sondern um die Konsequenzen der Selbsterkenntnis der Vernunft. Mit unbegreiflicher Schärfe wird dargetan, was seit den Zeiten der Upanishads so unbedingt nicht mehr ausgesprochen worden war, und zwar nun, dank einem höchst entwickelten kritischen Vermögen, in einer sehr viel stärkeren und bestimmteren Form: die Welt der Erscheinungen ist unsere Vorstellung, also gleichsam unsere Schöpfung. Raum und Zeit sind Formen unserer Anschauung. Ungeheure Kühnheit des menschlichen Geistes tut den Schritt, dessen Folgen für alle Zeiten in der Geschichte der Menschen wirksam bleiben werden. Die Beziehung des einzelnen Wesens zu dem Allgemeinen, die früher aus dem Gefühl heraus gestaltet worden war, gewinnt ihre Bestätigung durch die Logik, denn die Welt der Erscheinungen in Raum und Zeit wird gleichsam zu unserem eigenen Gebilde, sie wird in unserem Geiste. Mit Notwendigkeit aber ergab sich bei der Feststellung dieses weltüberwindenden Gedankens die Frage: wenn die Erscheinungen unsere Vorstellungen sind, was ist dann das, was nicht Erscheinung ist? Was ist das Wesen der Dinge? Kant nannte es: „das Ding an sich“, das ewig unerkennbar bleibt. Seine Nachfolger schlugen verschiedene Wege zur näheren Ergründung ein, Schopenhauer, wie Sie wissen — und das war eine aus kraftvoller deutscher Gefühlsintuition hervorgegangene Bestimmung — faßt es in dem Willen, als dem allen Erscheinungen innewohnenden gemeinsamen Kern. Hier stehen wir wieder in dem Bereich der Mystiker. In uns selbst haben wir den einzigen Zugang zu dem Wesen der Dinge, indeß die Erscheinungen nur unsere Vorstellungen sind. Indem alles Wahrnehmbare zurückbezogen wurde auf das innere Erleben, ergab sich, nur in neuer Sprache, die große Einswerdung von Seele, Gott und Natur, die von den wie im Traum hellsichtig gewordenen mystischen Geistern erlebt worden war.

Dies also ist es, was wir, mit kurzen Worten angedeutet, als spezifisch deutsch in der Weltanschauung bezeichnen können. Sie sehen, wie von verschiedensten Denkern und zu verschiedensten Zeiten die ganze Welt auf uns zurück oder besser gesagt, in uns hineinbezogen wird und Wert und Bedeutung nur hat, was als schaffend und wirkend in uns lebendig empfunden wird. Das heißt aber nichts anderes, als daß selbst bis in die Philosophie, bis in das schärfste Denken hinein eine Gefühlsauffassung sich wirksam und als berechtigt erwiesen hat, und daß diese niemals zu einer solchen Bedeutung hätte gelangen können, hätte nicht zu gleicher Zeit die Phantasie ihre kühnste Tätigkeit entwickelt — entwickelt trotz aller Macht der Logik, bis zu dem Augenblick, da sie die Wirklichkeit nun zu einem erhabensten ernsten Spiel der Seele mit ihren eigenen Kräften gemacht!

Prüfen wir nun auf solche von Religion und Philosophie empfangene Lehren hin den Ausdruck, welchen diese Weltanschauung in der Kunst gefunden hat, und beschränken wir uns hierbei — obgleich alle unsere Betrachtungen auch für die anderen Künste gelten — auf die bildende Kunst, fassen wir jene Zeit schöpferischen Gestaltens ins Auge, in welcher das deutsche Wesen sich ganz besonders stark geäußert hat, nämlich das Mittelalter und die Renaissance des 16. Jahrhunderts, jene ideengewaltige Periode, die von der Schöpfung des romanischen Kirchenbaues bis zu Albrecht Dürers Weltschilderung führt, so können wir wohl mit annähernder Bestimmtheit die charakteristischen Züge des bildenden deutschen Genius feststellen. Es sind, vergleicht man die gleichzeitige italienische Kunst und ruft sich hierbei auch die Antike ins Gedächtnis, folgende vier Erscheinungen, die als bezeichnend für das Deutsche namhaft gemacht werden können.

Erstens der starke Gefühlsausdruck, der von den Künstlern ihren Schöpfungen verliehen wird. Was immer sie darzustellen haben, wird von innen heraus beseelt und belebt. Es ist der Gefühlsgehalt, um den es ihnen bei der Anschauung der Dinge und bei dem Blick in ihr eigenes Innere wesentlich zu tun ist. Die Erscheinung ist ihnen Wesensoffenbarung.

Das zweite ist der Universalismus. Für Gefühl und Phantasie des Deutschen ist alles in dieser Welt, das kleine wie das große, von Wichtigkeit, alles dünkt ihm der Wiedergabe und der Verherrlichung wert. Die weise Beschränkung, welche die Antike, welche die italienische Renaissance bei der Wahl der Stoffe und bei deren Behandlung sich auferlegte, kennt er nicht. In der religiösen Kunst des Südens ist es schließlich immer der Mensch, welcher, zum Typischen, Vollkommenen und damit zum Göttlichen gesteigert, dargestellt wird, und zwar mit einer gewissen Ausschließlichkeit, denn das Landschaftliche und Akzessorische erscheint untergeordnet. Gewiß gewinnt das Landschaftliche auch in der italienischen Renaissance eine beachtenswerte Entwicklung, ja gelangt in der venezianischen Malerei zu hoher Bedeutung, aber die Fülle und die liebevoll detaillierende Naturschilderung bei den Deutschen ist etwas ganz anderes. In ganz anderer Weise erobert sich schon in jener religiösen Kunst die Landschaft und das Beiwesen seine Stellung neben dem Menschlichen, wovon später noch ausführlicher die Rede sein wird. Weiter zeigt sich die Beschränkung in der südlichen Kunst auch darin, daß man die Darstellung auf möglichst wenige Erscheinungen zurückführt. Man läßt alles Ueberflüssige beiseite, konzentriert sich auf Hauptmomente. Der Deutsche geht einen anderen Weg. Indem er, Einzelheiten berücksichtigend und schätzend, das Natürliche höher wertet, gibt er zu gleicher Zeit auch das Menschliche in möglichst großer Mannigfaltigkeit und in möglichst zahlreichen Variationen. Unschwer erkennt man, wie solcher Universalismus, in gleicher Weise wie der Gefühlsausdruck, in jenem deutschen Verhältnis des Einzelnen zur Natur begründet ist, über welches uns Religion und Philosophie Aufschluß gaben.

Nun kommt ein Drittes, gleichfalls so zu erklärendes, hinzu, nämlich die unvergleichliche Naturtreue, durch welche sich die deutsche Kunst jener Zeit auszeichnet, eine bis ins einzelnste gehende gewissenhafte Beobachtung und Nachbildung der Natur! Wie könnte es anders sein? Wohnt doch

jeglichem Dinge eine tiefe Bedeutung inne, ist doch nichts in der Natur nebensächlich, ist doch jegliches Wahrnehmbare nur ein Ausdruck des immer gesuchten Wesens der Dinge und daher von nie zu erschöpfendem Gehalte! Und was anderes ist diese Versenkung des Betrachtenden als die Aeußerung jenes unergründlichen Gefühlswaltens, welches Gott zugleich in der Seele und in der Natur findet, als das große göttliche Liebesverlangen in uns. Alles, was da erscheint, ist mir nicht fremd, es ist mein Eigenes, und es ist das beste in mir selbst, dessen ich mir bewußt werde, wenn ich mich liebend in diese Erscheinungen hinein verliere. Dieses wunderkräftige, leidenschaftliche Werben der deutschen Seele und der deutschen Schauenskraft um das Geheimnis des Weltenwesens ist eines der herrlichsten Schauspiele, das jemals auf dem Gebiete der Kunst erlebt worden ist. Wem, der selbst die Kraft solcher Versenkung besitzt, ist nicht die Betrachtung irgend einer kleinen Miniatur, irgend einer unscheinbaren Zeichnung, irgend eines Hintergrundes auf einem Gemälde zu einem Ereignis geworden, wer ist bei ihr nicht von einer inneren Rührung überwältigt worden! So schlicht, so anspruchslos — und doch so mächtig? Es ist nicht schwer zu sagen warum. In solcher Naturnachbildung vollzieht sich eine Selbstbefreiung, Selbstentäußerung, welche uns mit Entzücken die erhebenden Herrschermöglichkeiten unserer Seele entdecken läßt. Aber nur weil diese Naturtreue ihren ganz eigenen Charakter hat, weil sie nicht ein rein wissenschaftliches Fixieren der äußeren Erscheinungen ist, sondern — ich brauche darüber kaum mehr zu sprechen und muß es doch immer wieder betonen — weil in der Erscheinung das Wesen, die große Einheit zwischen Seele, Gott und Natur mit erfaßt wird. Nur diesem Zwecke dient im tiefsten Sinne die naive, durch keine Reflektion voreingenommene, gefühldurchdrungene liebevolle Wiedergabe der Natur.

Und endlich das vierte: die große Erfindungskraft der Phantasie, deren lebhaftes Spiel mit eben denselben Erscheinungen, die von dem deutschen Künstlerauge gar nicht treu, gar nicht genau genug nachgeahmt werden konnten. Ich halte inne — ist das nicht ein Widerspruch? Es scheint, aber es scheint auch nur so. Gefühl und Phantasie sind zwei Mächte, die beständig durch und miteinander wirken. Wenn der deutsche Künstler durch sein tiefes Liebesverlangen und durch die Kraft dieser Liebe zu jener geschilderten Herrschaft über die Natur gelangt, so ist es, ich möchte sagen, das solchem trauten Gefühlsverhältnis verdankte reine Gewissen, welches nun der Phantasie erlaubt, mit diesem wundervollen Besitz frei zu schalten und zu walten. Die Beweglichkeit seiner Einbildungskraft, die, als eine ursprüngliche Anlage, nicht weiter zu erklären ist, vermag durch alle Kenntnis der Natur nicht gefesselt zu werden. Vielmehr wird durch die liebende Beziehung der Natur auf die Seele die schöpferische Kraft in dem Künstler selbst entfesselt. Machtvoll erfreut sich die Phantasie ihres Rechtes und ihrer Freiheit, im Sinne hoher, leidenschaftlicher oder auch launig heiterer Stimmung zu gestalten.

In welcher Weise? Einmal wirkt, so darf man behaupten, im deutschen Volk bis in jene Zeit immer noch mächtig nach, was sich in seiner vorchristlichen Periode nicht hat ausleben können, weil es nicht zu künstlerischer

Formung gelangte. Die Entwicklung ursprünglicher, mythisch gestaltender Vorstellungen von der Welt — wir werden später darauf zurückkommen — war zu keinem Abschlusse gelangt. Das Christentum trat ein und unterband die Wirksamkeit dieser Vorstellungen, die nun ein verborgenes Leben in der Phantasie des Volkes fortführten, ein verborgenes, aber starkes, das sich bis zu dem Furchtbarsten, Bizarrsten, Erschreckendsten steigert, wann immer eine gewaltsame tiefe Bewegung, überwältigende Eindrücke von der Natur oder von eigenen seelischen Erfahrungen sich des Deutschen bemächtigen. Da wird der Geist zu den ungeheueren Visionen entflammt, die uns allen ja so wohl bekannt sind, zu den Stürmen des jüngsten Gerichtes, des Totentanzes, der apokalyptischen Ereignisse, welche die Welt der einfach natürlichen Vorgänge vernichten zu Gunsten einer anderen übermäßigen — verstanden von dem ganzen Volke, weil in jeder einzelnen Seele, wie in der des Künstlers, die gleichen Erregungen der Phantasie möglich und nothwendig sind. — Und neben dieser gewaltigen, alle Elemente entfesselnden Betätigung der Einbildungskraft, sie durchdringend, das andere freudige Spiel der Phantasie, der herrliche, der göttliche Humor, auf den sich im besonderen bezieht, was ich früher von dem reinen Gewissen sagte. Weiß sich der Deutsche dem Wesen nach im tiefften Einklang mit der Natur, so gibt ihm eben dies Bewußtsein in den Augenblicken, da sich sein Geist von dem Erhabenen herab zur Wirklichkeit wendet, da er sich befreit fühlt von den Lasten und Leiden tragischer Erkenntnis, die Möglichkeit und Aufforderung zu leichtem überlegenen Spiel mit den Absonderlichkeiten und Widersprüchen des Lebens, die er nun in buntem, tollen Tanz verschlungen an sich vorüberziehen läßt. Kein Widerspruch also zwischen der Naturtreue und der frei schaffenden Erfindungskraft, auch keine Anomalie darin, daß Phantasie und Wirklichkeitswiedergabe sich häufig durchdringen und verbinden — beide Erscheinungen wurzeln in einem gemeinsamen tiefen Grunde, nämlich in der Gefühlsauffassung der Natur!

In diesen vier Hauptmomenten also ließe sich der künstlerische Ausdruck jener früher geschilderten Weltanschauung der Deutschen zusammenfassen: starker Gefühlsausdruck, Universalismus des Schauens, größte Naturtreue, oder sagen wir besser Naturliebe, und reichste Erfindungskraft.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung jener großen Periode deutscher Kunst! Aus unseren Erwägungen ergibt sich die vollständige Erklärung ihrer formal stilistischen Eigentümlichkeiten. Unwillkürlich, wenn wir die deutschen Skulpturen und Gemälde mit den gleichzeitigen italienischen vergleichen, äußert sich unser ästhetisches Gefühl zu Gunsten der letzteren. In diesen gewahren wir die große, einfache Gesetzmäßigkeit der Form, die große einfache Harmonie der Farben, die deutliche Bestimmtheit, kurz alles das, was wir als Schönheit und als Stil bezeichnen. In Deutschland, in diesen mit starkbewegten, individualisirten Figuren und sonstigen Einzelheiten überfüllten, buntfarbigen Bildern und Schnitzwerken des 15. und 16. Jahrhunderts scheint ein Wirrsal zu herrschen, und immer wieder drängt sich dem Betrachter die Frage auf: ja, warum sind denn Christus, Maria, dieser Apostel, jener Heilige — denn es handelt sich in jenen Zeiten um religiöse Kunst — warum sind sie denn nicht „schön“ dar-

gestellt, d. h. von gesetzmäßig harmonischer, typischer Erscheinung? Nun, dies erklärt sich eben aus den angegebenen Eigentümlichkeiten deutschen Wesens. In einem solchen Grade der Form allerhöchste Bedeutung zuzuerkennen, wie die Antike, wie der Italiener, hat sich der Deutsche nicht entscheiden können. Wenn er ein Kunstwerk schafft, so will er vor allem stark auf das Gefühl und die Phantasie der anderen wirken, wie in ihm selbst das Werk ja aus starker Betätigung beider Mächte hervorgegangen ist. Indem er alles mitteilen möchte, was an Gefühlsgehalt in dem religiösen Stoffe liegt, sieht er sich auch von dieser Seite gedrängt, um möglichst ausdrucksvoll zu sein, möglichst naturtreu zu sein. Wie, meint er, kann ich für die entsetzlichen Ereignisse der Passion das Mitleiden, wie für die heilig zarten Muttergefühle Marias die innige Teilnahme Anderer erwecken, wenn ich sie nicht mit der größten Intimität des Ausdrucks, mit ganz überzeugender Wahrhaftigkeit schildere. Seelensprache in starken Bewegungen, scharfe Individualisirung erscheinen unabweislich notwendig.

Und hiemit hängt ein anderes zusammen. Es ist charakteristisch, daß die italienische Kunst in ihrem Streben nach Schönheit und Gesetzmäßigkeit im Verlaufe des 15. Jahrhunderts fast gänzlich alle jene Stoffe zu behandeln aufgegeben hat, welche eine große leidenschaftliche Seelenäußerung bedingen. Aehnlich wie die antike Kunst beschränkte sie sich wesentlich darauf, in großen, typischen, dauernden Erscheinungen das christlich Göttliche zu verdeutlichen. Nicht in erster Linie die Passion Christi, also nicht den Kern christlichen Glaubens, nicht das Menschliche, zu dem das Göttliche sich herabließ, sondern den Sieg des Göttlichen über das Menschliche, sein leidenlos Ewiges bildet den Vorwurf ihres Schaffens. Und so, durch ein solches Abfinden mit dem christlichen Stoffe, entstanden die erhabenen Schönheitstypen des Erlösers, der Madonna, der Heiligen. So entsteht etwas der griechischen mythologischen Kunst Analoges. Der Deutsche drängt auf das Wesentliche des Christentums und wird dadurch an der Erreichung eines Schönheitsideales verhindert. Er sucht in evangelischem Geiste das Göttliche nicht in äußerer Herrlichkeit, sondern in der inneren — so kommt es, daß sein Ausdrucksbedürfnis die stilistische Schönheitsgestaltung beeinträchtigt. Es wäre ganz falsch — ich kann diese wichtigen Probleme leider nur flüchtig berühren — seine Kunst, wie vielfach geschieht, eine realistische zu nennen. Sie ist idealistisch so gut als die italienische, ja ist es vielleicht in höherem Grade, wenn man die Gewalt ihres Ringens um Wahrhaftigkeit seelischen Ausdruckes beachtet. Aber so groß, so überwältigend ihre Genialität, an Vollkommenheit des Stiles läßt sie sich mit der italienischen nicht vergleichen; die Erscheinungen der Ueberfülle, der zu starken Individualisirung, des allzu Leidenschaftlichen und Unruhigen der Bewegungen und endlich der phantastischen Elemente vereiteln die Gestaltung eines ruhigen, geschlossenen, einfachen Eindruckes.

Heißt das nun aber so viel, als daß dem Deutschen vollkommener Stil in der bildenden Kunst zu erreichen versagt wäre? Keineswegs. Unsere Kenntnis seiner Weltanschauung gibt uns den Schlüssel zur Lösung des Problems. In jener Periode handelte es sich um religiöse Kunst, welche den Menschen vergöttlicht ganz in den Vordergrund treten läßt. Für den

Germanen aber, und speziell den Deutschen, dessen Ausdrucksbedürfnis und Universalismus, wir sahen es, das Menschliche in die gesamte Natur einbezog, und der das Göttliche in dieser Einheit fand, konnte der Mensch nicht der ausschließliche Gegenstand der Darstellung sein. Sein ideales Streben richtete sich auf die Veranschaulichung eines Naturganzen; in ihr suchte er die stimmungsvolle Schönheitswirkung. Dies offenbart sich schon im Mittelalter. Schon damals schlägt die deutsche Malerei die Richtung ein nach diesem weiter ausgespannten Bereich künstlerischer Anschauung, in dem sich das Verlangen nach Mitteilung innerster Stimmungsvorgänge ganz genügen konnte, ohne in einen Widerspruch zu den Schönheitsanforderungen religiöser Menschendarstellung zu gelangen. Mehr und mehr wird im Verlaufe des 15. und 16. Jahrhunderts bis hin zu den Schöpfungen Dürers und Grünewalds das menschliche Wesen in die gesamte große Natur einbezogen, verliert es seine absolute Bedeutung. So wenig die plastisch bestimmte Formengestaltung in der Zeichnung außer acht gelassen wird — wir wissen, in wie hohem Grade Dürer die Vorzüge der italienischen Malerei erkannte und sich durch theoretische Studien deren Gesetzmäßigkeit zu eigen zu machen suchte — so werden doch höhere Einheitsfaktoren, welche die Vielheit der Erscheinungen von Menschlichem und Landschaftlichem binden, Beides in innigen Zusammenhang setzen, zur Geltung gebracht: große Farbenzusammenklänge, vor allem aber die das Gefühl unmittelbar stark bestimmenden Lichterscheinungen. Und damit findet die germanische Kunst den sicheren Weg zu ihrem großen eigentümlichen Stil — einen Weg, der freilich dann nicht von den Deutschen, deren bildende Tätigkeit durch den dreißigjährigen Krieg gelähmt, ja vernichtet ward, sondern von den Niederländern in ihrer besonderen Weise verfolgt werden sollte bis zu den Wunderregionen der Rembrandtschen Kunst.

Und dieser Stil, der gleichberechtigt neben den italienischen treten konnte, welcher alle Möglichkeiten der Malerei erschöpfte, indem er der im Süden verherrlichten Schönheit des Menschen die Schönheit eines die Seele wiederspiegelnden Naturganzen hinzufügte — aus welch' anderen Bedingungen könnte er hervorgegangen sein, als aus der Entdeckung der göttlichen Gemeinsamkeit zwischen Menschlichem und Natürlichem? Als der vollentsprechende künstlerische Ausdruck für das, was uns Religion und Philosophie über das deutsche Wesen sagten, für das, was uns zur Antwort ward auf die Frage: Was ist deutsch?

Fassen wir es kurz zusammen. Das künstlerische Bekenntnis des Deutschen lautet: alle Erscheinung ist Wesensoffenbarung, alle Form hat Sinn und Wert nur als Wesensausdruck, und nur in der Verdeutlichung der allumfassenden Einheit von Mensch und Natur findet das Bedürfnis der Seele, ihr inneres Leben äußerlich zu schauen, sein volles Genüge.

Bühnentradition.

Von Hans Pfitzner in Berlin.

— — — — — — — — — — — — — — — — —
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein
Da ist alles dunkel und düster
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Kommt aber nur einmal herein!
(Goethe.)

Einleitung.

Tradition — angewendet auf Kunstübung, und speziell, um gleich unser Thema anzuschlagen, auf die Wiedergabe von dramatischen Werken, — ein fürchterliches Wort für den, der ein direktes Verhältnis zum Kunstwerk hat. Nichts beleuchtet so sehr die Leerheit und Totheit des Kunsttreibens, die Verlassenheit des lebendigen Kunstwerkes in dieser toten Welt, als die häufige Anwendung der Tradition, mit oder ohne Eingeständnis.

Nur noch eins ist gerade so schlimm: das ist der „Narr auf eig'ne Hand", eine willkürliche Auffassung, die, womöglich wider bessere Einsicht und Erkenntnis des vom Autor geschaffenen Gebildes, das eigene Subjekt überwuchern läßt, und so eigentlich gar nicht mehr den Autor interpretiert, sondern die stummen Zeichen seiner Aufzeichnung als Anregung benutzt, etwas Eigenes zu produzieren.

Kommt der der Tradition folgende nie in das innere Heiligtum des Kunstwerkes hinein, gehindert durch den luftleeren Raum der eigenen Geistlosigkeit und die kompakte Masse der im Behälter der Zeit aufgestapelten Gewohnheit, gibt er so in gewissem Sinne immer ein zu wenig, so gibt die andere Art im schlimmen Sinne ein zu viel, und der „Narr auf eig'ne Hand" ist der gefährlichste von allen Narren, die „mehr sagen, als in ihrer Rolle steht".

Diese beiden Pole setzen allerdings stillschweigend einen Mittelpunkt voraus, den einer absoluten Richtigkeit; setzen voraus, daß das Gegebene, das wiederzugebende Kunstobjekt einen unverrückbaren Maßstab bilde, in sich, an sich „richtig" sei, sich — wenn ein Vergleich gestattet ist — zur Natur selbst, der Wahrheit im großen Sinne verhalte, wie der Interpret sich zu ihm verhalten soll.

„Richtig" und „Falsch" in Kunst? Handelt es sich nicht in der Kunst um andere Sachen? Beschränken diese Begriffe nicht die Phantasie, die Freiheit, die Individualität? Drücken diese Worte schon nicht alle Kunst auf ein niedrigeres Niveau? Besonders beim Nachschaffen, welches ja unser Thema ist, beim Verhältnis vom Darsteller zur Gestalt?

Nun, ich will versuchen darzutun, daß gegen das, was ich nicht anders als „Richtigkeit“ benennen kann, alles drum herum verblassen muß, weil jenes das Höchste ist, was zu denken. —

Wenn es überhaupt etwas gibt, was eine Wahrheit im höchsten Sinne darstellt, so ist es die im Kopfe des Genies entstandene direkte Anschauung, der geniale Gedanke, die Inspiration. Nehmen wir diese beim dramatischen Dichter eingetreten an: so lautet die ideale Aufgabe der reproduzierenden Kunst: die im Dichterhirne entstandene Idee in voller Reinheit noch einmal in die Welt zu setzen.

Aber geniale Werke sind sehr selten; und in diesen ist nicht alles, kann nicht alles genial sein; hier also schon sehen wir, wie sich das Verhältnis des Darstellers zum Werk verwirrt, die Aufgabe schwankend wird. Ist das Dichtergebilde vor dem Thron des Geistes der Wahrheit „richtig“, so kann die höchste Leistung eben nur kongruent sein, denn genialer als genial kann nichts sein; ist es „falsch“ in dem analogen Sinne, so fehlt der Maßstab, untersteht die Wiedergabe einem anderen Gerichtshof der Beurteilung, einem andersartigen Kriterium.

In dem Maße also, als vom schaffenden Künstler etwas deutlich erschaut und festgelegt ist, ist die Auffassungsmöglichkeit begrenzt, wogegen sie bis zur Unendlichkeit erweitert ist, wenn das dichterische Gebilde selbst vor einer höchsten Wahrheit nicht bestehen kann.

Hier schon leuchtet ein, daß der ersehnte Mittelpunkt immer Ideal bleibt, nur ganz ausnahmsweise, vorübergehend, blitzartig erreicht werden kann; daß sich das ganze Kunsttreiben auf dem unendlichen Felde abspielt, das wie die Erde um den ihrigen, um jenen Mittelpunkt herumlagert. Unbegrenzt ist das Feld, und so groß, daß so Verschiedenes, von dem eben gewonnenen Standpunkte aus aber doch nur graduell Unterschiedenes, wie Künstler und Stümper, Meisterwerk und Machwerk auf ihm Platz haben. Aber im bewußten oder unbewußten Suchen nach jenem Punkt, dessen Wesen nie benannt, dessen Existenz nie bewiesen werden kann, liegt das Geheimnisvolle, Reizvolle aller Kunstübung. Und wie das größte Dichterwerk nicht durchweg und in allen Teilen genial sein kann, so wird die vollendetste Darstellung immer ein gutes Teil Tradition oder Narrentum auf eigne Hand enthalten.

Es liegt diese Einschränkung im Wesen der Erscheinungswelt überhaupt.

Denn nicht nur das Verständnis, das von Kopf zu Kopf geht, ist eine große Seltenheit, schon im Individuum selbst, auf dem Weg vom Hirn zur Hand, zum Papier, verfälscht, verändert, vermindert, verundeutlicht sich die ursprünglich reine Idee.

Die Gedankenwelt in die Wirklichkeitswelt zu bringen ist ein beschwerlicher Transport, bei dem immer viel verloren geht.

Jeder, der einmal einen Gedanken objektivierender Natur gehabt hat, kann diesen Prozeß an sich selbst beobachten, das Problem von der subjektiven Seite aus verfolgen.

Es stellt sich unvermutet, in einem unbewachten Augenblick ein Gedanke ein; Gedanke ist schon nicht ganz richtig. „Gefühl“ auch nicht; ein Beidem

ähnliches; ein Etwas, von dem man fühlt, daß es in irgend einem Sinne wahr ist, überhaupt „ist," und einem doch so ganz allein zugehört.

Man hat das Bedürfnis, es festzuhalten, und versucht, es gleich noch einmal zu denken, scharf zu fassen.

Aber mit diesem Augenblick entweicht es, läßt sich nicht fangen; es scheint etwas so Hohes, so Subtiles, daß es selbst vor der Berührung mit dem bewußten Denken, als etwas zu Plumpem, zurückschreckt. Aber man gibt die Absicht nicht auf, und mit Gewalt verwandelt man den geheimnisvollen Besuch in einen Gedanken, den Gedanken in Worte, und merkt kaum, daß währenddessen immer mehr — das Beste — verloren geht; es ist, als ob, wenn man grade recht fest zuzugreifen glaubt, und die Hand schließt, nichts als traurige Ueberreste in der Hand bleiben, Schaum, der vor den Augen zerrinnt, statt Perlen; und es steht etwas auf dem Papier, was einem selbst wohl dienen kann, durch eine Erinnerungskette sich den Zustand des Empfängnisaugenblickes zurückzurufen, aber zu nicht viel mehr; man braucht nur nach längerer Zeit, in anderer Stimmung es sich durchzulesen, und kann erleben, daß man seine eigenen Worte nicht versteht.

Und nun soll man sich wundern, wenn Andere Worte Anderer nicht verstehen? Wenn sie nicht das sehen, was der, der's geschrieben hat, gesehen hat? Wenn grade so viele verschiedene Bilder, „Auffassungen" aus dem Papier aufsteigen, wie es Köpfe gibt, die die Worte lesen? Daß es unzählige Grade von Deutlichkeit gibt, in der es dem Schöpfer gelungen ist, seine Visionen aufs Papier zu bannen, unzählige Abstufungen von Fähigkeit, durch die Worte hindurch die Gestalten zu sehen? Daß selbst die drastischesten Gradunterschiede nicht beweisbar sind, und z. B. Dramen, die von lebendigen Gestalten wimmeln nicht unterschieden werden von solchen, die überhaupt keine Gestalten enthalten sondern bestenfalls Gedanken.

Worte hier und Worte dort; so sieht's aus; von einem Wort läßt sich kein Jota rauben, wohl aber ein ganzes Stück von Gestalten entvölkern, wenn es in den unrichtigen Kopf kommt.

Wir sehen: Worte, Individuen und andre Kunstmedien sind zugleich vermittelnd und hindernd für die Idee; und wie man sich die Seligkeit erst nach dem Aufhören des Leibes denkt, so tritt man in den siebenten Kunsthimmel erst ein, wenn das Begriffliche und Sinnliche keine Rolle mehr spielt; wenn die Idee, im Schöpfer als subjektiver Zustand befindlich, dem Genießer aus den Tönen, Worten, oder was es sei, in ursprünglicher Reinheit wieder aufsteigt. Durch kein sinnliches Mittel läßt sich diese Erkenntnis auf Andre übertragen; ist sie in einem Dritten, so kann eine Andeutung, ein Blick, sozusagen eine Parole, diese hohe Uebereinstimmung erweisen. Hundert Andere mögen „Auffassungen" haben, so viel sie wollen; der eine fühlt mit entzückender Deutlichkeit die Idee, die Stimmung, die in einem Anderen — ob lebend oder lange tot, gleichviel — lebendig war. Das ist keine Auffassung mehr, das ist — — Richtigkeit. —

In dem Wirklichkeits- und Erfahrungsgebiet, in das wir uns jetzt begeben wollen, kann nun von dieser Art „Richtigkeit" nicht mehr die Rede sein; hier, wo alles Feinere ver„derben" muß, können wir auch diese Be-

griffe nur im derberen Sinne anwenden. Lassen wir also den Mittelpunkt und begeben wir uns zunächst nach Dresden.

Hier war es, wo der alte Cellist zu Wagner, als dieser die Freischütz-Ouvertüre dirigierte, beim Adagio sagte: „Ja, so hat es Weber auch genommen; ich höre es jetzt zum ersten Male wieder richtig."

Nachdem wir nun also nicht mehr nötig haben darauf hinzuweisen, inwiefern jede Tradition an sich falsch ist, können wir sagen, daß in diesem Moment mit einer falschen Tradition gebrochen wurde und eine neue, richtige anfing. Die erste wurstelte munter ohne jeden nachweisbaren Ursprung, als den der allgemeinen Dumpfheit, weiter. Die zweite wurzelte in dem Vorgang einer Autorität, doppelt autorisiert durch die mündliche Bestätigung eines Zeitgenossen des Autors.
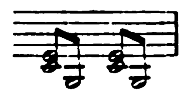
Diese beiden Sorten lassen sich überhaupt bei Traditionen unterscheiden.

In jenem Falle nun war die zweite ein Segen; sie war leicht zu befolgen; und durch das einfache Langsamer-Dirigieren war schon viel erreicht; kein Taktschläger würde sich heute noch unterstehen, die Einleitung der Freischütz-Ouvertüre als Ländler zu servieren. Nicht immer aber ist die Befolgung einer Lehre so leicht für Leute, die aufs Nachmachen angewiesen sind; so ist sie im Laufe der Zeit unzähligen Veränderungen, am häufigsten Uebertreibungen unterworfen, und wird durch die vielen Hände, durch die sie geht und herumgereicht wird, bis zur Unkenntlichkeit abgegriffen.

Doch uns soll hier mehr interessieren wie eine Tradition entsteht, als was aus ihr wird.

Wie war es möglich, daß, — um bei unserem sehr lehrreichen Beispiel zu bleiben — selbst die unfähigsten Dirigenten vorausgesetzt, jene „Wurstel"-Tradition, jene Gewohnheit einreißen konnte, den Anfang der Freischütz-Ouvertüre so zu verfehlen, da „Adagio" darüber steht? Die Annahme ist doch wohl ausgeschlossen, daß die braven Musikphilister und Meister vom Taktstock etwa nach langem inneren Ringen um den richtigen Ausdruck jenes Tonstückes endlich alle, jeder für sich, zu der Ueberzeugung gekommen wären, daß die Bezeichnung „Adagio" vom Meister falsch gewählt sei und der Charakter dieser Musik verlangte, daß es schneller genommen werden solle, also etwa andantino?

Nein, dies war eben einfach Schlamperei; es war Nichtbeachtung der Vorschrift des Autors; der gedruckten, für die folgenden Zeiten bestimmten Vorschrift des Schöpfers, der kein anderes Mittel zur Verfügung hat, seinen Willen auszudrücken als das Wort. Nichtbeachtung, die aus der ungeheuren Oberflächlichkeit entspringt, mit der gar zu oft die Aufgabe in die Hand genommen wird, über das Leben eines Geisteswerkes zu wachen. Jenen Taktschlägern suggerierte eben beim ersten Hinschauen der Anblick von Noten wie etwa



das Vorhandensein ihrer Sphäre, nämlich die „des ‚Alphorns' oder ähnlicher gemütlicher Kompositionen" und sie stutzten nicht bei dem Worte „Adagio";

was sie hätten tun sollen und auch können, bei besserer moralischer Beschaffenheit.

Selbstverständlich ist es auch sehr häufig, daß Bezeichnungen des Autors irreführend sind, deutlicher sein könnten; nicht immer mag es ihm gelingen, den präzisen Ausdruck einer Vorschrift zu finden; auch schreibt der eine im ganzen bessere, der andere weniger gute Bemerkungen; es gehört Kenntnis des betreffenden Dichters oder Komponisten dazu, um seine Sprache zu verstehen, sowohl was diese Bemerkungen, als was den eigentlichen Text der Dichtung anbelangt; beide unterliegen natürlich der Verarbeitung des Nachschöpfers, ja zuweilen der berechtigten Verbesserung; aber zuerst hat man bei Fällen des Zweifels, den Fehler in sich zu vermuten, ehe man ihn dem Schöpfer zuschiebt. Auf jeden Fall gehört eines genau so zum Werk wie das andere, und beides hat den Anspruch, voll beachtet zu werden. Jene Anweisungen sind gewissermaßen das Mittelding zwischen der Sprache des Werkes und der des Autors, persönlichen Auskünften, von denen späterhin die Rede sein soll. Alles das trägt dazu bei, das Gesamtbild zu verdeutlichen, zu beleuchten.

Leider aber wird in unserer Zeit, in der wir es doch „bis an die Sterne weit" gebracht haben, dieser so wichtige Teil eines dramatischen Werkes, werden diese Anmerkungen genau so wenig beachtet und ernst genommen, als seinerzeit das Wort „Adagio" über der Freischütz-Ouvertüre. Namentlich seitens der Sänger; Regisseure fallen leicht in Willkürlichkeit; am ersten findet man noch Kapellmeister, die die Vorschriften wirklich beachten.

Da sich die später folgenden Ausführungen vorzugsweise mit musikdramatischer Kunst, speziell mit Wagner beschäftigen sollen, so sei gleich hier unser Thema dieser Beschränkung unterworfen.

Die Art, wie unsere Opernsänger an ihre Aufgabe gehen, ist folgende:

Dem eigentlichen Studium ist in der Regel ein gelegentliches, mehrfaches Anhören von Aufführungen des betreffenden Werkes vorangegangen, wobei unser Künstler das Theater mit dem Gefühl verläßt: wie das erst werden wird, wenn er die Rolle singt! Das nächste ist, daß er mit dem Korrepetitor die Noten lernt, zugleich natürlich die Worte, aber nur mit den Noten.

Jetzt ist es natürlich zu früh, an das „Spiel" zu denken, und solche Sachen; erst mal die Noten!

Dann kommen die Proben, wie sie am Theater üblich sind. Auf den Bühnenproben befolgt man die Anweisungen des Regisseurs, oder auch nicht; Unterweisungen, die über Stellungen und dergleichen hinausgehen, werden vergessen, oder, bei Sängern mit hoher Gage, gleich bestritten. Jetzt ist es natürlich zu spät, an das „Spiel" zu denken und solche Sachen; die Oper muß heraus und der Sänger ist nervös und muß nur sehen, daß er bei Stimme ist! Das „Spiel" kommt dann schon abends, mit Kostüm und Maske!

Das gibt es überhaupt nicht, daß ein Sänger, wenn er vor einer neuen Aufgabe steht, sich mal die Dichtung hernimmt, sie, ohne zunächst an seine Rolle zu denken, liest, in Ruhe, mit Genuß und Interesse an der

Sache; dann seine Aufgabe in Gedanken mit herumträgt, seine Phantasie damit beschäftigt; nur so — wenn überhaupt — könnte ihm seine Gestalt richtig aufgehen, im Zusammenhang mit dem Ganzen.

Alles, was nicht aus den Worten hervorgeht, etwa Ausdruck im einzelnen, sagt dann die Musik aufs deutlichste; was diese nicht sagen kann, sagen endlich die Vortrags- und sonstigen Bemerkungen. Daß diese den Sängern unbekannt sind, ist derjenige Uebelstand, auf den ich mit dem Finger deuten möchte, als den, der am evidentesten aufdeckt, wie wenig es unseren ausübenden Künstlern darum zu tun ist, oder doch mindestens, welch falsche Wege sie einschlagen, nachzuforschen, wie der Schöpfer seine Gestalten sah, und dargestellt wissen wollte. Noten und Worte muß man kennen, sonst kann man nicht auftreten, aber diese Anweisungen — — —

Welche Lichter werfen die sparsamen Bemerkungen Wagners auf die Situation, die Gestalt, das ganze Werk; welche Welt von Ausdruck liegt in ihnen! Ein Beispiel statt hundert:

„Siegfried fährt aus einer träumerischen Entrücktheit auf".

Ich frage, wer schon jemals einen Siegfried nach der Rheintöchterszene in entrücktem Zustande gesehen hat.

Aber das wissen die Sänger besser als Wagner. Siegfried ist froh und kräftig; der dicke Pinsel zum Anstreichen des Bildes wird in den Topf mit der hellen Oelfarbe getaucht. Siegfried ist Naturbursche und strahlender, lustiger Held; folglich darf er nicht entrückt sein; entrückt — ja, das ist Parsifal; entrückt ist man überhaupt nur bei heiligen Sachen, nicht nach Rheintöchterszenen. Und so, um die stumme Szene mit „Spiel" „auszufüllen", geilt unser Held den verschwundenen Nixen mit den Augen nach, am Ufer hin- und herschleichend.

Für einen aber, der nicht hundertmal mit den Augen über jene Anweisung hinliest, ohne sie ein einziges Mal mit dem Sinn zu erfassen, der nicht, um dies nicht zugeben zu müssen, plötzlich zum Besserwissen seine Zuflucht nimmt: für einen solchen wird diese Bemerkung eine Fülle von Belehrung, Genuß und Anregung zur Ausgestaltung seiner Rolle enthalten. Wie tief geheimnisvoll berührt dieses kurze Sich—selbst—verlieren zwischen Todesprophezeihung und Tod! Wo weilt Siegfrieds Geist in diesen Augenblicken?

Bei den Rheintöchtern gewiß nicht, wenn es auch zuerst heißt: „er blickt ihnen unverwandt nach". Er sieht ihnen lächelnd nach und seine Gedanken verlieren sich. Wohin? — Wir wissen es nicht, Wagner auch wahrscheinlich nicht; aber er wußte, daß in diesem Moment dieser Zustand sich Siegfrieds bemächtigen muß; das wußte er als Künstler; und dem hat man zu glauben.

Welcher Augiasstall von Schlendrian wäre, angesichts aller unbefolgten Anmerkungen, auszuräumen!

Also Noten, Worte, gedruckte Anweisungen, sehen wir, reichen in der Praxis nicht hin, um die Absichten eines schöpferischen Künstlers sicher zu stellen; der Streit hierüber hat zuweilen ein allgemein beliebtes Ende; es ist das Donnerwort: „Das hat der Meister selber gesagt; ich selber hab's gehört."

Aus derartigen mündlichen Ueberlieferungen erwächst sehr oft eine Tradition; diese würde also in der höchsten Autorität, dem Schöpfer selbst, wurzeln.

Nun, in unserem Freischütz-Beispiel stimmte die gedruckte Vorschrift und die Ueberlieferung durch den Ohrenzeugen überein. Wie aber, wenn diese Uebereinstimmung nicht stattfindet? Wem sollen wir glauben? Wem soll man glauben, wenn auch der lebendige Dirigent da oben mit beidem gegebenen nicht harmoniert? Ja, wenn der immer ein Wagner wäre! Wie leicht dann die Antwort: ihm.

Hier handelt es sich um eine prinzipielle Behandlung der Frage; und es ist nur möglich, festen Boden zu gewinnen, wenn man sich klar macht, daß das einzig Maßgebende diejenigen Ueberlieferungen sind, die im Druck vorliegen, nicht die von Mund zu Mund gehen; es ist wohl kaum nötig, zu sagen, daß von einer schematischen Durchführung auch hier nicht die Rede sein kann, und daß es Ausnahmsfälle häufig genug geben mag; daß eine genügend beglaubigte mündliche Aeußerung ein letztes Licht wirft auf eine Auffassungsfrage.

Was der Meister dem Druck übergibt, bestimmt für kommende Zeiten aufbewahrt zu sein, das wird er nicht hinschreiben, ohne sich vorher wohl überlegt zu haben, was er sagt, und ohne die mustergültigste Ausdrucksform dafür zu wählen; daran hat man alles Recht sich zu halten. Was er so im Leben zu diesem und jenem sagt, ist unmaßgeblich und unverbindlich; nicht in jedem Augenblicke ist Einer, der Werke schreibt, verantwortlich für seine sie betreffenden Aeußerungen.

Wenn so in bestimmtem Sinne schon dem Munde des Autors nicht zu glauben ist, so ist dem Munde des Ueberlieferers aber vor allem nicht zu trauen; ich will jetzt nur von Fällen reden, in denen ich den Erzähler als durchaus ehrlich und sogar von der kleinsten wissentlichen Uebertreibung oder sonstigen Ausschmückung frei annehme. Selbst dieses vorausgesetzt, ist mündliche Ueberlieferung so schwankend, daß man vor gröblichsten Entstellungen nie sicher ist. Der „Meister“ wirft einen flüchtigen Satz hin, irgend eine Sache betreffend; Herr A. hört es, natürlich mit seinen Ohren; beide denken sich gar nichts besonderes dabei. Nach einiger Zeit kommt an anderem Ort die Rede auf dasselbe Thema; jetzt fällt dem A. ein, was der Meister hierüber sagte; unwillkürlich erscheint jetzt der Satz viel wichtiger wie im Moment der Aufnahme; er gibt ihn so wieder, wie er sich erinnert; er glaubt es genau zu wissen, aber in 99 unter 100 Fällen wird hier schon der „Ausspruch“ des Meisters verfälscht sein; ein kleines Wörtchen im Wortlaut ändert den Sinn, die Stimmung ist eine andere, und bis zum Gegenteil ist's nicht mehr weit; so vier bis fünf Münder. Im gewöhnlichen Leben sagt auch der ernsteste, tiefste Mensch, namentlich der lebhafte, Stimmungen unterworfene Künstler Sachen „nur so“ hin; nie aber wird ein Künstler, der es einigermaßen ernst mit seinem eigenen Werk nimmt, in diesem etwas „nur so“ hinschreiben und drucken lassen.

Der Meister gibt eine mündliche Anweisung, etwa Regie betreffend, aus bestimmten Umständen heraus, vielleicht aus einer Konzession oder sonst einem Zwange; der oder jener beteiligten Person, Besonderheiten der ganzen

Lage, der Zeit wegen. Zu einer Zeit, wo man ihn nicht mehr fragen kann „warum" meldet es ein Ueberlebender. Unausdenkbar schrecklich wäre es, wenn dieses dann für alle Zeiten fest stünde und nicht die Angabe im gedruckten Werk.

Ich muß hier darauf verzichten, auch nur anzudeuten, welch unzählige Möglichkeiten der Verfälschung existieren bei der schwankenden mündlichen Tradition. Es brauchen gar keine großen und tiefen Worte zu sein, die sich in einem Kopfe anders ausnehmen, als im anderen. Jeder, der dieses liest, wird an sich schon erfahren haben, daß man sehr leicht falsch zitiert wird, und wenn ihm seine angeblich eigenen Worte vorgehalten worden waren, in die Lage gekommen sein, auch dem ehrlichsten Freunde gegenüber auszurufen: „was, dieses soll ich gesagt haben?"

Ganz vertrauensvoll kann man streng genommen nur solche Erzählungen aufnehmen wie z. B. die dem Weißheimerschen Buch entnommene, daß Wagner den Kopfsalat sehr gerne aß.

Nur mit der Erwähnung, nicht der näheren Betrachtung des traurigsten und typischesten Falles, der bei dem Ursprung einer „Wurzel-" Tradition immer vorliegt, soll diese Einleitung beschlossen werden. Es ist der, daß ein Genie bei Lebzeiten niemals so viel Autorität gewinnt, daß seine ernstgemeintesten Aussprüche und Wünsche mit der Ehrfurcht, dem sich unterordnenden Ernste — von Verständnis ganz abgesehen — aufgenommen werden, den sie beanspruchen können; wogegen nach dem Tode über jede hingeworfene Aeußerung Bücher geschrieben werden. Erst achtet man nicht, daß der Mensch, den man da von Angesicht zu Angesicht sieht, ein Genie ist; dann vergißt man, daß das Genie nur — ein Mensch war.

Einige Gestalten unserer Bühne, zunächst aus Wagnerschen Werken, an denen man das Festsetzen einer Tradition, die noch im Blühen ist, schon beobachten kann, sollen in den folgenden Heften vorgeführt werden.



Wandlungen im Wesen des Staates.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es ist ein geringes Vergnügen, Bücher zu lesen, in denen das Wesen des Staates erörtert wird. Nicht als ob diese Bücher dumm wären, nein, sie sind zu gescheit! Sie wollen nämlich eine Begriffsbestimmung suchen, die für alle Staaten aller Zeiten und Völker paßt. Das aber gelingt nicht, denn der Staat ist ein Chamäleon, ein Proteus, ein verwandelbares Tier. Er sieht in den verschiedenen geschichtlichen Lagen so verschieden aus, daß man kaum noch weiß, ob er es selber ist. Er vergleicht sich einem Geschäft, das in Galanteriewaren anfing, zu Spezereiwaren überging und schließlich als Spezialgeschäft für Südfrüchte endigte und das dabei gelegentlich seine Räume, Personal und Inhaber vollständig wechselte. Was ist das Wesen dieses Geschäftes? Schlechterdings nichts anderes als die Kontinuität des Hauptbuches und der Umstand, daß jede folgende Gestaltung sich langsam und auf natürlichem Wege aus der vorhergehenden herausgeschält hat. Alles kann sich ändern, alles, und das „Wesen" bleibt doch dasselbe! Es bleibt, wenn man so sagen darf, das unsichtbare Ich, das stets seine alten Erfahrungen und Kräfte benutzt, um anders zu werden. Dieses Staats-Ich mit Logik und Dialektik verfolgen zu wollen, ist eine Jagd nach einem Eber, der die Kraft hat, gelegentlich ein Hirsch zu sein.

Vielleicht aber hilft uns doch das Wort etwas weiter, das wir eben vergleichsweise brauchten, das Wort „Geschäft"? Wir wollen versuchen, den Erwerbstrieb als das Wesen des Staates zu betrachten. Das ist sicher keine allseitige Betrachtung, aber sie ermöglicht einigermaßen, die Wandlungen in Subjekt, Objekt, Umfang und Qualität der Staatstätigkeit zu charakterisieren. Und zwar verzichten wir darauf, die Staatsgebilde ferner Vorzeit und anderer Zonen unter diesem Gesichtswinkel anzusehen, obwohl auch dieses nicht ganz unmöglich sein würde, und setzen dort ein, wo der „moderne Staat" in Deutschland sich bildet, beim Territorialstaat des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Der Vorgang ist dieser: Unter der Hülle des absterbenden alten Staates des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, entstehen von unten her zahlreiche neue Staaten, die Landesherrschaften. Der Trieb zur Staatsbildung ist sehr lebendig, die jungen Staaten sind aber noch nicht fest, teilen sich, verbinden sich, gehen wechselnde Kombinationen ein, bis die sehr gemischte Gesellschaft von Souveränitäten entsteht, die auf Napoleons Besen wartet. Süddeutschland war der eigentliche Herd dieser Art von Staatenbildung, die größeren Vorbilder aber lagen draußen: Frankreich, Preußen und in gewissem Sinne Oesterreich. Diese Art von Staaten ist es, die in

scharfer Weise als Erwerbsgeschäfte bezeichnet werden können, denn sie sind fürstliche Privatunternehmen zur Mehrung der Einkünfte. Die Grundlage dieser Art von Staat ist die alte Organisation der Arbeit, daß nämlich die Arbeit in den meisten Fällen ein abgabepflichtiger Herrschaftsdienst ist. Insbesondere die bäuerliche Arbeit trug diesen Charakter. Sie war rechts und links mit Abgabepflichten behangen. Diese ungeordneten Abgaben in bestimmte Kanäle zu leiten, sie zu zentralisieren und zu vermehren war der Zweck der Territorialherrschaft. Deshalb wollte man Untertanen haben, um Einnahmen zu haben. Man macht sich heute kaum mehr eine Vorstellung, wie Untertanen verhandelt wurden. Die Fürstenzusammenkünfte waren Börsen von Steuermöglichkeiten. Nicht das frug man, ob die Untertanen zusammenpaßten, ob sie in Konfession, Sitte, Produktionsweise sich glichen, nicht ob sie deutsch, polnisch, italienisch, französisch sprachen, nicht, ob sie in der Ebene wohnten oder in den Bergen, sondern nur: was sie leisten konnten, das will sagen: welchen Mehrwert der Fürst vom Ertrage ihrer Arbeit abheben konnte. Diese Art Staatsverwaltung ist das oberste kapitalistische Großgeschäft im alten Deutschland.

Der Rohstoff, das Objekt der Tätigkeit, war also der Untertan. Das Mittel zur Bearbeitung des Stoffes waren Beamtenschaft und Heer. Die ganz kleinen Unternehmer des Monarchengeschäftes konnten sich meist von diesen Arbeitsmitteln nur das erste leisten und mußten sich sonst auf den Schutz Kaiserlicher Majestät und die moralische Macht des Reichsgerichtes verlassen. Das waren sozusagen die maschinenlosen Betriebe. Von ihnen brauchen wir nicht zu sprechen; denn sie sind im Laufe der Zeit und zuletzt 1803 alle verschluckt worden. Die weitere Entwicklung setzt nicht bei diesen hilflosen Zwergbetrieben ein, sondern bei den Staaten mit Soldaten, bei den Staaten, welche imstande waren, Erbfolgekriege zu führen, denn der Erbfolgekrieg ist der charakteristische Krieg dieser Epoche. Er ist der reine Erwerbskrieg an sich. Das Subjekt des Krieges ist nicht die Summe der Untertanen, denn für diese machte es gar nichts aus, ob ihr gnädiger Herr noch im Lothringischen oder sonstwo einige Aemter mehr besaß, das Subjekt des Krieges ist der Fürst oder, noch präziser gesagt, die fürstliche Kammer. Diese Kammer kaufte sich mit dem Ertrag des bisherigen Bestandes von Untertanen eine militärische Maschine zur Herbeischaffung neuer Untertanen, das heißt: sie kapitalisierte den Gewinn im eigenen Geschäft. Soldaten und Untertanen haben in diesem ersten Stadium des modernen Staates nichts miteinander zu tun. Der Fürst nimmt absichtlich nicht seine Landeskinder zu Soldaten, da ja die Landeskinder die Herde sind, von deren Wolle er leben will. Nur wenn er in den fremden Gebieten nicht genug Soldaten auftreiben konnte, mußte er die Söhne seiner eigenen Bauern in die Uniform stecken. Das aber ist für die ganze Geschichte des Staates ein sehr wichtiger Vorgang, denn aus der Identität von Untertan und Soldat entsteht der Staatsbürger.

Im allgemeinen liegt dieser Vorgang im 18. Jahrhundert und vollendet sich im 19. Jahrhundert. Die Veränderung ist folgende: Während vorher der Soldatendienst eine bezahlte Lohnarbeit war, man kann sagen die erste Lohnarbeit großen Stiles, so verwandelte er sich in eine Abgabenpflicht

oder vielmehr Leistungspflicht der Untertanen. Damit wurde das Heer relativ billiger, konnte deshalb entsprechend vergrößert werden, aber die Belastung des Untertanen stieg, seine Weltabgeschlossenheit verminderte sich und vor allem der Fürst wurde nun von der Tapferkeit und Hingabe derer abhängig, deren Ausbeutung sein bisheriges Geschäft war und nach Lage der Dinge bleiben mußte. Aus dieser neuen Kombination von Untertan und Soldat erwachsen oder durch sie vermehren sich folgende Tendenzen:

Der Fürst sucht den Druck seiner Untertanen zu vermindern und wird ein wohlwollender Monarch. Da er aber nach wie vor viel Geld braucht, so muß er das Geld kaufmännisch zu erwerben suchen. Damit entsteht die für das Volk sorgende merkantilistische Monarchie, die durch Grenzzölle, Ausfuhrverbote, Gewerbesubventionen, Kolonisationen, Entwässerungen, Lohnregulierungen, Berufszwang, Staatsfabriken und ähnliches den Gesamtertrag der Gebietswirtschaft zu heben sucht. In diesem Stadium wird der Geschäftscharakter des Monarchismus am deutlichsten, aber gleichzeitig verschiebt sich das Unternehmerverhältnis, denn von nun an sagt der Fürst nicht mehr: ich arbeite für mich! sondern: ich arbeite für euch, ich bin der erste Diener meines Staates! Zugegeben, daß dieses Wort „ich arbeite für euch“ zunächst Phrase war, so kommt es doch öfters vor, daß Phrasen bei längerem Gebrauch zu Wahrheiten werden, einfach weil sie geglaubt werden. In diesem Fall wird die Phrase zuerst vom Fürsten geglaubt, bei dem sich ein landesväterliches Pflichtgefühl entwickelt, das je nach Temperament und Seelenumfang der Fürsten sehr verschieden war, das aber doch das alte, selbstsichere Unternehmertum innerlich untergrub. Erst nachdem die Fürsten dieses „für euch“ zu glauben angefangen hatten, ging es langsam auch dem Untertanen auf „für uns!“ Das aber war ein viel tieferer Vorgang als der Fürst ihn gewollt und erwartet hatte. Er wollte den „dankbaren“ Untertanen, der aus Dankbarkeit ein guter Steuerzahler und Soldat ist, gerade wie heute die wohlwollenden Großindustriellen den dankbaren Arbeiter wollen. Der Untertan aber nahm mehr als diesen kleinen Finger, er nahm die ganze Hand: wenn die Staatsarbeit für mich geleistet werden muß, dann bin ich ja das Subjekt des ganzen Geschäftes, der Auftraggeber, und der erste Diener des Staates ist dann mein Beauftragter! Kurz, es wurde strittig, wer Subjekt des Unternehmens sei, und die Streite in England und Frankreich erleichterten es den deutschen Untertanen, den schwierigen Umdenkungsprozeß zu vollziehen.

Der Staat wird also zunächst theoretisch als etwas gedacht, was allen Mitwirkenden gehört. Erst jetzt entsteht der Staatsgedanke als solcher. Da es aber Zweck der Phrase vom wohlwollenden Fürsten gewesen war, den Geschäftscharakter des Staatsbetriebes absichtlich zu verhüllen und ihn als Wohlfahrts- und Rechtsveranstaltung hinzustellen, so fängt der neue Staatsgedanke bei diesen nicht unwahren aber nebensächlichen Zweckbestimmungen an und man verliert die Kategorie aus den Händen, in die man den Staat einordnen soll, man konstruiert den Staat nicht als praktisches Unternehmen sondern als eine moralische Anstalt oder sonst etwas ähnliches. Diese Art von Konstruiererei gibt der ganzen Theorie vom Staat etwas so ungreifbares, phantastisches, daß man sich niemals trostloser und ver-

lassener vorkommt, als wenn man die Wirklichkeit des Staates aus diesen Begriffen heraus sich verdeutlichen soll. Nüchterner, hausbackener aber wahrer ist es, die alte Linie der Kameralisten, der Theoretiker des monarchischen Geschäftes, korrekt weiter zu denken und nicht einen Sprung in die Wolken zu machen, als sei wirklich durch Zauberei zwischen 1780 und 1850 aus einem Eber ein Hirsch geworden.

Wenn es im gewerblichen Leben des Jahres 1800 die Form des genossenschaftlichen Betriebes häufiger gegeben hätte, so würde es der damaligen Zeit leichter gewesen sein, die Subjektsveränderung im Staatsgeschäft zu erfassen. Der Staat hört auf, ein privates Erwerbsgeschäft des Fürsten zu sein, da aber der Fürst in Deutschland nicht einfach beseitigt wird, sondern bei der Umwandlung als Inhaber des bisherigen Unternehmens eine hervorragende Rolle spielt, so entsteht ein kompliziertes Gebilde, bei dem erstens die bisherigen privatwirtschaftlichen Interessen des Fürsten durch reale Abfindungen (Domänen, Schlösser u. dgl.) und durch unkündbare Obligationen (Zivilliste, Apanagen u. dgl.) gewahrt, aber vom Staatsbetriebe gesondert werden, bei dem zweitens der bisherige Leiter des alten Geschäftes sich und seinen Rechtsnachfolgern die künftige Leitung des genossenschaftlichen Betriebes für ewige Zeiten statutarisch sichert, so daß besonders das Hauptmittel der Betriebssicherung, das Heer, in den Händen dieser statutarisch festgelegten Leitung bleibt, bei dem drittens neben der unkündbaren Leitung die beständige oder wenigstens regelmäßig wiederkehrende Generalversammlung der Genossenschaftler (Parlament) in Kraft tritt. Der schwierigste Punkt in diesem ganzen verwickelten System, das man „konstitutionelle Verfassung" nennt, ist das gegenseitige Verhältnis der unkündbaren Leitung zur Generalversammlung. Für dieses gegenseitige Verhältnis gibt es keine reinliche Formel und wird es nie geben. Der Staatsbetrieb dieser Art hat und behält ein gemischtes Subjekt, ein Zustand, der sich übrigens bei allen Genossenschaftsbetrieben und Aktiengesellschaften irgendwie wiederfindet, da überall Direktorium und Aufsichtsrat um die Grenzen ihrer Befugnisse ringen.

Die Subjektsveränderung im Staatsunternehmen zog aber eine völlige Verschiebung aller übrigen Elemente nach sich. War nämlich nun der bisherige Untertan zum Mitunternehmer geworden, so war es klar, daß die Ausbeutung seiner Steuerkraft nicht mehr als Zweck der staatlichen Tätigkeit erscheinen konnte. Man beachte wohl: der ganze Betrieb geht einfach weiter, die Steuern werden weiter erhoben, das Heer wird weiter erhalten, die Polizei und Justiz wird weiter bezahlt, die Straßen werden weiter gebaut, nur ändert sich zunächst die logische Konstruktion, indem das, was bisher Zweck war, die fürstliche Kasse, nicht mehr im Zentrum steht, sondern als Separatkonto geführt wird, und indem das, was bisher Betriebsunkosten waren, nun Ausgaben für Staatszwecke werden! Der Staatszweck selbst war sachlich gegeben, er war die Fortsetzung der bisherigen Tätigkeiten zu Gunsten der Gesamtheit, es war nur logisch schwer, diesen Staatszweck als Einheit zu begreifen. Warum, so frug man, betreibt der Staat gerade dieses und dieses aber jenes nicht? In allen schönen Staatsdefinitionen von allgemeiner Wohlfahrt, Organisation der Gesamtheit oder

wie die neuen Firmen heißen sollten, war eine klare Abgrenzung nicht enthalten.

Das ist die Situation, in der die Theorie des bürgerlichen Liberalismus Klarheit zu bringen versuchte. Der Liberalismus wollte den Staatsbetrieb seiner Zufälligkeiten entkleiden, indem er alle Nebenbetriebe der alten monarchischen Wirtschaft abschnitt: der Staat soll nichts besorgen, was Privatgeschäfte ebenso gut oder besser besorgen können, er soll keine Bergwerke betreiben, keine Porzellanfabriken gründen, überhaupt keine Geschäfte machen, bei denen Geld verdient wird, sondern soll nur diejenigen notwendigen Arbeiten in seiner Hand behalten, die sonst von niemandem oder nur schlecht betrieben werden würden, er soll das Heer, die Justiz, die Polizei, den Elementarunterricht, den Hochschulunterricht, den Straßenbau verwalten, aber alles, auch jede Schule und jede Eisenbahn, an der etwas verdient werden könnte, denen überlassen, die allein das Recht haben, etwas zu verdienen, den einzelnen. Mit anderen Worten: der Staatsbetrieb soll ein Hilfsbetrieb der Privatwirtschaften werden, aber nicht mehr selbst ein produktives Unternehmen sein. Man kann sich diesen Zustand am einfachsten klar machen, wenn man an das Eisenbahnwesen in Frankreich denkt, wo diejenigen Linien, die einen Reinertrag haben, den Bahngesellschaften gehören, aber diejenigen, die mit Defizit den Verkehr des Hinterlandes erschließen sollen, Staatsbahnen sind. Diese liberale Bestimmung der Grenzen der Staatstätigkeit ist das eigentliche Ende des alten Motives der Staatsgründung. Der Staat aber lebt weiter trotz dieser vollständigen Umformung seiner Zwecke.

Soweit etwa geht die Geschichte des deutschen isolierten Territorialstaates. Nicht überall ist die liberale Tätigkeitsbeschränkung glatt durchgeführt. Es blieben Reste der alten Erwerbstätigkeit übrig: Staatsdomänen, Wälder, Bergwerke, Staatsbanken, Staatssparkassen u.s.w. Und der Liberalismus ließ sich diese Restbestände gefallen, da sie den Betrag der Steuern ermäßigten. Es genügte ihm, das große Zentralgeschäft im ganzen neutralisiert zu haben. Die neuen Genossenschafter waren in das Geschäft eingetreten, um es aus der Konkurrenz mit den Kleingeschäften herauszudrängen. Das ist im allgemeinen gelungen; mehr schien nicht nötig. Inzwischen aber vollzog sich die Syndikatsbildung der Territorialgeschäfte, die wir Deutsches Reich nennen. Sie vollzog sich genau so wie jetzt etwa die Syndikatsbildung im Kohlengeschäft. Einige größere Geschäfte wurden fusioniert (Annektierung), einige kleine Zechen wurden stillgelegt, im übrigen entsteht ein Doppelsystem von Obergeschäft und Untergeschäft, durch das die Selbständigkeit der Untergeschäfte verkürzt, dafür aber ihre Existenz garantiert wird und es entsteht ein Wechselverkehr der Oberkasse und der Unterkassen und eine Geschäftsverteilung, bei der das Obergeschäft die Kompetenzen regelt. Damit ist das, was wir Staat nennen noch viel verwickelter geworden, als es vorher war, denn nun gibt es zwei Subjekte der Staatstätigkeit, die beide wieder in sich selbst monarchisch-genossenschaftliche Subjekte sind, und nun gibt es einen Staatszweck des Obersubjektes: die nationale Hilfswirtschaft für Privatproduktion und einen Staatszweck des Untersubjektes: die territoriale Hilfswirtschaft für Privatproduktion. Diesen verwickelten Doppelzustand wird man nie aus einem Staatsbegriff an sich ableiten können.

Da nun aber die Geldbedürfnisse dieses verwickelten Staatsgeschäftes beständig wachsen und da die Hilfswirtschaft mit der Ausdehnung der nationalen Produktion zur internationalen Austauschwirtschaft immer neue Aufgaben erhält (Weltpolitik), so bleibt die allerälteste Staatsfrage, die Geldbeschaffung für den Betrieb, heute so brennend wie sie jemals war. Als die Genossenschaftler in das Geschäft eintraten und den fürstlichen Erwerb auf Separatkonto setzten, glaubten sie den Betrieb überhaupt verbilligen zu können, aber es zeigte sich hier wie sonst, daß der Uebergang vom Privatbetrieb zur genossenschaftlichen Form zwar oft eine Verbesserung aber selten eine Verbilligung bedeutet. Der konstitutionelle Staat ist nicht billiger als der monarchistische Staat und die Aufnahme der Nationalitätsidee unter die Staatszwecke (Reichsgründung) bedeutet zwar auch eine ungeahnte Verbesserung der Hilfsveranstaltungen für die Produktion der Volksgenossen, aber ebenso eine unausgesetzte Erhöhung der Belastung. Das ist der Punkt, an dem das reine liberale Prinzip von dem Staat, der selber nichts verdient, in die Brüche gerät. Und dieses soll der letzte Punkt sein, über den wir heute sprechen.

Der Liberalismus hat nur die Wahl, entweder mehr Steuern zu bewilligen oder neue Quellen des Staatserwerbes zu öffnen. Tut er keins von beidem, so verliert er den Einfluß auf das Staatsgeschäft. Beides ist für ihn gleich schwierig und er sucht sich um die peinliche Aufgabe der finanziellen Ausstattung des Staatsgeschäftes herumzudrücken, indem er an den Ausgaben sparen will, besonders am Heer. Das wird ihm aber durch die unkündbare monarchische Leitung unmöglich gemacht, ganz abgesehen davon, daß es sachlich falsch sein würde. Alles Reden von der Verbilligung des Staates bleibt Deklamation, der Staat wird teurer. Das war es, was in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre im Reich und in Preußen den Bruch zwischen Bismarck, dem Vertreter des Monarchen, und den Liberalen unvermeidlich machte, und es ist zwar unangenehm, aber doch wahr, daß die Liberalen (bürgerliche und sozialdemokratische Liberale) erst dann wieder in die Geschäftsleitung werden eingreifen können, wenn sie ein finanzielles Programm mitbringen. Inzwischen hat Bismarck für Preußen das große Erwerbsgeschäft der Eisenbahn eröffnet und für das Reich das merkantilistische Geschäft der Einfuhrzölle, und die übrigen Territorialstaaten sind von diesem letzteren Geschäft abhängig geworden und haben das erstere, so gut sie konnten, nachgeahmt (teilweis vorher betrieben). Der alte Erwerbscharakter des Staates hat eine Auferstehung erlebt, einfach weil er nicht tot zu machen war. Es wird Aufgabe des Liberalismus sein, mit dieser Tatsache zu rechnen und dem Reiche zu sagen, woher das Geld genommen werden soll, wenn die Zölle fallen. Solange der Liberalismus darüber schweigt, hat er Wartezeit, denn solange arbeitet das Direktorium mit denjenigen Teilen des Aufsichtsrates, die für Zölle sind, so schädlich, so verhängnisvoll diese auch für alle vorwärtsdrängende Privatwirtschaft sein mögen.

Rundschau.

*

Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung.

Es mögen jetzt etwa sieben Jahre verflossen sein, als ich mich angesichts der zahllosen Reformvorschläge für den Zeichenunterricht, die wie Hornissenschwärme den Schulverwaltungsbeamten überfielen, entschloß, eine Reihe von Fragen experimentell zu untersuchen, deren Lösung ein annäherndes Bild von der natürlichen Entwicklung der zeichnerischen Begabung des Kindes geben konnte. Die früheren Untersuchungen anderer Forscher über die Art, die Entwicklung und die mögliche Höhe der kindlichen zeichnerischen Ausdrucksfähigkeit waren damals — und sind es auch noch bis heute — auf dem Punkte stehen geblieben, wo sie anfangen würden, praktische Bedeutung für unsere Unterrichtsmaßnahmen zu gewinnen, wo sie neben dem Psychologen auch den Pädagogen interessieren. Eine leicht zugängliche Zusammenfassung dessen, was hier geleistet worden ist, findet man zunächst am besten bei James Sully, studies of childhood, 1895 (Deutsche Uebersetzung von Dr. Stimpfle, Untersuchungen über die Kindheit, Leipzig, Wunderlich 1897, Seite 287 bis 370). Allein Sully behandelt ebenso wie Ricci (l'arte dei bambini), Pérez (l'art et la poésie chez l'enfant, 1888) und Lukens (a study on childrens drawing in the early years, 1896) im wesentlichen nur jene Stufe der kindlichen Ausdrucksfähigkeit, auf welcher sie weit mehr vom *Wissen* der Gegenstandsmerkmale als von klaren *Formvorstellungen* beherrscht ist. Auch beschränken sie sich in der Hauptsache auf die kindlichen Darstellungen von konkreten Einzeldingen, also von Menschen, Tieren, Pflanzen, Häusern, oder auf die kindlichen Darstellungen von Erzählungen.

Ueber das Verhältnis des Kindes zur dekorativen Kunst, insbesondere zum Ornament, ist bis jetzt überhaupt keine Untersuchung vorhanden; über die Fähigkeit des Kindes, den dreidimensionalen Raum im zweidimensionalen Bilde wiederzugeben, also über das Verhältnis des Kindes zur bildlichen Raumkunst, haben wir zwar einige Feststellungen, aber sie sind von sehr zweifelhaftem Werte. Die meisten Fragen über Dinge, die jenseits des bisher so fleißig untersuchten Gebietes der *schematischen* Kinderzeichnungen liegen, waren gar nicht gestellt. Wie entwickelt sich im Kinde ohne systematische Beeinflussung der graphische Ausdruck vom gewöhnlichen Kinderschema bis zur künstlerischen Darstellung? Auf welche Ursachen ist diese Entwicklung zurückzuführen? Welche durchschnittliche Höhe läßt sich bei den verschiedenen Altersstufen und den verschiedenen Stoffgebieten erwarten? In welchem Alter stellt sich die nötige Reife für gewisse Aufgaben ein? Ist eine nennenswerte Produktivität vorhanden? Oder ruht die graphische Ausdrucksfähigkeit des Kindes in erster Linie auf reiner Gedächtnisbegabung? Wie stellt sich das Kind zur dekorativen, wie zur absoluten Raumkunst? Hat Gedächtnis- oder Naturzeichnen eine größere Bedeutung für ein gewisses Alter?

Solche und ähnliche Fragen hatte ich im Laufe der letzten sieben Jahre gestellt und mit dem Schülermaterial der Münchener Volksschulen untersucht. Dabei hatte ich den seltenen Vorteil, daß dieses Schülermaterial, von der obersten (achten) Klasse abgesehen, nach Lehrplänen und Methoden im Zeichnen arbeitete, welche den natürlichen graphischen Ausdrucksbegabungen völlig ungefährlich waren. Sie verkrochen sich höchstens während der Unterrichtsstunden angesichts der mehr oder weniger langweiligen geometrischen Ornamente, um außerhalb der Schule um so fröhlicher auf eigene Faust sich herumzutummeln. So hatte ich eine sichere Gewähr dafür, daß die Ergebnisse meiner Untersuchungen die *natürliche* Entwicklung des graphischen Ausdrucks werden erkennen lassen.

In der langen Zeit meiner Versuche, die sich auf alle Schulkinder der Volksschulen Münchens erstreckten (1904 waren es 58000), sammelte ich etwa

eine halbe Million Kinderzeichnungen an, von denen ich ungefähr 300000 für die Untersuchungen selbst verarbeitet habe. Die Ergebnisse lohnten reichlich die aufgewendeten Mühen. Nicht nur viele neue Fragen fanden ihre Lösung, sondern auch ganz unerwartete Ergebnisse stellten sich ein, so die höchst merkwürdige Differenzierung der Geschlechter in den zeichnerischen Begabungen, das verschiedene Verhalten von Stadt- und Landkindern, der Zusammenhang von Intellekt und graphischer Ausdrucksfähigkeit, die auffallende Erscheinung zusammenhangsloser Darstellungen bei Schwachbegabten und anderes mehr.

Die ganze Art der Untersuchung und ihre Ergebnisse habe ich in einem Werke niedergelegt, das demnächst bei Karl Gerber in München erscheinen wird und das den Titel trägt: „Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung. Neue Ergebnisse auf Grund neuer experimenteller Untersuchungen." Dem Werke, das 500 Seiten umfaßt, sind 800 Figuren in Schwarzdruck und 47 Figuren in Farbendruck auf 143 Foliotafeln beigegeben. Unter den Figuren befindet sich auch eine Zeichnung Hans Thomas, die er im Alter von 15 Jahren, da er noch von keiner Zeichen- oder Kunstschule pädagogisch behandelt war, von seiner Mutter gefertigt hatte. Ich verdanke seiner großen Liebenswürdigkeit die Erlaubnis der Reproduktion des bisher unbekannten Bildes. Es wird ebenso wie das Selbstbildnis Albrecht Dürers, das er im Alter von 13 Jahren von sich entworfen hat, gute Vergleichsmaßstäbe geben für die höchsten kindlichen Leistungen, die hochbegabte Münchener Kinder vor meinen Augen ausgeführt haben.

Unter den Ergebnissen ist wohl das merkwürdigste und von mir auch nicht erwartete, die deutliche Differenzierung der zeichnerischen Begabung beider Geschlechter. Durch alle Versuche, die sich auf die Leistung der freien Raumkunst beziehen, bestätigten sich die Sätze: 1. Die Begabung für den graphischen Ausdruck der Gesichtsvorstellungen ist bei den Knaben wesentlich größer als bei den Mädchen. 2. Die Ursache liegt nicht darin, daß die Knaben eine größere Fähigkeit der Beobachtung von Einzelheiten einer Erscheinung besitzen, sondern daß sie die Gesamterscheinung rascher und vollständiger auffassen.

Dagegen lassen die auf die dekorative Kunst bezüglichen Versuche erkennen: 1. Das Mädchen ist für rhythmisch dekorative Flächenkunst früher und stärker begabt als der Knabe. 2. Die Ursache liegt sowohl in dem stärker ausgeprägten Sinn der Mädchen für Ordnung als auch in den besonderen Verhältnissen der Mädchenerziehung, die schon frühzeitig die weibliche Handarbeit pflegt.

Bezüglich einer ganzen Reihe anderer interessanter Ergebnisse möchte ich auf das Buch selbst verweisen.

Eine allgemeinere Anteilnahme wird auch die relative Höhe des rein künstlerischen Ausdruckes vieler Beispiele aus den verschiedensten Lebensaltern der Kinder zu erregen imstande sein. Ob eine solche frühzeitig vorhandene künstlerische Ausdrucksfähigkeit einst die entsprechende Entwicklung zur höchsten Kunst nehmen wird, läßt sich freilich vorerst noch nicht feststellen. Wir haben bis jetzt noch kein objektives, untrügliches Maß für wahre Begabung, weder für graphische, noch für musikalische, noch für sprachliche, wie wir auch noch kein sicheres Maß haben für große Abstraktionsfähigkeit, wissenschaftliche oder künstlerische Phantasie, starke kombinatorische Veranlagung, Beobachtungs- und technische Begabung. Wir erkennen diese Qualitäten gewöhnlich erst, wenn sie in voller Blüte sind, nicht aber im Knospenzustande.

Es wird einst eine ungemein wichtige aber auch sehr schwierige Aufgabe der experimentellen Pädagogik werden, die Schlüssel zur Beurteilung dieser verschiedenen Begabungen zu finden. Von keiner Sachkenntnis getrübt, geben wir zwar heute in unseren Schul- und Reifezeugnissen Begabungszensuren der verschiedensten Art. Aber die Erkenntnis der völligen Unzulänglichkeit unseres Wissens

in diesen Fragen bricht sich doch langsam Bahn. Die Untersuchungen in meinem Buche werden auch zur Begabungsbeurteilung einen Beitrag liefern.

München. Georg Kerschensteiner.

Zu Böcklins Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod.

Böcklin pflegte, solange er in guten Beziehungen zu dem Berliner Kunsthändler Gurlitt stand, diesem seine Bilder einzuschicken. Gurlitt, Fontane und die anderen Männer dieses Kreises gaben den Gemälden jene unnötig poetischen Titel, unter denen sie heute noch bei uns so berühmt sind und durch die der Beschauer oft gründlich über Böcklins Absichten getäuscht wird. Außerdem wurde dort aber auch der künstlerische Wert der Bilder in einer Form beurteilt, die vielleicht für Böcklin selbst maßgebend gewesen sein mag.

Ein Freund, der mit dem Kreise Gurlitt Verbindungen hat, teilte mir nun über die Entstehung von Böcklins Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod folgendes mit. Als es zuerst in Berlin eintraf, enthielt es nichts als das Porträt des Malers ohne jede Zutat. Wie so oft bei Selbstporträts hatten die Züge des Künstlers etwas von gespannter Beobachtung, als ob er auf irgendwelche Klänge oder Worte lausche. Die Berliner konnten sich die doch sehr naheliegende Erklärung dieser Tatsache nicht selbst geben und fragten bei Böcklin an, auf was er denn horche. Statt aller Antwort erbat der Maler sich das Bild für kurze Zeit zurück und als seine Freunde es dann wieder erhielten, war der fiedelnde Tod hinzugemalt.

Diese Geschichte ändert nichts an den Bemerkungen, die der Verfasser kürzlich hier über das Verhältnis von diesem Selbstbildnisse Böcklins zu dem Porträt des Bryan Tuke von Holbein gemacht hat. Es tut hier wenig oder nichts zur Sache, ob der Tod schon von Anbeginn auf die Tafel gebracht war, wenn er nur eben in derselben Periode gemalt wurde, wie das Bildnis selbst. Aber der Fall darf vielleicht doch noch weiter geprüft werden. Der Gewährsmann des Verfassers ist ein Maler und für ihn sind, wie für so viel Künstler, die Kunsthistoriker das, was den Kindern die Märchenerzähler sind: wackere, manchmal sogar amüsante Leute, deren Erzählungen aber doch nicht strengen Glauben verdienen. Darum fügte er seinem Berichte die Bemerkung bei: wenn nun einmal in hundert Jahren ein Kunsthistoriker entdeckt, daß der Tod erst nachträglich auf das Bild gekommen ist, dann weiß der liebe Gott, was für Schlüsse daraus gezogen werden mögen.

Diese Frage ist nicht so beunruhigend, wie sie zunächst aussieht. In hundert Jahren wird jeder, der gelernt hat Bilder unbefangen anzusehen, ohne weiteres erkennen, daß der Tod später gemalt ist als das Porträt selbst; denn da die Zutaten nicht auf demselben Malgrund sitzen wie das Porträt, sondern auf dem ehemals als Hintergrund gemalten Teil, so werden sie sich im Lauf der Zeit anders entwickeln als die zuerst gemalten Teile des Bildes. Aber man wird auch erkennen, daß dieselbe Hand mit derselben Farbe sowohl das Porträt wie den Tod gemalt hat. Die Zutat wird als das erscheinen, was sie auch wirklich ist, als eine Korrektur von des Künstlers eigener Hand. Man wird sogar ganz deutlich sehen, daß der Tod ziemlich bald nach der Fertigstellung des Hauptteils, also kunsthistorisch gesprochen, gleichzeitig mit diesem entstanden ist. Das kann, obwohl wir über die Haltbarkeit der in der Gegenwart gebrauchten Farben natürlich jetzt noch nichts Genaues wissen, doch ohne Bedenken angenommen werden, weil wir ja auch bei den alten Bildern mit Sicherheit die Korrekturen, die der Meister selbst auf ein Bild gesetzt hat, von den Retouchen der Restauratoren unterscheiden können.

München. Karl Voll.

Der Bayerische Verein der Kunstfreunde. Museumsverein.

Als Antwort auf mehrere, den neugegründeten Bayerischen Museumsverein betreffende Anfragen[1]) teilen wir folgendes mit:

Nach § 2 der Satzungen ist der Zweck des Vereins die Förderung des kunstgeschichtlichen und damit künstlerischen Verständnisses im Volke und die Unterstützung der öffentlichen Sammlungen in Bayern bei Erwerbung von Meisterwerken der älteren Kunst von der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Diesen Zweck sucht der Verein zu erreichen durch Vorträge und Demonstrationen...., Veranstaltungen von Sonderausstellungen .... und durch Zuwendung von Kunstgegenständen an die öffentlichen Museen .... Nach § 4 beträgt der Jahresbeitrag eines Mitgliedes mindestens 20 Mk. Die Leistung einer einmaligen größeren Summe von mindestens 300 Mk. befreit von der Entrichtung von Jahresbeiträgen. Bei Vereinen und Korporationen beträgt dieser einmalige Beitrag mindestens 50 Mk. Ehrenmitglieder werden (§ 5) solche Personen, die einen jährlichen Beitrag von mindestens 300 Mk. leisten, Donatoren solche Personen, die einen einmaligen Beitrag von mindestens 10000 Mk. stiften, oder dem Vereine ein Kunstwerk im gleichen Werte schenkungsweise überlassen.

§ 6. Gesuche um Aufnahme als Mitglied und Austrittserklärungen müssen dem Vorstande oder seinen Stellvertretern gegenüber mündlich oder schriftlich erfolgen.

§ 10. Alle vom Verein erworbenen oder diesem geschenkten Kunstgegenstände werden den öffentlichen Sammlungen zur Ausstellung überlassen. Die Gegenstände sind dort durch eine entsprechende Bezeichnung als Eigentum des Vereins oder als Geschenk eines Vereinsmitgliedes an den Verein kenntlich zu machen.

Vorstand des Vereines ist z. Z. Freiherr Th. v. Cramer-Klett, München, Ottostraße 9; 1. Vorstand-Stellvertreter H. Freiherr v. Tucher, Wien I; 2. Vorstand-Stellvertreter Dr. Gabriel v. Seidl; 1. Schriftführer Dr. E. Bassermann-Jordan, München, Habsburgerplatz 3; 2. Schriftführer H. Freiherr v. Soden; Schatzmeister Jos. Freiherr v. Arco-Zinneberg, alle in München.

Vorstand und Ausschuß des Vereines setzen sich z. Z. zusammen aus zwölf Privatpersonen, die als Freunde und Förderer der Kunstsammlungen des Staates oder selbst als Kunstsammler bekannt sind, ferner aus sechs ausübenden Künstlern und zwei Kunstgelehrten. Nach § 19 der Satzungen sind die Vorstände der öffentlichen Sammlungen zu den Ausschußsitzungen einzuladen, in denen über den Ankauf von Gegenständen behufs Zuwendung an die Sammlungen beraten wird. Diese Sammlungsvorstände haben beratende Stimme.

Der gedruckte Aufruf, sowie die Satzungen des Vereines werden Interessenten jederzeit gerne von der Vorstandschaft oder der Schriftleitung zugesandt. Die Vorträge und Führungen des Vereins beginnen diesen Herbst. Die bekanntesten Münchener Kunstgelehrten haben hierfür ihre Mitwirkung bereits zugesichert.

Sozialpolitische Briefe aus Bayern.

2.

Der gewerbliche Grundcharakter Bayerns ist noch immer ein handwerklicher. Der Großbetrieb bleibt in allen Gewerben — mit Ausnahme des Beher-

[1]) Wir können nur solche Zuschriften berücksichtigen, deren Verfasser ihren Namen nennen; natürlich sichern wir allen Einsendern die Geheimhaltung des Namens wünschen, strengste Diskretion zu.

bergungs- und Erquickungsgewerbes — hinter dem Reichsdurchschnitt zurück. Diese Tatsache in Verbindung mit der noch immer stark agrarischen Struktur des Landes erklärt das vergleichsweise geringe Maß der Bevölkerungsvermehrung in Bayern. Während nämlich in ganz Deutschland die Bevölkerung im verflossenen Jahrhundert im Verhältnis von 45 : 104 gewachsen ist, stieg ihre Zahl im rechtsrheinischen Bayern nur im Verhältnis von 46 : 75. Sachsen, das am Reichsgebiet nur mit 2,77 % beteiligt ist, ist an der gewerbetätigen Bevölkerung des Reichs mit 11,21 % beteiligt und hat seinen Bevölkerungsanteil im verflossenen Jahrhundert von 4,81 % auf 7,45 % gesteigert. Bayern, das einen viel größeren Gebietsanteil als Sachsen (12,93 %) hat, bleibt mit 8,35 % hinter dem Gewerbetätigenanteil Sachsens bedeutend zurück und hat seinen Bevölkerungsanteil im verflossenen Jahrhundert von 12,79 % auf 9,48 % sinken sehen. Sobald man freilich die Entwicklung der bayerischen Industrie nicht in Beziehung setzt zu der Preußens und Sachsens, sondern zu ihren eigenen Anfängen, und dabei die natürlichen und künstlichen Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte, berücksichtigt, wird der Eindruck ein günstigerer. Wenn sich noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Gemeindebevollmächtigter einer bayerischen Stadt als einer besonders staatsmännischen Handlung rühmen konnte, von 1100 um Gestattung der Niederlassung Nachsuchenden 900 abgewiesen zu haben, so darf man sich nicht wundern, daß auch heute noch die Kommunalpolitik in Bayern mehr darauf gerichtet zu sein scheint, wie Handel, Industrie und Verkehr am besten fernzuhalten sind, als auf ihre positive Förderung. Noch heute ist Bayern der empfänglichste Boden für jede Art von Mittelständlerei Der Geist der Münchener Bäckerzunft, welche bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein mit den Melbern der benachbarten Au einen erbitterten Kampf führte, weil diese die Ungeheuerlichkeit begingen, Schwarzbrot nach München zu verkaufen, das anerkanntermaßen besser war, als das der Münchener Bäcker, ist immer noch überaus lebendig.

Es ist daher kein geringer Ruhm für das bayerische Unternehmertum und für die bayerische Arbeiterschaft, daß das Land trotz seiner Armut an den wichtigsten Roh- und Hilfsstoffen der Industrie, trotz der Ungunst seiner Verkehrslage und der Verkehrsfeindlichkeit einflußreicher Kreise der Bevölkerung überhaupt eine Großindustrie zur Entwicklung gebracht hat. Noch 1861 gab es, von vereinzelten Betrieben in der Spinnerei und Weberei abgesehen, in Bayern keine Fabrik, die mehr als 100 Arbeiter beschäftigte. Seitdem sind insbesondere die Kreise Mittelfranken (mit Nürnberg), Schwaben (mit Augsburg), Oberfranken (mit Hof) und Oberbayern (mit München) Standorte bedeutender Industrien geworden. An der Aufschwungsperiode von 1895—1900 hat auch die bayerische Industrie ihren Anteil gehabt. Selbst in den Jahren der Krisis hat sie sich nicht schlecht behauptet. Nach der Reichsstatistik haben „Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen“ in Bayern von 1882—1895 eine Zunahme um 30,2 % erfahren bei gleichzeitiger Vermehrung der Bevölkerung um 10,1 %, und nach der Statistik der bayerischen Gewerbeinspektoren stieg die Zahl der gewerblich und industriell tätigen Arbeiter, soweit sie der Fabrikinspektion unterstellt sind, von 1894—1904 um 256000 Personen oder 76 %.

In der Maschinenindustrie steht Bayern heute unter den deutschen Bundesstaaten an zweiter Stelle. Hier stieg die Zahl der Fabrikbetriebe von 1894—1904 von 327 auf 558, die Zahl der Arbeiter von 22335 in 1894 auf 44216 in 1904. Nur das Baugewerbe Münchens zeigte noch bis in die jüngste Zeit hinein krisenmäßige Störungen, was bekanntlich mit der maßlosen Steigerung der Bodenpreise zusammenhängt, welche eine toll gewordene Terrainspekulation hier verschuldet hat, zum Teil auch auf die unausbleibliche Säuberung

dieses Gewerbes von unsoliden Elementen zurückzuführen ist. Bayern besitzt, insbesondere in denjenigen Städten, welche bereits im 14., 15. und 16. Jahrhundert Standorte eines reichen gewerblichen Lebens gewesen sind, Nürnberg und Augsburg, einen Arbeiterstamm mit vorzüglicher technischer Tradition und hätte daher begründete Hoffnung, durch Hebung des Kulturniveaus seiner Bevölkerung, durch Verbesserung und Verbilligung der Verkehrsmittel und durch soziale Reformen seinen Stand unter den deutschen Industriegebieten zu halten, — wenn die Rohstoff-Kartelle und die Bülow'schen Handelsverträge nicht wären.

So ist damit zu rechnen, daß die bayerische Industrie auch in Zukunft vorwiegend kleingewerblichen Charakter tragen wird, vielleicht sogar noch in stärkerem Grade als heute, wo fast die Hälfte der gewerblichen Betriebe Handwerksbetriebe sind. Diese Entwicklung wäre auch im Interesse des sozialen Fortschritts sehr zu bedauern. Im Handwerk äußert sich die berühmte süddeutsche Gemütlichkeit nämlich sehr häufig nur in dem Leichtsinn, mit welchem die zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter getroffenen gesetzlichen Bestimmungen nicht beachtet oder umgangen werden. Genoß doch z. B. Oberbayern, insbesondere München, bis vor wenigen Jahren den traurigen Ruf, die ungünstigste Unfallstatistik im Baugewerbe zu besitzen, bis eine Häufung durch sträfliche Fahrlässigkeit von Bauunternehmern herbeigeführter Unglücksfälle vor einigen Jahren die Regierung zur Durchführung einigermaßen zureichenden Bauarbeiterschutzes zwang. Auch in Bezug auf die persönliche Behandlung des Arbeiters, insbesondere des jugendlichen, erweist sich das Handwerk bekanntlich sehr häufig auch sozialpolitisch als die rückständigere Betriebsform; wobei allerdings die privaten und fiskalischen Riesenbetriebe außer Betracht bleiben, die durch ein raffiniertes System sogenannter Wohlfahrtseinrichtungen einen Teil ihrer Arbeiter in ein förmliches Hörigkeitsverhältnis herabgedrückt haben. Gegenüber diesen letzteren hat auch das Handwerk mindestens den Vorzug, daß es die individuelle Freiheit und die menschliche Würde des Arbeiters weniger rücksichtslos antastet. Dies verhindern schon die Gewerkschaften.

Einem Riesenbetrieb wie Krupp gegenüber, der in sich selbst eine auch der kräftigsten Arbeiterkoalition überlegene Macht darstellt, vermögen die Koalitionsbestrebungen der Arbeiter bisher wenig auszurichten. Dagegen sind Handwerker und selbst Großindustrielle, letztere, solange sie sich das System der Wohlfahrtseinrichtungen nicht zu eigen gemacht haben, erstere, solange sie nicht gleich straff organisiert sind, wie die Arbeiter, den erfolgreichen Angriffen der Arbeiterkoalitionen weit mehr ausgesetzt. Kein Wunder daher, daß bei dem verhältnismäßig starken Ueberwiegen der kleingewerblichen Betriebsformen in Bayern die Arbeitergewerkschaften sich hier seit dem Fall des Sozialistengesetzes gut entwickeln und insbesondere in den Jahren des industriellen Aufschwunges verhältnismäßig zahlreiche Erfolge erzielen konnten.

Wie sehr viel schlechter aber die Chancen der Gewerkschaften gegenüber den mit „Wohlfahrtseinrichtungen" arbeitenden großindustriellen Betrieben als gegenüber dem Kleingewerbe und der übrigen Industrie sind, dafür liefert ein Vergleich der gewerkschaftlichen Bewegung in München mit der in Augsburg ein lehrreiches Beispiel. In Augsburg, dem ältesten Hauptsitz der bayerischen Großindustrie, ist die Entwicklung der auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Gewerkschaften eine bedeutend langsamere gewesen, wie hier, trotzdem gleichzeitig die Arbeitsbedingungen in der vorzugsweise mit Frauen arbeitenden Textilindustrie viel zu wünschen übrig ließen, und auch in der politischen Arbeiterbewegung Augsburgs kommt der Einfluß des dort seit Alters her eingeführten Systems der „Wohlfahrtseinrichtungen" deutlich zum Vorschein. München dagegen ist wenigstens für die wirtschaftliche Arbeiterbewegung offensichtlich kein

Capua gewesen. Die Gesamtzahl der in den sozialdemokratischen Gewerkschaften organisierten Arbeiter betrug in München: 1895: 7981, 1900: 17275, 1904: 26535. Nach der Schätzung des Münchener Gewerkschaftsvereins kamen am 1. Oktober 1899 auf 1000 Arbeiter in ganz Deutschland durchschnittlich 99 Organisierte, in München dagegen 281.

Was nun die Lohnkämpfe in Bayern anlangt, so trugen auch diese in vergangenen Jahren einen ausgesprochenen Mittelstandscharakter. Erst am Schlusse der letzten Aufschwungsperiode erlebte auch Bayern seine Lohnkämpfe großen Stils. Erinnert sei insbesondere an den Münchener Schreinerstreik (vom 21. März bis 22. Juni 1898), der zur Bildung des Münchener Arbeitgeberverbands für das Baugewerbe Anstoß gab, an den Generalstreik der Münchener Schneidergehilfen vom Frühjahr 1898, der die Mitglieder der Münchener Schneiderinnung ebenfalls zur Bildung eines Arbeitgeberverbandes veranlaßte, und an die vierwöchige Schuhmacheraussperrung in Pirmasens im Frühjahr 1903, an welcher 7589 Schuhmacher beteiligt waren. Durch diese Arbeitskämpfe neuen Stils erhielten nun auch die Organisationsbestrebungen der Arbeitgeber in Bayern stärkere Anregung. Diese Arbeitgeberverbände trugen trotz dem häufigen Vorwiegen des Einflusses der mittelständlerischen Innungsmeister durchaus keinen partikularistischen Charakter. So dehnte sich z. B. der Arbeitgeberverband für das Schneidergewerbe, dem auch die Konfektionäre angehören, bald über ganz Deutschland aus. Auch die auf den Zusammenschluß aller deutschen Arbeitgeberverbände gerichteten Bestrebungen fanden in Bayern volles Verständnis. Rühmt sich doch der Generalsekretär des „Bayerischen Industriellen-Verbands", Dr. Kuhlo, derjenige gewesen zu sein, der noch vor Crimmitschau am Anfang des Jahres 1903 im Auftrag der „deutschen Arbeitgeberzeitung" als Erster ein Programm für die Tätigkeit eines allgemeinen deutschen Arbeitgeberverbands entwickelt hat.

Seitdem sich nun auch in Bayern die Arbeitgeber organisiert und an die unter der Kontrolle des Zentralverbands deutscher Industriellen stehende „Hauptstelle" Anschluß gefunden oder Fühlung mit ihr genommen haben, ist wenigstens auf dem Gebiet der Lohnkämpfe der Großbetrieb auch in Bayern zum vollen Durchbruch gekommen. Dafür liefern die in den letzten Monaten ausgefochtenen Arbeitskämpfe vollen Beweis.

Zuerst gingen die Schneidermeister vor. Eine Provokation seitens der bayerischen, insbesondere der Münchener Gehilfenschaft war eigentlich nicht erfolgt. Vielmehr war eben erst eine geringfügige Differenz wegen der seit 1899 und bezw. 1902 im Münchener Schneidergewerbe bestehenden Tarifverträge durch einen neuen Tarifvertrag beseitigt worden, welcher am 20. Februar 1905 durch Vermittlung des Münchener Gewerbegerichts zu stande kam. In § 6 dieses Vertrags werden die beiderseitigen Organisationen gegenseitig ausdrücklich anerkannt. In Würzburg und Nürnberg streikten die Schneidergehilfen, aber nur, weil ihnen die Anfertigung von Streikarbeit für Gießener und Leipziger Schneidermeister zugemutet worden war, deren Arbeiter in eine Lohnbewegung eingetreten waren.

Sie verlangten, daß die Arbeitgeber sich unterschriftlich und ehrenwörtlich verpflichten sollten, in Zukunft das Ansinnen der Herstellung von Streikarbeit, das ist von moralwidriger Arbeit, nicht mehr an sie zu stellen. Diesem Vorgehen schlossen sich in der Folge die Schneidergehilfen in einer Reihe von deutschen Städten an, indem sie ebenfalls die Anfertigung von Streikarbeit verweigerten und sich lieber aussperren ließen. Der nach Leipzig einberufene große Ausschuß des allgemeinen deutschen Arbeitgeberverbands für das Schneidergewerbe faßte darauf am 14. Mai den Beschluß, von den Gehilfen die Unterzeichnung eines Reverses zu verlangen, in welchem sie sich zur Herstellung jeder gewünschten Arbeit, also auch von Streikarbeit, verpflichten sollten. Eine solche Verpflichtung

käme natürlich einem vertragsmäßigen Verzicht auf das Koalitionsrecht völlig gleich und wäre darum, ebenso wie ein solcher, null und nichtig. Die Schneidergesellen lehnten denn auch allenthalben die Unterzeichnung des Reverses mit geringen Ausnahmen rundweg ab; worauf es in einer Reihe von Städten, darunter auch in München, zu Aussperrungen kam. Schließlich waren 58 Städte mit 6590 Ausständigen an der Bewegung beteiligt. Nachdem die Gehilfen indessen zur Abwehr den Generalstreik für ganz Deutschland proklamiert hatten, sahen die meisten Arbeitgeber doch ein, daß sowohl der Zeitpunkt, wie der äußere Anlaß zu einem Kampf, welcher sich auf das Schneidergewerbe ganz Deutschlands erstreckte, zu schlecht gewählt war. So wurde die Gießener Angelegenheit — die Leipziger war schon vorher durch Nachgiebigkeit der Gehilfen beseitigt worden — auf Anregung der Mitglieder der Hamburger Tarifkommission — nicht etwa des Münchener Hauptvorstands des Arbeitgeberverbandes! — am 6. Juni durch einige kleine Zugeständnisse an die Gießener Gehilfen beigelegt und die Aussperrung aufgehoben. Die Reverse wurden beiderseitig zurückgezogen.

Am 21. Juni sperrten dann die bayerischen Metallindustriellen wegen partieller Streiks in München und Nürnberg, in welchen es sich neben der Forderung des Abschlusses von Tarifverträgen um geringfügige Ansprüche in Bezug auf Lohnerhöhung bezw. Verkürzung der Arbeitszeit handelte, sämtliche Metallarbeiter in ganz Bayern — 16000 an der Zahl — aus. Auch die Augsburger Arbeiter, die in eine Lohnbewegung überhaupt nicht eingetreten waren, wurden mit ausgesperrt.

Zwei Tage später ahmten die Arbeitgeber des Münchener Baugewerbes dieses Beispiel nach und sperrten 773 Maurer, 310 Zimmerer und 900 Bauhilfsarbeiter aus. Den Anlaß bildeten auch hier durchaus nicht unerhörte Forderungen der Arbeiter. Vielmehr waren diese sowohl angesichts des Stands der Münchener Wohnungs- und Lebensmittelpreise, wie der in anderen deutschen Städten bereits erreichten Lohnbedingungen, sehr mäßig. Trotzdem blieb die Aussperrung nicht einmal auf die der eigentlichen Baubranche, ja nicht einmal auf die dem Arbeitgeberverband angehörigen Firmen beschränkt. Vielmehr wurden die Hilfsgewerbe des Bauhandwerkes gezwungen, die Aussperrung mitzumachen, was bei den Spänglern und Installateuren nur unter Verletzung eines noch laufenden Tarifvertrages möglich war. Gleichzeitig wurde auf die Lieferanten von Rohbaumaterialien (Steine, Eisen, Kalk, Zement) ein Druck ausgeübt, die Lieferung nach München, soweit nicht ganz feste Verträge entgegenstanden, einzustellen, so daß bald auch Bauten solcher Bauherren zum Stillstand gebracht wurden, die bisher nicht Mitglieder des Arbeitgeberverbandes gewesen waren. Endlich wurden Verufserklärungen in der Presse publiziert, durch welche denjenigen Firmen, welche der Arbeitgeberkoalition in den Rücken fallen würden, dreijähriger Boykott, und den Verbandsmitgliedern, welche die Ausführung dieser Maßregelungen verweigern würden, dauernder Boykott angedroht wurde (Vergehen gegen § 153 der Gew.-O.). Auf diese Weise wurden schließlich ca. 5000 Bauarbeiter Münchens zum Feiern gezwungen.

Die Metallindustriellen sowohl, als auch die Arbeitgeber des Baugewerbes hatten vor der Aussperrung den Arbeitern sogenannte Reverse zur Unterschrift vorgelegt. Natürlich vergeblich! Der Revers der Baugewerbetreibenden lautete schlicht und einfach:

„Revers.

Der Unterzeichnete erklärt hiedurch, daß er keiner Organisation angehört und auch keine Organisation unterstützt."

Der Revers der Metallindustriellen lautete ausführlicher:

„Ich Unterzeichneter erkläre hiemit, daß ich nicht Mitglied einer Arbeiterorganisation bin und das Vorgehen der sogenannten Arbeiterführer aufs schärfste verurteile, weil beide nur Unfrieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern säen und gleich schädliche Folgen für Industrie und Arbeiterschaft hervorrufen. Ich erkläre, daß ich weder streikende noch ausgesperrte Arbeiter mit Beiträgen unterstützen werde und genehmige ausdrücklich die Veröffentlichung dieser meiner Erklärung und Unterschrift."

Während nun die Arbeitgeber des Baugewerbes sich nach anfänglicher Weigerung wenigstens zu Verhandlungen vor dem Gewerbegerichte herbeiließen, lehnten die Metallindustriellen solche Verhandlungen aufs Entschiedenste ab.

Auf die, von dem Münchener und bezw. Nürnberger Gewerberichter pflichtgemäß an sie gerichtete Aufforderung, sich, ebenso wie die Arbeiter, zur Anrufung des Gewerbegerichts bereit finden zu lassen, erwiderte die Münchener Firma Landes, daß sie „mit ihren Arbeitern nur innerhalb ihrer Fabrik verhandeln könne und werde, eine Verhandlung vor oder mit dritten Personen aber zu ihrem Bedauern ablehnen müsse"; die Firma Maffei, die im Oktober 1904 vor dem Münchener Gewerbegericht einen Tarifvertrag abgeschlossen hatte, lehnte Einigungsverhandlungen ab, „weil nach den bisherigen Erfahrungen bei Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern die Verhandlungen vor Gewerbegerichten als Einigungsämtern größtenteils auf Kosten der Industriellen zu einer Verständigung geführt" hätten, und der Leiter der Maschinenbauaktiengesellschaft Nürnberg verband seine Absage mit der Einladung an den Gewerberichter, sich zu einer noch zu vereinbarenden Zeit im Bureau eines Direktors der Gesellschaft einzufinden, für den Fall, daß er noch weitere Aufschlüsse wünschen sollte.

Nicht viel besser als der Gewerberichter wurde anfänglich von den Arbeitgebern der Metallindustrie die bayerische Regierung behandelt, welche in verschiedenen Stadien der Bewegung Versuche machte, zu vermitteln. Ja, sie ließen dieser Regierung, welche die Verwegenheit gehabt hatte, ganz gegen ihre sonstigen Gewohnheiten, ein Wort zugunsten von Tarifverträgen zu sagen, in einer sozusagen „wissenschaftlichen" Abhandlung beweisen, daß sie damit den Spuren des Rodbertus folge und den „ausgeprägtesten Sozialismus" fördere. Schließlich, nach dreiwöchiger Dauer der Aussperrung und nachdem eine Aussprache mit Arbeitervertretern, die ohne Vermittlung eines Dritten stattfand, erfolglos geblieben war, traten die Metallindustriellen aber doch auf Anregung eines Ministerialbeamten in Unterhandlungen ein, die zu einer Einigung führten. Die Arbeiter erreichten dabei neben einigen Konzessionen in Bezug auf Lohnhöhe und Arbeitszeit insbesondere die ausdrückliche Zurücknahme der Reverse.

Hartnäckiger gestaltete sich der Kampf im Baugewerbe. Den Organisationen der Arbeiter war es hier bei der günstigen Baukonjunktur möglich, eine große Anzahl von Arbeitern nach andern Orten abzuschieben, und eine Reihe von Baumeistern, die organisierte Arbeiter beschäftigten, mit Baumaterial zu versorgen. Erst nach achtwöchiger Dauer der Aussperrung und nach einer fünfzehnstündigen Verhandlung vor dem Gewerbegericht endete auch dieser Kampf am 19. August mit dem Abschluß eines Tarifvertrages mit zweijähriger Geltung.

In allen drei Fällen erwies sich die Vorlage des Reverses als eine völlig nutzlose Provokation der Arbeiter, die nur den einen Erfolg hatte, den Gewerkschaften scharenweise neue Mitglieder zuzuführen. Ebenso verpuffte der Angriff der Metallindustriellen auf das Prinzip der Tarifverträge völlig wirkungslos angesichts der Tatsache, daß nahezu alle großen Lohnkämpfe der letzten Zeit in Tarifverträge ausmündeten. Gegenüber den Versuchen, diese Angriffe mit einem wissenschaftlichen Nimbus zu umgeben, und politische Gesichtspunkte in die Erörterung

der Frage einzuschieben, kann man es nur mit dem württembergischen Fabrikinspektor Hardegg als übel angebracht bezeichnen, wenn die Gegnerschaft gegen den Tarif mit der Bekämpfung politischer Bestrebungen der Arbeiter begründet wird, während doch nur die damit für sie verknüpften Leistungen, insbesondere die nicht zu umgehende Anerkennung der Arbeiterorganisationen, den wahren Grund der Abneigung vieler Arbeitgeber gegen Tarifverträge bildet.

Die geringe Achtung vor dem wichtigsten Freiheitsrechte des deutschen Arbeiters, welche auch die bayerischen Unternehmer bei diesen Kämpfen an den Tag gelegt haben, fordert um so lebhafteren Protest heraus, als es sich im Schneider- und Baugewerbe überwiegend um solche Arbeitgeber handelt, denen der Staat selbst durch Schaffung von Zwangsinnungen bei der Bildung ihrer Koalitionen behilflich gewesen ist. Nicht minder muß das ungleiche Maß peinlich berühren, womit der Schutz gegen Organisationszwang, den § 153 der Gew.-O. statuiert, auch in Bayern zugemessen wird, je nachdem es sich um „Terrorismus" der Arbeiter oder der Arbeitgeber handelt. Dabei kann es für jeden billig Denkenden keinem Zweifel unterliegen, daß der Zwang zum Beitritt zu einem Kampfverein von der Art des „Arbeitgeberverbandes für das Münchener Baugewerbe", ausgeübt gegenüber einem sozial gesinnten Unternehmer, sittlich weit verwerflicher ist, als der Zwang zum Beitritt zu einer Arbeiterorganisation, ausgeübt gegenüber einem sogen. „Arbeitswilligen", das heißt einem unsozial denkenden Menschen, der blindlings nur seinem eigenen, nächstliegenden Vorteil folgt.

Schließlich muß noch ein Wort gesagt werden über die Haltung, welche die bürgerliche Presse, die Behörden und die öffentliche Meinung in Bayern zu diesen Kämpfen eingenommen haben. Die Zentrumspresse befolgte die Taktik, über die Vorgänge ihren Lesern so wenig wie möglich mitzuteilen, was ja auch einer weiteren Erklärung nicht bedarf. Die maßgebende „liberale" Presse aber, welche die tendenziösesten Darstellungen des Sachverhalts von seiten der Unternehmer ohne ein Wort der Berichtigung zum Abdruck brachte, hatte angesichts der unsittlichen Versuche, von den organisierten Arbeitern durch Massenaussperrung, das heißt doch durch Aushungerung einen Verzicht auf ihr Koalitionsrecht zu erpressen, höchstens ein schwächliches Bedauern für solche „zweideutigen und dem Arbeiter verdächtige Maßregeln" übrig! Unter dem Schein der Wahrung vollkommener „Neutralität" unterstützte sie in Wirklichkeit die illoyale Taktik der einen Partei, die Haltung der anderen bald als das Werk „aufgeregter und unklarer Führer" erscheinen zu lassen, bald wieder, wenn sich diese Führer zu offenkundig als besonnene Männer erwiesen, sie dafür verantwortlich zu machen, daß die durch die Provokationen der Unternehmer und der ihnen dienstbaren Presse aufgeregte Masse der Ausgesperrten nicht dieselbe Gemütsruhe bewahrte. Namentlich aber erwies sich der Mangel an Gerechtigkeitssinn der maßgebenden liberalen Presse darin, daß sie nicht nur kein Wort des Protestes fand gegen die Ungleichheit der Anwendung des geltenden Koalitionsrechtes auf die Streikvergehen des einen und des anderen Teiles, sondern sich sogar der Unterstützung dieser Ungerechtigkeit schuldig machte, indem sie zwar jeden Fall wirklicher oder vorgeblicher Belästigung von Streikbrechern sofort der Oeffentlichkeit bekanntgab, über die nicht seltenen und erheblichen Ausschreitungen aber, welche von seiten einzelner Arbeitgeber oder sogenannter „Arbeitswilligen" gegen die Ausgesperrten und namentlich gegen die Streikposten begangen wurden, sei es überhaupt nicht, sei es sehr oberflächlich berichtete. Dieselbe Presse, die seinerzeit bei den Innsbrucker Krawallen die Sache der deutschen Studenten energisch verfocht, fand kein Wort des Protestes, als von Münchener Baumeistern Arbeiter in Budapest angeworben und Italiener nach München gelockt wurden, wo gleichzeitig ca. 5000 deutsche Arbeiter gezwungen feierten. Sie hatte auch nicht den leisesten Tadel dafür, daß ein Teil der

Münchener Arbeitgeber die Aussperrung unter offenbarer Verletzung eines bestehenden Tarifvertrages vornahm, während sie andererseits die organisierte Arbeiterschaft des Baugewerbes als „noch nicht reif“ für den Abschluß von Tarifverträgen erklärte. Und während sie selbst die Taktik der organisierten Arbeitgeber, auf „das weiche (goldene) Herz der mit sozialen Kämpfen Nichtvertrauten zu spekulieren“, kräftig unterstützte, indem sie Phrasen von dem „keineswegs eigennützigen, sondern der Allgemeinheit dienenden Streben“ der Unternehmer und rührsamen Darstellungen der Klagen „alter und im Dienste der Fabrik ergrauter Arbeiter“ über den „ungenügenden Schutz, welcher ihnen durch die Sicherheitsorgane gewährt würde“, in ihren Spalten bereitwillige Aufnahme gewährte, warnte sie die organisierten Arbeiter, „es nicht bis zur Aussperrung zu treiben“, stellte ihnen im vorhinein in Aussicht, daß „jene Kreise und Stände, welche es mit den Arbeitnehmern aufrichtig wohl meinen, in einem ausbrechenden Kampfe, bei einer Gesamtaussperrung nicht auf seiten der Ausgesperrten stehen werden“ und drohte damit, daß „an eine Notstandsaktion — (für die Arbeitslosen) — wie im letzten Winter nicht zu denken“ sei.

Allein nicht nur die bürgerliche Presse ließ bei diesen Anlässen das von Sozialpolitikern im Norden den Süddeutschen nachgerühmte, sozialpolitische Empfinden vermissen. Auch die Behörden zeigten nur wenig Spuren davon. Das stramme Vorgehen der preußischen Behörden gegen den Import russischer und galizischer Polen durch die kontraktbrüchigen Bauunternehmer in Rheinland-Westfalen und das Verhalten des Oberbürgermeisters der Stadt Essen stehen in sehr vorteilhaftem Gegensatz zu dem Verhalten der entsprechenden Organe der staatlichen und städtischen Verwaltung in Bayern.

Die Bevölkerung, soweit sie nicht wirtschaftlich oder politisch engagiert war, brachte den Vorgängen nur geringes Interesse entgegen. Episoden, wie die Huldigung streikender Metallarbeiter vor dem Schillerdenkmal oder der malerische Anblick abreisender Bauarbeiter, die, kleine Koffer über Schaufel und Spitzhacke gehängt, in Trupps zum Bahnhof wanderten, erregten das Interesse des Publikums fast mehr, als der Umstand, daß hier hart um die Erhaltung eines Rechtes gerungen wurde, von dem nicht mehr und nicht weniger abhängt, als Leben und Gesundheit, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe vieler Millionen Deutscher. Nur der Beredsamkeit Naumanns gelang es, einer großen, von Männern und Frauen der gebildeten Stände besuchten Versammlung im Münchener Kindl-Keller eine kräftige Aeußerung des Protestes gegen den Revers der Metallindustriellen zu entlocken.

Inzwischen tagten in München die Maler, die Bäcker, die Hausbesitzer, die Landwirte, der Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen und die Mittelstandspartei. Man sprach viel über Meister- und Obermeistertitelfragen, und die Handwerkskammer von Oberbayern richtete eine Aufforderung an die Kgl. Kreisregierung, einen Druck auf den Münchener Stadtmagistrat auszuüben, daß bei Vergebung städtischer Submissionsarbeiten die zur Führung des Meistertitels befugten Handwerker besonders berücksichtigt werden sollten. Man protestierte gegen den zwölfstündigen Maximalarbeitstag im Bäckergewerbe und gegen den Uebereifer der Alkoholgegner, und man entrüstete sich beträchtlich über Warenhäuser und Konsumvereine, Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses und gemeinnützige Bautätigkeit. Auch das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeiter wurde erörtert, und es stellte sich heraus, daß es im höchsten Norden Deutschlands vereinzelte Männer gibt, deren sozialpolitisches Verständnis turmhoch über demjenigen der Münchener Innungsmeister steht.

München. Max Prager.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Insel der Seligen.

Eine Komödie in vier Akten.

Von Max Halbe in München.

Dritter Aufzug.

Der gleiche Schauplatz wie zuvor.

Im Hintergrunde rechts am Seeufer zwischen Turm und Bühnenzelt ist ein Holzstoß aufgeschichtet. Vorne vor der Fontäne ist ein großes mit Blumen und Weinlaub umkränztes Weinfaß auf einem niedrigen Gestell hergerichtet. Rechts davon am Fuß der Anhöhe steht ein Kredenztisch mit Bechern, Krügen, Gläsern, sowie verschiedenen kalten Speisen. Schemel und Gartenstühle sind rings verstreut.

Es ist zwei Stunden später. Die Sonne ist am Untergehen. Rotes und violettes Licht liegt über See und Bergen. Danach tritt Dämmerung ein. Der Mond erscheint groß und rund am Horizont.

Hinter dem Kredenztisch stehen Dorothee, Hedwig und Frau Römerschmidt in eifrigster Arbeit des Anrichtens und Austeilens von belegtem Brot, kaltem Braten, Wurst, Kuchen, Käse, Eis. Dorothee ist in duftig hellem Sommerkleid. Hedwig trägt ein strenges Reformgewand. Frau Römerschmidt, üppige, hochblonde Vierzigerin, ist schneeweiß á l'enfant angezogen. Vor dem Tisch und auf dem Platz drängen sich in buntkostümiertem Durcheinander Lanzinger als Pierrot, Rasumoff im russischen Nationalkostüm, Dräger in Robespierre-Tracht, Kasper als Holzknecht mit bunten Hosenträgern, Spielhahnfeder und nackten Knien, Rehbein, schmächtige Kandidatenerscheinung mit Brille, langem überhängenden Haar, Jägerrock und Jägerwäsche, Marquardt im schwarzen Sonntagsrock, Finsterlin wieder im weißen Talar mit Priestertiara, Frau Lindenblatt im Rokokokostüm.

Außer den Genannten sieht man noch eine Anzahl von slavischen und skandinavischen Studenten, Studentinnen, Malern und Malerinnen in charakteristischen Kostümen.

Alles schiebt und stößt durcheinander, drängt gegen den Kredenztisch oder verteilt sich in bunten Gruppen lachend, schwatzend, essend und trinkend rings um die Fontäne.

Am Weinfaß kniet Jürgen im hellen Sportsanzug, zapft Wein in die bereit gehaltenen Becher, Krüge und Gläser. Afra und Bärbeli, beide in Schweizertracht, gehen bedienend durch die Menge.

Vor dem Weinfaß ist ein großer Teppich ausgebreitet. Auf dem Teppich sitzt mit untergeschlagenen Beinen Schäzli-Stüßli, ein graubärtiger Sechziger von riesenhaftem Umfange in persischer Nationaltracht, Krummsäbel an der Seite, Turban auf dem Kopf. Er überwacht mit gezogenem Säbel die Hantierungen Jürgens und der andern am Faß.

Vor Aufgehen des Vorhanges hört man Geschrei, Gelächter und Gesang.

Rufe (am Kredenztisch rechts): Mir, Frau Dorothee! Mir! Mir! Hierher! Hierher! . . . Ich habe noch gar nichts! . . . Mir! Mir! (Zwanzig Hände strecken sich über den Tisch und greifen nach den Schüsseln.)

Dorothee (gleichzeitig abwehrend und austeilend): Ruhe, Kinder! Kalt Blut! Jeder bekommt sein Teil! Keiner verhungert! Wollt ihr nicht gleich die Schüsseln mitessen? (Zu Rasumoff, der sich vordrängt): Du, laß das, ja! (Sie schlägt ihn derb auf die Finger): Man faßt nicht mit den schmutzigen Pfoten in die Sardinenbüchse! Dazu ist die Gabel da!

Rasumoff: Nehm' ich gleich ganze Dose! (Er greift wieder nach der Sardinenbüchse, nimmt sie an sich.)

Dorothee (fällt ihm in den Arm): Holla! Hand weg! Andere Leute wollen auch Sardinen haben!

Rasumoff (zieht sich schleunigst mit der Büchse zurück): Teil' ich mit Brüder meinige! (Er hält die Dose in die Luft, präsentiert eine Sardine zwischen Daumen und Zeigfinger): Brüder und Schwestern! Jedem ein Fisch! Rasumoff teilt brüderlich! Komm her, Schwester Xenia Wladimirowna! (Er winkt einer jungen russischen Studentin, wird sogleich von einer Gruppe von Landsleuten umgeben.)

Dräger (mit Blick zur Gruppe): Ferkelbande!

Marquardt (eifrig kauend): Alles eins, Genossen! Es kommt ja doch in denselben Magen!

Lanzinger: Atavistische Urinstinkte aus der asiatischen Steppe! Was weiter!

Dorothee (ausrufend): Wer will Roastbeef, kaltes Huhn, Cervelatwurst ...

Stimmen (aus der Menge): Hier! Hier! ... Ich! Ich!

Dorothee: Kommt, Kinder, kommt! Nachtragen kann ich's euch nicht! Holen und Essen müßt ihr's selber!

(Neues Gedränge um den Kredenztisch.)

Stimmen: Hoch, Frau Dorothee! Hoch die Mutter vom Ganzen! Hoch! Hoch!

Dorothee: Ja, laßt mich leben, Kinder! Es ist das einzige, was man hat! Ich bin ja so verliebt ins Leben! Ich möchte euch alle nehmen und mit euch tanzen! (Zu einem, der sie von hinten umfaßt): Holla! Wer ist der Frechling! (Sie reißt sich los, dreht sich um, droht): Du, nimm dich in acht! Ich mache kurzen Prozeß. (Ausrufend): Kalter Braten! Wurst! Schinken! Belegte Brötchen!

Frau Römerschmidt (ebenfalls ausrufend): Käse! Butter! Käse!

Viele Stimmen: Hoch Frau Dorothee! Hoch unsere Inselfee!

Dorothee (zu den Umstehenden): Warum singt ihr nicht, Kinder? Singt und tanzt doch! Musik! Musik!

Stimmen: Musik! Musik!

Kasper (tritt zu Dorothee): Ist das Gerede über Bruno wahr, Frau Dorothee?

Dorothee (zu Kasper): Komm', Freund! Wir tanzen!

Kasper: Was auch geschieht, Frau Dorothee, mich habt ihr sicher!

Dorothee (mit kräftigem Handschlag): Dank, guter Kerl! Dank! (Im Hintergrunde ertönt Geigen- und Lautenspiel.)

Kasper: Holtriaho! (Er umfaßt Dorothee, tanzt mit ihr durch die Menge. Andere Paare folgen. Lärm, Tanz und Fiedelklang.)

Finsterlin (im Gespräch mit Frau Lindenblatt vorüberwandelnd, deutet kopfschüttelnd auf die tanzende Menge): O Schleier der Maja, der du uns das wahre Gesicht der Dinge verbirgst! .... Ja, ja, beste Lindenblatt! Wir jubeln und tanzen und sehen nicht, daß schon das Alter und der Tod uns über die Schulter gucken!

Frau Lindenblatt: Deine masochistischen Sachen von heute nachmittag wollen mir garnicht aus dem Kopf, Meister! Wundervoll die Rückenstellung der knienden Sklavin ...

Finsterlin: Ja, Michel Angelo und ich werden wohl die einzigen sein, die das Problem zeichnerisch gelöst haben.

Frau Lindenblatt: Du weißt, Meister, ich bin sexuell eine Zwischenstufe .... Vielleicht habe ich darum ein besonders feines Gefühl, wie tief du da wieder geschürft hast. (Sie verschwinden in der Menge.)

Frau Römerschmidt (hat vom Kredenztisch her die beiden beobachtet, stößt Hedwig an): Sieh nur! Sieh nur die beiden! Müssen sich die aber Neuigkeiten zu erzählen haben!

Hedwig (finster): Sie haben sich eben gefunden .... am Johannistag. Andere verlieren sich am Johannistag.

Frau Römerschmidt: Du bist verstimmt .... Armes Ding!

Hedwig (heftig): Ach, was weißt du!

Frau Römerschmidt: Es ist ja schon ganz bekannt, daß er fort geht. Er hat mir's selbst verraten.

Hedwig (auffahrend): Dir hat er's verraten? Wiegand sollte dir so was anvertrauen ....

Frau Römerschmidt: Wiegand? Ich meine doch Lanzinger.

Hedwig: Lanzinger? Pah!

Frau Römerschmidt: Schau! Schau! (Sie dämpft ihre Stimme): Ja, was sagst du zu der tollen Geschichte? Wenn Wiegand wirklich Minister wird, fliegt doch die ganze Insel auf!

Dräger (tritt zu Hedwig mit Handschwenken): Melde mich zu einem Walzer.

Hedwig: Danke! Ich tanze heut' nicht.

Dräger: Schade! Vielleicht ist es das letzte Tänzchen, das wir durch die Gnade unseres erhabenen Protektors hier abhalten. (Er geht weiter.)

Marquardt (verbeugt sich mit linkischer Grazie vor Frau Römerschmidt): Darf ich untertänigst um einen Tanz bitten, huldreiche Göttin?

Frau Römerschmidt (kokett): Ei, wie galant unser Revolutionär! Und der fesche Bratenrock!

Marquardt: Man kann doch nicht immer so'n Stoffel und Ruppsack bleiben! Innerlich braucht man darum noch lang' nicht anders zu denken! Noch lang' nicht! (Er macht einen Kratzfuß.) Na, wollen wir ein bißchen?

Frau Römerschmidt: Ich fürchte nur, man transpiriert zu sehr bei der Hitze?

Marquardt: I, das trocknet schon wieder. Auf'm Bau wird man hundertmal am Tag naß und wieder trocken. (Mit neuem Kratzfuß): Gnädigste Huldin? (Er zählt die Schritte.) Eins, zwei! .... Eins, zwei! (Sie tanzen fort.)

Rehbein (tritt zu Hedwig mit schüchterner Haltung): Ach, Fräulein Hedwig ... Wenn ich noch .... Ich meine .... wenn ich noch ein wenig ....? Ich esse nämlich so furchtbar gern Eis ....

Hedwig (nimmt seinen Teller, legt reichlich auf, gibt ihm den Teller zurück).

Rehbein (stotternd): Ich danke .... Ich meine .... Ich wollte .... Ich meine, daß die andern ... (Er steht mit dem Teller in der Hand, sieht sie hilflos an.)

Hedwig (hart): Auf der Insel der Seligen kümmert man sich nicht um die andern! Auf der Insel der Seligen nimmt jeder, was er kriegen kann!

Rehbein (ermutigt): Das ist ja auch mein Standpunkt .... Theoretisch

meine ich .... Praktisch natürlich .... Wir sind ja Raubtiere, wir Menschen .... Raubtiere .... gewiß! Aber dennoch .... Sehn Sie, Fräulein Hedwig ....

Hedwig (ihn unterbrechend): Was soll denn das ewige Fräulein und Sie? Ich denke, man duzt sich hier! Das gehört mit zu unserm freien und herrlichen Raubtiertum .....

Rehbein (wieder sehr verwirrt): Man ist es .... Ich bin es noch gar nicht so .... Ich meine, es ist doch erst ein paar Wochen her .... Früher auf dem Seminar und dann später .... als Idiotenlehrer .... (Er stockt, sieht Hedwig an, dann zaghaft): Ich bin nämlich .... Ich bin eine zeitlang Idiotenlehrer ....

Hedwig: Ich weiß. Es ist ja auch keine Schande.

Rehbein (flüssiger): Eine Schande .... O nein, ganz gewiß nicht! Aber wenn man dann so hier (er zeigt in die Runde) das alles .... Das ist ja wie eine neue .... wunderschöne Welt! All die bedeutenden .... die ... die merkwürdigen Menschen! Die herrliche Natur! Und hier so stehen .... mit Ih .... und zusehen, wie getanzt wird .... Und das prachtvolle Eis essen .... wie ein Traum! Ein wunderschöner Traum!

Hedwig: Und vergänglich wie alle Erdenträume!

Rehbein: Aber die Hauptsache .... Daß man ihn geträumt hat .... Wollt' ich sagen, das .... das ist die Hauptsache! (Er sieht sie voll an, wiederholt aus tiefster Brust): Daß man ihn geträumt hat, Fräulein Hedwig! (Er wirft ihr einen schüchtern bittenden Blick zu, wendet sich dann fort.)

Hedwig (sieht ihm erstaunt nach): Daß man ihn geträumt hat, den Traum .... Das ist die Hauptsache! Gar nicht so dumm, der Idiotenlehrer! Gar nicht so dumm!

Dorothee (hat zuerst mit Kasper, dann mit andern getanzt, reißt sich von ihrem Tänzer los). Danke, es ist genug! (Sie drängt sich durch die Menge zu Jürgen.) Wo steckt denn mein Sohn Jürgen, mein hoffnungsvoller Sprößling?

Jürgen (der am Faß sitzt und einzapft, ruft ihr zu): Hier, Mutter! Hier! Komm hierher!

Dorothee: Gib mir zu trinken, du Schwarm meiner Tage, Traum meiner Nächte!

Jürgen (schlägt auf den Bauch des Fasses): Wein die Masse, Mutter! Da hör nur, wie es gluckst! (Er reicht ihr einen Becher.)

Schätzli-Stüßli (erhebt sich, kreuzt die Arme in tiefer Verbeugung): Allah mit dir, schöne Sultanin! Tritt ein in das Zelt deines getreuesten Knechts, Schätzli-Stüßli, genannt Scheik Ibrahim von Teheran!

Dorothee (hat getrunken, atmet tief auf): Ah, tut das wohl! (Sie fährt auf Jürgen los): Wie siehst du aus, du Raubritter du? Gesteh', du hast Wein getrunken!

Jürgen (empört): Nicht einen Tropfen!

Dorothee: Aber einen ganzen Humpen voll! Ich kenn' dich doch, mein Früchtchen! Was lachst du? Weil du deine Mutter angelogen hast?

Jürgen (verbeißt sich mühsam das Lachen): Wenn mir so was vorgeworfen wird, muß ich immer lachen! Das ist ja mein Unglück! Nachher glaubt einem keiner, daß man wer weiß wie unschuldig ist!

Dorothee: Also lach, lach dich aus, du Opferlamm weiß wie Schnee! Ich glaub', ich geh' auch noch mal mit Lachen in die Ewigkeit! Lieber Herrgott, sag' ich, du weißt, ich bin die Dorothee und hab' schon als kleines Mädchen lachen müssen, wenn ich die Rute bekommen sollte, weil ich den Finger in den Honigtopf gesteckt hatte! Und so ein dummes Luder bin ich mein Lebtag lang geblieben! Hab ein Einsehen mit mir, großer Gott!

Schätzli-Stüßli (sinkt vor ihr auf die Knie): Beim Barte des Propheten! Die Pforten des Paradieses sollen dir offen stehen! Ich breite meinen teuersten Chorassan unter deine Füße, holdeste der Frauen!

Dorothee: Machst du immer noch Liebeserklärungen, alter Schwerenöter, wie dazumal zwischen Täbris und Ispahan, als du uns Unterschlupf vor den Kurden gegeben hattest?

Schätzli-Stüßli (ächzend): Seitdem ist viel Wasser durch den Euphrat geflossen.

Dorothee: Denk' mal an die gewisse Nacht im Zelt! Ich lieg' auf meinen Teppichen und schlafe! Auf einmal steht ein Ungeheuer mit solchem Bauch im Mondlicht vor mir und murmelt was von ewiger Liebe! Herrgott, hab' ich lachen müssen!

Schätzli-Stüßli: Der Gerechte muß viel leiden .... Ich wollte dir ein Polster anbieten kommen.

Dorothee: Sei froh, daß Bruno in der anderen Ecke wie ein Besenbinder schnarchte, sonst hätte er dich gepolstert! Aber gründlich!

Schätzli-Stüßli (zu den Umstehenden): Kinder, ich sag' euch, was ich in meinem Leben ausgefressen hab', ganz Tausend und eine Nacht ist eine Lumperei dagegen! Wollt ihr mir glauben, daß sie mich den Herzenbrecher von Teheran genannt haben? So wahr ich ein ehrlicher Muselmann bin! Den Herzenbrecher von Teheran! Wie findet ihr das?

Stimmen: Hoch der Herzenbrecher von Teheran! Der größte Lügenbeutel des Ostens hoch!

Schätzli-Stüßli: Gackerndes Federvieh ihr! Seid ihr mal siebenunddreißig Jahre auf dem Kamel durch die Wüste geritten wie ich! Habt ihr mal die kostbarsten Dhagestans und Ferahans gegen lumpige Kattunkittel eingehandelt! Seid ihr mal in allen Kurdenzelten, in allen Bazars und in allen Harems vom Amudarja bis zum Tigris zu Hause gewesen!

(In diesem Augenblick ertönen dumpfe Posaunenklänge. Aus dem Zelt links hinten treten paarweise Lothario und die Imhof-Adolphy, Roderich und Nelly von Schildburg, Marcipansky und Lamormain. Ihnen voran schreiten zwei Posaunenbläser in schwarzen Talaren und mit schwarzen Baretten. Die Schauspieler tragen die Kostüme des Stücks der Moritura. Lothario als fahrender Gaukler, die Imhof-Adolphy als Kupplerin, Roderich als Gralsritter, Nelly von Schildburg Frau Minne, Marcipansky Hanswurst, Lamormain im schwarzem Trikot mit Stundenglas und Hippe als Tod. Sie kommen in feierlichem Zuge langsam durch die sich teilende Menge nach vorne. Die Musik setzt ab.)

Rufe: Die Komödianten! Die Komödianten! Seht mal den Tod! Den Tod mit der Sense! Bravo! (Hochrufe und Bravoklatschen.)

Lothario (nach rechts und links winkend und sich verbeugend): Dank! Dank, ihr Bürger und Bürgerinnen kommender Jahrhunderte! Dank!

Marcipansky: Quatsch mit Sauce! Gibt es nichts zu futtern?

Lothario (zu den Umstehenden): Nichts für ungut, edle Zukunftsapostel,

es ist ein etwas rauher und borstiger Kujon und versteht sich nicht auf die Manieren der feinen Gesellschaft.

Kasper (tritt zu ihm, deutet nach rechts): Da drüben gibt's zu futtern genug! Immer angetreten!

Lothario: Heißen Dank, mächtiger Gönner! Wir treten zur Tafel. Die Musik bläst einen Tusch. (Er winkt den Posaunenbläsern, geht mit der Gruppe nach rechts zum Essen.)

(Es ertönen neue Posaunentöne. Das Turmfenster oben wird aufgestoßen.)

Medardus Neumann (streckt seinen Kopf hinaus, ruft hinunter): Blast! Blast! Blast, ihr Sendboten des Auferstehungstages! Blast, ihr Drommetenträger der ewigen Wiederkunft! Blast! (Er schlägt das Fenster wieder zu.)

Viele Stimmen: Herunterkommen, Bruder Medardus! Herunterkommen!

Medardus Neumann (öffnet von neuem das Fenster): In den Staub mit euch, dumpfe Erdenklöße! Da! Da! Seht ihr die Feuergarben, die Walhalls Zinnen umlohn? Seht ihr das Flammenschiff in Dunst und Rauch über die heilige Meerflut dahinziehn? Auf die Kniee mit euch, schlotternde Unterweltslemuren! Zurück in die Nacht, qualmende Grubenlämpchen! Armselige Fünfminutenbrenner!

Mich aber laßt hier oben beten im Licht
Zur uralten Mutter mit brennendem Angesicht!

(Er hat die Verse in gesteigerter Extase gesprochen, steht in entrückter Haltung hoch aufgerichtet am Turmfenster. Es herrscht augenblickliches Schweigen.)

Dräger: Wenn er so einen Brand hat, gebt ihm doch zu saufen! Schickt ihm Wein hinauf!

Viele Stimmen: Ja, ja, schickt ihm Wein hinauf! Schickt Wein hinauf! (Becherschwenken zum Turm hinauf.)

Schätzli-Stüßli (zu Jürgen): Page, zapf ihm ein.

Jürgen (schwingt einen mächtigen Krug, ruft zum Turm hinauf): Ist der da groß genug?

Medardus Neumann (beugt sich herunter): Wein wollt ihr mir heraufschicken, wimmelnde Pygmäenbrut? Leibhaftigen Saft der Reben, in euren Niederungen da unten ausgeglüht? ... Wohl denn, mein Ganymed! Dein Zeus erwartet dich! (Er zieht sich zurück.)

Jürgen (hat eingezapft, hebt den Krug auf die Schulter): Hurra hopp! Jetzt gehts auf die Reise nach dem Mond! (Er geht in der Richtung auf den Turm nach rechts zum Fuß der Anhöhe.)

Dorothee (die in ängstlicher Spannung zur Anhöhe rechts hinauf geschaut hat, bemerkt Jürgen, vertritt ihm den Weg): Wo willst du hin?

Jürgen: Den Mann im Mond mit Wein versorgen! Laß mich durch, Mutter!

Dorothee: Der Mann im Mond bist du wohl selbst, du Zechbruder, du?

Jürgen: Aber nein, so ein Unsinn! Sie schreien doch alle, ich soll Medardus Neumann was zu trinken bringen ... Ich möcht' wissen, wo du heut' wieder die Gedanken hast!

Dorothee (geärgert): Dumme Frage! Soll ich dir vielleicht um den

Hals fallen? Alles hat man allein auf seinem Kopf! Auf keinen kann man sich verlassen! Man sitzt in der Angst und Aufregung!

Jürgen (zögernd): Mutter, ist das wahr, was Onkel Dubsky erzählt ...

Dorothee (wie vorher): Laß dir nur von Dubsky den Kopf verdrehen! Ein netter Umgang ist mir das!

Jürgen: Schön! Also wenn du gnietsch sein willst ... (Er will fort.)

Dorothee: Heraus mit der Sprache! Was hat dir Dubsky erzählt?

Jürgen: Daß wir fort sollen, und daß Vater irgend so ein großes Tier werden soll ... Ist das wahr? Ehrenwort, Mutter!

Dorothee: Was weiß ich! Frag' den Vater! Unsereins hat ja bloß zu kuschen! Gegen euch Herren der Schöpfung ist man ja nur so eine ganz untergeordnete Gattung.

Jürgen: Aber nicht für mich! Ich bin doch nicht so zu dir, wenn man auch mal ein Wort zu viel sagt!

Dorothee: I, du bist gerade so ein Taugenichts, wie alle andern Mannsbilder!

Jürgen (nachdenklich): Mutter, glaubst du denn, daß es für den Vater gut wäre, wenn er hier raus kommt und wir beide mit?

Dorothee: Dummer Kerl! Die einzige Rettung wär's für deinen Vater und für mich! Für uns alle! Sonst nimmt es kein gutes Ende!

Jürgen: Warum geht dann der Vater nicht?

Dorothee: Weil man euch Mannsbildern immer umsonst Vernunft predigt!

Jürgen: Alle Männer sind doch nicht gleich! Ich zum Beispiel ...

Dorothee: Du bist schon ein Held! Wenn man dran wackelt!

Jürgen: Man muß Vater bloß mal ein gutes Beispiel geben!

Dorothee (komisch entsetzt): Ein Beispiel geben? Grundgütiger Heiland! Jetzt will der auch schon Beispiele geben! Als ob man seinen Vater predigen hörte!

Jürgen: Hast du nicht oft genug gedroht, du wirst mich nehmen und mit mir zusammen fortgehen? Dann wird der Vater schon nachkommen!

Dorothee: Du siehst ja, ich bin immer noch da.

Jürgen: Dann muß eben mal ernst gemacht werden, Mutter. Ich an deiner Stelle tät's.

Dorothee: Du wirst den Kohl schon fett machen, du Hexenmeister, du!

Jürgen (nach einem Augenblick): Adieu, Mutter! Jetzt geht die Reise los!

Dorothee (kopfschüttelnd): Welche Reise?

Jürgen: Na ja, zum Mann im Mond!

Dorothee: Dann bestell ihm einen schönen Gruß! Und ob er sich gewaschen hat?

Jürgen: Ich werd's ausrichten, Mutter! (Er geht nach hinten zu.)

Dorothee (für sich): Ideen hat der Junge! (Sie will ihm nach, ruft): Du, Jürgen!

Jürgen (schon im Hintergrunde, dreht sich um): Was, Mutter?

Dorothee: Was war das eigentlich für ein merkwürdiges Gefrage?

Jürgen: Ich bin nicht so ein Taugenichts, wie du denkst! Du wirst

schon sehn, daß du dich auf mich verlassen kannst, und der Vater auch! Adieu, Mutter! (Er winkt ihr schnell zu, verschwindet rechts hinten.)

Lothario (der mit der Schauspielertruppe am Kredenztisch steht und eifrig einhaut): Dies ist das göttlichste Roastbeef, das je gebraten worden ist! Also noch eine Scheibe davon.

Marcipansky: Halt! Halt! ... Natürlich! Den ganzen Rest genommen!

Lothario: Irgend ein jus primae noctis muß doch dem Direktor übrig bleiben, nicht wahr, süße Nelly?

Nelly von Schildburg (essend zu Roderich): Der Direktor hat gewiß wieder etwas recht Unanständiges gesagt, Liebling, nicht?

Roderich (vornehm): Es war griechisch! Ich habe nicht acht gegeben.

Lamormain: Ob man noch ein belegtes Brötchen riskiert?

Die Imhof-Adolphy (sich umsehend, hastig): Nimm! Nimm und iß! Und was du nicht aufkriegst, steck' ein! So 'ne gute Gelegenheit kommt nicht wieder! Ich hab' schon den ganzen Beutel voll.

Lamormain: Ich fürchte nur, man füllt sich den Magen zu sehr an und kann nachher seine Rolle nicht spielen. Ein Tod mit Bauch würde die Illusion stören.

Lothario (das Buffet visitierend): Ah, Schinken in Brotteig! Der Traum meiner Jugend! (Er nimmt reichlich davon.)

Die Imhof-Adolphy: Bei der Bauernhochzeit damals in Kaltengundelfingen gab's auch mal so guten Schinken, errinnerst du dich, Fritz?

Lothario: Ach Adolphine, wenn wir beide uns an alles erinnern wollten ...

Die Imhof-Adolphy (stößt ihn in die Seite): Schwein du! (Im Hintergrunde hat wieder gedämpftes Fiedel- und Lautenspiel eingesetzt. Das Tanzen beginnt v n neuem.)

Rasumoff (tritt zu Nelly, umfaßt sie): Komm' Schwesterchen, wir tanzen!

Nelly (klatscht in die Hände): Ach ja! Tanzen! Tanzen!

Roderich (wütend dazwischen): Die Dame steht unter meinem persönlichen Schutz, mein Herr!

Rasumoff: Unsinn, Brüderchen! Nix persönlicher Schutz! Nix Privateigentum hier auf der Insel der Seligen! Meine Frau deine Frau! Dein Mädchen mein Mädchen! Komm, Schwesterchen! Rasumoff beste Tänzer von ganz Kleinrußland! Wie im Himmel wirst du sein! (Er zieht sie fort.)

Nelly (zu Roderich): Halt' so lange meinen Fächer, Herz! (Sie wirft ihm den Fächer zu, tanzt mit Rasumoff ab.)

Lothario (trällert):

Es war einmal ein stolzer Mops,
Trari, trara, hau, hau!
Stahl sich vom Tisch den schönsten Klops,
Trari, trara, wau, wau!
Da kam ein böser Schäferhund,
Trari, trara, hau, hau!
Holt' ihm den Klopsen aus dem Schlund,
Trari, trara, wau, wau!

Und fraß ihn auf in guter Ruh
Trari, trara, hau, hau!
Der Mops, der sah von weitem zu,
Trari, trara, wau, wau!

(Es haben in das Lied zuerst Marcipansky und Lamormain, dann fortschreitend der ganze Chorus eingestimmt.)

Dubsky (ist auf der Höhe des Waldweges links oben erschienen, wird nach einigen Augenblicken bemerkt. Es ertönen)

Rufe: Dubsky! Dubsky! Seht Dubsky!

Dräger (drängt sich durch die singende und tanzende Menge, schreit aus Leibeskräften): Heil Dubsky! Heil!

Einige Stimmen: Heil! Heil! Heil!

Dubsky (winkt den Rufenden von oben zu): Ich bitte, das zu lassen, meine Herren! Es könnte an gewisser Stelle übel genommen werden. (Es ist währenddes still geworden, die Musik schweigt. Bei den letzten Worten Dubskys Köpfezusammenstecken und gedämpftes Murmeln.)

Dräger (hat sich bis zur halben Höhe des Waldweges links vorgedrängt, schreit): Unser Freund Dubsky fürchtet, es könnte von gewissen Leuten übel genommen werden, wenn wir ein Hoch auf ihn ausbringen! Wollen wir das auf uns sitzen lassen, Genossen?

Rufe: Nein! Nein! Dubsky soll leben!

Dräger: Ich fordere euch daher auf, Genossen . . . .

Kasper (ist mit ein paar Sätzen auf die Anhöhe rechts neben Dorothee gestürmt, so daß er der Gruppe Dubsky gerade gegenüber steht, ruft mit alles übertönender Stimme): Ich fordere euch auf, Freunde, wir lassen zuerst mal die beiden Menschen leben, die uns dies Fest und diese Insel und so vieles andere gegeben haben. Angesichts der sinkenden Sonne da, die heut vor drei Jahren um die gleiche Stunde unsern Bund hier werden sah, rufe ich: Hoch Bruno Wiegand! Hoch seine schöne, liebe Frau Dorothee! Hoch! Hoch! Hoch! (Er schwenkt seinen Hut.)

Brausende Rufe: Frau Dorothee soll leben! Bruno Wiegand hoch! Hoch Frau Dorothee!

Dorothee (hält sich die Ohren zu): Kinder . . . .! Kinder . . . .! (Sie tritt zu Kasper, schüttelt ihm die Hand.)

Dräger (ruft von der Höhe herüber): Wo ist denn Wiegand? Warum zeigt sich denn Wiegand nicht?

Dorothee (ruft von der rechten Höhe zurück): Warte doch ab, er wird schon seinen Mann stehen! (Sie wendet sich zu Kasper): Wo er nur stecken mag! Unbegreiflich der Mann!

Kasper: Soll ich ihn suchen gehn?

Dorothee: Nein! Nein! Bleib! Wir dürfen jetzt nicht fort! (Sie spricht leise mit Kasper weiter.)

Dubsky (auf der Anhöhe links zu Dräger, indem er hinuntersieht): Hast du den Leuten auch ordentlich an den Puls gegriffen?

Dräger: Verlaß dich drauf! Die Gärung ist allgemein! Besonders bei der russischen Bagage!

Dubsky: Warum haben sie denn eben wie besessen bravo geschrieen, als der Viehtreiber die Rede auf Wiegand hielt?

Dräger: Mumpitz! Du weißt ja, wenn sie nicht schreien können,

ist ihnen nicht wohl! Im Herzen sind sie für dich! Gütergemeinschaft ist ihre schwache Seite! Noch lieber Weibergemeinschaft! Das fressen sie, wie die Katzen Baldrian! Übrigens galt ihr Hoch mehr ihr als ihm.

Dubsky: Das schien mir auch so. Die Mine ist also präpariert?

Dräger: Fehlt nur noch das ominöse Zündhölzchen!

Dubsky: Das überlaß, bitte, mir!

Dräger: Wo warst du denn?

Dubsky: Ich saß drüben im Wald und schrieb meinen Brandartikel.

Dräger: Ich kenne manchen, der sich an die Nase fassen wird, wenn der Krempel hier auffliegt, und das Schlaraffenleben ein Ende hat.

Dubsky: Sind wir vielleicht die Hereingefallenen dabei? Ich dächte, wer so vorsichtig in der Wahl seiner Eltern gewesen ist wie du, kann auch wo anders als auf der Insel der Seligen leben!

Dräger: Ich weiß nicht, weshalb du dich aufregst.

Dubsky: Weil ich nichts für überflüssiger halte, als die Interessen von Dummköpfen zu wahren. Für Dummköpfe wird schon von Staats- und Gesellschaftswegen gesorgt! Für mich handelt es sich darum, einen Mann, den ich im übrigen hochschätze, von seinem Größenwahn zu heilen und die Insel der Seligen nach meinen Ideen umzubilden! Wenn ich damit zugleich die Geschäfte des Gesindels da unten besorge, so ist das eine immanente Ironie des Schicksals, für die ich nichts kann!

Dräger: Kann man den Artikel gegen Wiegand nicht sehen?

Dubsky: Hier lies ihn ordentlich durch, du sollst ihn öffentlich vortragen! (Er zieht eine Rolle aus der Brusttasche, reicht sie Dräger): Du hast eine Stimme wie eine Blechtrompete. Damit wirst du zum Angriff blasen.

Dräger (liest die Aufschrift): Offener Brief an Bruno Wiegand ....

Dubsky (sieht nach rechts): Da kommt ja auch Marenholdt! .... Sakrament noch eins! Das ist das Zündhölzchen.

Dräger (lesend): Famos! .... Famos! .... Ein Treffer beim andern! .... Pyramidal!

Dubsky: Mach', daß du fertig wirst! Mich juckt's nach Feuerwerk!

Dräger (sieht nach unten): Da fangen sie schon damit an.

(In der Lichtung unten werden die Lampions langsam angezündet. Fackeln werden hin- und hergeschwenkt.)

Rufe im Hintergrund: Das Sonnwendfeuer! Das Sonnwendfeuer!

Andere Stimmen: Den Holzstoß anzünden! Wir wollen durchs Feuer springen! (Die Menge drängt nach hinten, wo während des folgenden der Holzstoß am Seeufer in Brand gesetzt wird und hoch aufflammt.)

Dubsky (zu Dräger): Ich werde also einen Streit mit Marenholdt provozieren! Wenn ich winke, läßt du dir eine Fackel geben, damit du sehen kannst, und legst los!

Dräger (hat den Artikel überflogen): Glänzend! Du hast dich selbst übertroffen! Das ist Wiegands Todesurteil!

Dubsky: Ich gehe jetzt, die Stimmung unten sondieren. (Er steigt in die Lichtung hinab, läßt sich Wein einschenken, mischt sich dann unter die Menge. Auf der Anhöhe rechts hat sich inzwischen)

Marenholdt, (der einen leichten Strandanzug trägt, zu Kasper und Dorothee gesellt und deutet nach gegenüber): Der Kriegsrat scheint beendigt. (Er läßt sich auf die Aussichtsbank nieder.)

Kasper (sieht scharf hinüber): Es sieht aus, als wenn Dräger etwas auswendig lernt.

Marenholdt: Vielleicht ist es Herrn Dubskys Aufruf an sein Volk.

Dorothee: Ja, er hat schon mehrmals gedroht, er wird was gegen Bruno schreiben. Er kommt sich wie Satan in eigener Person vor! Man muß gleich in den Abgrund sinken, denkt er, wenn er bloß die Feder spitzt!

Kasper: Wenn das wirklich so ein Wisch ist .... Ich sage weiter nichts! Aber lang wird das nicht vorgelesen!

Dorothee (sieht sich unruhig um): Das macht mich ganz kribbelig, daß Bruno noch immer nicht da ist!

Kasper: Er wird sich mal ordentlich ausgelaufen haben.

Dorothee: Der Junge ist auch wie weggeblasen! Der müßte doch längst vom Turm herunter sein.

Kasper: Da kennst du ihn schlecht! Den siehst du nicht eher, als bis der Weinkrug oben leer ist. (Er unterbricht sich): Verdammtes Pack! Nicht mal die Lampions können sie richtig anzünden! Wartet, ich bring' euch! (Er stürmt hinunter. Im Hintergrunde flammt jetzt der Holzstoß. Ein Reigen hat sich darum gebildet und umtanzt ihn mit wildem Jubel.)

Eine Männerstimme (stimmt an):

Beim lodernden Feuer am Sonnwendtag
Wir grüßen der Freiheit fern jauchzende Auen
Und sollen wir fallen vom Wetterschlag,
Die Ungeborenen werden sie schauen!

(Während Paar um Paar jauchzend durch die Flammen springt, öffnet sich oben das Turmfenster.)

Medardus Neumann (streckt seinen grauen wirren Kopf heraus, umfaßt mit der Linken den neben ihm stehenden Jürgen, schaut lauschend hinunter. Als der Gesang zu Ende ist, ruft er): Hast du's gehört, mein Knabe? Sie singen meine Verse aus jungen Tagen dort unten! So hat Medardus Neumann doch nicht umsonst gelebt!

Eine Stimme: Silentium! Medardus Neumann zu Ehren wiederholt der Chorus die Verse noch einmal.

Rundgesang, (in den alle einstimmen):

Beim lodernden Feuer am Sonnwendtag
Wir grüßen der Freiheit fern jauchzende Auen
Und sollen wir fallen vom Wetterschlag,
Die Ungeborenen werden sie schauen!

Medardus Neumann (am Turmfenster zu Jürgen): Sie singen nicht übel, die Sterblichen dort unten! .... Aber jetzt komm', mein lockiger David! Spiel' deinem alten grauhaarigen Saul noch ein weniges auf der Harfe vor! (Er zieht ihn fort, schließt das Fenster.)

Dorothee (läßt sich in plötzlicher Erschütterung auf die Aussichtsbank oben rechts neben Marenholdt niedersinken, drückt in stillem aber heftigem Schluchzen das Gesicht in die Hände.)

Marenholdt (erschrocken): Was hast du, Dorothee? Beruhige dich doch, was ist denn geschehen?

Dorothee (steht auf, sucht sich zu fassen): Es kam so über mich! Ich weiß selbst nicht .... Ich hatte das Gefühl, dem Jungen müßte was zugestoßen sein! Auf einmal steht er oben am Turmfenster und lacht! Da mußt' ich losheulen, so dumm es ist!

Marenholdt: Wohl dem, der's noch kann! In den Haidesand kommt man noch früh genug!

Dorothee: Mit dem Bengel ist nämlich nicht zu spaßen! Der macht mir nochmal irgend eine Dummheit! Vorhin hat er erst wieder so großspurige Reden geführt! Ueberhaupt . . . Eine gesegnete Speisekarte steht einem noch bevor! Früher rappelte es dem Mann allein! Jetzt dem Mann und dem Jungen! Gnad' mir Gott!

Marenholdt: Es ist eben für euch alle drei die höchste Zeit, daß ihr in ruhigere . . . in mehr reguläre Verhältnisse kommt.

Dorothee: Ja, du weißt ja noch gar nicht! Die Geschichte mit Dubsky hat sich auch höchst erbaulich entwickelt! Ich habe deswegen eine schreckliche Szene mit Bruno gehabt! Er hat mich in meiner ganzen Gemeinheit erkannt, will sich von mir trennen! So eine Idee! Was mach' ich dann ohne das Ungeheuer?

Marenholdt (klopft ihr lächelnd auf die Schulter): Liebe Dorothee! Das alte Gesellschaftsspiel unter Eheleuten! Wie bei der Polka-Mazurka! Man trennt sich, um sich desto stürmischer zu vereinigen!

Dorothee: Der soll sich unterstehn! Dann bin ich bockbeinig!

Marenholdt: Ueberhaupt immer das gleiche Gesicht! Die Paare da unten finden sich, springen durchs Feuer und treten ab. Dann kommen neue und machen's ihnen nach.

Dorothee: Es gibt doch auch Einschichtige, die zusehen.

Marenholdt: Ja, es gibt auch Einschichtige, die zusehen. (Er deutet nach dem See hinüber, wo gerade der Vollmond erscheint.) Wie der alte Grand-Seigneur da drüben, der gerade durch die Bäume guckt! (Er fröstelt, steht auf.) Aber es wird einem kühl dabei. Mein altes Reißen meldet sich. Wie wär's, wenn man hinunter stiege, und du mir ein Brötchen zurechtmachtest? (Er greift nach Dorothees Arm.) Willst du mir deinen Arm geben, Dorothea? Es ist etwas dunkel und unsicher hier.

Dorothee (lächelt): Ja, ja, die Einschichtigen! (Sie führt ihn langsam den Weg in die Lichtung hinunter.)

Rehbein (tritt schüchtern auf Hedwig zu, die heiß vom Tanzen nach vorne in die Nähe des Fasses gekommen ist): Ach, wenn ich vielleicht ... Ich meine ... Ich wollte ...

Hedwig: Wieder Eis von mir haben? ... Unmöglich, mein Freund! Der ganze Gletscher ist radikal aufgetaut! Das Eis ist hin, aber vielleicht, wenn du morgen wieder nachfrägst, gestrenger Idiotenlehrer!

Rehbein: Ich . . . Ich wollte nämlich . . . Ich meine . . . Ich wollte . . . nicht von Eis sprechen . . .

Hedwig: Wolltest du mich vielleicht um einen Tanz bitten?

Rehbein (bedenklich): Tanzen . . . Tanzen? . . . Das möchte . . . Das dürfte seine Bedenken haben! Aber vielleicht . . . wenn es erlaubt ist . . . zusammen durchs Feuer springen!

Hedwig (ausgelassen): Bravo, mein Freund! Springen wir miteinander durchs Feuer!

Lanzinger (hat sich den beiden von hinten genähert, tritt zu Hedwig): Dürfte ich dich um ein paar Worte unter vier Augen bitten?

Hedwig (mustert ihn kalt): Du mich? Nein! (Sie wendet sich zu Rehbein): Schnell, mein Freund! Sonst brennt uns der Holzstoß herunter!

Rehbein (zu Lanzinger): Ent . . . Entschuldige . . . bitte!

Hedwig (ihn fortziehend): Wie war das doch mit dem Traum, den man einmal geträumt haben muß, Herr Idiotenlehrer? (Sie gehen nach hinten zum Feuer.)

Dubsky (der sich in der Menge hinten umgesehen hat, nähert sich dem Vordergrunde).

Frau Römerschmidt (am Arm von Marquardt, hält ihn an): Wie amüsierst du dich, infernalischer Luzifer, und warum so gar nicht im Kostüm

Dubsky: Luzifer ist sich selbst Kostüm und Maske genug, liebe Römerschmidt.

Frau Römerschmidt: Deine Logik ist schlagend wie immer!

Dubsky: Wir wollen einmal die Probe aufs Exempel machen! (Er geht auf

Marenholdt (zu, der jetzt mit Dorothee am Buffet rechts steht und ein Brötchen verzehrt).

Dubsky (zieht den Hut, spricht das folgende mit starker, lauter Betonung): Guten Abend, Herr Baron von Marenholdt!

Marenholdt (zieht ebenfalls den Hut): Ah, guten Abend, Herr Dubsky!

Dubsky: Man wundert sich ein wenig, Herr Baron von Marenholdt . . .! (Er hält inne, sieht ihn mit herausfordernder Verkniffenheit an.)

Marenholdt (hat sich sofort gefaßt, spricht mit kühler, ironischer Reserve): So? Wundert man sich? . . . Na ja, warum denn nicht, Herr Dubsky!

Dubsky: Es scheint, ich muß deutlicher werden!

Marenholdt: Bitte gern! Deutlichkeit ist die Tugend der Anspruchslosen.

Dubsky (mit zunehmender Schärfe): Man wundert sich, Herr Baron von Marenholdt, Sie hier in diesem Kreise zu sehen!

Marenholdt: Ich wundere mich vielleicht auch, den oder jenen hier zu sehen, Herr Dubsky! Das Erstaunen scheint gegenseitig!

Dubsky: Nur mit dem Unterschiede, daß unser Hiersein durch die Zugehörigkeit zu unserer Gemeinschaft legitimiert ist, Sie dagegen, Herr Baron von Marenholdt, sich in diese Gesellschaft eingeschlichen haben!

(Die Menge hat sich bei dem Wortwechsel langsam nach vorne gedrängt, umgibt die beiden Beteiligten in dichtem Kreise.)

Dräger (springt auf die Anhöhe links, ruft schmetternd): Bravo, Dubsky! Bravo!

Zahlreiche Stimmen (in der Menge): Bravo! Bravo! Hört! Hört!

Kasper (hat sich durch den Kreis hindurch gedrängt, wendet sich zurück): Ruhe! In Teufels Namen! Oder . . .! (Murren im Hintergrund.)

Dubsky: Haben Sie keine Antwort auf meine Frage, Herr Baron?

Marenholdt (gleichmütig): Was fragten Sie mich eigentlich, Herr Dubsky? Es ist mir wirklich schon wieder entfallen.

Dubsky: Sie scheinen sehr schwach von Gedächtnis, Herr Baron!

Marenholdt: Mein Gott, so uninteressante Dinge . . .! Uebrigens eine Schwäche, für die ich wohl niemandem Rechenschaft schuldig bin?

Dubsky: Ich wiederhole also, daß Sie sich hier eingeschlichen haben, Herr Baron von Marenholdt! (Es ist mäuschenstill geworden.)

Marenholdt: Ueber diese Frage, Herr Dubsky, nehme ich Beleh-

rungen nur von dem an, dessen Gast ich hier bin. Mich mit Ihnen darüber zu unterhalten verbietet mir meine Erziehung.

Dubsky (mit überschnappender Stimme): Haben die Herren gehört? Der Baron von Marenholdt spielt seine Erziehung gegen unsere aus! Der Baron von Marenholdt setzt sich uns Inselgenossen gegenüber aufs hohe aristokratische Roß!

Rufe: Ho! Ho! Unverschämt!

Kasper (die andrängende Menge zurückhaltend): Zurück! Wer ihm zu nahe tritt, den mach' ich zu Brei!

Rehbein (einen Schritt aus der lärmenden Menge vor, zu Dubsky): Ich meine ... Ich wollte sagen ...

Dubsky: Du wolltest sagen, daß du mir recht gibst, lieber Rehbein. Ich danke dir!

Rehbein (mit Anstrengung): Ich ... Ich wollte das Gegenteil sagen. (Er tritt wieder zurück. Lachen in der Menge.)

Eine Stimme: Bravo, Rehbein! Forcht dich net.

Marquardt (aus der Menge heraus zu Dubsky): Es tät' schon gut, wenn alles mehr in Ruhe geschehen tät'! Immer nach Recht und Gerechtigkeit!

Schätzli-Stüßli (der an dem Faß geblieben ist, schwenkt den Humpen): Prosit, Kinder! Vertragt euch! Und trinkt! Trinkt! Unser Leben dauert zwei Sekunden, sagt Hafis der Weise, eine zum Lieben, und eine zum Trinken! Denn in der dritten sind wir tot!

Viele Stimmen: Scheik Ibrahim hat recht! Prosit! Prosit! (Die Menge beginnt zurückzufluten.)

Dubsky: Also gut! Wenn sich die Herren die Unverschämtheiten dieses Einschleichers länger gefallen lassen wollen ... (Er deutet auf Marenholdt.)

Dorothee (ist bisher von Marenholdt und Kasper mühsam zurückgehalten worden, reißt sich los, stürzt auf Dubsky zu): Wie kommst du dazu, unsern Gast zu beleidigen! Du, der seit Jahren in unserm Hause herumlungert. (Bei diesen Worten bricht wilder Lärm aus. Zischen, Pfeifen, schüchternes Händeklatschen.)

Brausende Rufe: Unerhört! Zurücknehmen!

Dubsky (schreiend): Der Geldsackstandpunkt, meine Herren! So entwickelt man sich zum Minister! Und dieser Spitzel da ...

Wildes Lärmen: Ein Spitzel! Ein Spitzel!

Dorothee (außer sich vor Dubsky): Du ...! Du ...!

Marenholdt (dazwischentretend): So geht das nicht, liebe Dorothee! Dies ist meine Sache! (Er tritt dicht vor Dubsky, mit schneidender Kälte.) Ich würde Ihnen die gebührende Antwort erteilen, wenn ich Handschuhe angezogen hätte ....

Dubsky (duckt sich wie ein geprügelter Hund, schreit): Er will mich schlagen! Nehmt mich in Schutz! Schlagen will er mich!

(Er wird von der Menge umringt.)

Dubsky: Ich danke euch, ihr Freunde! Ich danke euch! Ihr wißt, was hinter den Kulissen vorgeht! Man will sich also wieder einmal häuten! Man will sich wieder einmal entwickeln! Und diesmal gleich gründlich! Aus dem alten Revolutionär soll ein veritabler Minister werden!

Rufe: Pfui! Nieder mit Wiegand! Pfui!

Dubsky: Vorläufig hoffe ich noch, daß es sich nur um eine akute Geistesverblendung meines alten Freundes Bruno Wiegand handelt ....

Kasper (zu Dorothee): Es geschieht noch was! (Er sucht mühsam an sich zu halten.)

Rufe: Ausreden lassen! Wir stehn für Dubsky!

Dubsky (hat Dräger mehrmals vergeblich zugewinkt, schreit ihn jetzt ganz laut an): In Satans Namen! So fang doch an!

Dräger (auf der Anhöhe links, schwenkt Dubskys Manuskript in der Luft, ruft mit schmetternder Stimme): Silentium, Genossen! Silentium! Silentium für einen wichtigen Brief!

Viele Stimmen: Silentium! Ein Brief! Ein Brief! Still! Still! Ruhe!

Dräger (wie vorher): Ein Brief von einem unser prominentesten Genossen!

Stimmen: Von Dubsky! Er ist von Dubsky! Hört! Hört! Ruhe! (Murmeln in der Menge).

Dubsky: Gebt ihm doch eine Fackel, damit er lesen kann, Ihr Herren!

Stimmen: Eine Fackel! Eine Fackel! (Eine Fackel wird Dräger hinaufgereicht.)

Dräger (schwingt die Fackel): Die Fackel der Freiheit, Genossen!

Brausende Rufe: Die Fackel der Freiheit! Bravo! Bravo!

Dräger (entfaltet die Rolle, schmettert mit erhobener Fackel): Offener Brief an Bruno Wiegand oder wie man Minister in Teklenburg wird .... (In diesem Augenblick wird ihm die Fackel aus der Hand gerissen.)

Kasper (ist mit ein paar gewaltigen Sätzen durch die Menge hindurch auf die Anhöhe links gestürmt, ruft mit dröhnender Stimme): Hinter dem Rücken von Bruno Wiegand werden hier keine offenen Briefe an ihn vorgelesen! (Er stößt die entrissene Fackel auf den Boden, daß sie erlischt.)

Dubsky (schreiend, aber in sicherer Entfernung): Er hat die Fackel der Freiheit ausgelöscht!

Wilde Stimmen: Die Fackel der Freiheit ausgelöscht! (Die Menge stürmt gegen Kasper an. Ein kurzes wildes Handgemenge entspinnt sich. Stöcke werden geschwungen, Fackeln geschwenkt. Schreien und Lärm.)

Die Moritura (ist während des Vorgehenden auf der Anhöhe rechts erschienen und mit wilden, beschwörenden Gesten den Waldweg hinunter zur Schauspielergruppe gestürmt, die eng zusammengedrängt sich ganz rechts hält. Man sieht, wie von der andern Seite Marenholdt und Dorothee auf Lothario einsprechen, und wie dieser den beiden Posaunenbläsern zuwinkt. Gleich darauf ertönen in das Handgemenge hinein dumpfe Posaunenklänge.)

Rufe: Die Posaunen! Die Posaunen! (Das Handgemenge läßt nach, der Lärm beginnt sich zu legen.)

Lothario (mit Stentorstimme): Meine Damen und Herren! Edle Zukunftsapostel! Die Vorstellung beginnt! Stöcke, Schlagringe und Revolver, bitte, in der Garderobe abzugeben! (Allgemeines Gelächter. Es wird ruhiger.)

Die Moritura (jammernd): Mein Werk! Mein armes Werk! Jetzt in der Stimmung soll gespielt werden!

Dubsky (wütend): Laß das Geflenn! Wir haben jetzt keine Zeit für Kindereien!

Die Moritura (jäh auffahrend): Kindereien?! (Sie stürzt auf Dubsky los, gibt ihm zwei kräftige Maulschellen): Da! Und da! (Es ist ganz still geworden.)

Dubsky (wischt sich die Backen ab, fletscht die Zähne): Ich danke dir für deine Aufmerksamkeit! Sie hat mir frische Kraft gegeben! (Allgemeines Gelächter.)

Rufe: Bravo, Dubsky! Bravo, Moritura! Vertragt euch!

Lothario (mahnend): Die Vorstellung, meine Herren, die Vorstellung!

Eine Stimme: Erst den Brief an Wiegand vorlesen! Wir wollen den Brief an Wiegand hören!

Viele Stimmen: Ja, ja! Den Brief an Wiegand! Den Brief! Erst den Brief!

Kasper (drohend aufgerichtet): Wer den Brief vorliest, ehe Bruno Wiegand da ist, soll seine Knochen vorher zählen! (Er schüttelt die Fäuste gegen die Menge. Neuer Lärm und Geschrei.)

Wiegand (ist schon während der letzten Reden auf der Anhöhe rechts oben erschienen, ohne bemerkt zu werden, da alles nach links drängt, ruft über die Köpfe der Menge Kasper zu): Der Adressat des Briefes ist zur Stelle!

Dräger (schreit von links her): Jetzt wird man ja sehen, ob es hier bloß noch das Recht zum Maulhalten gibt!

Wiegand (auf halber Höhe des Waldweges): Genossen! Was geht euch vor? Ein papierner Brief oder ein Mensch von Fleisch und Blut? Hier stehe ich und bitte euch: Hört erst mich! Und dann den Brief! Ich habe die letzten Tage hart gekämpft! Könnt' ich mit einer klaren Entscheidung vor Euch hintreten, so würde es mir wohl leichter ums Herz sein. Aber noch seh' ich nicht Weg und nicht Ziel! Ich habe manches gegen euch auf dem Herzen wie ihr gegen mich! Deshalb müssen wir zuerst uns aussprechen! Müssen Abrechnung halten! Müssen reinen Tisch miteinander machen!

Stimmen: Ja, Wiegand soll sprechen! Wiegand soll sprechen!

Dräger (schreiend): Zur Geschäftsordnung! Mein Brief geht vor! Ich habe mich eher zum Wort gemeldet! Ich protestiere!

Andere Stimmen: Jawohl! Erst den Brief! Erst den Brief!

Wiegand: Ich bitt' euch, Freunde, laßt mich sprechen! Mein Herz ist übervoll! Wenn ich mich diesmal in euch täusche . . . .

Dubsky: Ich meinerseits bitte um Abstimmung! Oder soll wieder einmal die Mehrheit vor dem Willen eines Einzelnen kapitulieren?

Viele Stimmen: Bravo, Dubsky! Abstimmen! Abstimmen!

Medardus Neumann (ist hinten am Fuß des Turmes erschienen, kommt mit dem Weinkrug in der Hand nach vorne.)

Rufe: Medardus Neumann! Bruder Medardus!

Eine Stimme: Medardus Neumann soll entscheiden!

(Lachen und Händeklatschen.)

Medardus Neumann (mit Grabesstimme): Welch Waffenklirren hier unten in der Tiefe! Welch rauhe Worte! Widriges Getümmel! O ewige Klarheit meiner Höhen! Wäre nicht der Opferkrug zur Neige gegangen . . . . (Er deutet auf seinen Weinkrug.)

Dorothee (hat Medardus Neumann wie eine Erscheinung angestarrt, stürzt jetzt auf ihn zu): Und Jürgen? Wo ist denn Jürgen? Wo hast du denn meinen Jungen gelassen?

Medardus Neumann: Nach deinem entschwundenen Knaben fragst du, ahnungsvolle Kassandra?

Dorothee (starrt ihn an): Verschwunden ist er, sagst du? Mensch, bist du von Sinnen? Verschwunden, sagst du?

Medardus Neumann: Entschwunden sagt' ich, gestrenge Hüterin! Entschwunden deinem leiblichen Gesicht! Doch nicht verschwunden! Denn was verschwände wohl im ewigen Haushalt der Natur!

Dorothee (vor ihm): Willst du mich rasend machen, Mensch? Entschwunden oder verschwunden! Ich frage dich, wo er ist? Lebt er überhaupt noch? Ja oder nein, du Jammerbild! (Sie schüttelt ihn heftig.)

Medardus Neumann: Gnade, Löwenmutter! Gnade! Er lebt! Er lebt!

Dorothee: Er lebt! Das sprach dein guter Geist für dich! Er lebt, aber wo lebt er? Wo hast du ihn gelassen? Antwort, Unglückswurm! (Sie steht drohend vor ihm.)

Medardus Neumann: Antwort heischest du? Weißt du denn, ob nicht ein siebenfacher Schwur mir den Mund versiegelt? Soll ich die Rache der Unterirdischen auf mein graues Haupt rufen?

Wiegand (hat bis jetzt schweigend, ohne recht zu verstehen, zugehört, tritt auf die Gruppe zu): Es handelt sich um Jürgen! Was ist geschehen? Verschwunden soll er sein?

Dorothee: Du hörst es ja, entschwunden! Frag' ihn doch selbst, den alten Unglücksraben! Vor einer Viertelstunde haben sie sich oben am Fenster noch in den Armen gelegen! Ich hab' gleich nichts gutes gedacht! (Zu Medardus Neumann): Vorwärts, gebeichtet! Oder gnad' dir Gott!

Wiegand: Ja, ohne Umschweife, lieber Neumann! Was ist dir bekannt? Wo ging er von dir aus hin?

Medardus Neumann: Medardus Neumann hat geschworen, und sein Schwur ist heilig! Aber fragt die Wogen, die des Weltumseglers Kahn tragen! Fragt die Möwen, die seinen Mast umkreischen! Fragt den Mondstrahl, der in seinem Segel blinkt!

Wiegand (nach einem Augenblick): Das heißt also auf gut deutsch: Der Junge hat Reißaus genommen!

Dorothee: Ja, in sein Boot hat er sich gesetzt und ist auf den See und fort! Jetzt ist mir alles klar! Die Ahnung hab' ich gehabt!

Medardus Neumann (legt die Hand auf ihre Schulter): Trockne deine Tränen, schmerzenvolle Niobe! Dein Kolumbus wird einst ruhmgekrönt ins Vaterhaus zurückkehren! Er hat es mir in der heiligen Stunde des Abschieds gelobt!

Dorothee (ohne auf ihn zu hören, zu Wiegand): Die Nacht ist klar, Gott sei Dank! Und der See spiegelblank! Wir müssen ihm nach! Was stehst du da und sprichst kein Wort? Siehst du! Das ist deine geliebte Seglerei und Kahnfahrerei!

Wiegand (der, wie von einem Gedanken überfallen und mit ihm ringend, grüblerisch vor sich hinsieht): Der Junge hat Reißaus genommen. Der erste, der von der Insel der Seligen Reißaus genommen hat! Der erste, der den Mut dazu gehabt hat!

Dorothee: Ja, ich weiß, weshalb er's getan hat! Jetzt weiß ich's!

Wiegand (zu Medardus Neumann): Was gab er denn als Grund für seine Flucht an?

Medardus Neumann: Dunkle Rätselworte! Forscht nicht weiter! Treue halt' ich dem Freund!

Dorothee (fährt auf ihn los): Dir hat er's anvertraut! Und du hast ihn ziehen lassen! Hast ihn womöglich noch hinausdeklamiert! O, was seid ihr für eine Menschheit!

Medardus Neumann (gekränkt): Wandern ward uns als Los auf Erden geworfen! Bin ich ein Gott, daß ich es werden kann?

Wiegand (hat sich währenddes mit Kasper und Marenholdt besprochen).

Kasper (eilt nach hinten zum Bootshaus, verschwindet dort).

Dorothee: Wir müssen ihm nach! Wir müssen ihn einholen!

Marenholdt: Ja, man muß den See absuchen!

Dubsky: Es könnte ja auch eine bloße Spazierfahrt sein, und der ganze Lärm wäre unnütz.

Dorothee (heftig): Ach du! Sei du doch still!

Dubsky: Ich wasche meine Hände in Unschuld.

Dorothee: Schwöre doch beim Grabe deiner Mutter! Ich warte schon darauf!

Dubsky (wendet sich achselzuckend ab).

Wiegand: Wenn er wirklich über den See gegangen ist, muß ein Boot im Bootshaus fehlen. Drei lagen da! (Zu Kasper, der eilends von hinten zurückkommt): Nun, wie steht's?

Kasper: Möwe und Eisvogel sind da! Die Utopia fehlt.

Dorothee: Die Utopia! Das ist sein Kahn! Damit ist er hinaus!

Wiegand: Ja, also hinterher und alle Segel aufgesetzt! (Zu Kasper): Du nimmst den Eisvogel, ich die Möwe! (Er will fort.)

Dorothee (läuft ihm nach).

Wiegand: Weib, was willst du?

Dorothee: Ich bin seine Mutter! Ich fahre mit!

Wiegand: Es kann eine lange Fahrt werden, Dorothee!

Dorothee: Ist es die erste Fahrt, die wir zusammen machen, Bruno?

Wiegand: Und wird auch nicht die letzte Fahrt sein! Also auf!

Verschiedene Stimmen: Wir fahren auch mit! Wir helfen!

Kasper: Niemand von euch kommt mit! Wir brauchen niemand weiter!

Marenholdt (tritt zu ihm): Aber mit mir bitte ich eine Ausnahme zu machen. Ich bin nämlich eine alte Wasserratte, und so eine Mondscheinpartie in der Johannisnacht . . . .

Kasper: Sie sind mein Mann! Vorwärts! (Eilends mit Marenholdt nach hinten zu ab.)

Wiegand (schon hinten, wendet sich noch einmal, ruft zurück): Wenn wir uns wiedersehen, wird abgerechnet! (Mit Dorothee ab.)

Die Moritura (zu Lothario): Und mein Werk? Was wird aus meinem Werk?

Lothario: Wenn die Wirklichkeit auf die Scene tritt, geehrte Dichterin, dann schweigen alle Flöten! Die Vorstellung wird abgesagt!

Die Moritura (sinkt ächzend auf die Bank).

Rufe und Lärm (im Hintergrund): Hoiho! Hollaho! Abstoßen! Abstoßen . . . . Sie fahren! Sie fahren! Holtriaho!

Vorhang.

Vierter Aufzug.

Gartensaal in Wiegands Landhaus wie im ersten Aufzug.

Es ist einige Stunden nach dem dritten Aufzug, spät in der Nacht. Der Saal ist hell erleuchtet. Die Schiebetüren im Hintergrunde sind geöffnet. Der Vollmond liegt über Garten und See. Gegen Schluß des Aufzugs graut der Morgen. Frühlicht breitet sich über die Welt.

Bei Beginn des Aufzugs hört man aus weiter Ferne Musik, Gesang und gedämpften Lärm.

Dubsky steht an der Rückseite des Diplomatentisches. Vor ihm nach der Veranda zu an der Spitze einer Deputation Dräger, Marquardt und Rasumoff. Alle noch in ihren Kostümen, übernächtig und zum Teil angeheitert.

Marqardt: Wenn es wahr ist, was der Genosse Dubsky erzählt, daß ihm ein lumpiger Ministerposten mehr wert ist als wie seine heilige Ueberzeugung, dann sag' ich auch pfui!

Dubsky: Sehr gut gesprochen, mein lieber Marquardt! Eben deshalb ist es nötig, daß ich Wiegand in eurem Namen das Gewissen schärfe.

Marquardt: Ja, wir haben dir das Mandat übertragen. Es ist mancher dagegen gewesen. Ich auch! Damit du's wissen tust! Aber die Mehrheit hat's gewollt! Schön! Also, nu mach du deine Sache so gut wie du kannst und bedenk' immer, daß es ein alter bewährter Genosse ist.

Dubky: Ich danke dir, mein guter Marquardt! Ihr alle seid ja vorher bei der Vorlesung meines offenen Briefes an Bruno Wiegand zugegen gewesen.

Stimmen: Ja, ja! Sehr gut! Sehr gut!

Marquardt: Das hat mir auch nicht gefallen, daß da nicht ist gewartet worden, bis Wiegand zurück ist.

Dubsky: Es mußte sein. Die Menge wünschte es. (Er horcht nach draußen.) Ist das der Lärm vom Festplatz?

Dräger: Natürlich! Sie haben ja wieder angefangen, zu schwofen. Der eigentliche Rummel geht jetzt erst los!

Dubsky: Es ist zwischen zwei und drei Uhr morgens.

Rasumoff: Die Zeit, wo gemütlich wird, Brüderchen!

Hedwig (kommt schnell die Treppe heraufgelaufen).

Dubsky: Nun, wie steht es, liebe Hedwig? Du bringst gute Nachricht?

Hedwig: Ja, sie sind da! Sie sind da!

Dräger: Mit oder ohne?

Hedwig: Mit! Mit! Sie haben ihn gefunden!

Marquardt: Dann ist es man gut! Nu können wir ja gehn!

Dubsky (sie hinauskomplimentierend): Ja! Die Herrschaften können sich durchaus und durchum auf mich verlassen. Wer mich kennt, weiß, daß ich offizielle Mandate stets sehr ernst zu nehmen pflege.

Dräger, Marquardt und Rasumoff (mit der Deputation gehen die Treppe hinunter und links hinten ab).

Hedwig (zu Dubsky): Na und du? Gehst du nicht?

Dubsky: Ich werde dir Gesellschaft leisten, bis Bruno kommt.

Hedwig (mustert ihn schweigend).

Dubsky (zähnefletschend): Der Junge ist also wieder eingefangen! Bedauerst du das nicht auch, liebe Hedwig?

Hedwig: Ich? Wieso?

Dubsky: Die Erziehung durch das Leben wäre doch tausendmal günstiger für ihn gewesen, als die im Elternhaus! Sieh mich an!

Hedwig: Das Beispiel scheint mir nicht gerade überzeugend.

Dubsky: Meine Lebensschicksale haben vor allem jede Spur von Sentimentalität bei mir ausgetilgt. Ich betrachte das als einen Vorzug. (Da Hedwig ihn immer schweigend mustert.) Du musterst mich?

Hedwig: Bruno und Dorothee können jeden Augenblick da sein. Willst du sie etwa hier erwarten?

Dubsky: Allerdings! Meine Mission verträgt keinen Aufschub! Diesem Herrn Baron muß schleunigst das Handwerk gelegt werden.

Hedwig: Laß Bruno wenigstens erst zu sich kommen! Geh so lange in die Bibliothek nebenan!

Dubsky (argwöhnisch): Es steckt doch keine Falle dahinter?

Hedwig: Also dann bleib' hier!

Dubsky: Schon gut! Es scheint mir auch besser, ich geh' vorläufig.

Hedwig: Ich werde Bruno sagen, daß du nebenan wartest.

Dubsky: Ich danke dir. (Rechts in die Bücherei ab.)

Hedwig (geht auf die Veranda hinaus, ruft mit halblauter Stimme nach rechts): Pst, Dorothee! Pst! Ihr könnt kommen, die Luft ist rein!

Dorothee (erscheint rechts an der Treppe): Ist Dubsky drinnen?

Hedwig: Ich habe ihn in die Bibliothek abgeschoben.

Dorothee (kommt die Treppe herauf): Ich kann den Menschen nicht mehr sehen! Mir wird übel, wenn ich bloß an ihn denke! (Sie tritt in den Saal.)

Hedwig: Wo ist denn Jürgen?

Dorothee: Mit Bruno! Sie machen noch das Boot fest. Wir haben ja gleich hier unten angelegt. (Sie horcht nach draußen, wo wieder aus weiter Ferne Musik und Gesang ertönen): Einen netten Spektakel scheinen die noch zu machen!

Hedwig: Der richtige Hexensabbath, ja! So eine Art von Götterdämmerung! Weltuntergangsstimmung! Die Insel der Seligen wird zu Grabe geläutet!

Wiegand und Jürgen (sind schnell durch den Garten gekommen, steigen die Verandatreppe herauf).

Hedwig (läuft ihnen entgegen, ruft Jürgen zu): Also, du großartiger Weltumsegler! Du Kolumbus, wie Medardus Neumann dich nannte!

Jürgen (ärgerlich): Dem werd' ich auch noch mal was erzählen! Wenn der mich nicht verraten hätte!

Dorothee: Dann könnten wir jetzt noch auf dem See herumkariolen! Ein reizender Gedanke!

Wiegand (geht nachdenklich auf und ab, bleibt vor Dorothee stehen): Siehst du, Weib, dein viel verlästerter Medardus Neumann!

Dorothee: Ja, dafür könnt' ich ihm einen Kuß geben! Das heißt, wenn er sich ordentlich abgeseift hat!

Hedwig (vor Jürgen): Also, jetzt laß dich mal betrachten, du Abenteurer!

Jürgen (läßt sich zögernd hereinziehen): Ihr guckt mich alle so an! Wie so 'n gefangener Seeräuber kommt man sich vor! Oder wie ein Feuerfresser auf dem Jahrmarkt!

Dorothee: Fehlt bloß noch der Ring durch die Nase! Den kriegst du nächstens angelegt!

Hedwig (ihn weiter hereinziehend): So komm doch näher!

Jürgen (bedenklich): Ich weiß nicht .... Vater macht so ein Gesicht .... Er hat auch noch kein Wort mit mir gesprochen ....

Hedwig: Junge, du wirst doch nicht Angst haben!

Jürgen: Also gut! Da bin ich! (Er kommt entschlossen in die Mitte des Saales.)

Wiegand: Jeder muß für seine Taten einstehen!

Dorothee (stellt sich vor Jürgen): Aber nicht um drei Uhr früh! Der Junge ist fünf Stunden auf dem See gewesen und hat Hunger!

Jürgen: Und Durst auch!

Dorothee: Trink Wasser! Hättest du heut abend nicht so lang am Faß gelegen, wärest du gar nicht auf solche Tollheiten gekommen!

Wiegand (tritt vor Jürgen hin): Jürgen, weshalb hast du uns das angetan?

Jürgen (stockend): Weil ich's nicht mehr hier ausgehalten hab'! Weil's mich mit Gewalt gerissen hat!

Wiegand (forschend): Ist das der ganze Grund? Prüf dich mal selbst?

Jürgen: Hast du nicht neulich auch gesagt, so ins Unbekannte segeln, das ist fein? Na ja, da hab' ich's probiert!

Dorothee (droht Wiegand mit dem Finger): Hörst du's, Mann?

Wiegand (weiter forschend): Und das ist der ganze Grund?

Dorothee (schnell einfallend): Ich weiß besser, was der Grund ist!

Jürgen (heftig): Ich sprech' doch jetzt mit dem Vater!

Dorothee (geärgert): Meinetwegen! Sperrt euch in die Gummizelle ein, wenn ihr solche Geheimnisse habt! Nächstens bitt' ich dich um einen Erlaubnisschein, ob ich dieselbe Luft mit euch atmen darf.

Wiegand (zu Jürgen): Also romantischer Dusel! Planlose Phantasterei! Und deshalb läufst du fort und machst deinen Eltern Sorge und Ärger! Als ob man nicht schon genug auf seinem Kopf hätte! (Er wendet sich ab.)

Jürgen (unwillkürlich): Eben darum!

Wiegand (dreht sich interessiert um): Was soll das heißen?

Jürgen (verschlossen): Ach nichts!

Dorothee: Na, so sag's doch, dummer Junge! Mach dich doch nicht schlechter, als du bist.

Jürgen (herauswürgend): Ich hab's nicht mehr mit ansehen können, wie du dich hier aufregst und doch nichts davon hast! Die Mutter hat auch geschimpft, daß das kein Ende nimmt!

Wiegand (droht Dorothee mit dem Finger): Hörst du, Weib?

Jürgen: Da hab ich mir gedacht ....

Wiegand: Na?

Jürgen: Aber du mußt mich nicht auslachen!

Wiegand: Nein! Nein! Nur heraus mit der Sprache!

Jürgen: Ihr sprecht hier doch immer so viel von der Macht des Beispiels. Da hab' ich mir gedacht, ich will dir auch mal ein Beispiel geben .... (Er stockt, sieht unruhig vom einen zum andern.)

Wiegand (wiederholt sehr nachdenklich): Du hast dir gedacht, du willst mir ein Beispiel geben .... Also doch! (Er macht ein paar Schritte.)

Dorothee (triumphierend): Hörst du's, Mann?

Hedwig (losplatzend): Gottvoll bist du, Junge!

Wiegand (immer in seinen Gedanken): Also wirklich und wahrhaftig mir ein Beispiel geben?

Jürgen: Ja, weil du dann vielleicht leichter von hier fortkommst! Jetzt ist es ja zu Wasser geworden! Der verdammte Medardus Neumann! Ich glaub' sicher, ich hätte dich hinausgebracht!

Wiegand: Junge! Junge! Auf was für einem Mistbeet mag der Gedanke wohl gewachsen sein!

Jürgen (mutiger): Na, das beste wär's doch für uns alle, Vater! Frage nur Mutter!

Wiegand (lachend): Ja, ja, was das wohl für ein Mistbeet sein mag!

Dorothee: I, wer will all' die Beete mitten in der Nacht so unterscheiden! (Zu Jürgen): Vorwärts, marsch ins Bett mit dir! Volksreden kannst du morgen halten! (Sie schiebt ihn zur Türe links.)

Jürgen (schon an der Tür): Das ist noch gnädig abgegangen!

Dorothee: Laß dir von Bärbeli was geben! Ich komm' gleich nach! (Sie schiebt ihn hinaus, schließt die Tür hinter ihm, wendet sich mit komischer Gebärde zu Wiegand): O Sohn seines Vaters!

Wiegand (ist nachdenklich auf- und abgegangen, sieht lächelnd auf): Ich denke, man kann die Beete mitten in der Nacht nicht so unterscheiden?

Dorothee (tragikomisch): Das Beet kenn' ich ganz genau! Wie hieß es doch, was der Junge an den Kopf bekam? Romantischer Dusel! Phantasterei! Ich hab' im stillen wirklich lachen müssen! Was haben denn Herr Bruno Wiegand eigentlich Ihr ganzes Leben lang betrieben? (Sie tritt dicht an ihn heran, tippt ihm auf die Stirn): O Phantast! O Don Quischote!

Wiegand (hat im inneren Ringen dagestanden, ohne viel auf Dorothee zu hören, wiederholt wie mit zunehmender Befreiung): Ein Beispiel hat er mir geben wollen! .... Also hab' ich's doch richtig ausgelegt!

Dorothee: Ja, Kinder und Narren sprechen die Wahrheit! Daran denk! Die Närrin nehm' ich schlimmstenfalls auf mich.

Wiegand (macht langsam ein paar Schritte, bleibt dann vor Dorothee und Hedwig stehen, sehr ernst und nachdrücklich): Keiner von uns allen hat es noch gewagt! Der vierzehnjährige Junge hat den Anfang machen müssen!

Jürgen (streckt seinen Kopf durch die Tür links): Mutter, ich habe einen Mordshunger, und Bärbeli und Afra sind beide zum Tanzen ausgeflitzt! (Er zieht sich zurück.)

Dorothee: Na warte! Die flitzen mir nicht mehr lange! (Sie läuft zur Tür links.)

Wiegand (wachsend mit voller Erleuchtung): Die Jugend kehrt sich von der Insel der Seligen ab! Die Jugend sucht den Weg zur Tat zurück! Sollte das der Sinn sein?

Dorothee (schon in der Tür): Also dann geh hin und mach's der Jugend nach! (Schnell ab.)

Wiegand (in starker Bewegung): Und wenn er 's nun wirklich wäre, der neue Weg? Der langgesuchte? Wenn der Junge in seherischer Blindheit ihn vorangegangen wäre? Wenn das Schicksal mir durch den Unmündigen hätte zurufen wollen: dort, dort, dort liegt deine Zukunft! Dort winkt das Land, wo deine Kinder Hütten bauen sollen! (Er geht mit großen Schritten auf und ab).

Hedwig (im Begriff, Dorothee zu folgen, bleibt an einem Sessel vorn links stehen): Weißt du, daß ich dir sehr böse gewesen bin, Bruno?

Wiegand (erstaunt): Du mir? Wieso?

Hedwig (mit gesenktem Kopf): Weil du den .... neuen Weg einschlagen willst! Es erschien mir wie ein Treubruch!

Wiegand: Ich kenne nur den Treubruch gegen mich selbst, und den würde ich nie begehen!

Hedwig (immer mit gesenktem Kopf): Also andern braucht man die Treue nicht zu halten?

Wiegand: Die Treue, die andere von uns verlangen, ist gewöhnlich nur der Widerschein ihrer eigenen Wünsche und Ideen. Man macht sich ein Idol und wundert sich dann, wenn es an der Wirklichkeit zu Scherben geht!

Hedwig: Man macht sich ein Idol .... (Sie seufzt tief auf.) Ja, ja!

Wiegand: Entschieden ist übrigens noch nichts!

Hedwig: Es ist entschieden! Ich kenne dich besser als du dich selbst! (Leise): Trotz des zertrümmerten Idols!

Wiegand: Und du zürnst mir nicht mehr?

Hedwig: Nein! Ich habe einen guten Lehrer gefunden! Der hat mir die Augen geöffnet! Er stottert zwar ein bißchen ....

Wiegand: Ah, ich weiß!

Hedwig: Ja, seine Zunge ist schwer! Aber sein Geist ist leicht und frei!

Wiegand (reicht ihr die Hand): Ich freue mich, daß du den Lehrer gefunden hast, den du brauchst, Hedwig.

Hedwig (in seine Hand einschlagend): Und ich danke dir, Bruno, für den Traum, den du mich hast träumen lassen!

Wiegand (sieht sie verwundert an): Den Traum?

Hedwig: Ja, er ist zu Ende, aber ich hab' ihn doch geträumt .... Und das ist die Hauptsache, sagt mein Lehrer. (Sie geht zur Tür links.)

Marenholdt und Kasper (sind von rechts her aus dem Garten die Treppe heraufgekommen und über die Veranda in den Saal eingetreten).

Wiegand (geht freudig auf sie zu): Also, liebe Freunde! Wir haben uns vorher nur von ferne, sozusagen auf Seeweite zurufen und verständigen können.

Marenholdt (lächelnd): Das geht doch meistens im Leben so! Die Verständigung auf Sehweite oder Rufweite! Näher kommt man sich wohl selten!

Wiegand (herzlich): Nein, jetzt ganz nahe! (Er reicht beiden die Hände.) Dank, Dank, ihr Lieben! Ihr habt mir einen Dienst erwiesen ....!

Marenholdt: Was willst du? Es war die schönste Mondscheinfahrt meines Lebens! Wie wir das Wild so im Mondlicht angingen und

langsam einkreisten .... Ganz nach guter Weidmannsart! Da wurde das alte Jägerblut wieder wach!

Kasper: Hätte es wenigstens einen ordentlichen Sturm abgesetzt! So muß man sich ja um jedes Wort des Danks schämen!

Hedwig (die noch an der Tür links steht, wendet sich zu Wiegand): Ich wollte dir noch sagen, Dubskys offener Brief an dich ist vorgelesen worden ....

Wiegand (erregt einen Schritt zurücktretend): Ist vorgelesen worden? Ist wirklich und wahrhaftig vorgelesen worden, während ich auf dem See war und nach meinem Jungen suchte? ... Also angeklagt, verurteilt, ohne überhaupt gehört zu werden? All mein Bitten und Beschwören in den Wind geschlagen? Wieder einmal das papierne Wort über die lebendige Tat gesetzt? ... Dazu bin ich mit ihnen in die Einsamkeit gezogen? Dazu hab' ich meine stärksten Jahre, meine reifste Kraft geopfert?! Immer und immer wieder Gehirne? Gehirne? Nichts als Gehirne?! Von Menschentum noch immer keine Spur! (Er wendet sich zu Marenholdt): Du hast recht gehabt, du großer Lebenskenner! Die Natur selbst ist ohnmächtig gegen dies Geschlecht von Schreiberseelen! Was will da ich? Ich armseliges Kind des Todes?! (Er macht ein paar Schritte, bleibt vor Hedwig stehen): Die Natur selbst ist ohnmächtig, Hedwig! Darum hat sie ihren Fluch auf uns alle geworfen! Darum hat sie uns mit Unfruchtbarkeit geschlagen! (Er preßt erschüttert den Kopf in die Hände.)

Hedwig (legt ihm die Hand auf die Schulter): Fassung, Bruno! Fassung! Dubsky wartet nebenan in der Bibliothek!

Wiegand (auffahrend): Dubsky wartet nebenan? Worauf wartet Dubsky denn? Was hab' ich noch mit den Dubskys zu schaffen?!

Hedwig: Er will mit dir im Auftrage der Gemeinde verhandeln.

Wiegand: Und dazu haben sie sich Dubsky ausgesucht? Immer wieder Dubsky? (Er richtet sich nach einem Augenblick auf): Selbst Dubsky ist ein Mensch! Sei 's drum! (Er spricht leise mit Kasper.)

Marenholdt (zu Hedwig): Wollen Sie mich vielleicht mitnehmen, Fräulein Hedwig? Mir scheint, hier sind wir jetzt durchaus überflüssig.

Hedwig (schon an der Tür links, wendet sich zu Marenholdt): Ihnen hab' ich auch noch was abzubitten, Herr Ministermacher! (Sie geht hinaus.)

Kasper (hat leise mit Wiegand gesprochen, ruft jetzt laut): Ja, das bringt die Lösung! So oder so! (Er geht eilends die Treppe hinunter, nach links hinten ab.)

Wiegand (ruft ihm nach): Sie sollen alle kommen! (Zu Marenholdt): Ich will einen allerletzten Versuch machen! Es soll die Probe auf 's Exempel sein!

Marenholdt: Ich könnte dir das Resultat voraussagen.

Wiegand: Laß es mich auf meine Art finden, alter Freund!

Marenholdt (ebenfalls links ab).

Wiegand (nähert sich der Tür der Bibliothek, in dem Augenblick wird die Portiere zurückgeschlagen).

Dubsky (streckt seinen Kopf hervor): Du bist allein?

Wiegand: Ah, guten Abend, Dubsky!

Dubsky (löst sich von der Portiere los, kommt näher): Du hast mich warten lassen ....

Wiegand: Entschuldige! Ich erfuhr in dem Moment, daß du hier bist. (Er deutet auf einen Sessel vorn links.) Willst du nicht Platz nehmen?

Dubsky: Ich danke dir! (Er setzt sich, sieht auf seine Finger, fährt dann fort.) Ich bemerke zunächst, daß ich kraft Vollmacht unserer Genossenschaft hier sitze. (Er verbeugt sich formell.)

Wiegand: Also ganz offiziell?

Dubsky (verbeugt sich wieder): Durchaus offiziell!

Wiegand (eindringlich): Und nur offiziell? Nichts weiter, Dubsky?

Dubsky (achselzuckend): Du hast jetzt Gelegenheit zu der versprochenen Abrechnung mit mir!

Wiegand: Abrechnungen brauchen ja nicht die Auflösung der Verbindung zu bedeuten.

Dubsky: Warum hast du dann nicht längst eine Aussprache mit mir gesucht?

Wiegand: Wir hatten ja erst heute nachmittag eine. Du wolltest sogar eine große Kundgebung für mich veranstalten.

Dubsky (feixend): Hat die Kundgebung nicht stattgefunden?

Wiegand (sich beherrschend.) Aber wohl nicht ganz so, wie es ursprünglich gedacht war?

Dubsky: Die Umstände hatten sich eben geändert.

Wiegand (sieht ihn an, nimmt von jetzt ab den Ton ironischer): Man hört ja Wunderdinge über die kolossale Wirkung, die dein offener Brief an mich bei unserer Gesellschaft gehabt hat.

Dubsky (geschmeichelt): So? Hört man das? Ja, er scheint einigen Effekt gemacht zu haben.

Wiegand: Dann willst du den Artikel wohl auch drucken lassen? Du meintest zwar heute nachmittag, du würdest so etwas nie gegen mich unternehmen?

Dubsky: Auch darin haben sich die Umstände leider geändert. Wenn wir uns nicht auf dem Fleck hier einigen sollten, so geht der Artikel morgen früh an die Druckerei ab. Der Pfeil ist dann nicht mehr aufzuhalten. Die Folgen wirst du dir selber zuzuschreiben haben!

Wiegand (mit leiser ironischer Färbung): Ja, ich habe inzwischen viel darüber nachgedacht und muß gestehen, ich habe die Sache wohl zu leicht genommen, ich habe die Konsequenzen nicht genügend übersehen.

Dubsky (mit starkem Pathos): Du bist ein ruinierter Mann, Bruno, wenn die Geschichte ruchbar wird! Kein Hund nimmt mehr einen Bissen Brot von dir an!

Wiegand (unwillkürlich lächelnd): Bewahr' mich Gott, das ist ja fürchterlich!

Dubsky (im Eifer): Bestenfalls wirst du nur Minister, um auf Grund des gegen dich vorliegenden Materials sofort wieder gestürzt zu werden! Wenn du den Fall in meiner Beleuchtung und Darstellung gehört hättest, würdest du nicht einen Moment daran zweifeln! Ich bin gern bereit, dir den Artikel vorzulesen, damit du dich selber überzeugen kannst! (Er zieht eine Rolle aus der Tasche.)

Wiegand: Danke! Danke! Ich kenne ja die Schärfe deines Witzes!

Dubsky: Du wirst dich also zu entschließen haben. Meine Leute warten.

Wiegand: Man kann sie ja herkommen lassen.

Dubsky (schnell einfallend): Bitte, ich bin ihr Bevollmächtigter! Du hast nur mit mir zu verhandeln!

Wiegand: Was stellst du denn also für Bedingungen, damit der Artikel nicht erscheint?

Dubsky: Ich würde statt Bedingungen Voraussetzungen sagen. Es würde sich nur darum handeln, eins durch das andere zu kompensieren.

Wiegand (mit starker Ironie): Und wie kompensieren wir?

Dubsky (sieht ihn an): Bist du auch mit dem nötigen Ernst bei der Sache, mein lieber Bruno?

Wiegand (sich beherrschend): Aber, lieber Dubsky, wo es sich um die ganze Zukunft handelt.

Dubsky: Du entläßt also zuerst und vor allem diesen Baron von Marenholdt!

Wiegand: Ja, das ist leicht gesagt! Er ist ein alter Freund! Meinst du denn, daß er überhaupt gehen wird?

Dubsky: Ich dächte, du bist doch Herr in deinem Hause?

Wiegand (wieder unwillkürlich lächelnd): So? Bin ich das wirklich?

Dubsky (heftig): Wenn du Scherz mit mir treiben willst . . . (Er steht auf.)

Wiegand (legt die Hand auf seinen Arm): Nein, nein, bleib! Es war ja nur ein dummer Witz!

Dubsky: Lieber Bruno, wer so in der Falle sitzt, wie du . . .

Wiegand: Durch deinen Artikel! Ja!

Dubsky: Mein Artikel wäre machtlos, wenn du dir mit deiner versteckten und unwahren Handlungsweise nicht selbst die Grube gegraben hättest!

Wiegand: Gut! Was verlangst du also weiter?

Dubsky: Ich verlange zunächst ein angemessenes Benehmen mir gegenüber!

Wiegand: Und weiter?

Dubsky (hat sich wieder gesetzt und fletscht die Zähne): Vergiß nicht, mein lieber Bruno, daß ich bei der Sache in keinem Fall etwas zu verlieren habe!

Wiegand: Du gewiß nicht! Aber vielleicht deine Auftraggeber?

Dubsky: Die Interessen meiner Auftraggeber sind mir heilig! Deshalb verlange ich von dir, daß du diesem sogenannten Baron sofort den Laufpaß gibst und überhaupt deinen skurrilen Karriereplänen gründlich abschwörst!

Wiegand: Die würden sich ja von selbst erledigen, wenn ich Marenholdt wegschicke!

Dubsky (förmlich): Du wirst ferner unter irgend einem Vorwande, sagen wir Ueberarbeitung, Ruhebedürfnis, Nervenzerrüttung, den Vorsitz der Genossenschaft niederlegen . . . .

Wiegand: Ich denke, es gibt in unserer Vereinigung keinen regulären Vorsitzenden?

Dubsky: Das sind Worte! De facto bist du's doch! Dein Nachfolger müßte natürlich von der Gesellschaft ausdrücklich gewählt werden . . . .

Wiegand: Auf wen die Wahl zu fallen hätte . . . .

Dubsky (korrekt): Darüber bin ich nicht informiert! Jedenfalls hätte niemand das Recht, sich einem solchen Ehrenposten zu entziehen.

Wiegand: Es wäre ja auch keine Sinekure! Ich nehme an, daß du eine Neuordnung der Verhältnisse . . . .

Dubsky: Die wäre allerdings unvermeidlich. (Man hört von draußen Lärm und Stimmengewirr sich nähern.)

Wiegand (erhebt sich): Ja, wir brauchen eine radikale Kur!

Dubsky (erhebt sich ebenfalls): Was darf ich also meinen Auftraggebern mitteilen?

Wiegand: Sind denn das alles Forderungen deiner Auftraggeber?

Dubsky: Punkt für Punkt! Was ich verlange, verlange ich im Namen meiner Leute .... (Er horcht wieder nach draußen, wo inzwischen der Lärm angeschwollen ist.) Was ist denn das für ein Geschrei da draußen?

Wiegand (lächelnd): Das sind deine Auftraggeber, mein lieber Dubsky! Ich habe sie ein bißchen herrufen lassen!

(Von links hinten her strömt jetzt lärmend, schreiend, singend, die Menge in den Garten, der sich schnell füllt. Der Vortrab hat bereits die Verandatreppe erreicht.)

Dubsky (hat den Kopf zwischen die Schultern gezogen, steht mit vorgestreckten Fäusten wie in Abwehrstellung da): Was sind das für Späße?

Wiegand (tritt hart an ihn heran, mit verändertem, schwerem Ton): Dubsky! Zum letzten Mal hab' ich bei deiner unsterblichen Seele anklopfen wollen! Es war umsonst! Du trägst ein Tintenfaß in der Brust! (Er wirft den Sessel, neben dem er spricht, um, springt mit einem Satz auf das nahe Katheder, ruft dröhnend): Herein! Herein! Wer hören will, herein! (Er winkt der im Garten und auf der Veranda flutenden Menge, die sofort in den Saal drängt.)

Stimmen (in der Menge): Wiegand will sprechen! Hört! Hört! Ruhe! Ruhe!

Kasper (in der Menge): Kommt alle in den Saal!

Viele Stimmen: In den Saal! In den Saal!

Dubsky (einige Schritte vorwärts gegen die Menge, doch so, daß er durch den langen Tisch vor ihr gedeckt ist): Was habt ihr hier zu suchen! Ich habe mit Wiegand zu verhandeln! Keiner sonst! In Satans Namen, schert euch!

Stimmen (aus dem vordern Teil der Menge): Wir wollen Wiegand selbst hören!

Kasper: Ja, man hat euch angelogen! Ihr sollt die Wahrheit hören!

Viele Stimmen: Die Wahrheit! Wir wollen die Wahrheit!

Dräger (hat sich aus der Menge heraus um den Tisch herum zu Dubsky geschlichen, halblaut und eilig): Nimm dich in acht, die Stimmung hat sich gedreht! Sie fürchten, Wiegand läßt die Insel auffliegen und setzt sie alle an die Luft! Kasper hat ihnen das eingetrichtert! Wenn du nicht klug bist, können wir dich nicht halten! (Er zieht sich eilends um den Tisch herum in die Menge zurück.)

Dubsky (fauchend gegen die Menge): Schweinepack! Ihr verdient euren Schweinetreiber!

Wilde Rufe: Was hat er gesagt? Pack? Pack? Oho!

Viele Stimmen: Wiegand soll reden! Wiegand soll reden!

Dorothee und Marenholdt (sind von links her in den Saal geeilt).

Dorothee (zu Wiegand): Was gibt's denn hier wieder für eine Volksbelustigung? Wollen sie uns das Haus über 'm Kopf anzünden? Immer zu! Dann sind wir den Krempel los!

Wiegand (zu Dorothee): Keine Sorge, Weib! Jetzt wird fürs ganze Leben abgerechnet! (Er ruft in die Menge): Freunde und Genossen! Euer Vertreter Dubsky hat mich in eurem Namen zwingen wollen, meinen alten Freund und Gast Marenholdt vor die Tür zu setzen! Euer Vertreter

Dubsky hat mich ebenfalls in eurem Namen zwingen wollen, die Leitung dieser Insel der Seligen niederzulegen und einem andern, jedenfalls ihm selbst, den Vorsitz und eine Neuordnung der Dinge zu übertragen! Euer Wunsch sei erfüllt, Genossen! Ich trete von der Leitung zurück und erkläre damit die Insel der Seligen für aufgehoben. (Einen Augenblick herrscht tiefe Stille, dann ruft)

Dräger (in der Menge): Das darf er nicht! Wir haben das gleiche Recht wie er hier! Das dulden wir nicht!

Wiegand: Das darf ich wohl, mein lieber Dräger, und das werde ich dir beweisen!

Dubsky (der geduckt auf seinen Augenblick gewartet hat): Der Geldsackstandpunkt! Glaubt ihr's jetzt? Der Geldsackstandpunkt!

Wiegand: Jawohl, der Geldsackstandpunkt! Wißt ihr denn nicht, ich habe mir die Taschen von eurer Arbeit vollgestopft! Die Insel der Seligen ist nur ein Ausbeutungsobjekt für mich gewesen! Jetzt zieh' ich mich als gemachter Mann vom Geschäft zurück! Das ist nun mal der Lauf der Welt! Wundert euch das vielleicht?

(Erregtes Murmeln und Köpfezusammenstecken in der Menge.)

Marquardt (einen Schritt vortretend, zu Wiegand): Ist das wahr, daß der Genosse Dubsky das alles in unserem Namen von dir verlangt hat? In unserm Namen! Da drauf kommt es an!

Wiegand: In eurem Namen! Kraft Vollmacht der Genossenschaft!

Dubsky (kreischend): Er lügt! Er lügt!

Marquardt (zu Wiegand): Ich hab' dich auf Ehre und Gewissen gefragt!

Wiegand: Und ich hab' dir ebenso geantwortet!

Dubsky (wie vorher): Gelogen! Gelogen! Gelogen!

Wiegand (zur Menge): Wem glaubt ihr, mir oder ihm?

Viele Stimmen: Dir! Dir! Dubsky ab! Nieder mit Dubsky!

Marquardt: Dann sag' ich, daß der Genosse Dubsky seine Vollmacht überschritten hat!

Rehbein (ebenfalls vortretend): Das . . . wollt' ich auch sagen!

Marquardt (fortfahrend): Und daß der Genosse Dubsky uns alle zusammen angelogen hat! Und wenn ich auch in keinem Punkt mehr mit Wiegand zusammenstimmen tu', und wenn's auch vielleicht am besten so ist, daß die Insel der Seligen zum Deubel geht, ganz egal! Der Genosse Dubsky hat wie ein ganz ordinärer . . . Mitteleuropäer an uns gehandelt! Das wollt' ich bloß gesagt haben!

Brausende Rufe: Bravo Marquardt! Bravo! Bravo! (Wütendes Händeklatschen. Fäuste werden gegen Dubsky ausgestreckt.)

Dräger (ruft Dubsky über den Tisch zu): Mach, daß du fortkommst! Mach, daß du fortkommst!

Dubsky (springt auf den zunächst stehenden Stuhl, ruft in die Menge, indem er auf Dräger zeigt): Der Schwachkopf da bildet sich ein, er kann sich ein Alibi schaffen, wenn er mich hier rausgrault! Das soll ihm versalzen sein! (Er ruft Wiegand zu): Der da hat die Geschichte angezettelt! Der hat die Fäden in der Hand gehalten! Den nimm bei den Ohren! Ich bin sein Opfer so gut wie du!

Dräger (außer sich, auf Dubsky zu): Ah, du! Kommst du so! (Er wendet

sich gegen die Menge.) Gesindel hat er euch genannt! Dummköpfe hat er euch genannt!

Wilde Rufe: Alle beide rauswerfen!

Dubsky (von seinem Stuhl herunterschreiend): Und Dummköpfe nenn' ich euch noch jetzt! Dummköpfe nenn' ich euch in Ewigkeit! Habt ihr euch etwa eingebildet, euretwegen sei ich auf die Welt gekommen? Euretwegen hätt' ich mich in die Unkosten meines Daseins gestürzt? Euretwegen hätt' ich die Abrechnung mit dem Gesinnungsprotzen da auf dem Präsidentensitz vorgenommen? Herdenvieh, das ihr seid! Zwischen mir und dem da geht der Kampf, so lange die Welt steht! So wie jetzt haben wir uns schon vor Jahrtausenden gegenüber gestanden! So wie jetzt werden wir uns nach Jahrtausenden gegenüber stehen! Ihr aber, ihr seid weiter nichts als die kleinen lächerlichen Statisten bei dem Schauspiel! Dem Flausenmacher da oben lauft ihr nach und einen Mann wie mich, der in Zeitaltern nicht seinesgleichen haben wird, schmeißt ihr zum Tempel raus! Ihr könnt mir alle den Buckel herunterrutschen! (Er spuckt aus, springt vom Stuhl herunter, läuft geduckt zur Bibliothektür rechts.)

(Es herrscht einen Augenblick Schweigen. Dann bricht ein tosender Lärm aus.)

Die Menge (stürzt wütend auf Dubsky zu).

Wilde Stimmen: Haut ihn! Haut ihn!

Dubsky (streckt die Zunge lang gegen die Menge heraus, verschwindet dann rechts in dem Bibliothekzimmer. Beim Anblick der Zunge ist ein allgemeines Gelächter losgebrochen.)

Wiegand (nach einem Augenblick, da sich das Lachen gelegt hat): Da reißt er aus, der Säkulargeist mit dem Tintenfaß in der Brust und der Rechenmaschine im Kopf! Drapiert sich mit den armseligen Flicken seines Uebermenschentums und reißt aus! .... Inselgenossen! Mitbrüder! Wir sind alle mitsammen Kinder des Staubes und brauchen Liebe und Verzeihung notwendiger als Rache und Gericht! So nehmt denn diese Insel mit allem was drauf und dran ist, für eure Gemeinschaft hin! Es soll nicht heißen, daß ich mit gefüllten Taschen von euch gegangen sei! Es soll auch nicht heißen, daß der Mann, der die Insel der Seligen in's Leben gerufen hat, ihr Totengräber gewesen sei! Liebt euch! Haßt euch! Tut wie ihr wollt! Euer Schicksal liegt bei euch selbst! .... Mir aber gebt Urlaub für diese Lebensfrist! (Er geht zu Marenholdt, reicht ihm die Hand.) Hier hast du mich! Ich bin bereit!

Marenholdt (lächelnd): Schlimmstenfalls führen ja ebensoviele Wege aus Tecklenburg hinaus wie hinein. Aber eins bedenk: Nach den seligen Inseln gibt es kein Zurück für dich! Der Verräter bist du und bleibst du! Ich höre schon den Zeitungswald widerhallen, wie man Minister in Tecklenburg wird!

Wiegand: Sei's drum! Im Innersten bleib' ich was ich war!

Dorothee: Der unverbesserliche Weltverbesserer!

Wiegand (deutet hinaus): Da! Seht! Die Insel der Seligen glänzt im Frühlicht! Wer einen Schein davon mitnehmen könnte!

Marenholdt: O, in Tecklenburg wirst du früh genug aufzustehen haben.

Dorothee: Nimm lieber deine komische Alte mit! Oder willst du mich als Pfand hierlassen?

Wiegand: Komm her! Wir sind beide keine Engel! (Er will sie an sich ziehen.)

Dorothee (mit Sträuben): Pfui! Schäm dich! Zwei so alte Leute! (Sie hält ihm den Mund hin): Da!

Medardus Neumann (drängt sich durch die Menge, tritt mit feierlich erhobenen Händen vor Wiegand): Was klingt von Mund zu Munde, großmächtiger Staatsbegründer? Du willst den Schnabel deines Schiffes seewärts lenken und das Werk deines Lebens in fremde Hände legen?

Wiegand: Soll ich's in deine Hände legen, du König der Zigeuner?

Medardus Neumann: Das sprach ein Gott aus dir, sturmverschlagener Erdenpilger! (Er richtet sich in großer Denkmalspose auf): Medardus der Erste besteigt den Thron der Medizäer und als erste Spende seiner Herrschergnade führt er auf dieser meerumschlungenen Atlantis den ewigen Sonntag ein!

Brausender Jubel (in der Menge): Hoch Medardus der Erste! .... Der ewige Sonntag hoch!

Vorhang.

Die Mutter.

(Nach einer buddhistischen Parabel.)

Von Ilse von Stach in Wilhelmshagen.

Wo einsam im indischen Walde
die Hütte des Weisen steht,
da wo durch Schlinggewächse
der graue Morgen weht,

Wo unter Salabäumen
der Weise sitzt und sinnt,
da steht vor ihm eine Mutter
und wiegt ihr totes Kind.

„O Herr, du hast alle Weisheit,
und Gnade und Güte vollauf,
sieh hier mein Kind ist gestorben.
Wecke mein Kind mir auf.“

Der Weise hat langen Blickes
dem Weib in das Herz gesehn,
und die Not ihrer Seele begriffen.
Und gütig hieß er sie gehn,

Und hieß sie Kräuter erbitten
in eines Freundes Haus:
aus dem man noch keinen Toten
getragen hinaus.

Und fröhlich schritt sie von dannen
und klopft an des nächsten Tür,
da gab man ihr Blumen und Kräuter,
und lächelnd dankt sie dafür,

Und spricht, zum Gehen gewendet:
„es ist doch nicht Tochter, noch Sohn
in dem Haus meines Freundes gestorben?“
— „Zwei Söhne verließen mich schon.“

Und sie geht. Und von Haus zu Hause
muß die junge Mutter gehn,
bis ihre angstvollen Augen
ganz in Tränen stehn.

Und zum zehnten, zum letzten Male
stürzt sie entsetzt hinaus,
und schreit in der Angst ihres Herzens:
„Wo gibt es, wo gibt es ein Haus,

In dem nicht Vater noch Mutter,
nicht Bruder, nicht Schwester, noch Freund,
in dem keiner, keiner gestorben!“
Und sie steht und weint.

Da spricht eine ferne Stimme:
„laß ab von deinem Kind,
dieweil der Toten so viele,
so wen'ge der Lebenden sind.“

Da ward ihre Seele voll Klarheit,
erschüttert neigte sie sich,
und gab das Kind der Erde
und weinte bitterlich.

Neue Urkunden zur Geschichte des Münchener Wagner-Theaters.

Aus dem Nachlaß Gottfried Sempers und Friedrich Pechts
mitgeteilt von Heinrich Steinbach in München.

Als Wagner 1864 nach München kam, fand er hier zu seiner Ueberraschung, wie Glasenapp erzählt, seinen alten Pariser Bekannten Friedrich Pecht, nach mehr als fünfzehn Jahren der Unterbrechung ihres Verkehrs, als ortsansässigen Münchener vor. Hier war es Pecht, wie dieser in seinen Memoiren berichtet, welcher, als das Festspielhausprojekt auf den Plan trat, Wagnern auf seinen alten Unglücksgefährten Gottfried Semper, mit welchem Pecht schon seit den Tagen seines ersten Dresdener Aufenthaltes während der Jahre 1836—37 bekannt war, als den hiezu geeignetsten deutschen Architekten aufmerksam machte oder ihn „empfahl", wie sich Pecht ausdrückt. Diese Empfehlung Pechts ist dem Biographen Wagners ein Dorn im Auge. Glasenapp bezweifelt sie nicht nur, sondern er will sie als Tatsache überhaupt nicht gelten lassen. Wenn Pecht in seinen Memoiren bei der Schilderung jener Zeit erzählt, daß er noch ein anderes Mal „sehr lebhaft an den Wagnerschen Angelegenheiten habe teilnehmen müssen," so wird dem Biographen Wagners nicht klar, worin diese lebhafte Teilnahme Pechts bestanden haben solle. „Es wäre denn, daß man seine gleich daran geknüpfte, doch gar zu harmlose Behauptung dafür nehmen sollte, er sei es eigentlich gewesen, welcher dem Meister für den Bau des projektierten großen Festtheaters ‚seinen alten Unglücksgenossen Gottfried Semper e m p f o h l e n habe'. Nein, der ausgezeichnete Züricher Freund, der die direkte Fühlung zu Wagner seit den Dresdener Tagen nicht verloren, brauchte ihm, als zu dieser Aufgabe Nächstbefähigter, nicht erst durch Fr. Pecht ‚empfohlen' zu werden." Die „lebhafte Teilnahme" Pechts wird sodann von dem Biographen einzig und allein in dem Umstande gefunden, daß er jenen Artikel im „Botschafter" geschrieben, den die „Münchener Neuesten Nachrichten" abdruckten und auf welchen hin in den Zeitungen jene erste Explosion erfolgte, welche Wagnern und seine Freunde mitsamt dem königlichen Bauprojekt schon damals in die Luft sprengen sollte. Dieser Aufsatz sei seines Wissens Pechts „einzige Heldentat" auf diesem Gebiete, wobei der Biograph Wagners gleichzeitig glaubt annehmen zu müssen, daß Pecht, als er seine Erinnerungen schrieb, seine Autorschaft dieses Aufsatzes in den wunderlichsten Wendungen zu verschleiern suche.

Nachdem wir nun durch die folgenden Briefe, indem die letztgenannte Annahme Glasenapps hier unerörtert bleiben soll, sehr gründlich belehrt werden, daß die damalige lebhafte Anteilnahme Pechts an den Wagnerschen Angelegenheiten

denn doch noch in etwas mehr bestand als Glasenapp vermutet, werden wir auch allen Grund haben, den Worten Pechts über seine Empfehlung vollkommenen Glauben zu schenken, ein Umstand, dessen hier nicht Erwähnung getan worden wäre, wenn Glasenapp dieses Umstandes nur nicht gar so sehr ironisch gedacht hätte. Wenden wir uns nun nach dieser aus Gründen der Gerechtigkeit notwendigen Vorausschickung der Angelegenheit selbst zu, so wird sie durch den von Manfred Semper [1]) auszugsweise mitgeteilten Brief Wagners an Semper vom 13. Dezember 1864 eröffnet. Es folgt der Besuch Sempers in München am 27. Dezember, seine Besprechungen mit Wagner und am 29. die Audienz Sempers beim König. Semper reist Anfang Januar wieder nach Zürich zurück und nun folgt der erste Brief Pechts an Semper, der zunächst für sich selbst sprechen möge:

München d. 10. Jan. 65.

Hochgeehrter Mann!

Nach gepflogener Berathung mit Freund Wagner haben mein Freund Dr. Julius Meyer und ich beschlossen, gleichzeitig in der Presse für das Königliche Bau-Project und Ihre Berufung zu demselben öffentlich vorzugehen. Es wird dieß von Meyer's Seite in den Grenzboten, von der meinigen in den Rezensionen geschehen, und zwar beyderseits in dem Sinne, den König möglichst zu ermuthigen, auf dem einmal so glücklich eingeschlagenen Wege fortzugehen und sich durch Intriguen und bornirten Widerspruch, wie sie sich bereits von allen Seiten fühlbar machen, nicht hemmen zu lassen, am allerwenigsten durch elenden Nativismus, wie er sich mit cynischer Offenheit gerade jetzt in der Allg. Ztg. breit macht.

Ist Ihre Skizze erst weiter vorgerückt, d. h. wird sie bald abgesendet, so möchte es sehr passend seyn, wenn Sie durch Lübke in der Allg. Ztg. dieselbe besprechen lassen, doch nicht ehe nicht wenigstens mein Artikel in den Rezensionen erschienen ist, damit er in den Stand gesetzt sey, das Thema so weiterzuspinnen, wie ich es nach genauester Kenntniß der hiesigen Verhältnisse anzuschlagen für gut finde. Es wird daher gut seyn, wenn Sie ihm dann das Vorstehende mittheilen wollten, seine feine und schonende Art paßt ganz für die Allg. Ztg., der man die Umkehr sehr erleichtern muß.

Für die Skizze selber wäre es meines Erachtens am zweckmäßigsten, wenn Sie den malerischen Gesichtspunkt durchaus vorwalten ließen, und die Darstellung der Façade so lockend, so reich und großartig hielten, wie nur möglich, besonders mit Sculptur und Malerey so verschwenderisch als möglich umgiengen. Das erweckt Hoffnungen bey einer Menge von einflußreichen Leuten, macht sie also auch dem Project überhaupt geneigter. Daß man die Mittel beschaffen könne, wenn man überhaupt will, das unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, besonders da Sie voraussichtlich nicht den Fehler begehen werden, der fast bey allen hiesigen Gebäuden begangen wurde, den der unsinnigsten Raumverschwendung, der es dann unmöglich machte, die Gebäude auch wirklich künstlerisch zu decoriren, sondern zu elendester Fabrikarbeit in dieser Richtung nöthigte, weil die

[1]) Bühne und Welt, Jahrgang 1903/4, Heft 21.

bloßen Mauermassen schon alle Mittel verschlangen. Weil unsere Architekten nicht wirklich große Formen zu bilden verstanden, so suchten sie die Größe darin, daß sie ihre Gebäude breiter und höher machten als irgend nöthig war, wo denn die Armuth der Erfindung freylich nur um so greller hervortritt.

Sie koloriren Ihre Skizze doch? Meines Erachtens wäre das unerläßlich, um zu bestechen. Uebrigens haben wir hier noch eine protestantische Kirche und ein Ständehaus höchst nothwendig; es wären also Aufgaben genug für Sie aufzutreiben, wenn nur erst die Sache im Gange ist. —

Entschuldigen Sie es mit meinem so lebhaften Interesse für die Sache, wenn ich mich unterfange, hier einem solchen Meister Rathschläge zur Berücksichtigung zu empfehlen, in Dingen, die eine unermeßliche Erfahrung ihn so unendlich besser verstehen läßt, ich habe hier blos die Entschuldigung, daß ich wenigstens das Terrain, auf dem operirt werden soll, ziemlich gut kenne. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines solchen Baues werden wir den Münchnern niemals beweisen können, so wenig als die der Walhalla, der Befreyungshalle oder Ruhmeshalle, mit denen sie sich längst versöhnt haben, es gilt also die Schönheit desselben darzuthun, und daß das Schöne sich selbst rechtfertigt, und nützlicher ist als eben alles im gemeinen Sinne wirklich nützliche. Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten, und so stumpf sind selbst die Münchner nicht, daß sie nicht lieber Rosen als Kohl in ihrem Garten sähen, nur darf man sie ja nicht vorher fragen.

Mit hoher Verehrung

Ihr

Fr. Pecht.

Also bereits jetzt, am 10. Januar, muß in dem ersten dieser Briefe Wagners Freund, und zwar auf Grund „genauester Kenntnis der hiesigen Verhältnisse“, Intriguen und bornierten Widerspruch konstatieren, also bereits jetzt macht sich dem Unterrichteten das geheime Wühlen und Hetzen gegen das Projekt bemerkbar, vierzehn Tage nach der Audienz Sempers beim König!

Was meint hiezu Karl Dürck?[1]) „Zu einer Opposition des Publikums konnte es schon aus dem einfachen Grunde nicht kommen, weil außer den erwähnten kurzen Nachrichten nichts darüber bekannt wurde.“

Elender Nativismus? dessen Pecht gedenkt ... O natürlich alles dies eine zu beklagende „Legende,“ die einer dem andern nachredet.

Nun man muß es uns schon gestatten, daß man auch an dieser Stelle sich von neuem auf den Boden dieser „beklagten Legende“ stellt, daß wir den Zeitgenossen, vor allem einem so kühlen und nüchternen Beobachter wie Pecht, mehr Glauben schenken als allen Deduktionen nach 40 Jahren. Ja dieser Zeitgenosse und Freund Wagners redet freilich, genau wie Bülow in jenem von Dürck so ironisch kritisierten Briefe vom 12. Februar, eine ganz andere Sprache über all diese Dinge, über diesen „elenden Nativismus, wie er sich gerade jetzt mit cynischer Offenheit in der Allg. Ztg. breit macht.“ Diese Konstatierung Pechts bezieht sich auf die damals beschlossene Errichtung des Denkmals für den im Jahre vorher verstorbenen König Max. Man hatte in München die Absicht, daß zu

[1]) Richard Wagner und die Münchener 1865. Verlag der Allg. Ztg., 1905.

Konkurrenzentwürfen für dieses Denkmal fünf der ersten deutschen Bildhauer in München, Dresden und Berlin eingeladen werden sollten, wogegen sich in der Allg. Ztg., namentlich gegen die Beteiligung Berlins, scharfer Widerspruch erhob mit dem generellen Hinweis auf die in München schon selbst vorhandenen künstlerischen Kräfte. Man lese hierüber das Nähere in den Nummern 6, 9, 17, 23 u. a. der Allg. Ztg. vom Jahre 1865.

Eine Opposition des allgemeinen hauptstädtischen Publikums bestand freilich nicht, noch viel weniger standen all die schönen Dinge, um deren Kern es sich eigentlich handelt, in den Zeitungen. Lachen muß man über eine Beweisführung, die sich auf dasjenige stützt, was in den Zeitungen steht, in Tageszeitungen, welche bekanntlich so vielfache Rücksichten zu nehmen gezwungen sind.

Und doch stand bald darauf auch in der Zeitung genügend von all den geheimen Dingen! Ist denn der Pechtsche Aufsatz im Wiener Botschafter lediglich ein Lobgesang auf Ludwig II und seine Berufungen? Ist denn nicht gerade dieser Aufsatz nichts anderes als ein einziger Beweis für jene Intriguen, die unter der Oberfläche bereits vorhanden sind? Ist denn er einesteils nichts anderes als ein flammender Protest gegen die geheimen Machinationen? Dieser Aufsatz wäre ja in dieser Gestalt gar nicht möglich, nicht notwendig gewesen, wenn hinter den Kulissen alles so prächtig, so harmlos, so wünschenswert für das Projekt ausgesehen hätte!

Der Pechtsche Aufsatz ist wohl überhaupt kein anderer als der, welchen der Verfasser nach seinem Briefe in den Wiener Rezensionen erscheinen lassen will. Brief und Aufsatz müssen in ihrer Niederschrift zeitlich unmittelbar zusammenfallen, da sich in beiden einige auf die Münchener sich beziehende Redewendungen fast in derselben Form wiederfinden. Im übrigen erfährt der schon von Glasenapp so vortrefflich charakterisierte für Intriguen nur allzu fruchtbare Nährboden der damaligen Residenz eine neue Beleuchtung durch den Fingerzeig Pechts auf die ins Auge zu fassende reiche Ausgestaltung durch Skulptur und Malerei: „Das erweckt Hoffnungen bei einer Menge von einflußreichen Leuten, macht sie also dem Projekt geneigter“. Wir stoßen hier also unmittelbar auf die gegen das Sempersche Projekt gährende Künstlereifersucht, deren Pecht mit besonderer Beziehung auf die Architekten zwei Jahre später gedenkt, als er in Lützows Zeitschrift für bildende Kunst aufs neue für das Sempersche Projekt eintrat. Semper jedoch läßt sich mit einer Beantwortung des Pechtschen Briefes Zeit. Der Februar kommt und mit ihm der erste wütende Ansturm gegen den Komponisten. Mitten in diese Kämpfe greift der folgende Brief Wagners an Pecht. Man vergleiche dazu die entsprechenden Artikel der Allg. Ztg. in ihren Nummern 40, 45, 46, 47, 50, 52, 53 und 56 vom Feoruar 1865.

Wagner schreibt:

München, 15. Febr. 1865.

Lieber Freund!

Ueber die Aufnahme meiner Widerlegung in der Allg. Z. habe ich in diesem Augenblick noch keinen Bericht.

Dagegen erfreute mich heute früh um 8 Uhr ein Brief des Königs, der mich über alle Maaßen gerührt und beglückt hat. Glaub' mir, es ist hier alles so groß und tief, daß ich mir beschämt als kleinlich erscheine, wenn ich an die Widerlegung des niedrigsten Klatsches nur denke. Es wird sich ja wohl in größter Bälde zeigen, wie alles steht.

Da der König auf das dringendste seine Aufträge an Semper wiederholt, muß ich diesem heute schreiben. Wegen der Nachweise, welche

S. wünscht, will ich ihn an deine freundschaftliche Intervention und Mithülfe verweisen.

Besten Gruß von Deinem

Rich. Wagner.

Dieser Brief Wagners korrespondiert mit dem des Königs an ihn vom 14. Februar, welchen Glasenapp mitteilt, ferner mit demjenigen Wagners vom 15. Februar an Semper, den Manfred Semper a. a. O. notiert, und berührt in seinem ersten Absatz die von Wagner an die Allg. Ztg. eingeschickte, in der Beilage ihrer Nr. 46 abgedruckte Reklamation, betreffend die von den Zeitungen gebrachte Mitteilung über die angebliche Ungnade des Königs. Gleich darauf am 19. Februar erscheint in der Allg. Ztg. der große Artikel „Richard Wagner und die öffentliche Meinung". In diesem wird auch Friedrich Pecht mit in die Angelegenheit verwickelt und zwar einerseits wegen seines schon berührten Aufsatzes aus dem Botschafter, andererseits aber wegen des Porträts, das er von Wagnern gemalt und dieser dem König als Geschenk übersendet. Sofort entstand damals in der Stadt das Gerücht, Pecht habe bei der Kabinettskasse eine Rechnung im Betrage von 1000 Gulden eingereicht. Pecht protestierte schon damals in den Zeitungen gegen diese Verleumdung und versicherte später nochmals in seinen Memoiren, daß jenes Gerücht völlig aus der Luft gegriffen worden sei, daß er nie ein anderes als das mit Wagnern ausgemachte Honorar erhalten habe. Der folgende Brief Wagners gibt den urkundlichen Beweis sowohl für die Wahrheit der Versicherung Pechts, als für die Erfüllung jener Verpflichtung durch Wagner, in seiner Herzlichkeit übrigens ein den letzteren sehr ehrendes Zeugnis. Wagner schreibt:

Lieber Freund!

Verzeih' die Verzögerung in der Bezahlung meiner Schuld an Dich! Sei so gut und laß' Dir den beiliegenden Wechsel mit fl. 500 auszahlen, und sei herzlichst bedankt für dein schönes Bild wie für die manchen Mühsale, die Du um dieser Bestellung wegen mit Geduld trugest.

Herzlichsten Gruß

von Deinem

München 1865. Richard Wagner.

Wie oben bereits angegeben, erfolgte nun am 15. Februar, veranlaßt durch den dringenden königlichen Wunsch, der von Manfred Semper a. a. O. notierte Brief Wagners an Gottfried Semper und dieser antwortete an Pecht folgendermaßen:

Zürich d. 26. Febr. 1865.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich versuche es nicht erst für mein langes Schweigen nach Entschuldigungen zu greifen! Wenn Sie wüßten, was mir alles obliegt, und wie wenig ich mir helfen lassen kann, wie dann am Abend ein leidiger Kneipentrieb mich heimsucht, dem schwer zu widerstehen ist, Sie würden es erklärlich finden, daß ich schwer zum Schreiben komme.

Ich habe Ihren Brief mit vielem Interesse gelesen und mir Manches daraus wohl gemerkt. Jedoch halte ich das planmäßige Agitiren in unserer

so wichtigen, aber auch schwierigen Angelegenheit für bedenklich, weßhalb ich auch noch nicht mit Lübken darüber gesprochen habe, wie Sie mir auftrugen es zu thun. Jedenfalls ist dazu noch Zeit genug bis zur Vollendung meiner Arbeit.

Was letztere betrifft, so ist sie zwar in der Idee fertig, aber es fehlt noch das lokale und individuelle Bild! Dazu brauche ich Unterlagen, die mir zwar zu meinen bisherigen Vorarbeiten noch nicht so nothwendig waren, über die ich aber von Rechts wegen schon lange hätte Auskunft einholen müssen. Diese große Unterlassungssünde drückt mich schwer — da schon seit dem 15ten dieses in Bezug auf diese Auskünfte ich durch Wagner an Sie und Herrn Baurath Neureuther gewiesen worden bin. Nun geht es an ein Treiben ......[1]) Also mich stützend auf Wagner's Weisung bitte ich Sie dringend, so eilig wie möglich mich in den Besitz der detaillirten Situationspläne und Profile des Terrains rechts vom Maximilianeum an der Uferwiese, mit Angabe aller diesen Platz betreffenden Verhältnisse, die zu berücksichtigen und beim Projectiren nothwendig zu wissen sind.

Zweitens bitte ich eben so dringend um die Pläne, Aufrisse und Durchschnitte des Glaspalastes, um für den provisorischen Bau innerhalb desselben meine Ideen lokalisiren zu können.

Indem ich diese Bitten an Sie richte, sehe ich mich gleichzeitig verbunden, dafür Herrn Baurath Neureuther Abbitte zu thun, daß ich ihm so Lästiges aufbürde, ohne mich an ihn direkt mit meinen Bitten zu wenden. Sagen Sie ihm, daß ich nur hoffen darf, mit Vereinigung eines namhaften einheimischen Architekten, wie er, dem großartigen Unternehmen gewachsen zu sein, das in Aussicht steht. Ueber unser künftiges Verhältniß zu einander müssen wir uns so bald wie möglich verständigen — er darf im Voraus versichert sein, daß ich ein lojaler Kollege bin. — Sehr bedaure ich bei meinem neulichen Besuche in München nicht schon seine Bekanntschaft gemacht oder vielmehr erneuert zu haben, denn persönlich ganz unbekannt sind wir einander nicht — abgesehen von unserem gegenseitigen geistigen Rapporte in der Kunst.

Zu Ostern denke ich mit dem Entwurfe (d. h. mit dem Vorentwurfe) fertig zu sein, aber nicht eher. Sie müssen immer berücksichtigen, daß ich mir bei dieser Arbeit nicht helfen lassen kann, sondern alleinstehe — auch daß ein sehr verantwortliches Werk vorliegt. Leider bin ich auch nicht immer freier Herr über meine Zeit.

Ueber den Augsburgischen Correspondenten und seine Verunglimpfungen verliere ich kein Wort — weder öffentlich noch hier, obschon er auch mich persönlich angeifert, dieser Bockbiercensor! Seine größte noch nicht öffentlich gerügte Gemeinheit besteht darin, daß er hämisch an unsere Verwicklungen in der Dresdner Affaire erinnert, nachdem — doch genug von ihm.

Grüßen Sie Wagner und theilen Sie ihm den Inhalt dieses mit. Ich bitte ihn um Verzeihung noch nicht geantwortet zu haben. Der

[1]) Unleserliches Wort.

Artikel aus Zürich ist von Lübke, aber mit Zusätzen von der Augsburgischen Redaktion begleitet. Geben Sie bald Nachricht über mein Anliegen. Soll ich Neureuthern zuerst schreiben? Ihr ganz ergebener

G. Semper.

Während also in dieser Weise auf des Königs Wunsch die Bearbeitung des großen Projektes und die des Provisoriums für den Glaspalast energisch in die Hand genommen wurde, war jedoch, wie wir gesehen haben, der geheime und offene Kampf gegen das Unternehmen schon in vollen Flammen ausgebrochen. Die Aeußerung Sempers über die Verunglimpfungen des Augsburgischen Korrespondenten beziehen sich auf den schon genannten Aufsatz „Richard Wagner und die öffentliche Meinung" in Nr. 50 der Allg. Ztg. Die Korrespondenz Lübkes, deren Semper gedenkt, datiert aus Zürich, 17. Februar, ist enthalten in der Beilage der Nr. 50, worin mitgeteilt wird, daß Semper allerhöchsten Orts den Auftrag erhalten habe, Pläne für ein Festtheater auszuarbeiten und daß gegenüber den Gerüchten, welche in den jüngsten Tagen sich an Wagners Stellung in München geknüpft, bemerkt sein möge, daß an Semper in diesem Augenblick erneute Anfragen ergangen seien, die ihn zur Beschleunigung seiner Arbeiten auffordern. Semper schrieb sodann nochmals dringend an Pecht um fernere Materialbeschaffungen für seine Arbeiten, ein Brief, welcher der Vollständigkeit wegen ebenfalls mitgeteilt sei:

Verehrter Freund!

Ich behellige Sie nochmals mit einem Briefe, um Sie zunächst zu bitten, die von mir gewünschten Situationspläne ꝛc. recht bald anfertigen zu lassen, da ich eigentlich ohne sie nichts machen kann. Sodann ersuche ich Sie, sich von Wagner die Skizzen zu dem provisorischen antikisirenden Theater für Sydenham geben zu lassen und sie baldmöglichst zu verabfolgen, da ich etwas daraus zu meinen Plänen brauchen kann und kein zweites Exemplar, noch selbst Brouillons davon besitze. Oder kürzer: tragen Sie Wagnern auf, daß er sie mir direkt zuschicke — aber so bald wie möglich. Grüßen Sie unsere Freunde, bes. Wagner, Bülow's, Cornelius. Auch Herrn Baurath Neureuther bitte ich mich zu empfehlen. Ich hoffe bald mit ihm in direkten Verkehr zu treten.

Der Ihrige

G. Semper.

In Eile.

Hottingen b. Zürich d. 6. März 65.

Auf diese beiden Schreiben Sempers erfolgt nun nachstehende Antwort Pechts:

München d. 9. März 1865.
Amalienstr. 91/0.

Geehrtester Herr und Freund!

Beykommend erhalten Sie endlich wenigstens die Pläne des Glaspalastes, die Sydenham Zeichnungen hat Wagner schon gestern an Sie abgeschickt, und die Zeichnung des Terrains werden wir wohl auch in den

nächsten Tagen in Angriff nehmen lassen können. Die Zögerung liegt nicht an mir, noch weniger an der wirklich nicht genug zu rühmenden Collegialität Neureuthers, sondern ganz allein an der Vergeßlichkeit Pfistermeisters, der eine Ermächtigung an Neureuther auszustellen hatte, auf dem Terrain, das königlich ist, Aufnahmen für Sie machen zu lassen. — Doch hoffen wir, dieselbe in den nächsten Tagen zu bekommen, da er heute daran erinnert wird.

Ausführliches schreibe ich Ihnen mit den Plänen, einstweilen schiene es mir passend, wenn Sie sich bey Baurath Neureuther, Louisenstr. 12., der in unserer Angelegenheit so zuvorkommend sich benimmt, als schwerlich irgend ein Anderer seiner hiesigen Collegen es thun würde, persönlich mit ein paar Worten bedankten. Er hat mir auch das beyfolgende Heft aufgetrieben, das sonst nicht allein zu haben ist. —

Mit herzl. Empfehlungen in Eile

Ihr

Fr. Pecht.

Also die zu gemeinsamer großer Arbeit verbundenen Freunde in München hoffen, auch die Zeichnung des Terrains in den nächsten Tagen in Angriff nehmen lassen zu können, so schreibt Pecht. Die Zögerung liege nicht an ihm, noch viel weniger an der nicht genug zu rühmenden Kollegialität Neureuthers, sondern ganz allein an der Vergeßlichkeit Pfistermeisters usw. Nun, wir werden sogleich sehen, was es mit dieser „Vergeßlichkeit“ Pfistermeisters für eine sonderbare Bewandtnis hat. Schon am 17. März erfolgt an Semper der nachstehende Brief Pechts:

München d. 17. März 1865.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Gestern habe ich bey Wagner endlich erfahren, weßhalb es so unendliche Schwierigkeit machte, die Erlaubniß zur Aufnahme einer Profilzeichnung des Gasteigberges für Sie vom k. Cabinet zu erlangen. Es ist nämlich den vereinten Anstrengungen des Cabinets, der k. Verwandtschaft, d. Königin Mutter u. schließlich auch noch d. Königs Ludwig glücklich gelungen, den jungen König vorläufig auf den Bau des eigentlichen Festtheaters verzichten zu machen, und sich mit dem im Glaspalast zu errichtenden, provisorischen einstweilen zu begnügen. Sie sind daher auch Ihrer Verpflichtung, einen Plan für das erstere auszuarbeiten, entbunden, wenn ich das Kauderwelsch, in welchem Wagner seine Erzählung hervorsprudelte, richtig verstanden habe. Er wird Ihnen in den nächsten Tagen selber schreiben, und ich habe hier einstweilen nur meiner Wuth Luft machen wollen. Diese war nun gestern bey Empfang der Neuigkeit sehr groß, heute sehe ich die Sachen etwas kühler an. — Der Plan lediglich für die Wagner'schen Opern ein großes Theater zu bauen, denn so faßte man die Sache hier auf, war denn doch etwas zu abentheuerlich. Haben Sie nun aber Zeit, die Sache im Glaspalast durchzuführen und zu zeigen, daß in einem solchen Haus auch die Opern anderer Leute sich schöner ausnehmen werden, daß man auch Conzerte, vielleicht auch Bälle und

sonstige Festlichkeiten darin geben könnte, daß es überhaupt etwas ganz Neues und besseres sey, so wird sich das allgemeine Urtheil mit der Sache allmälig befreunden. — Der Kern der Opposition besteht nun freilich in der Hofparthey, die nicht will, daß die Civilliste überhaupt baue oder für Kunst u. Wissenschaft Geld ausgebe, sondern daß der König den Ueberfluß seiner Einkünfte ihr zuwende in Gestalt von Hofämtern, Pensionen u. Gratificationen. — An sie schließt sich die k. Familie selber an, die sich überhaupt nicht mehr sicher fühlt und daher verlangt, der König solle anstatt zu bauen, lieber für schlechte Zeiten sparen, da diese in nächster Aussicht stünden.

Da nun aber der Gedanke des Baues ganz u. gar nicht von Wagner, der ja blos die Bretterbude wollte, sondern direkt vom König selbst ausgegangen ist, so hoffe ich, daß er mit der seinem Geschlechte eigenen Zähigkeit auch wieder darauf zurückkommt, sobald er nur erst fester sitzt, u. sich sicherer fühlt. Daß man ihm fortwährend in's Gedächtniß zurückrufen wird, daß ein König von Bayern bauen soll und muß, und zwar auf die edelste Weise, wenn er nicht große Interessen schwer schädigen will, dafür wollen schon wir, d. h. meine Freunde und ich in der Presse sorgen. —

Einstweilen diese wenigen Worte, für mehr mangelt mir in diesem Augenblicke die Zeit, da Ihr Herr Sohn so freundlich seyn will, den Brief mitzunehmen.

Herzlich

Ihr

Fr. Pecht.

Die ganzen Dementis i. d. Allg. Ztg., wo ja, wie Sie sich erinnern werden, seinerzeit schon geläugnet wurde, daß Sie eine Audienz beym König, dann daß Sie einen Auftrag erhalten hätten, giengen alle offenbar von der Hofparthey, wohl direkt von der Famile autorisirt, aus.

Es mögen nun zur Vervollkommnung sowohl des biographischen Materials über Wagner, gewissermaßen als Abschluß dieses Abschnittes, dann aber auch zur ferneren Berichtigung einer Ansicht Glasenapps über das Verhältnis Wagners zu Pecht zunächst zwei weitere kurze Schreiben des Erstgenannten an den Zweiten folgen. Auf Seite 50 seines dritten Bandes zitiert Glasenapp die Erzählung Pechts über das gegenseitige Verhältnis des Königs zu Wagner und umgekehrt. Die von Pecht berührte Wahrnehmung von der Wagnerschen väterlichsten Zärtlichkeit für den König, welche er zur Schau trug, glaubt Glasenapp mit Ausrufungszeichen, die fernere, daß Wagner in Gedanken gleich das ganze Königreich Bayern mitregierte, mit Fragezeichen versehen zu müssen. Dann aber gibt ihm die Bemerkung Pechts, daß es „uns anderen“ damals fast komisch vorkam, daß er eigentlich den jungen König protegierte, statt sich von ihm protegieren zu lassen, Veranlassung zu folgender Anmerkung: „Wer diese „wir“ eigentlich sind, wird nicht klar; auch übertreibt der Memorist in diesen Sätzen den Grad von Vertraulichkeit, in welcher er zu dem Meister gestanden hat.“ Nun werden ja wohl die soeben voraufgegangenen Veröffentlichungen den Biographen sowohl über die Anteilnahme, als auch über das vertraute Verhältnis des Komponisten zum Kunstschriftsteller zu einer anderen Ansicht bekehrt und auch über die „wir“ Aufklärung gebracht haben, und nun werden dies wohl die folgenden Briefe noch mehr tun.

Freilich wird manchem Leser die Berührung solcher Dinge sehr unwichtig erscheinen. Nichtsdestoweniger ist sie notwendig infolge der besonderen und bekannten Auffassung Glasenapps von fast allen denjenigen, welche Richard Wagner nahe standen, die nicht ohne Widerspruch bleiben darf. — Die Zeilen Wagners lauten:

15. Juni.

Schönsten Dank, lieber Freund! Professor Huber ist mir sehr willkommen: ich bin so weit müde, kein Für oder Wider mehr zu beachten; nur Eines begrüße ich innigst „wahren Geist!"

Für Dich und Frau, sowie für Pr. Huber besorge ich 4 Carten zur dritten Vorstellung.

In Eile!

Dein

R. W.

Ein zweiter undatierter lediglich „Mittwoch" bezeichneter, jedoch in den Monat September zu setzender Brief, lautet folgendermaßen:

Lieber Freund!

Von Fröbel sind mir keinerlei Mittheilungen zugegangen. Doch habe ich dem König ausführlich berichtet, und vorigen Montag von ihm den Auftrag erhalten, mit Fröbel mich zu besprechen. Er wünscht, das Unternehmen bereits mit Anfang d. nächsten Jahres in das Leben treten zu sehen. Ich werde vermuthlich in einigen Tagen nach Wien gehen und dann mit Fr. Rücksprache nehmen. Hast Du mir etwas mitzutheilen, so triffst Du mich um 3 Uhr, oder ich treffe Dich gegen 4 Uhr.

Von Herzen

Dein

Mittwoch. Rich. Wagner.

* * *

Inzwischen nahmen die Dinge in München den bekannten Fortgang bis zu den Tagen voll Sturm und Drang im November und Dezember. Als Dokumente zu diesen Ereignissen werden nunmehr drei Briefe einer bedeutenden politischen Persönlichkeit sehr aktuell, drei aus Erlangen vom 20. Oktober, 4. und 24. Dezember datierte Schreiben des, wie ihn Pecht nennt, „unvergeßlichen Karl Brater", jenes liberalen Abgeordneten und Ausschußmitglieds des deutschen Nationalvereins, jenes unermüdlichen Vorkämpfers für die deutsche Einheit, dessen die „Allgemeine deutsche Biographie" mit so hoher Auszeichnung gedenkt. Die Ultramontanen haben damals in ihrem Wüten gegen Wagner diesen mit Brater in eine gewisse Beziehung gebracht, natürlich unter den tollsten Phantasmagorien über die Wagnerschen Absichten. Die folgenden Briefe belehren uns, daß diese Witterung damals nicht ganz auf unrichtiger Fährte war: unter Vermittlung Pechts führten geheime Fäden von Wagner auch zu Brater. Was wir aber kennen lernen, ist freilich ganz und gar nicht ein embryonales liberales Ministerium Brater-Völk usw., sondern ganz etwas anderes, nämlich das Bestehen ganz entschiedener politischer Gegensätze zwischen Brater und Wagner. Leider können die entsprechenden Briefe Pechts an Brater nicht mit vorgelegt werden. Eine Anfrage bei den noch lebenden Anverwandten Braters nach diesen

möglicherweise noch vorhandenen Briefen ergab, daß die Briefe an Brater teilweise an ihre Urheber zurückgegeben, teils, nachdem sich in langer, langer Zeit den Anverwandten keinerlei Aufmerksamkeit für diese Schriftstücke kundgegeben hatte, vernichtet wurden. Durch die nächstfolgenden Briefe Braters aber werden wir belehrt, daß mit den Briefen Pechts an Brater höchstwahrscheinlich ganz unersetzliche Dokumente zur Geschichte jener Tage verloren gegangen sind. Die Bekanntschaft Pechts mit Brater datierte schon seit den Tagen der „Süddeutschen Zeitung“. Auch gegenwärtig schrieb Pecht für die Bratersche „Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern“. Ein Aufsatz Pechts, den er an Brater geschickt, betitelt „Die liberale Partei und die Kunst“, ist zunächst Gegenstand der Antwort Braters vom 10. Oktober. Dann aber schreibt er:

Auch Ihre vertraulichen Mittheilungen verpflichten mich zu besonderem Dank, indem sie mir als Fingerzeig zum richtigeren Verständnis der Vorgänge dienen. Daß ich bei Besprechung der Ministerkrisis auf die königl. Schillerstudien angespielt habe, werden Sie mir nicht als Indiskretion auslegen, da diese Neigung früher schon in Zeitungskorrespondenzen, breiter als nothwendig, besprochen wurde.

Die Pechtschen vertraulichen Mitteilungen scheinen zum erstenmal Verwertung in einer Notiz der genannten Wochenschrift Nr. 41 vom 14. Oktober, S. 340, gefunden zu haben, woselbst es heißt: „Eine aus München uns zugekommene Mitteilung bestätigt, daß dort eine Ministerkrisis ausgebrochen ist, zweitens, daß es sich bei dem mutmaßlich bevorstehenden Ministerwechsel um eine reaktionäre Schwenkung handelt, drittens, daß vorzugsweise Baron v. d. Pfordten in dieser Richtung tätig ist. Man scheint jedoch der Zustimmung des Königs noch nicht sicher zu sein ....“ In der folgenden Nummer 42 findet sich sodann eine Betrachtung Braters über die Ministerkrisis, eben der Artikel mit der Anspielung auf die königlichen Schillerstudien, deren von Brater in der vorstehenden Briefstelle gedacht wird. Wenden wir uns nunmehr sogleich zum zweiten der Briefe Braters:

Erlangen, 4. Dez. 65.

Verehrtester Herr!

Sie sind vielleicht mit der Art, wie ich Ihre letzten Mittheilungen in unserer Wochenschrift und autogr. Korrespondenz bis jetzt benützt habe, nicht vollständig einverstanden. Die Ursache der Differenz wird in drei Punkten liegen.

Zunächst scheint mir die Voraussetzung W'[agner]s, daß es sich bei Pfordten um ein System der schroffen Reaction handle, sehr wenig glaubhaft. Einmal wäre diese Politik bei der jetzigen Sachlage nahezu blödsinnig, zweitens würde der Versuch ihrer Durchführung eine Energie erfordern, die aller Wahrscheinlichkeit nach Pf. selbst sich nicht mehr zutraut. Ich glaube daher, daß man in dem Kampfe gegen das angebliche Reactionsproject sehr behutsam verfahren muß, um sich nicht zu compromittiren.

Dieselbe Behutsamkeit wird erforderlich sein, insoweit es sich darum handelt, für W. einzustehen. W. wird durch seine Maßlosigkeit über kurz oder lang zu Fall gebracht werden. Ich erkenne demungeachtet an, daß wir vorerst ein Interesse haben, ihn gegen Pfisterm.[eister] soweit möglich zu unterstützen, was durch concentrirte Angriffe auf den letzteren

geschehen kann. Aber Ihre eigene Mittheilung läßt durchschimmern, daß W. in einem wichtigen Punkt unser politischer Gegner ist und uns möglicherweise sehr bald in die Nothwendigkeit versetzt, ihn direct zu bekämpfen. Die deutsche Frage, wenn auch gegenwärtig an ihre Lösung nicht zu denken ist, existirt ja doch fort und es ist unberechenbar, wie früh oder spät sie wieder in den Vordergrund springt. Aber schon jetzt kann es uns keinenfalls angenehm sein, daß der König unter dem Einfluß eines Mannes steht, der die angestammten partikularistischen Tendenzen in seinem Kopf steigert und ausbildet. Wenn es vollends wahr ist, daß W. Leute wie Fröbel nach München zu ziehen sucht, so werden Sie zugeben, daß für uns keine Ursache zur Förderung solcher Bemühungen existirt.

Es wird also sowohl in Bezug auf den Reactionsplan als auf die Persönlichkeit W's mit einer Zurückhaltung verfahren werden müssen, deren Gründe Ihnen anzudeuten ich mich für verpflichtet hielt.

Uebrigens muß ich gestehen, daß mich die liberalen Anwandlungen des Königs mehr beunruhigen als erbauen. Er wird, wenn W's Einfluß den Sieg davon trägt, keinen Minister finden, der dieses System mit Energie, Fähigkeit und Klugheit durchführt, wird auf halbem Weg stehen bleiben und umkehren und dann vielleicht auf Lebenszeit durch den ersten unreifen und mißlungenen Jugendversuch abgeschreckt sein. Indeß solche Betrachtungen, die Ihnen so nahe liegen wie mir, dürfen natürlich unsere praktische Thätigkeit nicht bestimmen, sondern wo sich ein Keim zeigt, müssen wir ihn pflegen, auch auf die Gefahr hin, daß er über Nacht abstirbt.

Fürchten Sie vorläufig noch keine Verletzung des Briefgeheimnisses, das bei uns auch in den Fünfziger Jahren respectirt worden ist. Sollte Pf. die Dinge dennoch so weit treiben, wie man ihm zutraut, so müßte freilich manche Vorsichtsmaßregel ergriffen werden.

Mit freundschaftlicher Empfehlung

Ihr ergebenster

Brater.

Dieser Brief ist in seinem Reichtum an unschätzbaren Mitteilungen ein prächtiges Gegenstück zu dem Pechtschen vom 17. März. Jedenfalls geht aus ihm hervor, als ein wie bedeutender politischer Faktor Wagner von den Parteien damals betrachtet wurde, daß er unzweifelhaft ein solcher zu sein versuchte, daß die Ultramontanen von ihrem Standpunkte aus recht hatten, wenn sie ihn fürchteten und bekämpften, endlich, daß Wagner damals, wofür man bisher einen bündigen Beweis nicht besaß, den König politisch und zwar partikularistisch zu beeinflussen suchte, daß also die Mitteilung Pechts über die bei Wagner in Gedanken stattfindende Mitregierung Bayerns, — ein Umstand, der Glasenapp so fraglich erscheint, — dennoch auf sehr realer Grundlage beruht. Der dritte Brief Braters vervollständigt noch diese Gewißheit und lautet:

Erlangen, 24. 12. 65.

Verehrtester Herr!

Ihre Besorgniß, ich möchte die mir vertraulich mitgeteilten Daten in der Presse benützen, war ungegründet, und es hat mir leid gethan zu sehen, daß Ihr Glaube an meine Enthaltsamkeit noch auf schwachen Füßen steht.

S. wünscht, will ich ihn an deine freundschaftliche Intervention und Mithülfe verweisen.

Besten Gruß von Deinem

Rich. Wagner.

Dieser Brief Wagners korrespondiert mit dem des Königs an ihn vom 14. Februar, welchen Glasenapp mitteilt, ferner mit demjenigen Wagners vom 15. Februar an Semper, den Manfred Semper a. a. O. notiert, und berührt in seinem ersten Absatz die von Wagner an die Allg. Ztg. eingeschickte, in der Beilage ihrer Nr. 46 abgedruckte Reklamation, betreffend die von den Zeitungen gebrachte Mitteilung über die angebliche Ungnade des Königs. Gleich darauf am 19. Februar erscheint in der Allg. Ztg. der große Artikel „Richard Wagner und die öffentliche Meinung". In diesem wird auch Friedrich Pecht mit in die Angelegenheit verwickelt und zwar einerseits wegen seines schon berührten Aufsatzes aus dem Botschafter, andererseits aber wegen des Porträts, das er von Wagnern gemalt und dieser dem König als Geschenk übersendet. Sofort entstand damals in der Stadt das Gerücht, Pecht habe bei der Kabinettskasse eine Rechnung im Betrage von 1000 Gulden eingereicht. Pecht protestierte schon damals in den Zeitungen gegen diese Verleumdung und versicherte später nochmals in seinen Memoiren, daß jenes Gerücht völlig aus der Luft gegriffen worden sei, daß er nie ein anderes als das mit Wagnern ausgemachte Honorar erhalten habe. Der folgende Brief Wagners gibt den urkundlichen Beweis sowohl für die Wahrheit der Versicherung Pechts, als für die Erfüllung jener Verpflichtung durch Wagner, in seiner Herzlichkeit übrigens ein den letzteren sehr ehrendes Zeugnis. Wagner schreibt:

Lieber Freund!

Verzeih' die Verzögerung in der Bezahlung meiner Schuld an Dich! Sei so gut und laß' Dir den beiliegenden Wechsel mit fl. 500 auszahlen, und sei herzlichst bedankt für dein schönes Bild wie für die manchen Mühsale, die Du um dieser Bestellung wegen mit Geduld trugest.

Herzlichsten Gruß

von Deinem

München 1865. Richard Wagner.

Wie oben bereits angegeben, erfolgte nun am 15. Februar, veranlaßt durch den dringenden königlichen Wunsch, der von Manfred Semper a. a. O. notierte Brief Wagners an Gottfried Semper und dieser antwortete an Pecht folgendermaßen:

Zürich d. 26. Febr. 1865.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich versuche es nicht erst für mein langes Schweigen nach Entschuldigungen zu greifen! Wenn Sie wüßten, was mir alles obliegt, und wie wenig ich mir helfen lassen kann, wie dann am Abend ein leidiger Kneipentrieb mich heimsucht, dem schwer zu widerstehen ist, Sie würden es erklärlich finden, daß ich schwer zum Schreiben komme.

Ich habe Ihren Brief mit vielem Interesse gelesen und mir Manches daraus wohl gemerkt. Jedoch halte ich das planmäßige Agitiren in unserer

so wichtigen, aber auch schwierigen Angelegenheit für bedenklich, weßhalb ich auch noch nicht mit Lübken darüber gesprochen habe, wie Sie mir auftrugen es zu thun. Jedenfalls ist dazu noch Zeit genug bis zur Vollendung meiner Arbeit.

Was letztere betrifft, so ist sie zwar in der Idee fertig, aber es fehlt noch das lokale und individuelle Bild! Dazu brauche ich Unterlagen, die mir zwar zu meinen bisherigen Vorarbeiten noch nicht so nothwendig waren, über die ich aber von Rechts wegen schon lange hätte Auskunft einholen müssen. Diese große Unterlassungssünde drückt mich schwer — da schon seit dem 15ten dieses in Bezug auf diese Auskünfte ich durch Wagner an Sie und Herrn Baurath Neureuther gewiesen worden bin. Nun geht es an ein Treiben ......[1]) Also mich stützend auf Wagner's Weisung bitte ich Sie dringend, so eilig wie möglich mich in den Besitz der detaillirten Situationspläne und Profile des Terrains rechts vom Maximilianeum an der Uferwiese, mit Angabe aller diesen Platz betreffenden Verhältnisse, die zu berücksichtigen und beim Projectiren nothwendig zu wissen sind.

Zweitens bitte ich eben so dringend um die Pläne, Aufrisse und Durchschnitte des Glaspalastes, um für den provisorischen Bau innerhalb desselben meine Ideen lokalisiren zu können.

Indem ich diese Bitten an Sie richte, sehe ich mich gleichzeitig verbunden, dafür Herrn Baurath Neureuther Abbitte zu thun, daß ich ihm so Lästiges aufbürde, ohne mich an ihn direkt mit meinen Bitten zu wenden. Sagen Sie ihm, daß ich nur hoffen darf, mit Vereinigung eines namhaften einheimischen Architekten, wie er, dem großartigen Unternehmen gewachsen zu sein, das in Aussicht steht. Ueber unser künftiges Verhältniß zu einander müssen wir uns so bald wie möglich verständigen — er darf im Voraus versichert sein, daß ich ein lojaler Kollege bin. — Sehr bedaure ich bei meinem neulichen Besuche in München nicht schon seine Bekanntschaft gemacht oder vielmehr erneuert zu haben, denn persönlich ganz unbekannt sind wir einander nicht — abgesehen von unserem gegenseitigen geistigen Rapporte in der Kunst.

Zu Ostern denke ich mit dem Entwurfe (d. h. mit dem Vorentwurfe) fertig zu sein, aber nicht eher. Sie müssen immer berücksichtigen, daß ich mir bei dieser Arbeit nicht helfen lassen kann, sondern alleinstehe — auch daß ein sehr verantwortliches Werk vorliegt. Leider bin ich auch nicht immer freier Herr über meine Zeit.

Ueber den Augsburgischen Correspondenten und seine Verunglimpfungen verliere ich kein Wort — weder öffentlich noch hier, obschon er auch mich persönlich angeifert, dieser Bockbiercensor! Seine größte noch nicht öffentlich gerügte Gemeinheit besteht darin, daß er hämisch an unsere Verwicklungen in der Dresdner Affaire erinnert, nachdem — doch genug von ihm.

Grüßen Sie Wagner und theilen Sie ihm den Inhalt dieses mit. Ich bitte ihn um Verzeihung noch nicht geantwortet zu haben. Der

[1]) Unleserliches Wort.

Artikel aus Zürich ist von Lübke, aber mit Zusätzen von der Augsburgischen Redaktion begleitet. Geben Sie bald Nachricht über mein Anliegen. Soll ich Neureuthern zuerst schreiben? Ihr ganz ergebener

G. Semper.

Während also in dieser Weise auf des Königs Wunsch die Bearbeitung des großen Projektes und die des Provisoriums für den Glaspalast energisch in die Hand genommen wurde, war jedoch, wie wir gesehen haben, der geheime und offene Kampf gegen das Unternehmen schon in vollen Flammen ausgebrochen. Die Aeußerung Sempers über die Verunglimpfungen des Augsburgischen Korrespondenten beziehen sich auf den schon genannten Aufsatz „Richard Wagner und die öffentliche Meinung“ in Nr. 50 der Allg. Ztg. Die Korrespondenz Lübkes, deren Semper gedenkt, datiert aus Zürich, 17. Februar, ist enthalten in der Beilage der Nr. 50, worin mitgeteilt wird, daß Semper allerhöchsten Orts den Auftrag erhalten habe, Pläne für ein Festtheater auszuarbeiten und daß gegenüber den Gerüchten, welche in den jüngsten Tagen sich an Wagners Stellung in München geknüpft, bemerkt sein möge, daß an Semper in diesem Augenblick erneute Anfragen ergangen seien, die ihn zur Beschleunigung seiner Arbeiten auffordern. Semper schrieb sodann nochmals dringend an Pecht um fernere Materialbeschaffungen für seine Arbeiten, ein Brief, welcher der Vollständigkeit wegen ebenfalls mitgeteilt sei:

Verehrter Freund!

Ich behellige Sie nochmals mit einem Briefe, um Sie zunächst zu bitten, die von mir gewünschten Situationspläne ꝛc. recht bald anfertigen zu lassen, da ich eigentlich ohne sie nichts machen kann. Sodann ersuche ich Sie, sich von Wagner die Skizzen zu dem provisorischen antikisirenden Theater für Sydenham geben zu lassen und sie baldmöglichst zu verabfolgen, da ich etwas daraus zu meinen Plänen brauchen kann und kein zweites Exemplar, noch selbst Brouillons davon besitze. Oder kürzer: tragen Sie Wagnern auf, daß er sie mir direkt zuschicke — aber so bald wie möglich. Grüßen Sie unsere Freunde, bes. Wagner, Bülow's, Cornelius. Auch Herrn Baurath Neureuther bitte ich mich zu empfehlen. Ich hoffe bald mit ihm in direkten Verkehr zu treten.

Der Ihrige

G. Semper.

In Eile.

Hottingen b. Zürich d. 6. März 65.

Auf diese beiden Schreiben Sempers erfolgt nun nachstehende Antwort Pechts:

München d. 9. März 1865.
Amalienstr. 91/0.

Geehrtester Herr und Freund!

Beykommend erhalten Sie endlich wenigstens die Pläne des Glaspalastes, die Sydenham Zeichnungen hat Wagner schon gestern an Sie abgeschickt, und die Zeichnung des Terrains werden wir wohl auch in den

nächsten Tagen in Angriff nehmen lassen können. Die Zögerung liegt nicht an mir, noch weniger an der wirklich nicht genug zu rühmenden Collegialität Neureuthers, sondern ganz allein an der Vergeßlichkeit Pfistermeisters, der eine Ermächtigung an Neureuther auszustellen hatte, auf dem Terrain, das königlich ist, Aufnahmen für Sie machen zu lassen. — Doch hoffen wir, dieselbe in den nächsten Tagen zu bekommen, da er heute daran erinnert wird.

Ausführliches schreibe ich Ihnen mit den Plänen, einstweilen schiene es mir passend, wenn Sie sich bey Baurath Neureuther, Louisenstr. 12., der in unserer Angelegenheit so zuvorkommend sich benimmt, als schwerlich irgend ein Anderer seiner hiesigen Collegen es thun würde, persönlich mit ein paar Worten bedankten. Er hat mir auch das beyfolgende Heft aufgetrieben, das sonst nicht allein zu haben ist. —

Mit herzl. Empfehlungen in Eile

Ihr

Fr. Pecht.

Also die zu gemeinsamer großer Arbeit verbundenen Freunde in München hoffen, auch die Zeichnung des Terrains in den nächsten Tagen in Angriff nehmen lassen zu können, so schreibt Pecht. Die Zögerung liege nicht an ihm, noch viel weniger an der nicht genug zu rühmenden Kollegialität Neureuthers, sondern ganz allein an der Vergeßlichkeit Pfistermeisters usw. Nun, wir werden sogleich sehen, was es mit dieser „Vergeßlichkeit" Pfistermeisters für eine sonderbare Bewandtnis hat. Schon am 17. März erfolgt an Semper der nachstehende Brief Pechts:

München d. 17. März 1865.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Gestern habe ich bey Wagner endlich erfahren, weßhalb es so unendliche Schwierigkeit machte, die Erlaubniß zur Aufnahme einer Profilzeichnung des Gasteigberges für Sie vom k. Cabinet zu erlangen. Es ist nämlich den vereinten Anstrengungen des Cabinets, der k. Verwandtschaft, d. Königin Mutter u. schließlich auch noch d. Königs Ludwig glücklich gelungen, den jungen König vorläufig auf den Bau des eigentlichen Festtheaters verzichten zu machen, und sich mit dem im Glaspalast zu errichtenden, provisorischen einstweilen zu begnügen. Sie sind daher auch Ihrer Verpflichtung, einen Plan für das erstere auszuarbeiten, entbunden, wenn ich das Kauderwelsch, in welchem Wagner seine Erzählung hervorsprudelte, richtig verstanden habe. Er wird Ihnen in den nächsten Tagen selber schreiben, und ich habe hier einstweilen nur meiner Wuth Luft machen wollen. Diese war nun gestern bey Empfang der Neuigkeit sehr groß, heute sehe ich die Sachen etwas kühler an. — Der Plan lediglich für die Wagner'schen Opern ein großes Theater zu bauen, denn so faßte man die Sache hier auf, war denn doch etwas zu abentheuerlich. Haben Sie nun aber Zeit, die Sache im Glaspalast durchzuführen und zu zeigen, daß in einem solchen Haus auch die Opern anderer Leute sich schöner ausnehmen werden, daß man auch Conzerte, vielleicht auch Bälle und

sonstige Festlichkeiten darin geben könnte, daß es überhaupt etwas ganz Neues und besseres sey, so wird sich das allgemeine Urtheil mit der Sache allmälig befreunden. — Der Kern der Opposition besteht nun freilich in der Hofparthey, die nicht will, daß die Civilliste überhaupt baue oder für Kunst u. Wissenschaft Geld ausgebe, sondern daß der König den Ueberfluß seiner Einkünfte ihr zuwende in Gestalt von Hofämtern, Pensionen u. Gratificationen. — An sie schließt sich die k. Familie selber an, die sich überhaupt nicht mehr sicher fühlt und daher verlangt, der König solle anstatt zu bauen, lieber für schlechte Zeiten sparen, da diese in nächster Aussicht stünden.

Da nun aber der Gedanke des Baues ganz u. gar nicht von Wagner, der ja blos die Bretterbude wollte, sondern direkt vom König selbst ausgegangen ist, so hoffe ich, daß er mit der seinem Geschlechte eigenen Zähigkeit auch wieder darauf zurückkommt, sobald er nur erst fester sitzt, u. sich sicherer fühlt. Daß man ihm fortwährend in's Gedächtniß zurückrufen wird, daß ein König von Bayern bauen *soll und muß*, und zwar auf die edelste Weise, wenn er nicht große Interessen schwer schädigen will, dafür wollen schon wir, d. h. meine Freunde und ich in der Presse sorgen. —

Einstweilen diese wenigen Worte, für mehr mangelt mir in diesem Augenblicke die Zeit, da Ihr Herr Sohn so freundlich seyn will, den Brief mitzunehmen.

Herzlich

Ihr

Fr. Pecht.

Die ganzen Dementis i. d. Allg. Ztg., wo ja, wie Sie sich erinnern werden, seinerzeit schon geläugnet wurde, daß Sie eine Audienz beym König, dann daß Sie einen Auftrag erhalten hätten, giengen alle offenbar von der Hofparthey, wohl direkt von der Famile autorisirt, aus.

Es mögen nun zur Vervollkommnung sowohl des biographischen Materials über Wagner, gewissermaßen als Abschluß dieses Abschnittes, dann aber auch zur ferneren Berichtigung einer Ansicht Glasenapps über das Verhältnis Wagners zu Pecht zunächst zwei weitere kurze Schreiben des Erstgenannten an den Zweiten folgen. Auf Seite 50 seines dritten Bandes zitiert Glasenapp die Erzählung Pechts über das gegenseitige Verhältnis des Königs zu Wagner und umgekehrt. Die von Pecht berührte Wahrnehmung von der Wagnerschen väterlichsten Zärtlichkeit für den König, welche er zur Schau trug, glaubt Glasenapp mit Ausrufungszeichen, die fernere, daß Wagner in Gedanken gleich das ganze Königreich Bayern mitregierte, mit Fragezeichen versehen zu müssen. Dann aber gibt ihm die Bemerkung Pechts, daß es „uns anderen" damals fast komisch vorkam, daß er eigentlich den jungen König protegierte, statt sich von ihm protegieren zu lassen, Veranlassung zu folgender Anmerkung: „Wer diese „wir" eigentlich sind, wird nicht klar; auch übertreibt der Memorist in diesen Sätzen den Grad von Vertraulichkeit, in welcher er zu dem Meister gestanden hat." Nun werden ja wohl die soeben voraufgegangenen Veröffentlichungen den Biographen sowohl über die Anteilnahme, als auch über das vertraute Verhältnis des Komponisten zum Kunstschriftsteller zu einer anderen Ansicht bekehrt und auch über die „wir" Aufklärung gebracht haben, und nun werden dies wohl die folgenden Briefe noch mehr tun.

Freilich wird manchem Leser die Berührung solcher Dinge sehr unwichtig erscheinen. Nichtsdestoweniger ist sie notwendig infolge der besonderen und bekannten Auffassung Glasenapps von fast allen denjenigen, welche Richard Wagner nahe standen, die nicht ohne Widerspruch bleiben darf. — Die Zeilen Wagners lauten:

15. Juni.

Schönsten Dank, lieber Freund! Professor Huber ist mir sehr willkommen: ich bin so weit müde, kein Für oder Wider mehr zu beachten; nur Eines begrüße ich innigst „wahren Geist!“

Für Dich und Frau, sowie für Pr. Huber besorge ich 4 Carten zur dritten Vorstellung.

In Eile!

Dein

R. W.

Ein zweiter undatierter lediglich „Mittwoch“ bezeichneter, jedoch in den Monat September zu setzender Brief, lautet folgendermaßen:

Lieber Freund!

Von Fröbel sind mir keinerlei Mittheilungen zugegangen. Doch habe ich dem König ausführlich berichtet, und vorigen Montag von ihm den Auftrag erhalten, mit Fröbel mich zu besprechen. Er wünscht, das Unternehmen bereits mit Anfang d. nächsten Jahres in das Leben treten zu sehen. Ich werde vermuthlich in einigen Tagen nach Wien gehen und dann mit Fr. Rücksprache nehmen. Hast Du mir etwas mitzutheilen, so triffst Du mich um 3 Uhr, oder ich treffe Dich gegen 4 Uhr.

Von Herzen

Dein

Mittwoch. Rich. Wagner.

* * *

Inzwischen nahmen die Dinge in München den bekannten Fortgang bis zu den Tagen voll Sturm und Drang im November und Dezember. Als Dokumente zu diesen Ereignissen werden nunmehr drei Briefe einer bedeutenden politischen Persönlichkeit sehr aktuell, drei aus Erlangen vom 20. Oktober, 4. und 24. Dezember datierte Schreiben des, wie ihn Pecht nennt, „unvergeßlichen Karl Brater“, jenes liberalen Abgeordneten und Ausschußmitglieds des deutschen Nationalvereins, jenes unermüdlichen Vorkämpfers für die deutsche Einheit, dessen die „Allgemeine deutsche Biographie“ mit so hoher Auszeichnung gedenkt. Die Ultramontanen haben damals in ihrem Wüten gegen Wagner diesen mit Brater in eine gewisse Beziehung gebracht, natürlich unter den tollsten Phantasmagorien über die Wagnerschen Absichten. Die folgenden Briefe belehren uns, daß diese Witterung damals nicht ganz auf unrichtiger Fährte war: unter Vermittlung Pechts führten geheime Fäden von Wagner auch zu Brater. Was wir aber kennen lernen, ist freilich ganz und gar nicht ein embryonales liberales Ministerium Brater-Völk usw., sondern ganz etwas anderes, nämlich das Bestehen ganz entschiedener politischer Gegensätze zwischen Brater und Wagner. Leider können die entsprechenden Briefe Pechts an Brater nicht mit vorgelegt werden. Eine Anfrage bei den noch lebenden Anverwandten Braters nach diesen

möglicherweise noch vorhandenen Briefen ergab, daß die Briefe an Brater teilweise an ihre Urheber zurückgegeben, teils, nachdem sich in langer, langer Zeit den Anverwandten keinerlei Aufmerksamkeit für diese Schriftstücke kundgegeben hatte, vernichtet wurden. Durch die nächstfolgenden Briefe Braters aber werden wir belehrt, daß mit den Briefen Pechts an Brater höchstwahrscheinlich ganz unersetzliche Dokumente zur Geschichte jener Tage verloren gegangen sind. Die Bekanntschaft Pechts mit Brater datierte schon seit den Tagen der „Süddeutschen Zeitung". Auch gegenwärtig schrieb Pecht für die Bratersche „Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern". Ein Aufsatz Pechts, den er an Brater geschickt, betitelt „Die liberale Partei und die Kunst", ist zunächst Gegenstand der Antwort Braters vom 10. Oktober. Dann aber schreibt er:

Auch Ihre vertraulichen Mittheilungen verpflichten mich zu besonderem Dank, indem sie mir als Fingerzeig zum richtigeren Verständnis der Vorgänge dienen. Daß ich bei Besprechung der Ministerkrisis auf die königl. Schillerstudien angespielt habe, werden Sie mir nicht als Indiskretion auslegen, da diese Neigung früher schon in Zeitungskorrespondenzen, breiter als nothwendig, besprochen wurde.

Die Pechtschen vertraulichen Mitteilungen scheinen zum erstenmal Verwertung in einer Notiz der genannten Wochenschrift Nr. 41 vom 14. Oktober, S. 340, gefunden zu haben, woselbst es heißt: „Eine aus München uns zugekommene Mitteilung bestätigt, daß dort eine Ministerkrisis ausgebrochen ist, zweitens, daß es sich bei dem mutmaßlich bevorstehenden Ministerwechsel um eine reaktionäre Schwenkung handelt, drittens, daß vorzugsweise Baron v. d. Pfordten in dieser Richtung tätig ist. Man scheint jedoch der Zustimmung des Königs noch nicht sicher zu sein ...." In der folgenden Nummer 42 findet sich sodann eine Betrachtung Braters über die Ministerkrisis, eben der Artikel mit der Anspielung auf die königlichen Schillerstudien, deren von Brater in der vorstehenden Briefstelle gedacht wird. Wenden wir uns nunmehr sogleich zum zweiten der Briefe Braters:

Erlangen, 4. Dez. 65.

Verehrtester Herr!

Sie sind vielleicht mit der Art, wie ich Ihre letzten Mittheilungen in unserer Wochenschrift und autogr. Korrespondenz bis jetzt benützt habe, nicht vollständig einverstanden. Die Ursache der Differenz wird in drei Punkten liegen.

Zunächst scheint mir die Voraussetzung W'[agner]s, daß es sich bei Pfordten um ein System der schroffen Reaction handle, sehr wenig glaubhaft. Einmal wäre diese Politik bei der jetzigen Sachlage nahezu blödsinnig, zweitens würde der Versuch ihrer Durchführung eine Energie erfordern, die aller Wahrscheinlichkeit nach Pf. selbst sich nicht mehr zutraut. Ich glaube daher, daß man in dem Kampfe gegen das angebliche Reactionsproject sehr behutsam verfahren muß, um sich nicht zu compromittiren.

Dieselbe Behutsamkeit wird erforderlich sein, insoweit es sich darum handelt, für W. einzustehen. W. wird durch seine Maßlosigkeit über kurz oder lang zu Fall gebracht werden. Ich erkenne demungeachtet an, daß wir vorerst ein Interesse haben, ihn gegen Pfisterm.[eister] soweit möglich zu unterstützen, was durch concentrirte Angriffe auf den letzteren

geschehen kann. Aber Ihre eigene Mittheilung läßt durchschimmern, daß W. in einem wichtigen Punkt unser politischer Gegner ist und uns möglicherweise sehr bald in die Nothwendigkeit versetzt, ihn direct zu bekämpfen. Die deutsche Frage, wenn auch gegenwärtig an ihre Lösung nicht zu denken ist, existirt ja doch fort und es ist unberechenbar, wie früh oder spät sie wieder in den Vordergrund springt. Aber schon jetzt kann es uns keinenfalls angenehm sein, daß der König unter dem Einfluß eines Mannes steht, der die angestammten partikularistischen Tendenzen in seinem Kopf steigert und ausbildet. Wenn es vollends wahr ist, daß W. Leute wie Fröbel nach München zu ziehen sucht, so werden Sie zugeben, daß für uns keine Ursache zur Förderung solcher Bemühungen existirt.

Es wird also sowohl in Bezug auf den Reactionsplan als auf die Persönlichkeit W's mit einer Zurückhaltung verfahren werden müssen, deren Gründe Ihnen anzudeuten ich mich für verpflichtet hielt.

Uebrigens muß ich gestehen, daß mich die liberalen Anwandlungen des Königs mehr beunruhigen als erbauen. Er wird, wenn W's Einfluß den Sieg davon trägt, keinen Minister finden, der dieses System mit Energie, Fähigkeit und Klugheit durchführt, wird auf halbem Weg stehen bleiben und umkehren und dann vielleicht auf Lebenszeit durch den ersten unreifen und mißlungenen Jugendversuch abgeschreckt sein. Indeß solche Betrachtungen, die Ihnen so nahe liegen wie mir, dürfen natürlich unsere praktische Thätigkeit nicht bestimmen, sondern wo sich ein Keim zeigt, müssen wir ihn pflegen, auch auf die Gefahr hin, daß er über Nacht abstirbt.

Fürchten Sie vorläufig noch keine Verletzung des Briefgeheimnisses, das bei uns auch in den Fünfziger Jahren respectirt worden ist. Sollte Pf. die Dinge dennoch so weit treiben, wie man ihm zutraut, so müßte freilich manche Vorsichtsmaßregel ergriffen werden.

Mit freundschaftlicher Empfehlung

Ihr ergebenster

Brater.

Dieser Brief ist in seinem Reichtum an unschätzbaren Mitteilungen ein prächtiges Gegenstück zu dem Pechtschen vom 17. März. Jedenfalls geht aus ihm hervor, als ein wie bedeutender politischer Faktor Wagner von den Parteien damals betrachtet wurde, daß er unzweifelhaft ein solcher zu sein versuchte, daß die Ultramontanen von ihrem Standpunkte aus recht hatten, wenn sie ihn fürchteten und bekämpften, endlich, daß Wagner damals, wofür man bisher einen bündigen Beweis nicht besaß, den König politisch und zwar partikularistisch zu beeinflussen suchte, daß also die Mitteilung Pechts über die bei Wagner in Gedanken stattfindende Mitregierung Bayerns, — ein Umstand, der Glasenapp so fraglich erscheint, — dennoch auf sehr realer Grundlage beruht. Der dritte Brief Braters vervollständigt noch diese Gewißheit und lautet:

Erlangen, 24. 12. 65.

Verehrtester Herr!

Ihre Besorgniß, ich möchte die mir vertraulich mitgeteilten Daten in der Presse benützen, war ungegründet, und es hat mir leid gethan zu sehen, daß Ihr Glaube an meine Enthaltsamkeit noch auf schwachen Füßen steht.

Inzwischen hat also die Wagner'sche Episode ein rasches Ende genommen. Ich begreife, daß Sie sich persönlich erleichtert fühlen, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, im intimen Verkehr mit solchen excentrischen Persönlichkeiten zu stehen, bei welchen das philisterhafte Gesindel die Excentricität, nicht aber das Genie sieht.

Politisch genommen ist die Entfernung W's vermuthlich ein Gewinn. Die allgemeinen Anschauungen, die er dem König eingeprägt hat, können heilsam nachwirken, während W. durch seine Einmischung in das praktische Detail nur Verwirrung und vielleicht Unheil gestiftet hätte. Wenn es freilich wahr ist, was man ihm jetzt nachsagt, er habe dem König die Lehre vom erleuchteten Despotismus gepredigt, so ist das im Jahre 1865 eine gefahrvolle Doctrin für den jungen Schüler gewesen.

Meine frühere Aeußerung über Fröbel haben Sie vielleicht mißverstanden. Ich sprach ausschließlich von den politischen Tendenzen, die F. während seiner Thätigkeit in Wien verfolgt hat. Wir waren in diesem Punkt Antipoden und so konnte ich unmöglich seine Verpflanzung nach München als einen wünschenswerthen Vorgang betrachten.

Mit freundschaftlicher Empfehlung

Ihr ergebenster

Brater.

* * *

Wir übergehen nunmehr das Kriegsjahr 1866 und wenden uns sogleich zum Beginn des folgenden Jahres, zu welcher Zeit, wie wir aus dem folgenden Briefe Sempers an Pecht ersehen, die ganze Angelegenheit von den unmittelbar beteiligten Personen noch sehr hoffnungsvoll betrachtet wurde. Eine andere Betrachtungsweise war ja auch im Hinblick auf die von Dürck a. a. O. beigebrachte Antwort des Hofsekretärs v. Düfflipp an Semper nicht möglich, welcher versicherte, „was den Theaterbau selbst betreffe, so stehe bei Seiner Majestät der Entschluß noch immer fest, damit so bald wie möglich beginnen zu lassen". Ob diese Antwort den tatsächlichen Verhältnissen auch wirklich entsprach, ist natürlich eine andere Frage, deren Erledigung wir dahingestellt sein lassen. Semper selbst schreibt den folgenden Brief an Pecht:

Hottingen b. Zürich d. 2. Febr. 1867.

Verehrter Herr und Freund!

Ich fühle seit dem letzten Abend, den ich das Vergnügen hatte, in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, Ihnen gegenüber mein Gewissen mit einem Vorwurfe belastet, wofür ich Sie um Absolution bitten muß.

Es passirt mir nämlich infolge einer mir angeborenen unseligen Gefühlsnaivität, die der Wein steigert, daß jemehr ich die Wahrheit einer Kritik, die mich oder meine Sache trifft, einsehe und fühle, desto schwerer es mir wird, sie ohne Widerspruch hinzunehmen und die erste Wirkung derselben auf meine Empfindlichkeit zu verbergen. Doch steigert dann die darüber empfundene Reue die Nachhaltigkeit des heilsamen Einflußes, den der gerechte Tadel auf mich übt. Sie hatten vollkommen Recht mit

dem Bedenken, welches Sie über die disharmonische Wirkung der Lichtöffnungen unter dem Hauptdache des Bühnenhauses am Festbaue aussprachen, und ich das größte Unrecht mich darüber zu vertheidigen — sogar Ihr Mißfallen an diesem Motiv auf Rechnung Ihrer individuellen kunsthistorischen Anschauungsweise zu setzen. Indem ich dieses hier offen bekenne, bitte ich Sie dieses mein Unrecht meiner unverbesserlichen Natur zu Gute zu halten und mir deshalb nicht zu grollen. Ich sinne darauf dem von Ihnen hervorgehobenen Uebelstande abzuhelfen, habe aber dazu das rechte Mittel noch nicht finden können. Vielleicht geben Sie mir einen Wink, wie ich es anzufangen habe, in anderer Weise die todte Masse des überragenden Bühnenbaues zu beleben.

Doch pressirt diese Frage durchaus nicht, wogegen es vielleicht schon jetzt höchste Zeit wäre, gewisse andre Fragen, die das Unternehmen, um das es sich handelt, betreffen, ins Auge zu fassen.

Der alte Schuhu aus München hat neulichst wieder seine heisere, unheilverkündende Stimme in der Augsburger A. Zeitung gegen Wagner's Rückkehr und gegen mein Project erhoben. Er hat sogar gedroht! Dieser Kauz nistet offenbar unter oder nahe dem Dache der Residenz! Es wäre gut, wenn seinem böswilligen Geschrei eine andere wohlwollende Stimme antwortete; es wäre vor allem gut, wenn Etwas zu Gunsten des Projectes im Allgemeinen, nämlich zu Gunsten der Anlage einer neuen Straßenlinie, in der Verlängerung der Briennerstraße durch die St. Annavorstadt, ins Publikum käme.

Die Zukunft derartiger Unternehmungen entzieht sich freilich einer sicheren Vorausberechnung, aber wenn mich meine innere Ueberzeugung dießmal nicht gänzlich trügt, wird sich dort in dem wüsten Labyrinth der St. Annavorstadt, in unmittelbarster Nähe der Residenz, am Rande der herrlichsten Parkanlagen Deutschlands, an den wilden, aber malerischen Ufern der Isar, dereinst der Mittelpunkt des Verkehrs der Hauptstadt festsetzen, wenn dieses jetzt so sehr vernachlässigte Terrain durch angemessene Straßentracées entwirrt und zugänglich gemacht sein wird. Die Maximiliansstraße erhält durch eine Parallelstraße und durch Querstraßen zwischen beiden erst einen Zweck. Eine Brücke in der Mitte zwischen der (ohnedieß unzulänglichen) Bogenhauser Holzbrücke und der Maxbrücke ist keineswegs Luxus, sondern nothwendig, so wie man beabsichtigt, die Residenz nach der Richtung hin zu erweitern und zu verschönern, die allein sich rechtfertigt. Die Beweise dessen liegen nahe. Ihr Scharfsinn wird sie in das nöthige Licht setzen.

Die fast werthlosen, bedeutenden Ländereien dieses Viertels, ihre unbenützten Wasserkräfte werden sehr bald um das zehnfache an Werth gewinnen. Ein Kapitalist oder eine Gesellschaft würde durch Aquisitionen daselbst sicher jetzt ein lukratives Geschäft machen, wenn das Unternehmen gesichert wäre. Dazu kommt die Aussicht auf Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, durch welche gerade dieser Stadttheil gewinnen muß. Diese und andere Dinge würden der öffentlichen Besprechung werth genug sein und zwar der *sofortigen*, wenn nicht ein Umstand große Vorsicht nöthig machte. Ich meine die nöthige Rücksicht und Discretion gegenüber der

Königlichen Majestät und Ihren Allerhöchsten Absichten, die, wenn sie dahin gehen, das Project des Festbaues und der Straße auszuführen, zu der Aquisition bedeutender Ländereien und Besitzthümer führen müßten, deren Besitzer ihre Forderungen steigern würden, so wie sie durch öffentliche Besprechung dieser Intentionen mit der Nase auf ihren Vortheil direkte gestoßen würden. Daher möglichst allgemein sich fassen, wenn überhaupt aus besagtem Grunde gerathen ist jetzt schon zu sprechen.

Indem ich schließe, verehrter Freund, bitte ich Sie um gefällige Antwort. Theilen Sie mir mit, was nur halbweg auf die Angel. Bezug hat und mich unter ....[1]) kann. Auch grüßen Sie unsere werthen Freunde Neureuther, Fries, v. Meyer, Fueßli etc.

Ihr ganz ergebener

G. Semper.

Es ist nicht notwendig, den Worten Sempers noch besondere Erklärungen folgen zu lassen, denn sie sprechen genügend für sich selbst. Man erinnere sich nur, mit welcher Bewunderung Friedrich Pecht in seinem „Gottfried Semper" über die Pläne und Modelle des ausgezeichneten Künstlers, welche er gesehen, sein Urteil abgibt — man erinnere sich dessen und vergleiche ferner in Gedanken die kühnen Pläne des Architekten mit Beziehung auf die Umgestaltung der St. Annavorstadt mit demjenigen, was heute an Stelle der Pläne Sempers dort sich entwickelt hat — ein Labyrinth wie ehedem, nur daß die Straßen breiter und die Häuser höher sind: In der That! Der Sempersche Bau, gedacht auf der Höhe des Gasteiges, und des Architekten Straßenpläne einerseits, die heutige Gestalt des genannten Stadtteiles andererseits — unschwer läßt sich aus dieser Gegenüberstellung erkennen, welcher in Wahrheit durchaus barbarische Streich damals der Kunststadt München versetzt wurde. „Der alte Schuhu aus München," dessen Semper gedenkt, ist in einer Korrespondenz der Allgemeinen Zeitung (Nr. 25 vom Jahre 1867, Beilage, datiert vom 24. Januar) zu suchen, deren Inhalt sich aus den Semperschen Bemerkungen ergibt. Auf seinen Brief erhielt er folgende Antwort:

München d. 6. Febr. 1867.
Amalienstr. 7/2.

Hochverehrter Meister!

Sie haben wirklich zu viel Nachsicht mit mir, daß Sie sich auch noch Gedanken über Ihre Zurückweisung meiner Einwendungen gemacht haben, die ja gar nicht so sehr ernsthaft gemeint und überhaupt weit eher eine Frage, eine Erläuterung als ein Tadel waren, den ich mir überhaupt einer so unendlich überlegenen genialen Kraft gegenüber gewiß nicht leicht erlauben würde. — Am wenigsten wenn dieselbe eine Aufgabe so glänzend gelöst hat, als dieß in dem vorliegenden Falle geschehen, für den ich keinen anderen Wunsch habe, als möglichst zum Inslebentreten des herrlichen Projectes beytragen zu können, — soviel in meinen geringen Kräften steht. — Aber offenbar muß dieß mit großer Vorsicht geschehen. Sowohl die Freunde als ich waren der Meinung, daß es schwerlich gerathen wäre, gleich jetzt eine Polemik gegen den an sich so nichtssagenden

[1]) Unleserliches Wort.

Artikel in der Allg. Ztg. anzufangen, der im Grunde nichts bezeugt als das Uebelwollen des Verfassers.

Ihre Ansicht über das Straßenproject in der Annenvorstadt würde, wenn vorgebracht, zu vielen Ungläubigen jetzt begegnen, weil die Meisten weit eher an eine Verkleinerung als an eine Vergrösserung der Residenz in der Zukunft zu glauben geneigt sind und die Mediatisirung Bayerns nur als eine Frage der Zeit betrachten. —

Dieser weit verbreiteten Stimmung gegenüber, die sich übrigens in einem Jahre vielleicht auch wieder ganz geändert hat, hätte ich es für meinen Theil viel lieber gesehen, wenn Sie vorläufig nur das Theaterproject selbst zur Ausführung zu bringen getrachtet und das Straßenproject vertagt hätten. Ihr Gebäude wird, auf dem Gasteigberg ausgeführt, unter allen Umständen die schönste Zierde der Stadt seyn, mit oder ohne Straße, die Münchner würden sich also sehr bald damit versöhnen trotz alles Widerwillens gegen Wagner. Außerdem hätten Sie bey alleiniger Ausführung desselben beynahe gar keine vorläufigen Schwierigkeiten zu überwinden, da das Terrain dem König gehört, und es wäre rasch vorwärts zu bringen. Die Expropriationen für die Straße wären jetzt, wo alle Welt das Project ja kennt, gerade so theuer als später, wenigstens der Unterschied schwerlich sehr erheblich, die Verzögerung aber unermeßlich, bey dem schlechten Willen, der bey den ausführenden Organen mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann. —

Eben jetzt steht wieder in einer Zeitung, das Straßenproject sey aufgegeben und der Bau komme an Stelle der Hofgartenkaserne zur Ausführung. Ist Ihnen etwas davon bekannt? —

Mir wäre es auch so noch lieb, obwohl ich den Gasteig bey weitem vorzöge, weil da das Gebäude als ein bloßer Zierbau, als Schmuck der Stadt sich am meisten rechtfertigt. —

Wollen wir also mit der ausführlichen Besprechung noch einige Zeit warten, so werde ich das Project doch schon vorläufig in diesen Tagen in meinem regelmäßigen Kunstbericht im Aprilheft der Lützow'schen Zeitschrift f. b. Kunst, ungefähr aus den von Ihnen angedeuteten Gesichtspunkten aus, besprechen, und natürlich alles nicht als gewiß, sondern als in der Schwebe befindlich darstellen. Aus der Zeitschrift, die Mitte März mit dieser Besprechung erscheint, kann man dann nach belieben dieselbe in andere Blätter übertragen lassen, wenn es zweckmäßig erscheint.

Dieß für den Augenblick unsere Projecte. Meinerseits wäre es mir, wie gesagt, am liebsten, wenn der Bau selber so bald als möglich angefangen würde. Das Leben ist kurz, und ich möchte Ihnen auch die Freude gönnen, denselben noch fertig als Krone Ihrer künstlerischen Wirksamkeit stolz prangend zu sehen!

Mit unwandelbarer Verehrung

Ihr

Fr. Pecht.

Von den Aeußerungen Pechts in diesem Schreiben wird man ohne Zweifel jene höchst interessant finden, welche sich mit der gerüchtweise verlautenden Plazie-

rung des Theaters an Stelle der Hofgartenkaserne beschäftigt. Nachdem an dieser Stelle in unseren Tagen die prachtvolle Anlage mit dem neuen Armeemuseum entstanden ist und auf diese Weise ein Bild geschaffen wurde, welchem, so viel man auch sonst gegen das Gebäude selbst als Kunstwerk einzuwenden haben möge, der Charakter großartiger Monumentalität nicht abzusprechen ist, wird man sich den Worten Pechts anschließen und sagen müssen, daß der Bau auch auf diesem Platze zu prächtiger Wirkung gelangt, wenn er nur überhaupt zustande gekommen wäre. Im übrigen können wir uns wohl mit Beziehung auf diesen und die folgenden Briefe, welche sich gegenseitig selbst erläutern, sehr kurz fassen; umsomehr, da das Ende der Dinge, auf welches wir jetzt, unter Berührung einiger Momente welche mit der Bauangelegenheit entweder in gar keinem oder nur in losem Zusammenhang stehen, zusteuern, sattsam bekannt ist.

München d. 17. Febr. 67.
Amalienstr. 7/2.

Geehrtester Herr und Meister!

Architekt Hügel hat im hiesigen Architekten und Ingenieur Verein eine Vorlesung über Ihren Theaterbau, wie ich höre, mit Vorzeigung der photographischen Pläne u. Aufrisse angekündigt, die in ca. 16 Tagen gehalten werden soll. Da ich nun nicht weiß, ob dieß mit Ihrer Ermächtigung geschieht und ob es Ihnen nicht möglicherweise sogar unangenehm ist, so will ich Sie doch lieber davon in Kenntniß setzen, damit Sie sich dieß noch rechtzeitig verbitten können, wenn es Ihnen nothwendig scheint . . .

Meine eigene Besprechung Ihres Projects in der Lützow'schen Zeitschrift werden Sie wohl gelesen haben. —

Wagner ist hier, hat sich aber noch nicht bey mir sehen lassen, so daß ich gar nicht weiß, wie Ihre Angelegenheit steht. —

Nächste Woche gehe ich nach Paris, um über die dortige Kunstausstellung ein Buch zu schreiben, vielleicht sehe ich Sie dort?

Hochachtungsvollst

Ihr

Fr. Pecht.

Die erwähnte Besprechung Pechts in der Zeitschrift für bildende Kunst beginnt mit einem Hinweis auf die Eifersucht der Künstler. Wir vernehmen von dem genauen Kenner der Münchener Verhältnisse „speziell, daß die Schöpfungen der Architekten keine gefährlicheren Feinde besitzen, als die Architekten selber, welche die anderen zu vernichten trachten.

Ich weiß nicht, ob es vielleicht letzterer Eigentümlichkeit zuzuschreiben ist, wenn gegen die Ausführung des herrlichen Modells, welches Semper zu dem vom König beabsichtigten Bau eines großen Festtheaters kürzlich hierher gebracht, bereits auch schon Stimmen laut geworden sind . . . .“

Dieser Hinweis, der besonders in seinem ersten Teile sehr vielsagend ist, deutet uns abermals an, woher überall die Opponenten gegen das Projekt sich zusammenfanden. Daß eine Opposition, wenn sie vorhanden sei, sich notwendigerweise in den Zeitungen breit machen müßte, zumal eine Opposition dieser Art, ist doch wirklich eine merkwürdige Annahme. Pecht verbreitet sich noch weiter über diese Opposition, über dieses unbestreitbare Vorhandensein gewisser Antipathien statt begeisterten Dankes an den König. „München würde einen Reiz

erhalten," so konzentriert sich bei dieser Gelegenheit sein begeistertes Lob des Projektes, „wie ihn in dieser Art von organischer Verbindung grandioser Prachtbauten mit den reizendsten Aussichtspunkten geschmückten, längs eines höchst malerischen Flusses, auf sonniger Höhe sich hinziehenden Parkanlagen keine einzige deutsche Stadt in höherem Maße aufzuweisen hätte, selbst Dresden mit seiner weltberühmten Brühlschen Terrasse nicht ausgenommen."

Semper selbst antwortet auf den Pechtschen Brief nach etwa vier Wochen und schreibt.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich habe Ihre geehrte Zuschrift erst heute hier in Florenz erhalten und indem ich Ihnen für die darin enthaltenen sehr befremdlichen Mittheilungen herzlichen Dank weiß, beeile ich mich sofort darauf zu antworten, hoffend, daß mein Brief noch vor Ihrer Abreise eintreffen wird.

Architekt Hügel ist ein zudringlicher Mensch, der mich mit Besuchen, Zusendungen und Gesuchen bombardirt hat und solcherweise ein Exemplar der Photographien meines Theaters so zu sagen mit Gewalt sich eroberte. Niemals habe ich Ihm die geringsten Aussichten gestellt, noch weniger ihn berechtigt über meine Pläne und Absichten, die er nur halb kennt, Vorlesungen zu halten. Am wenigsten gefällt es mir, daß er dieses vor einer Gesellschaft von Architekten und Ingenieuren zu thun beabsichtigt, vor einer Gesellschaft, deren Gesinnung mir und meinen Plänen gegenüber voraussichtlich nicht sehr günstig sein dürfte.

So viel daher in Ihrer Gewalt steht, bitte ich Sie dringend, Herrn Hügel von seinem Vorhaben abzubringen, ihm unter anderem bemerklich zu machen, daß der König sehr leicht hierin eine durch mich verursachte Indiscretion sehen könnte, was mir und meinen Absichten nur Schaden brächte.

Ich zweifle, ob dieser Brief Sie noch treffen wird, sonst hätte ich demselben ein directes Schreiben an Hügel beigelegt. So ziehe ich es vor besagten Brief an seine eigene Adresse, die ich freilich nur unvollständig kenne, abzuschicken.

Ich bin hier in eine sehr langweilige Affaire verwickelt, wobei ich offenbar nur pro forma fungiren soll, aber Herr Ernst Förster dürfte sich in mir getäuscht haben, wenn er glaubte, mich am Narrenseil führen zu können. Doch darüber päter. Glückliche Reise und beste Grüße an Neureuther, Fries, Meyer und alle guten Freunde.

Der Ihrige

Florenz, Pension Suisse 22. März 67. G. Semper.

Was die in diesem Schreiben berührte „langweilige Affäre" anbetrifft, so befand sich Semper damals als Gutachter in einer Konkurrenz zu Florenz, betreffend eine Fassade am dortigen Dom, worüber Näheres in G. Sempers „Kleinen Schriften" (Berlin und Stuttgart 1884, S. 496) zu finden ist. Im übrigen gehen wir sogleich zum folgenden Briefe Pechts über:

München d. 19. Juni 67.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ihr wertes Schreiben vom 22. März traf mich nicht mehr hier, so daß ich auch das darin gewünschte nicht mehr besorgen konnte, indeß

hat Hügel seine angekündigte Vorlesung, wie ich höre, nicht gehalten, wahrscheinlich auf Ihren Brief hin. —

Dagegen möchte ich ein wenig mit Ihnen zanken, daß Sie auf der Pariser Ausstellung Ihr Festtheater nur in einer so kleinen Zeichnung ausstellten und demselben nichts beygaben, was ausgeführt ist, denn auf Projecte, die nicht ausgeführt sind, wurde von der Jury grundsätzlich kein so großer Werth gelegt als auf ausgeführte Bauten. — Ohne dieß hätten Sie unbedingt die große goldene Medaille bekommen müssen, da außer Hansens Plänen, der denselben Fehler beging wie Sie, nichts da war, was Ihnen irgend den ersten Platz hätte im entferntesten streitig machen können, die Franzosen hatten unendlich viele und ganz prachtvoll ausgeführte Zeichnungen, — von Violet-le-Duc allein waren vielleicht 60 da —, aber nichts, was sich an innerem ächten Gehalt irgendwie mit Ihnen messen könnte, ebenso die Engländer, obwohl diese in der Architektur den Pelion auf der Ossa zu thürmen lieben. —

Ich werde Ihnen meine Relation über die Architektur auf der Ausstellung in einigen Tagen, sobald ich sie gedruckt habe, zusenden, da es Sie wahrscheinlich interessirt, überhaupt nur etwas darüber zu hören. Leider habe ich sie, da ich ein Buch über die ganze Ausstellung zu schreiben hatte, nicht so ausführlich halten können, als ich gewünscht hätte. Jedenfalls hat mich aber die ziemlich genaue Untersuchung sämmtlichen vorliegenden Materials, der ich mit Hansen gemeinsam einen ganzen Tag widmete, auf's Neue in der hohen Verehrung von der genialen Schöpferkraft bestärkt, über die Sie, geehrter Meister, gebieten, und die Ihnen unter den jetzt lebenden Architekten meines Erachtens den ersten Platz sichert. —

Mit diesem Credo, und der Versicherung meiner unermüdeten Verehrung

schließt

Ihr

Fr. Pecht.

Sempers Antwort beschäftigt sich sodann wiederum unmittelbar mit der Bauangelegenheit und nun werden die Dinge höchst ernsthaft. Semper schreibt:

Verehrter Freund!

Der Inhalt Ihres freundlichen Schreibens vom 19ten dieses hat mich nicht überrascht, denn ich wußte vorher, daß meine Arbeiten dort nicht am Platze waren. Weil ich auf Befehl meines Schulrathspräsidenten Etwas schicken mußte, aber zugleich auf einen bestimmten Quadratflächeninhalt für mein Theil angewiesen war, fügte ich mich darein, mich an der Ausstellung zu betheiligen in einer Weise, die mir am wenigsten Arbeit und Mühe machte. Ich rechnete auf keinen Erfolg und gönne meinen jüngeren kampflustigen Collegen gerne die ihrigen. Ja ich bin des Kampfes müde und zwar erst vollständig, seitdem ich immer deutlicher sehe, daß auch meine letzte große Unternehmung auf nichts hinausläuft oder höchstens Anderen zu Statten kommt. So lese ich heute in einem Schweizer Blatte (Handelskourier), daß der König Ludwig den Glaspalast einrichten läßt, um den neu einstudirten Lohengrin darin auf-

zuführen. Sie wissen, daß ich viele Zeit und Mühe verlor mit Plänen, dem Modell nebst Kostenanschlägen für eine solche provisorische Bühne im Glaspalaste. Jetzt läßt man mich gänzlich unberücksichtigt. Noch besorgter macht mich das Mysterium, das den mir unter so bestimmten Ausdrücken zugesicherten Bau des definitiven Festtheaters umgibt. Keine Nachricht darüber weder von Wagner, noch von dem Cabinet, oder sonst woher. Das Modell verschwunden oder doch unsichtbar. Ich hege darüber meine eigenen, ziemlich düsteren Gedanken und bin in einer Stimmung, die, wenn sie sich festsetzt, den längst meditirten Entschluß, mich von der baulichen Praxis und überhaupt von der Baukunst gänzlich loszusagen und nur noch höchstens des lieben Lebensunterhaltes wegen fortzufahren zu pauken und zu dociren, zur Reife bringen wird.

Ich bin entschlossen einen entsprechenden Schritt zu thun, wünsche aber vorher Näheres zu erfahren, was Sie vielleicht im Stande und Willens sind mir mitzutheilen. Zunächst wie verhält es sich mit der plötzlichen Abreise Wagner's im Zusammenhange mit dessen offenen Briefe an Tichatscheck? Wer sind die verkommenen edlen Kräfte, von denen W. in dem Briefe spricht? Was ist an dem Gerede über eine provisorische Bühne im Glaspalaste? Wer ist mit dieser Einrichtung beauftragt? Was ist aus meinen Plänen 2c., denselben Gegenstand betreffend, geworden? Was verlautet sonst noch bei Ihnen über diese und die wichtigere Angelegenheit des definitiven Baues? Jeder Umstand ist mir wichtig zu wissen. Sie sehen ich beute Ihre Erlaubniß, Sie in meinen Angelegenheiten behelligen zu dürfen, in ziemlich indiscreter Weise aus; halten Sie mir es aus alter Freundschaft zu Gute, die ich um keinen Preis verscherzen möchte. Schelten Sie mich lieber nach Verdienst, aber versagen Sie mir nicht Ihre Antwort, die ich in Bälde erwarte. Viele Grüße an Neureuther, Fries, v. Meyer und die übrigen Freunde!

Ihr ganz ergebener Freund

Hottingen b. Zürich, d. 30. Juny 1867. G. Semper.

Mit diesem Briefe vom 30. Juni stehen wir nunmehr sogleich vor der vernichtenden Eröffnung, welche Gottfried Semper über das Scheitern seiner großen Pläne bald darauf zu teil werden sollte. Niemand sicherlich wird sich dem Eindruck dieses von höchster Erregung diktierten Schreibens, dieser zum teil sehr schmerzlichen Worte entziehen können. Die dunkelsten Gedanken erfüllen das Herz des Künstlers, welche der folgende Brief Pechts nur auf kurze Zeit zu zerstreuen bestimmt war. Pecht antwortet sofort nach Empfang des Schreibens:

München d. 1. Juli 1867.
Amalienstr. 7/2.

Hochverehrter Meister und Freund!

Ihre Fragen kann ich nach bestem Wissen, wie folgt, beantworten, nachdem ich vorher noch zu Frau von Bülow gegangen bin, um ihr dieselben gesprächsweise und als von mir kommend nach und nach vorzutragen.

Die Geschichte mit dem Bau im Industriepalast ist eine reine Fabel,

was ich auch ohnehin schon vermuthete. Dagegen meint Frau von B. durchaus nicht, daß der große Bau aufgegeben sey, hält im Gegentheil dafür, daß das Project sofort wieder aufgenommen werden dürfte, sobald die Verhältnisse nur irgendwie etwas mehr Consolidität haben, als jetzt der Fall ist. Freilich ist das auch nur die Vermuthung einer für Sie sehr eingenommenen geistreichen Frau, aber da sie vollkommen gut unterrichtet scheint, so ist es doch immerhin etwas. Sie läugnet auch durchaus, daß Wagner irgendwie in Ungnade sey. Der Brief des Letzteren an Tichatschek, der übrigens stark verändert in die Zeitung gekommen sey, wäre nichts als eine Freundlichkeit, eine Art Schmerzensgeld des Erstern für den alten Sänger. — Die verkommenen edlen Kräfte sind Niemand anders als die deutschen Schauspieler u. Sänger, was aber T. nicht abzudrucken wagte. —

Damit wären Ihre Fragen erledigt, so weit ich dies im Stande bin, denn Fr. v. B. sagt mir natürlich auch nur, was ihr gut dünkt, ich habe aber keinen Grund an der Richtigkeit desselben zu zweifeln; den Bau jetzt anzufangen, angesichts der so drohenden Constellationen, die eines schönen Tages die Existenz des Königreichs Bayern selber in Frage stellen könnten, das wird der König nicht wagen, dazu müßte er vor allen Dingen ein viel besserer Haushälter seyn. Daß er aber die Leidenschaft für Wagner'sche Musik in keiner Weise verloren hat, und also wahrscheinlich die für ihren Autor auch nicht, das lehrt der Augenschein täglich.

Ich kann Ihnen daher nicht rathen, die Sache zu forciren, was voraussichtlich doch zu nichts führen könnte, dagegen würde ich mich für das schon Geleistete jedenfalls bezahlen lassen, wenn Sie das nicht schon gethan haben. —

Ich begreife Ihre Ungeduld um so besser, als ich sie theile, aber wenn der erste Architekt, der jetzt lebt, auf den abentheuerlichen Gedanken kömmt, gar nicht mehr bauen zu wollen, so ist das doch mehr, als er hoffentlich jemals ausführen wird. — Machen Sie einstweilen Ihr unsterbliches Werk über den Styl fertig, wenn Sie gerade nichts besseres zu thun haben, was sich übrigens bei genauerer Untersuchung doch wohl finden dürfte. Jedenfalls ist die Situation, wenn auch nicht gut, doch keinesfalls hoffnungslos, und Sie übertrieben sich dieselbe offenbar. — Meiner Discretion können Sie übrigens so sicher seyn als meiner verehrungsvollen Freundschaft, und der aller Ihrer hiesigen Bekannten.

In dieser verbleibe ich denn, auch zu ferneren Mittheilungen jederzeit erbötig,

Ihr

Fr. Pecht.

Mit vorstehendem Briefe sind wir am Schlusse dessen, was an neuen Dokumenten über die Bauangelegenheit, die beteiligten Personen und die begleitenden Umstände vorgelegt werden konnte. Ohne Zweifel werden diese Briefe den Biographen der verschiedenen Persönlichkeiten eine sehr wertvolle Bereicherung ihrer Materialien bieten und dazu beitragen, daß die Aufklärung über die, damals jene unerhörten Vorgänge bewirkenden, dunkelen Mächte noch größer werde als sie es bis heute schon ist. Vielleicht werden diese Briefe aber auch im besonderen jenem Schriftsteller, der den Satz aufstellte, daß Wagner es selbst

gewesen, der den Ast absägte, auf dem er saß, zeigen, woher der Wind wehte, der Wagnern hinwegfegte und den herrlichen Semperschen Entwurf über den Haufen stürzte. Es sei noch darauf hingewiesen, daß die verschiedentlich genannte Arbeit Manfred Sempers in „Bühne und Welt" zu den hier veröffentlichten Briefen des Jahres 1867 eine sehr gute nähere Orientierung bietet und darauf aufmerksam gemacht, daß wir von demselben Autor in nächster Zeit eine größere Arbeit zu erwarten haben, welche, unter Vorlegung eines großen Teils ungedruckten Materials, die gesamte Festspielhausangelegenheit in ausführlicher Weise von neuem behandelt.

Die sieben Todsünden.

Von Thaddäus Zielinski in St. Petersburg.

Es ist mit das populärste Stück der christlichen Moraltheologie, von dem hier die Rede sein soll. Bildende Kunst und Poesie haben gewetteifert, um seine Bedeutung auch denjenigen zum Bewußtsein zu bringen, die von dem kirchlichen Dogma nicht direkt berührt wurden; um von dieser allein zu reden, so genügt der Name Dantes, der seiner Schilderung des Fegefeuerberges eben unsere Einteilung zu Grunde gelegt hat. Durch die Röhre des Höllentrichters sind die beiden Wanderer, Dante und Virgil, wieder an die Oberwelt gelangt, auf der unserem Weltteil abgekehrten Seite der Erde. Sie sehen einen hohen Bergkegel vor sich, der in sieben sich allmählich verjüngenden Terrassen oder Bändern zum Himmel — hier in der Tat zum Himmel — emporsteigt. Drei Stufen — die weiße der Aufrichtigkeit, die dunkle und gebrochene der Reue und die rotglühende der Liebe — führen zum Tore, wo der Engel des Herrn mit der Spitze des Schwertes auf der Stirn des Schauers sieben P (peccati oder piaghe) zeichnet: auf jedem der sieben Bänder soll er sich von je einem läutern. Das erste Band dient denen zum Bußort, deren Hauptsünde der Stolz war: sie schleichen langsam daher, unter Steinlasten gebeugt, und haben Muße genug, die an der Bergwand angebrachten Darstellungen zu betrachten, die der Verherrlichung der Demut geweiht sind. Eine Treppe führt zum zweiten Band empor, wo der Neid seinen Straffitz hat: weil seine Schar bei Lebzeiten allzuscharf auf die Vorzüge des Nächsten geblickt, sind ihr hier die Augenlider mit eisernen Fäden zugenäht. Auf dem dritten Band büßen diejenigen, die dem Zorn unterworfen waren: ein dichter Qualm umgibt sie, — so wird die Wirkung ihrer Leidenschaft auf Sehkraft und Erkenntnis versinnbildlicht. Das vierte Band ist für die Trägen bestimmt: durch rasches Laufen und lautes Schreien büßen sie die Lässigkeit ihres Erdenlebens ab. Dem Geiz und den Seinen ist das fünfte Band bestimmt: sie weinen, dahingestreckt und das Antlitz der Erde zugekehrt, deren Schätzen sie bei Lebzeiten übermäßig nachgehangen haben. Das folgende sechste Band

trägt diejenigen, die der Völlerei gehuldigt haben: ihre Buße ist beständiger Hunger und Durst, deren Folgen ihre entsetzliche Magerkeit verrät. Auf dem siebenten endlich wandeln die Wollüstigen einher, von der ewigen Flamme umgeben, die ihre unreinen Begierden läuternd verzehrt; von diesem letzten Ringe aus wird über die letzte Treppe das irdische Paradies erreicht, das der Baum der Erkenntnis überragt.

Das sind die sieben Todsünden; ihre Reihenfolge pflegt übrigens in den Aufzählungen eine andere zu sein, und zwar eine solche, daß die sieben lateinischen Namen — superbia, avaritia, luxuria, ira, gula, invidia und acedia — in ihren Initialen das bequeme, wenn auch sinnlose Merkwort saligia ergeben. Ihr klassisches Ansehen verdanken sie den Sentenzen des Petrus Lombardus, des berühmtesten und einflußreichsten Theologen des 12. Jahrhunderts; doch läßt sich ihr Vorkommen weit in die Frühzeit der christlichen Kirche zurück verfolgen. Ihr Vorkommen — ob auch ihr Ursprung? Das war eben das Rätsel.

An sich würde der Vermutung nichts im Wege stehen, daß die christliche Kirche die Lehre von den sieben Todsünden der antiken Ethik entnommen habe; in der Tat steht die christliche Moral in einem offenbaren und nie geleugneten Abhängigkeitsverhältnis zur antiken, speziell zur stoischen. Sie hat sie wohl christlich durchgeistigt, hauptsächlich durch Einführung des spezifisch christlichen Gnadenbegriffs; sie hat im einzelnen manche Lehre anders gestaltet im Einklang mit gewissen neuen, dem Christentum eigentümlichen Anschauungen; in ihrem Verhältnis aber zum Gesamtbau der antiken Ethik ist sie dem Grundsatz treu geblieben, den die ersten Apologeten schön und offen also gefaßt haben: Was gut ist, das ist auch christlich. So gehen, um nur an das allerbekannteste zu erinnern, die vier christlichen Kardinaltugenden — Gerechtigkeit, Weisheit, Enthaltsamkeit und Mut — durch den heiligen Ambrosius auf Cicero, durch diesen auf die stoische Sittenlehre und in letzter Linie auf die platonische Psychologie zurück. Es wäre demnach nicht wunderbar, wenn gleich dem Hauptstück von den Kardinaltugenden auch das Hauptstück von den Todsünden auf die Antike zurückginge; es wäre dies ein Adelsbrief, dessen es sich wahrlich nicht zu schämen haben würde.

Aber freilich — Sankt Ambrosius und Cicero versagen hier; wir müssen andere Wege suchen. Doch ist das Resultat darum nicht minder überraschend. Ich erinnere daran, daß die sieben Sünden in der geläufigen Reihenfolge also benannt werden: Stolz (oder Hoffart), Habsucht, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit. Nun bitte ich folgende Stelle aus der ersten Epistel des Horaz aufmerksam zu betrachten, wo der Dichter den Gedanken ausführt, daß der Zuspruch der ethischen Philosophie manche sittliche Schäden wenn nicht heben, so doch lindern könne; das wird im einzelnen also ausgeführt (Ep. I. 1.33):

Kocht dir im Busen der Habsucht Gift und die elende Geldgier?
Wohl, ich weiß dir ein Sprüchlein, das solche Gebrechen zu lindern
Taugt, und der Krankheit Wucht um ein tüchtiges Maß zu erleichtern.
Ehrgeiz schwellt dir die Brust? Sühnmittel gibt es auch dafür:

Mußt nur dreimal mit reinem Gemüt durchlesen ein Büchlein.
Plagt dich der Neid? Oder Zorn? Bist verliebt, trunksüchtig und träge?
Also verwildert ist keiner, daß er der Veredelung trotze,
Wenn er des Wortes heilschaffender Kraft ein geduldiges Ohr leiht.

Es sind genau sieben Laster genannt und dabei genau unsere sieben — denn daß statt der Hoffart der Ehrgeiz erscheint (laudis amor) und statt der Völlerei die Trunksucht (vinosus) verschlägt nicht viel — ein Dichter ist nicht gleich einem Juristen peinlich an die Terminologie gebunden. Es ist demnach kein Zweifel: Die sieben Todsünden sind antiken Ursprungs. Aber mit diesem Nachweis ist unsere Neugier erst recht rege geworden. Wie ist das Verzeichnis entstanden? fragen wir weiter, und dann auch: Wo ist hier die Brücke zwischen der Antike und dem Christentum? Nun muß man sich freilich vergegenwärtigen, daß die Geschichte noch weniger als andere Wissenschaften die Verpflichtung hat, alle an sie gestellten Fragen zu beantworten, — zumal die Ideengeschichte; es liegt oft nur an einem glücklichen Zufall, wenn sie es kann. Aber hier haben wir es gerade mit solch einem glücklichen Zufall zu tun.

Um ihn indessen voll zu würdigen, müssen wir uns mit einer halb philosophischen, halb religiösen Bewegung bekannt machen, die wir nach dem Namen ihres mythischen Propheten, Hermes des Dreimalgrößten, die Hermetik nennen dürfen. Ihre Wiege ist, wie ich beweisen zu können glaube, Arkadien, wo der Kult des Gottes Hermes heimisch war. Von hier verbreitete sie sich, etwa im dritten vorchristlichen Jahrhundert, über Kyrene nach Egypten; ihre philosophischen, vor allem platonischen und astrologischen Elemente hatte sie von Hause mitbekommen; auf egyptischem Boden traf sie mit der egyptischen Religion zusammen und, was vor allem wichtig ist, mit der des Volkes Israel, dessen heilige Urkunde gerade damals, im dritten vorchristlichen Jahrhundert, dank der griechischen Uebersetzung der sogenannten Septuaginta, der ganzen zivilisierten Welt zugänglich gemacht worden war. So war als eine wunderliche Verbindung altgriechischer und alttestamentlicher Ideen, die hermetische Kosmogonie entstanden, deren Grundzüge folgendermaßen aussehen.

Im Auftrage des höchsten Gottes — ursprünglich Zeus, später „die oberste Vernunft" genannt — vollbringt sein Sohn — ursprünglich Hermes, sodann der Demiurg — die Schöpfung, genauer die Ordnung der Welt, ihre Ueberführung aus dem chaotischen Zustand in den geregelten und gesetzmäßigen; dabei ist ihm das dritte göttliche Wesen behilflich, der von Hermes (später von dem obersten Gott) geschaffene Gott Logos. Die Ordnung besteht vor allem in der Scheidung der Elemente; den obersten Rang nimmt das Feuer ein, das der Ordner auf sieben Sphären verteilt, jede von einem besonderen Dämon als Planetengott beherrscht; die übrigen drei Elemente bleiben unten und bilden von nun an die lebendige Natur. — Nach dieser Weltschöpfung schafft der oberste Gott nach seinem Ebenbild den ersten göttlichen Menschen; den gewinnt er über die Maßen lieb und weist ihm den Raum über den sieben Sphären als Wohnsitz an. Der Mensch lohnt aber mit Undank des Schöpfers Güte; dem Gesetz ungehorsam, durchbricht er die sieben Sphären und steigt zur Natur nieder. Bei

diesem Niedergang teilt ihm jeder der sieben Planetengeister eine Gabe mit; so nähert er sich der Natur. Diese erblickt in ihm das Ebenbild des Schöpfers; von dem Anblick ergriffen, lächelt sie ihm in Liebe zu; um ihn vollends in ihre Arme zu ziehen, gaukelt sie ihm in ihrem feuchten Element ein Spiegelbild seiner Schönheit vor. Der Trug gelingt: so wird die Natur zur Mutter und gebiert — den sieben Planetengaben entsprechend — sieben doppelgeschlechtliche menschliche Wesen. Und aber nach einer bestimmten Frist wird das geschlechtliche Band zerrissen, es entstehen sieben Menschenpaare. Ihnen ruft der oberste Gott zu: Wachset im Wachstum und vermehret euch in der Mehrheit! und es erkenne der vernunftbegabte Mensch sich selbst, daß er unsterblich sei, und die Ursache des Todes — die Liebe.

Das ist die hermetische Kosmogonie; die Entlehnungen aus dem alten Testament sind, auch abgesehen von den letztangeführten Schöpferworten, ganz offenkundig — nur ist der Fall der Engel mit dem Fall des ersten Menschenpaares verbunden. Nicht ganz klar ist, worin die sieben Planetengaben an den ersten Menschen bestehen. Daß es Unheilsgaben sind, kann man daraus entnehmen, daß sie seinen Fall zur unmittelbaren Folge haben. Doch wird sich das Rätsel im weiteren Verlaufe lösen.

Auf der hermetischen Kosmogonie ist nämlich die hermetische Heilslehre begründet. Aus der doppelten Abstammung des Menschengeschlechtes — von dem göttlichen Menschen und der Natur — erklärt sich seine Doppelart: Im Gegensatz zu den übrigen Tieren hat er neben dem vergänglichen Leib noch die unvergängliche Seele. Diese ist freilich sündhaft; doch steht ihr der Weg zu ihrem Schöpfer offen, der über den sieben Sphären in der heiligen Acht, der Ogdoas, thront. Bedingung dazu ist, daß sie sich bei Lebzeiten alles sündigen Tuns enthalte und die Sünde, mit der sie einmal behaftet ist, nicht in die Erscheinung, in die „Energie" übergehen lasse. Dann steht es ihr frei, den Weg durch die sieben Sphären, den dereinst der Urmensch beschritten, in umgekehrter Richtung zurückzulegen; dabei gibt sie jedem Planetengeist seine Gabe „unverwirklicht" zurück und tritt geläutert in die Ogdoas ein ... Hier blitzt die Hoffnung auf: Sollte nicht eben in diesen sieben Unheilsgaben der Planeten, von denen sich die Seele reinigen muß, der Ursprung der sieben Todsünden liegen? Sie scheint zunächst zu trügen: Der Hermetiker kennt wohl die sieben Gaben, aber es sind nicht unsere Todsünden. Ich will seine Worte anführen (Poimandres 25): „So strebt der Mensch durch die Harmonie der Sphären aufwärts und gibt der ersten Sphäre (Mond) die Kraft des Wachsens und Schwindens zurück, der zweiten (Merkur) die böse List, der dritten (Venus) den Trug der Begierde, der vierten (Sonne) den Herrscherwahn, der fünften (Mars) den gottlosen Mut und die Tollkühnheit, der sechsten (Jupiter) das Streben nach Reichtum, der siebten (Saturn) die Lüge und Hinterlist". Wir sehen den Propheten bestrebt, jede Unheilsgabe mit der — wirklichen oder vermeintlichen — Natur des jeweiligen Planeten in Einklang zu bringen; aber es kommt kein vernünftiges Sündensystem heraus. Daß dem Mond die Kraft des Wachsens und Schwindens entstammt, ist im Hinblick auf seine Phasen begreiflich; die Eigenschaft selbst mag man als einen Mangel der sterblichen Natur bezeichnen im Gegensatz zur Unwandelbarkeit der Gottheit — eine

Sünde ist sie auf keinen Fall. Daß vom klugen Täuscher Merkur die böse List, vom tückischen Ränkespinner Saturn die Lüge und Hinterlist herrühre, ist wieder begreiflich, aber die beiden Unheilsgaben sind miteinander zu sehr verwandt, um in einem System geschieden zu sein. Ist ferner die Sonne die Königin der Planeten, so wird man mit Fug und Recht den Herrscherwahn eben auf sie zurückführen; aber damit ist Jupiter der ihm zustehenden Gabe beraubt und wenn ihm statt ihrer das Streben nach Reichtum zugeschrieben wird, so empfinden wir das als eine Gewaltsamkeit. Kurz, das System unseres Hermetikers ist verbesserungsbedürftig; und da wir wissen, daß die Hermetik eine sehr weitverzweigte Literatur gezeitigt hat, die zum größten Teil untergegangen ist, so liegt die Vermutung nahe, daß die eine oder die andere der untergegangenen Schriften auch die sieben Unheilsgaben der Planeten in derselben Weise festgelegt hat, wie wir sie in unserem Hauptstück von den sieben Todsünden wiederfinden.

Die Vermutung liegt nahe, gewiß; immerhin ist es mißlich, sich mit einer bloßen Möglichkeit abspeisen zu lassen, und befriedigen kann eine solche Antwort keineswegs. Aber hier ist es gerade, wo uns jener glückliche Zufall zu Hilfe kommt, von dem ich vorhin redete. Jene Verbesserung des hermetischen Sündensystems hat sich uns tatsächlich erhalten als eine versprengte Notiz, und zwar bei einem Autor, bei dem man sie schwerlich gesucht haben würde — bei Servius, dem antiken Erklärer Virgils (Aen. VI 714); die Notiz selber lautet so: „Es lehren aber die Philosophen, was die niedersteigende Seele in jeder Sphäre verliert. Darnach dichten auch die Astrologen, daß unser Körper und unsere Seele der Macht eines jeden Planetengotts untertan sind, dergestalt, daß die Seelen bei ihrem Niederstiege mit sich führen die T r ä g h e i t des Saturn, den Z o r n des Mars, die W o l l u s t der Venus, die H a b s u c h t des Merkur und die H e r r s c h s u c h t des Jupiter. Diese Einflüsse verwirren die Seelen und berauben sie der Fähigkeit, ihre eigene Kraft und Gesundheit zum Ausdruck zu bringen".

Damit wären fünf von unseren Todsünden erklärt; die ungezwungene Beziehung auf die entsprechenden fünf Planeten ist bei allen ohne weiteres deutlich, höchstens für den Saturn wäre die Erläuterung angebracht, daß ihm, als dem entferntesten der sieben, die längere Umdrehungszeit, somit die größte Langsamkeit oder Trägheit zukommt. Aber freilich, Servius redet nur von fünf Planeten, den eigentlich so genannten; zwei — Sonne und Mond — läßt er unberücksichtigt. Entsprechend sind auch zwei Todsünden unerklärt geblieben, die Völlerei und der Neid; dürfen wir die beiden Paare aufeinander beziehen und darnach die versprengte Notiz bei Servius ergänzen? Gewiß ist „Völlerei" ein häßliches Wort und das lateinische gula nicht viel besser, aber ich denke: Wenn einmal der lebenspendenden Sonne eine Unheilsgabe entstammen sollte, so konnte nur ihre allverzehrende Kraft in Frage kommen. Und daß dem blassen Mond der Neid zugeschrieben wurde, ist erst recht natürlich.

Jetzt ist die Antwort vollständig. Die sieben Todsünden entstammen in letzter Linie der Astrologie und haben in der hermetischen Heilslehre ihre Ausbildung erhalten — wahrscheinlich durch Vermittlung der stoischen Philosophie, deren Hauptvertreter im letzten vorchristlichen Jahrhundert,

Posidonius, zugleich als eifriger Förderer und Verteidiger der Astrologie bekannt ist. Aus Posidonius mag sie Horaz haben; die hermetische Heilslehre aber hat sie in tiefsinniger Weise mit dem Sündenfall des ersten Menschen verbunden. Als er, dem Gebote seines Schöpfers ungehorsam, die Harmonie der sieben Sphären durchbrach und zur materiellen Natur niederstieg, da haben ihn die Planetengeister mit ihren Unheilsgaben angesteckt. Seitdem wirken sie als Erbsünde in seiner Nachkommenschaft weiter; es ist die Aufgabe jeder einzelnen Menschenseele, sie in sich niederzuhalten, um sie dereinst beim Wiederaufstieg in den Himmel „unverwirklicht" ihrem bösen Spender zurückgeben zu können.

Daß die Seele das von sich aus könne, war die stolze Meinung der Hermetik; anders urteilte die christliche Demut. Wir pflegen uns gegenwärtig keinen Begriff davon zu machen, wie schwer der Bann der Astrologie mit ihrem Fatalismus auf den Menschen lastete, der den Einflüssen der Planeten untertan, als ein „Sklave der Sphärenharmonie" (*ἐναρμόνιος δοῦλος*) erschien; auch das Christentum wagte es nicht, diese Einflüsse der Sphären und ihrer Dämonen zu leugnen — wohl aber behauptete es, daß Christus die Seinen von ihnen erlöst. So konnte das Christentum die hermetische Heilslehre übernehmen, aber freilich mit einer wesentlichen Korrektur: nicht von sich aus, sondern durch Christi Vorbild und Gnade hat die Seele die Kraft, die Unheilsgabe der Planeten, die siebenfache Erbsünde, unwirksam zu machen; durch das heilige Wasser der Taufe werden die Einflüsse der Sphären abgewaschen. So zog, unter dem Druck der Astrologie, das Hauptstück von den sieben Todsünden in die christliche Ethik ein. Der Zusammenhang lockerte sich mit der Zeit, der astrologische Hintergrund wurde vergessen; nun war es die Tradition und die innere Trefflichkeit, die dem System sein weiteres Fortleben sicherte. Die christliche Kirche brauchte sich des fremden Reises nicht zu schämen: Was gut ist, das ist auch christlich in alle Wege.

Deutschland als Großmacht und Preußen als Vormacht.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

1. Unter einem nationalen Transportsystem versteht man die einheitliche, planmäßige, ineinandergreifende Anlage und Ausnützung, Verwaltung und Finanzgebarung sämtlicher dem Verkehr im weitesten Sinn dienenden Einrichtungen, also der Eisenbahnen, Wasserstraßen, Posten, Telegraphen, Telefone, eventuell mit Einschluß der Straßen, Brücken, Schleusen usw., Automobile, soweit letztere an Eisenbahnen bezw. Posten

angegliedert oder angliederbar sind. Einen geschlossenen, richtigen Sinn erhält dieser Begriff erst dadurch, daß dieses System von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln vorgestellt wird innerhalb einer einheitlichen Zollgrenze nach außen; hierdurch erst tritt der Gedanke schärfer hervor. Dieser letztere Umstand ist deshalb wesentlich, weil Zollsätze und Verkehrstaxen (in dem vorliegenden Falle besonders die Gütertarife mit Einschluß etwaiger Binnenabgaben bezw. Gebühren) in einem außerordentlich engen Zusammenhange stehen, so wenig auch dieser Zusammenhang für die verschiedenen Warengruppen noch genau blosgelegt ist. Schon die Darstellung des Radius der Verbreitungsmöglichkeit auf der Grundlage der zurzeit vorhandenen verschiedenen Beförderungsweisen und -tarife ist für die wichtigeren Güter vielfach noch nicht versucht, wie dies jüngst van der Borght in einem sehr beherzigenswerten Aufsatz „Zur Frage des Einflusses der Entfernung auf die Güterbewegung" [1]) nachgewiesen hat. Es handelt sich dabei nicht nur um die 35 bezw. 37 Verkehrszonen der deutschen Eisenbahn-Verkehrsstatistik, sondern um alle Bewegungen innerhalb des Zollsystems in ihren geographischen Verästelungen, vor allem auch um die Verschiebungen dieser Zonen durch Wasserwege. Einer der wichtigsten Fälle hierbei ist das Verhältnis von Getreidezoll zum Mehlzoll einerseits, Getreidetarifierung und Mehltarifierung, Getreidewege und Mehlwege andererseits.

Ein nationales Transportsystem hat das deutsche Reich, die Zolleinheitsnationalität nicht; ein solches ist nicht nur keine Tatsache, es ist noch nicht einmal ein Programm. Es ist lediglich ein Gedanke, welcher bei seinem ersten Auftauchen an der Schwelle der Zollvereinsgründung als Utopie gebrandmarkt worden ist, dessen Vernünftigkeit jedoch heute mehr denn je dazu beitragen kann, von dem Genius seines ersten Vertreters, Friedrich List, eine richtige Größenvorstellung zu erwecken.

Nun scheint diese Frage auf den ersten Blick eine technisch-ökonomisch-kaufmännische zu sein, welche unter planmäßiger Beschaffung der notwendigen statistischen Unterlagen von rein sachlichen Erwägungen aus zu klären wäre. Allein das ist eben gerade nicht der Fall. Dadurch, daß die wichtigste Gruppe der Verkehrswege und Verkehrsmittel in den Händen von Staaten ist, deren Grenzen geschichtlichen Ursprungs sind, daß sie demnach kräftig in die ganze öffentliche Finanzgebarung der einzelnen Teile des Zollgebietes hineinwirkt, erhält die Sachlage ein ganz anderes Gesicht; es entsteht eine politisch-ökonomische Frage, und zwar derart, daß gerade das Politische in den Vordergrund und das Oekonomische in den Hintergrund gedrängt wird. Hieraus ergibt sich auch die ungeheure Schwierigkeit schon für eine unbefangene Würdigung aller einschlägigen Verhältnisse; es ist nahezu ausgeschlossen, daß irgend ein Einzelner alle in Betracht kommenden Elemente gleichzeitig beherrscht.

Die nachfolgenden Zeilen sind von diesem Bewußtsein getragen. Trotzdem dürfte es zeitgemäß sein, einige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben, um eine Klärung anzubahnen.

Hiezu dürften vor allem etliche geschichtliche Andeutungen dienlich sein.

---

[1]) Conrads Jahrbücher, III. Folge, Band 26.

2. Die Geschichte der Verkehrspolitik auf dem Gebiet, welches heute Deutsches Reich genannt wird, ist voll von fast unglaublichen Konfusionen. Riesenhafte, Milliarden-verschlingende und verschiebende Irrtümer sind dabei vorgekommen. Im Mittelpunkte dieser Verkehrsgeschichte, schon vor Gründung des Zollvereins, bis 1846, steht der Schwabe Friedrich List, welcher bekanntlich in keinem „Bundesgebiete", in Preußen so wenig wie in Oesterreich, die verdiente Würdigung gefunden hat. An diesen Mann muß sich das deutsche Volk heute ganz besonders erinnern, wenn es die Verkehrsgeschichte seit Gründung des Reiches gerecht beurteilen, wenn es Licht und Schatten unbefangen verteilen will. Er hat nicht nur das „nationale Transportsystem" verlangt, den Eisenbahnteil eines solchen selbst entworfen und seine Anfänge in der Hauptsache geschaffen, er hat auch schon die notwendige Arbeitsteilung zwischen Wasserweg und Schienenweg erschöpfend klargelegt, die Schädlichkeit z. B. von Kanaltorsos — zu Nutz und Frommen gerade der Gegenwart! — nachgewiesen und überhaupt wirklich nationalökonomische Betrachtungsweise auf diesem gleichzeitig schwierigsten und folgenschwersten Gebiete erst geschaffen oder vielmehr zu erkämpfen gesucht.

Man weist so gerne auf die Kurzsichtigkeit gewisser süddeutscher Bundesstaatenregierungen und -parlamente hin, welche im Jahre 1876 den Bismarckschen Plan der Ueberführung aller Eisenbahnen von Belang an das Reich „zuvorkommend" abgelehnt, und daher das große norddeutsche Verstaatlichungswerk zugunsten des Königreichs Preußen geradezu erzwungen haben. Gewiß ist es leider wahr, uneingeschränkt wahr: Groß, riesengroß war das, was damals dem „Augenblick" abgeschlagen wurde, und manche halten die gegebene Sachlage für unveränderlich. Allein die damalige außerpreußische Torheit wird viel begreiflicher, wenn man die ihr vorhergegangenen norddeutschen Torheiten gegenüberstellt, und das muß man, wenn man gerecht sein will. Wieviel unfähiger war das Preußen Friedrich Wilhelms III. und IV. gewesen, die Bedeutung der Schienenwege zu verstehen, als die gleichzeitigen Könige von Württemberg und Bayern; der preußische Generalpostmeister Nagler ist eine wahrhaft groteske Figur in der Geschichte des Verkehrswesens. Auch das Zeitalter des Grafen Itzenplitz mit dem, was drum und dran hängt, entschuldigt zwar süddeutsche Verkehrspolitikunvernunft gewiß nicht, aber es stellt ihr vollkommen ebenbürtige norddeutsche bezw. preußische „Leistungen" zur Seite, und zwar unmittelbar vor dem Eingreifen Bismarcks in diese Dinge. Der Mangel an Vertrauen auf die norddeutsche, speziell auf die preußische Verkehrsvernunft erscheint angesichts der Privatbahnenepoche in Preußen sehr viel verständlicher und begründeter, als wenn man der Erinnerung blos bis zum Jahr 1876 zurückzugreifen verstattet. Und so möge es ausgesprochen sein, was man freilich in der Gegenwart nicht gerne hört: Nur blinde Anbetungssucht kann verkennen, nur an Byzantinismus erinnernde Engherzigkeit kann vertuschen wollen: Viele Reformwerke und Schöpfungsversuche, welche geschichtlich an den Namen und an das Zeitalter Bismarcks geknüpft werden, waren lediglich eine Wiederaufnahme oder eine erstmalige Aufnahme von Bestrebungen, und zwar klaren und zielbewußten Bestrebungen eines Zeitalters, welches hinter den Jahren 1871 und 1866, ja hinter 1848 zurückliegt. Man erinnere sich doch

endlich daran, daß Friedrich List nicht nur an die Pforten der Staatskanzleien in Stuttgart, sondern auch an diejenigen von Dresden und Karlsruhe, von München und Hamburg, von Wien und Berlin geklopft, aber keinerlei Einlaß gefunden hat. Selbst die Geschichtsbetrachtung Heinrich v. Treitschkes, des planmäßigen und keineswegs immer unbefangenen Verherrlichers von Preußen, läßt die Rückständigkeit der damaligen Regierungsmaschinerien auf volkswirtschaftlichem Gebiet deutlich genug hervortreten. Wozu an all das heute erinnern? Aus einem einfachen Grunde. Wir nachgeborene Deutsche müssen, wenn wir ehrlich sein wollen, bekennen: Süddeutsches und norddeutsches verkehrspolitisches Schildbürgertum und Kleinkrämertum halten sich zwei Generationen hindurch reichlich die Wage: sie haben einander entweder nichts, oder aber — alles vorzuwerfen. Freuen wir uns aber, daß der Süden des Reiches einen Friedrich List, der Norden einen Otto (von) Bismarck hervorgebracht hat und lassen wir ihre Vernunft auch auf unser Zeitalter wirken.

Wird nun aber die Erkenntnis des für die nächste Zukunft unerbittlich Notwendigen auch wirklich imstande sein, die Vorurteile aller Art, welche in protziger Wirklichkeit vor uns stehen, zu überwinden?

3. Werfen wir einen Blick auf das Reich nach 1871. Nach Berlin werden mit Ausnahme des Reichsgerichts alle Reichsämter gelegt. Die Reichsbank saugt fast alle Notenkontingente auf, umspannt in einem riesenhaften Institut mit Hunderten von Stellen das ganze Reich; die Reichsämter wachsen zu großen Körpern aus, denen neue angegliedert werden. Was das Reich als solches angeht, konzentriert sich in Berlin. Die Reichshauptstadt als Menschen- und Verbrauchsmittelpunkt schwillt lawinenhaft an, desgleichen als Steuerkraft: alles das nicht zugunsten des Reichs, sondern der preußischen Vormacht, deren Landeshauptstadt sie gleichzeitig ist; wir haben nicht ein Washington, das im Distrikt of Columbia liegt.

Mit der Steigerung der militärischen Oberchargen und -institute geht eine solche der Seemacht und des Seeverkehrs parallel. Fast alle Ausdehnungen, der größte Teil des Nahrungsspielraums, der dadurch neu gewonnen wird, fallen mit Naturnotwendigkeit nach dem Norden; keine Werft kann sich am „Bodensee“ bilden. Nicht nur die Industrie im allgemeinen entfaltet sich — ganz wie Fr. List dies mit heißem Bemühen erstrebt und vorausgesagt hat — sondern die schwere Industrie im besonderen, Kohle, Eisen, Stahl und ihre Derivate. Alfred Krupp und Sohn erblühen auf der Nachfrage nach Kanonen, die großenteils, aber doch nur großenteils mit preußischem Gelde bezahlt werden. Die preußischen Bahnen, welche auch die Kleinstaaten durchqueren, sind 1878—1890 allmählich an den Staat gezogen, die Rente steigt, wird höher und höher. Das preußische Eisenbahnsystem wird zum immer festeren Rückgrat der kgl. preußischen Finanzen, die süddeutschen Bahnkörper werden größtenteils zum, sagen wir, Anti-rückgrat ihrer Finanzen. Preußen wird als Volk im ganzen reicher und als Staat noch reicher, viele süddeutschen Gebiete folgen nicht entfernt in demselben Verhältnisse. Das Reich aber, dessen ausschlaggebende Vormacht der reiche Staat Preußen ist, braucht im letzten Jahrzehnt oder Fünfzehnt riesige Summen, häuft Schulden auf Schulden und zwar

großenteils für Dinge, deren Beschaffung und Erledigung im Reichsauftrag Preußen große Vorzüge gibt, während die Kapitalien wie ihre Zinsen pro rata der Kopfzahl der Reichsbürger bereit gestellt werden müssen. Preußen im Reich wird immer stärker, das Reich ohne Preußen immer schwächer. Preußen etabliert eine Art von modernem Hausmeiertum im Reich, nicht vorzugsweise in der antiquierten Form einer Haus- und Fürstenfamilienherrschaft, wie in früheren Zeiten, sondern vor allem in Form einer modernen Staatsfinanzmacht. Die Bundesgebiete werden mehr und mehr etwas, was man mit misera contribuens plebs vielleicht etwas zu hart, aber mit socii populi Borussici nach Analogie von Mommsen vielleicht nicht ganz unzutreffend bezeichnen könnte. Ins Christliche übersetzt, würde das lauten: „ich muß wachsen, ihr aber müßt abnehmen," oder „wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe u. s. w."

Es wäre verdienstlich, wenn einmal der „Schüler" einer der bedeutenderen Nationalökonomen, etwa in Berlin, die einschlägigen Verhältnisse an der Hand des Reichsetats, anderer Rechnungsergebnisse u. s. w. darlegen würde.

Was den deutschen Reichstag anlangt, so lassen die verschiedenartigen Parteiinteressen so starke Nebel um den Sachhorizont aufsteigen, und das Redebedürfnis zwecks Aufschneidung von Häckselfutter für die Reichstagswahlkreiswähler schwillt von Tag zu Tag so hoffnungslos an, daß es zum Erbarmen ist, wenn man auch nur an die Stenographen dabei denkt. Andererseits ist es begreiflich, daß die kgl. preußischen Reichstagsabgeordneten großenteils kein Interesse daran zeigen, gutes preußisches Geld aus der preußischen Kasse in die Reichskasse zu legen, um davon nur pro rata als Reichsbürger zurückzuempfangen. Viele von ihnen sind, was praktische Politik anlangt, um mit List zu reden, politische Intelligenzen weit größeren und unverfroreneren Kalibers als ihre nichtpreußischen Kollegen. Manche von ihnen möchten vielleicht wohl sogar die Tatsache, daß der deutsche Kaiser sozusagen von Preußen aus honoriert wird, als eine besondere Bevorzugung aller nichtpreußischen Deutschen bezeichnen, während sie doch in Wirklichkeit einer der Faktoren ist, welche das Schwergewicht noch mehr vom Reichstag weg in die preußischen Parlamente verlegen, für deren Inhaber von Doppelmandaten die Diätenfrage unter ganz anderem Gesichtswinkel erscheint, als für alle übrigen Reichsdeutschen.

4. Es ist anzunehmen, daß diese lediglich andeutenden Darlegungen eines württembergischen Reichsdeutschen von manchen Seiten zu Auslassungen einer Art preußenfeindlichen Grimmes gestempelt werden möchten. Nichts liegt dem Verfasser ferner, da er sehr wohl weiß, was Preußen im Reich und dem Reich ist und bleiben soll. Das schließt jedoch gar nicht aus, eine veränderte und sich fort und fort verändernde wichtige Sachlage als solche zu kennzeichnen. Zum Ueberfluß sei darum auch sofort betont, daß diesem naturgemäß erfolgenden Entwicklungsverlauf gegenüber seitens der Gesamtheit der Nicht-Vormachtstaaten keinerlei Machtentfaltung sich wird entwickeln können. Mit anderen Worten — um es klar auszusprechen — Preußen kann, wenn es will, auf diesem Wege noch länger fortschreiten und keine Macht innerhalb des Reichs wird im stande sein, ihm Einhalt zu gebieten.

5. Allein — es gibt eine gewisse Grenze für das unentwegte Fortschreiten auf dieser Bahn, welche vor allem durch außerdeutsche Entwicklungen bestimmt wird. Preußen ist nicht nur Träger der Vormachtstellung im Reich, es ist zugleich auch der Leiter der Stellung des deutschen Reiches als einer Großmacht.

Diese Großmachtstellung zu erhalten und zu mehren, dazu ist Preußen allein gar nicht im stande, dazu gehören alle Teilgebiete des Reichs. Dieses Ziel ist aber das wichtigere und aus seiner Verfolgung ergeben sich unter Umständen Auseinandersetzungen zwischen dem kgl. preußischen Ministerpräsidenten und dem kaiserlich deutschen Reichskanzler. Diese Auseinandersetzungen können sich in dem verschwiegenen Busen von Einzelpersonen vollziehen, sie können aber auch die Oeffentlichkeit beschäftigen, — jedenfalls sind sie eine sachliche Notwendigkeit und zwar eine immerwährende und immer verantwortungsvoller werdende.

Es fragt sich, ob es nicht, wie in der Völker- und Staatengeschichte überhaupt, so auch in der Geschichte des deutschen Volkes nova geben kann, für welche es in den Vorakten der Diplomatie wie der Staatsrechtslehre keinen sogenannten „Vorgang" gibt, aus welchem man sich zuverlässig „instruieren" könnte.

Was hiebei in Frage steht, ist die Tendenz zur wirtschaftlichen Konzentration in unserem Zeitalter. Der Haupthebel dieser Tendenz ist aber gerade die Entwicklung und Gestaltung des Verkehrswesens und der Verkehrsmittel, welche alle in und miteinander wirken. Die angeschwollenen und immer noch anschwellenden Arbeitermassen sind in ihrer Existenzunterlage und -sicherheit nicht von einem Bundesgebiete, und wäre dieses auch das der großen Vormacht Preußen, abhängig, sondern von der wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtlage der Nation im Sinne der Listschen Zollnationalität, in welchem sich ein Teilstaat befindet. Das Problem spitzt sich derart zu, daß die wirtschaftliche Gesamtleistungsfähigkeit der Großmacht als solcher zu einem möglichen Maximum hin entwickelt werden muß, um einerseits dem Drängen der Volkszunahme und der Arbeitermassen im Innern gerecht zu werden und andererseits die Entwicklung vor allem des Zollkomplexes der nordamerikanischen Freistaaten ohne erhebliche Gefahren herankommen zu lassen. Dort ist keine Bundesstaatsvormacht von dem relativen Uebergewicht Preußens und die Vormacht, welche dort als oligarchische Beherrschung der Verkehrsmittel sich geltend macht, mag große Schattenseiten haben, Züge von Kleinlichkeit trägt sie sicher nicht. Die Intensivierung des nationalen Binnenmarkts erfordert in erster Linie für den inneren Verkehr als solchen ein System, welches mit der höchsten Leistungsfähigkeit die geringsten Sachkosten verbindet. Mit anderen Worten, sie erfordert einen nationalen Eisenbahn- und Wasserstraßentrust in des Worts allerverwegenster Bedeutung. Aber nicht einen Trust, der lediglich einzelne Inhaber von preferred Shares bereichert, sondern einen solchen, der das ganze Volk bereichert, indem er ein Maximum von Allgemeinvorteilen verbürgt. Das Deutsche Reich ist der Union nun bereits dadurch in gewissem Sinn überlegen, daß die eventuellen Teilhaber des Trustkapitals nicht private Erwerbsmilliardäre sind,

sondern Staaten, hinter denen ihre Bevölkerungen stehen, und zwar nicht nur in ihrer Eigenschaft als Bundesstaatenbürger, sondern vor allem als Reichsinteressenten. Der kgl. preußische Staatseisenbahnbetrieb ist der größte moderne Riesenbetrieb, den es gibt; mit Angliederung seines Kohlenbedarfs erweitert er sich vom horizontalen zum vertikalen Bundesstaatstrust. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß die horizontale Ausdehnung dieses Trusts die Angliederung auch des Wasserwegesystemes, und zwar der natürlichen, wie der ganz oder halbkünstlichen Wasserwege erfordert, weil nur auf diese Weise die naturgemäße Arbeitsteilung zwischen Schienenweg und Wasserweg als Maximalleistung wie als Minimalaufwand durchführbar ist. In der mehr oder minder klaren Erkenntnis dieser sachlichen Notwendigkeit ist die große Bedeutung der aufgerollten Kanalfragen beschlossen. Die Gewährung von nach unten gebundenen Minimalzöllen an die hauptsächlich norddeutsche Getreideüberschußproduktion hätte streng genommen an die gleichzeitige Zustimmung zu einem Kanalsystem — nicht Kanaltorso! — geknüpft werden müssen, denn dieses System erst, nicht aber irgend ein Torso ist es, welches die wirkliche Fortsetzung eines nationalen Schutzsystems zugunsten des Binnenlandes im Sinne der Neutralisierung gewisser schädlicher Nebenwirkungen ermöglicht. Es hat den Anschein, als ob die preußische Regierung dabei weit nationaler sowohl als weit fernblickender sei als der preußische Parlamentspartikularismus. Die ganze Kanalfrage, welche im preußischen Parlamente zwischen preußischer Regierung und preußischer Volksvertretung ausgefochten wird, scheint zunächst eine preußische Frage zu sein, sie ist aber in Wirklichkeit eine nationale Angelegenheit erster Ordnung. Durch die Möglichkeit, Schiffahrtsabgaben usw. in den einzelnen Wasserwegen verschieden zu normieren, ist die weitere gegeben, die natürlichen Vorzüge des Zoll-Binnenlandes sozusagen erst recht in die Erscheinung zu rufen. Dem ost-westlichen Binnengetreide z. B. können dadurch ganz andere Märkte eröffnet werden und das nordsüdlich gehende Außengetreide kann jederzeit differenziert werden. Warum wird der große Gedanke, den Osten mit dem Westen durch die Güterwasserstraße von Weichsel, Oder, Elbe, Weser, Rhein zu verbinden, aufgegeben, ein Gedanke, den der preuß. Bergrat Kleine mit Recht „eine wirtschaftliche Großtat, die größte seit Verstaatlichung der Eisenbahnen" nennt? Vielleicht liegt ein Teil der Erklärung dafür in der Tatsache, daß über die tatsächlichen Außenzollsätze demnächst wieder der Deutsche Reichstag mit zu entscheiden haben wird, über die wichtigsten Wasserzölle bezw. Wasserwege aber die preußischen Stände, über die Eisenbahnbetriebsmittel-Gemeinschaft aber, d. h. mittelbar über die wichtigsten Landwegezölle die — verhandelnden Regierungen. Faßt man diese Trias, Außenzoll, Binnenwasserzoll, Binnenwegzoll, letztere beide im Sinn von Entfernungsüberwindungskosten, ins Auge, so wird jedermann einsehen, daß ihr Gesamteffekt für die Nation es ist, auf den es ankommt, daß dieser in der planmäßigen Hebung des Gesamtverkehrs gipfelt; niemals trat schärfer hervor, daß die Verkehrsfragen grundlegend wichtig sind, daß heutzutage besonders Verkehrsfortschritte gewisse Produktionsfortschritte nicht etwa nur voraussetzen, sondern weit mehr noch nach sich ziehen, — ganz in Uebereinstimmung mit

deutsch-amerikanischer Theorie von List und leider vorzugsweise nur amerikanischer Praxis.

Diese drei Dinge liegen also in ganz verschiedenen Händen, werden von ganz verschiedenen und teilweise sich kreuzenden Interessenkörpern beeinflußt und stellen doch außerordentlich von einander abhängige Beeinflussungen des wirtschaftlichen Wohles und Wehes der gesamten Zollnation dar. Das ist ein Zustand, welcher die Schlagfertigkeit außerordentlich hemmt, das ist nicht Arbeitsteilung, sondern vielmehr Mangel an rationeller Arbeitsvereinigung, Verwirrung stiftende Unzeitgemäßheit. Daß dem so ist, wird sich nach Inkrafttreten des neuen Zolltarifs bezw. der auf ihn gebauten Handelsverträge bald genug zeigen.

6. In diesen Zusammenhang ist auch das Vorgehen in Sachen der Eisenbahnbetriebsmittel-Gemeinschaft zu stellen: sie ist nur eine Teiloperation im Rahmen der allgemeinen deutschen bezw. mitteleuropäischen Verkehrsfrage. Angesichts der amerikanischen Trust- bezw. Concernbildungen auf dem Verkehrsgebiet kann man der Meinung sein, daß es außerordentlich lange gedauert hat, bis die beteiligten Regierungen sich entschlossen haben, das, was Private im Interesse ihres Geldbeutels längst praktiziert haben, im Interesse ihrer Betriebsrente zu tun, mit anderen Worten, den Kartellgedanken und die Kartellpraxis auf die Verkehrsgroßbetriebe zu übertragen, wo er gewissermaßen am allernächsten lag und liegt. In der letzten Zeit aber regt es sich an verschiedenen Orten; die Techniker fangen an volkswirtschaftlich zu denken und die Volkswirte wenden der „Kartellenquête“ und dem tatsächlichen Geltungsbereiche des sogenannten freien und gleichen Wettbewerbs ihre Aufmerksamkeit zu. Aber man versuche einmal, sich diese Sache zu Ende zu denken.

Die Eisenbahn-Betriebsmittelgemeinschaft, welche als Zangengeburt zurzeit vor sich zu gehen scheint, wird offenbar derart in Szene zu setzen gesucht, daß die Ersparnisse den Trustteilnehmern pro rata ihrer Beteiligung zufließen. Dadurch wird erzielt werden, daß der gewaltige Vorsprung des preußischen Eisenbahnsystems nicht nur bleibt, sondern relativ noch größer werden wird; 65—70 % der Einsparungen werden auf ihn allein entfallen müssen. Die Rente, welche dort jetzt schon sehr groß ist, wird dort zur Ueberrente, während die übrigen Teilnehmer noch auf absehbare Zeit durch die Einsparungen über Wasser gehalten werden. Auf welche Weise später die Beschaffung der Betriebsmittel erfolgt, d. h. wo und welche Fabriken u. s. w. stille „gelegt“ werden, sei hier nicht berührt. Wohl aber ist zu beachten, daß die Regierungen der Staaten dabei ein Geschäft machen, zu welchem man die Volksvertretungen nicht braucht, und die Beziehungen dieser verabrechnenden Regierungen werden derart verwickelt werden, daß kein Landtag in der Lage sein wird, hier irgend etwas wirklich zu „kontrollieren“.

Vor allem wird keine einzelne Bundesregierung in der Lage und imstande sein, die preußische zu gegenprüfen, und aus diesem Grunde schon muß das Reichsinteresse in dieser Sache erweckt werden, das noch weit größer ist hinsichtlich einer finanziellen Beteiligung an dem gemeinsamen

Erfolg. Es erscheint durchaus notwendig, einen gewissen Teil der zu erwartenden Gewinne in irgend einer Form dem deutschen Reich bezw. Volk direkt zukommen zu lassen, wenn nicht der Reichsgedanke durch die ganze Art dieser Abmachungen zu kurz kommen soll.

Dies kann auf zweierlei Weise geschehen, durch Verbilligung der Tarife oder durch Limitierung der Renten nach oben derart, wie bei der Reichsbank, d. h. durch Abführung einer gewissen Ueberschußdividende nicht an die beteiligten Staaten, sondern an das Reich. Jede rasche Verbilligung der Tarife würde die mutmaßlichen Vorteile der „Kleinen“ sofort wieder auffressen, denn das berühmte „latente Verkehrsbedürfnis“ ist nicht = unendlich; sie würde auch ganz anderen Volksschichten zugut kommen als die Beteiligung des Reiches an dem erhofften Goldregen.

Die Verbilligungsfanatiker scheinen vielfach keine zutreffende Einsicht in die Tragweite des Gegenstandes zu haben, sonst könnten sie nicht die wichtigen Vorfragen der Vereinfachung und Vereinheitlichung so stark unterschätzen. Die Frage der Verbilligung bleibt ja gewiß, aber sie ist vorerst nicht die entscheidende, da sie sich mit Steuerfragen berührt. Es verbleibt somit die Beteiligung des Reichs. Sie würde nicht nur den immer ungleicher wirkenden Druck der nach den „Kopfmengen“ verteilten Reichslast etwas ausgleichen, sie würde dem Reichsgedanken überhaupt etwas aufhelfen und damit ein sogenanntes Imponderabile schaffen, welches — sehr nötig ist. Die seit einiger Zeit eingerissene **finanzielle** Kostgängerschaft des armen Reiches bei den sehr verschieden reich werdenden Bundesstaaten ist flankiert von einem erheblichen **wirtschaftlichen** Mehrmitessen des Bundesstaats Preußen wie der zwei westlichen Hansestaaten aus der „Reichs- vor allem auch Zollschüssel“, wobei die eisenbahnlosen Kleinstaaten und -stäätchen als arme und hilflose Schlucker oder vielmehr löffellose Nichtschlucker dazwischen liegen. Spricht man bei der Invalidenversicherung von einer „Gemeinlast“ und einer „Sonderlast“, warum sollte man hier nicht von einer „Gemeinrente“ und einer „Sonderrente“ sprechen können?

Auch hier kann Deutschland von Amerika lernen, wenn es die dortigen Erscheinungen beobachtet und die Erfahrungen der ganz andersartigen Verhältnisse entsprechend anwendet. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß weiterblickende amerikanische Trustmilliardäre mit einer gewissen inneren Notwendigkeit dazu geführt werden, einen Teil ihrer eben durch die Trustbildungen erworbenen Riesenvermögen bezw. Einkünfte in gemeinnützigen Formen an die Allgemeinheit zurückfließen zu lassen. Andrew Carnegie, der beste „Typ“ dieser Art, hat über die Aufgaben dieses modernen Reichtumsträgertums sogar ein Buch geschrieben und eine besondere „neue“ Theorie aufgestellt. Wir in Deutschland sind, was den Eisenbahnconcern anlangt, in einer viel günstigeren Lage; die einzelnen Großbetriebe sind hier bereits auf die Oeffentlichkeit und Gemeinnützigkeit gegründet. Mit der Ver- und Uebertrustung muß nur noch die Erweiterung der Gemeinnützigkeit nach unten hin derart Hand in Hand gehen, daß der Mehrnutzen aus der Gesamtvereinigung auch der Gesamtheit als solcher, d. h. ihrem berufenen Träger, dem Reich zufließt.

7. Wenn bei den Reichstagsabgeordneten etwas mehr Verständnis

für Fragen von wirklich nationaler Tragweite — national im Sinn von Wirtschaftsnationalität — vorhanden wäre und etwas weniger Kleben an gewissen veralteten, wenig zeitgemäßen Parteischablonen, dann müßten gewisse Erwägungen bei ihnen längst greifbare Gestalt angenommen haben.

Zu diesen Erwägungen gehört der immer enger werdende Zusammenhang zwischen Zollgesetzgebung und Reichssteuerfrage überhaupt, nicht etwa bloß wegen der finanziellen, sondern ganz besonders auch wegen der wirtschaftskraftverschiebenden Wirkung auf die Reichsteile, und zwischen diesen beiden und den Binnenverkehrskosten im weitesten Sinn. Ein Reichsparlament, welches diesen Zusammenhang nicht zu beleuchten und mit Nachdruck zur Geltung zu bringen vermag, ist den schwierigen Fragen einer zielbewußten Förderung der Reichsinteressen nicht gewachsen.

Mögen die berufenen Sprecher der öffentlichen Meinung es nicht der sozialdemokratischen Partei überlassen, aus der Tatsache der Freizügigkeit der Arbeitermassen, aus der wirtschaftlich vollzogenen Sprengung der historisch gewordenen Bundesstaatsgrenzen u. s. w. allein gewisse naturnotwendige Folgerungen zu ziehen, möge man ihnen vor allem nicht überlassen, das unter Appellation an die „Arbeiter Deutschlands“ zu verlangen, dessen Verwirklichung in irgend einer Form in Wahrheit nicht nur ihr Interesse sondern ein Interesse der ganzen Nation, und damit auch der wirtschaftlichen Zukunft aller ihrer einzelnen Teile ist. Ein armes Reich und ein armer preußischer Staat wären ein Nationalunglück. Ein immer mehr verschuldender Reichsetat aber, und dicht daneben ein immer reicher werdender Vormachtetat bedeuten eine innere Gefahr, die um so größer wird, je höher die Aufgaben und eben damit die wirtschaftlichen Anforderungen des Reiches werden.

Die große Aktion der Zolltarifreform muß gefolgt sein von einer volkswirtschaftlichen Verkehrsreform großen Stiles, denn diese letztere ist der wichtigste, innere Exponent jener Aktion nach außen. Der Schwerpunkt dieser inneren Verkehrsreformen liegt aber zunächst keineswegs in einer Verbilligung der Tarife, oder gar in einer rein mechanischen und planlosen Verbilligung, sondern in einer technisch-ökonomischen Zusammenfassung der vorhandenen, politisch-zufällig, nicht wirtschaftlich-rationell gearteten Verkehrsgroßbetriebe und in einer Zuwendung der dadurch erreichten bezw. erreichbaren finanziellen Erfolge an die Gesamtheit der Beteiligten durch entsprechende Entlastung bei Aufbringung der Mittel für Bestand und Zukunft des Reichs. Nur ein großzügiges Zusammenarbeiten von weitblickenden Technikern einerseits, von Finanzmännern andererseits wird diesem Problem gewachsen sein; der größte Widerstand wird dabei von dem Partikularismus in allen seinen Formen geleistet werden.

Rundschau.

*

Das Schauspiel im Prinzregenten-Theater.

(Offener Brief an Dr. Josef Hofmiller.)

Werter Freund und Kollege!

Auf der Fahrt von Dessau nach Weimar — zweien guten Zukunftsstationen für fortschrittsfreudige Theaterfreunde — auf dem Wege von der Mulde zur Ilm also las ich jüngst Ihren vortrefflichen, unlängst an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatz: „Die jetzige Lage der Münchner Hofbühnen.“ In scharfumrissenen Zügen gaben Sie ein Bild der Situation, wie sie sich den Augen des kundigen, einsichtigen und vorurteilslosen Betrachters darstellt.

Sie wissen, daß ich seit geraumer Zeit mich bestrebe, im Sinne der Anschauungen zu wirken, die Sie in jenem Aufsatz vertreten. Wir stehen also in der gleichen Frontlinie. Nun hatten Sie in Ihren Ausführungen ein Stückchen freien Raumes ausgespart, mit dem Vorbehalt, bei einer späteren Gelegenheit etliches Ergänzende nachzutragen. Darf ich Ihnen die kleine Arbeit abnehmen?

Sie schrieben: „Die wichtigsten klassischen Stücke gehören ins Abonnement.“ Sehr wohl. Nur möcht ich diesen Satz noch in der Art ausrunden, daß ich sage: „Und das Abonnement gehört ins Prinzregenten-Theater.“

Was würden wir von Jemand denken, der über zweckmäßig eingerichtete Museumssäle mit vortrefflichen Lichtverhältnissen verfügte, sie aber sozusagen leer stehen ließe und sich nicht überwinden könnte, in seinem Besitz befindliche Meisterwerke von Dürer, Holbein, Böcklin aus öden, übel aufgeputzten, halbfinsteren Prunkgemächern zu entfernen — nur weil die Bilder seit Urgroßvaters Zeiten ebendort hingen! Sollen wir etwa aus Philisterträgheit, als energielose Halbnaturen, die sich nicht dazu aufzuraffen vermögen, die von Staub starrende, klebrige Base Gewohnheit mit einem kräftigen Tritt die Treppe hinunterzubefördern — — sollen wir uns, sag ich, als kurzsichtige Kleinkrämer der Aesthetik leichthin der außerordentlichen künstlerischen Vorteile begeben, die die Einbürgerung des Goetheschen, Kleistschen, Grillparzerschen, Hebbelschen Dramas in ein Haus mit amphitheatralisch gehaltenem Zuschauerraum und vollkommen für sich abgeschlossener Szene mit sich bringen muß? Bisher sind ja — von wenigen Einzelleistungen Possarts, Häußers, Monnards abgesehen — Schiller und Shakespeare im Prinzregenten-Theater infolge ungenügender Vorbereitung nur ganz mittelmäßig oder geradezu schlecht gespielt worden. Wollen wir nicht erst einmal abwarten, bis sie auf dieser Szene nach Gebühr ordentlich studiert und gut oder doch wenigstens leidlich dargestellt worden sind, ehe wir unseren Zukunftsanträgen die endgültige Fassung geben? Setzte man nur die Hälfte, nur ein Drittel des Fleißes und der Intelligenz, die auf diesen Brettern an die Einübung der „Meistersinger“ oder des „Rheingolds“ gewendet wurden, hier an die Inszenierung des „Wallenstein“, des

„Coriolan“ — die Schillerianer, die Shakespearianer nicht nur Münchens sondern ganz Deutschlands würden Wunder über Wunder erleben!

Denn trotz solcher oft miserablen Ensembleleistungen, wie wir sie im Prinzregenten-Theater an den dem gesprochenen Schauspiel gewidmeten Sonntag-Nachmittagen zu erdulden hatten, erwies sich der Raum an sich den Klassikern des gesprochenen Dramas gegenüber bereits als unerhört kunstschöpferisch. Verhütet es doch die nur in einer derartigen baulichen Anlage zu bewirkende absolute Isolierung der Bühne, daß bei geöffneter Gardine Zuschauerhaus und Szene zu einem trüben Brei von heterogenen Gestalten, ungewollten närrischen Lichteffekten und gegeneinander schreienden Farben zusammenfließen, ineinanderschwimmen. Erreichen wir doch hier vermöge des abschließenden breiten Rahmens, als welcher der dunkel bleibende Raum über dem verdeckten Orchester, zwischen der ersten Zuhörerbank nnd der Rampe, dient, eine Reinheit, Kraft und Harmonie der Bildwirkung, die Schiller, Shakespeare, Goethe in Bezug auf Schönheit und Eindringlichkeit der Gebärde, Reiz des losen wie des geschlossenen Ineinanderspiels, plastischen Charakter und Mannigfaltigkeit der Gruppenbildungen überhaupt erst zu ihrem Rechte gelangen läßt. Stellen wir die aus dem heiligen Hain vor den Altar hintretende Goethesche Iphigenie vergleichsweise nacheinander auf die Szene des wälschen Opern- und Logenhauses und auf die des Prinzregenten-Theaters. Wenn wir nicht hier mit Staunen und Rührung fühlen, daß vor uns im Lebendigwerden einer bedeutenden Vision Antike und herrliches Deutschtum sich vermählen, sich unser dort aber nicht die widrige Empfindung bemächtigt, daß der große Weimaraner mit einem verschnittenen Barockfetzen drapiert wird: dann sind wir keine künstlerisch empfindenden Menschen, sondern Schuster.

Und einer solchen Möglichkeit, im großen Stile reformatorisch umgestaltend zu wirken, den geistigen Eigenbesitz einer Kunststadt wieder zu mehren, die nach Lage der Umstände in der letzten Zeit sich schon vielfach gezwungen sah, mit ausgeschliffener Münze zu zahlen — einer derartigen Möglichkeit sollen wir uns kurzerhand entschlagen? Sollen mit verschränkten Armen zusehen, wie in dem jetzt als Amphitheater aufwachsenden neuen Charlottenburger Schillerhause, wie dann, ein wenig später, vielleicht in Dessau, Weimar, Stuttgart, Karlsruhe und wer weiß wo sonst noch rührige und frisch zugreifende Männer die neuen szenischen Gegebenheiten auch für das Schauspiel sorgsam, eifrig ausnutzen — — während wir in München dann zum hundertsten Male als die Männer von der versäumten Gelegenheit, als die betrübten Lohgerber mit tränengesättigtem Sacktüchlein am Isarufer stehen und jammern, daß Andere uns wiederum überflügelt hätten? Eine Glückskarte in der Hand haben, wie sie Einem alle Jubeljahr einmal beschert wird, und sie nicht ausspielen? Verdient das nicht Prügel? Vergessen wir doch die alte bewährte Erfahrung nicht: wer als der Erste etwas Neu-Eigenartiges von Wert bietet, der kettet nicht nur den Ruhm und die den sachlichen Erfolg fortzeugende Tradition an sich, der hat auch für lange Zeit auf den größten Zuspruch all derer zu rechnen, die künstlerischen Genuß, Belehrung, Unterhaltung suchen — möge dann anderenorts hinterher auch Vollkommeneres gebracht werden. Und haben wir es in München etwa nicht bitter nötig, mit Anspannung aller Energie die Kolonie der ansässigen, begüterten Kunstfreunde nach Möglichkeit zu verstärken und die Durchreisenden wenigstens auf Tage zu fesseln? Unter denen, die jahraus, jahrein für kürzere oder längere Zeit südwärts pilgern, gibt es genug wohlhabende, geistig rege, aber unmusikalische Leute. Auch für diese kann das Prinzregenten-Theater zu einem kräftig wirkenden Magnet werden, wenn wir die durch seine baulich-szenische Anlage gebotene Gelegenheit sachgemäß ausnutzen, während der „Fremdensaison“ auch auf dem Gebiete des gesprochenen Schauspieles dort etwas Außerordentliches herauszustellen.

Eine unerläßliche Vorbedingung wäre dabei allerdings zu erfüllen: Es müßten für Schauspielvorstellungen im Prinzregenten-Theater möglichst kurze Dekorationen gewählt werden. Bei sämtlichen Aufführungen des heuer an jener Stätte mit Ach und Krach abgehaspelten Schiller-Zyklus hatte ich Akt für Akt die gleiche Wahrnehmung zu verbuchen: war der Bühnenplan mit einer verhältnismäßig kurzen Dekoration besetzt, so verstand man auf den unteren wie auf den oberen Zuhörerbänken auch die Darsteller sehr gut, die keineswegs über die meister- und musterhafte Sprechtechnik eines Possart verfügen. Mehr als durch alle fragwürdigen Experimente des Naturalismus sind der deutsche Schauspieler und sein Vortragsstil von jeher dadurch geschädigt worden, daß man Schiller, Goethe und Shakespeare aller Vernunft, allem künstlerischen Feingefühl zuwider in mitten der tiefen, auf das Feldgeschrei der Heldentenöre und die Chorentwicklungen des musikalischen Dramas zugeschnittenen Operndekoration gewaltsam auseinanderzerrte. Diese unselige, wüste Opernszene mit ihrer unendlichen Guckkasten-Perspektive, und das riesenhohe italienische Zuschauerhaus mit den drei, vier und fünf Rängen: das waren vornehmlich die hemmenden Faktoren in der neueren Geschichte der deutschen Schauspielkunst! Welche Gesichter, recte Fratzen, muß nicht der Mime schneiden, damit der Zuhörer, der auf der Bergeshöhe selbst nur eines dritten Ranges thront, überhaupt eine Veränderung der Züge gewahr wird! Wie unnatürlich muß jede Silbe gedehnt werden, damit die „Olympier" nur etwas verstehen!

Sind Ihnen, verehrter Herr Doktor, die Aufsätze zu Gesicht gekommen, die ich im Herbst 1904 auf Veranlassung der Redaktion unserer „Neuesten Nachrichten" unter dem Titel: „Münchner Theaterbaufragen" veröffentlichte? In Ansehung dessen, daß das „Residenztheater" ganz, das Hof- und Nationaltheater halb bis dreiviertel baufällig ist und im übrigen jedwedes Theater mit Rängen und Rangtreppen bei Feuersgefahr und dem Ausbrechen einer Panik zu einer Unheilstätte werden muß, schlug ich vor: 1) Im Prinzregenten-Theater die Anzahl der Plätze derart zu vermehren, daß das „Abonnement" dort bequem unterzubringen ist — was Prof. Littmann, der Architekt des Hauses, für leicht ausführbar erklärt. 2) Das Gärtnerplatz-Theater, das doch seinen ihm ursprünglich zugewiesenen Beruf als erzieherische Volksbühne rettungslos verfehlt hat, von der Hoftheater-Intendanz wieder in Benutzung nehmen zu lassen. 3) Da jede zehn Mark, die man für Ausflickarbeiten im Hof- und Nationaltheater verwende, hinausgeworfenes Geld seien, den häßlichen Kasten niederzureißen und auf dem gleichen Areal ein kleineres Amphitheater für intimeres Schauspiel und heitere Oper zu errichten — ein Haus, in dem durch die Anlage der Foyers und Aehnliches auch auf die Ansprüche des Hofes und des Hofzeremoniells die erforderliche Rücksicht genommen würde. 4) Vom „Residenztheater" lediglich den Zuschauerraum seiner ganz einzig schönen Rokoko-Ausschmückung halber als Museumsobjekt zu erhalten.

Das Prinzregenten-Theater würde dann also nicht nur für eine kurzbemessene Festspielperiode und ein paar Sonn- und Feiertage, sondern ständig im regelmäßigen Bühnenbetriebe ebensowohl das klassische (wie überhaupt das mit weitschichtigem Apparat arbeitende) gesprochene Schauspiel als auch diese und jene Oper Glucks, den „Fidelio", die „Euryanthe", die Werke Wagners und die der bemerkenswerten sich an ihn anschließenden Begabungen beherbergen. Von Rechtswegen. Denn ein massives, ein monumentales Haus baut man nicht allein auf den Namen und Kredit eines Meisters hin, selbst wenn dieser Meister Richard Wagner heißt. Possart hatte dafür die richtige Empfindung, da er dem Gebäude als unverrückbares Dauerprogramm die Frontinschrift gab: Der deutschen Kunst. Die deutsche dramatische Kunst hat immerhin schon vor Wagner wunder-

würdige Schöpfungen hervorgebracht — und sie ist auch nicht mit ihm ins Grab gesunken. Darum werden sich auch die Nichts-als-Wagnerianer, die Wagnerphilister, die ihren ästhetischen Horizont im Jahre 1883 mit Brettern zuschlugen, mit einer Neuordnung der Dinge im Prinzregenten-Theater sich zu versöhnen haben. (In München selbst sind solche Wagnerphilister glücklicherweise nicht anzutreffen.) Dem Privatmanne steht es ja frei, sich ausschließlich Orlando di Lasso, oder Friedrich Hebbel oder Richard Wagner zu widmen. Wer aber in der Oeffentlichkeit mitreden will, der muß sich entwicklungsfähig zeigen, der muß mit allen geistigen Hauptströmungen der Zeit in Fühlung bleiben und für seine besondere Tätigkeit Nahrung aus ihnen ziehen. Sonst wird er just so zum Wagnerzöpfling, wie der als Kulturhistoriker unvergleichlich bedeutende W. H. Riehl und seine Gesinnungsgenossen als Haydnzöpflinge erstarrten. Lebte Wagner noch, so würde er wahrscheinlich dem Prinzregenten-Theater einen weiten Aufgabenkreis zuweisen! Er wußte, daß er dem deutschen Volke in seinen Werken ein kostbares Kapital hinterließ. Doch er wußte auch, daß man ein Kunstkapital nicht in täglicher Inanspruchnahme ausschroten dürfe, wie die Erfindung eines beliebigen gewinnbringenden industriellen Prozesses. „Schafft Neues, Kinder; Neues!" — das war Wagners tägliche Rede.

Man braucht Sie und mich, lieber Herr Kollege, gewiß nicht darüber zu belehren, daß auch die Wagner-Aufführungen im Prinzregenten-Theater, selbst in Ansehung der Höhe, zu der sie unser herrlicher Felix Mottl jetzt hinaufgeführt hat, noch weiterer Vervollkommnung fähig wären. Noch ist da manches Primadonnentum in sinnvoll edlen Gesang, noch ist da mancher virtuos gehandhabte dekorative Schnickschnack in schlichte, gehaltvolle szenische Kunst umzusetzen. Aber wie uns aus der Vertiefung in die wagnerischen Probleme neue Einsichten, neue Hilfsmittel für die Inszenierung der mozartischen Meisterwerke zuwuchsen, so wird im Prinzregenten-Theater eine intensive Kultur Schillers, Shakespeares und derer, die mit Ehrerbietung, aber eigene Gedanken ausspinnend, des Bayreuther Meisters Spuren folgen, in einer Fülle verschiedenartiger Anregungen auch wieder das an jener Stätte zu pflegende Wagnerstudium neu befruchten. „Beschäftigung, die nie ermattet," schafft auch auf dem Felde der Kunst erst den rechten Ertrag, wenn sie würdigen Gegenständen, die in innerer Beziehung stehen, wechselweise zugewendet wird.

Vielleicht gestatten Sie, daß ich diesem Briefe in Zeit und Weile einen weiteren folgen lasse. Für heute drückt Ihnen, einem Nicht-Einseitigen und Weitsichtigen, herzlich die Hand

Ihr Ihnen bestergebener

München, September 1905. Paul Marsop.

Felix vom Rath zum Gedächtnis.

„De mortuis nil nisi vere!" — Wird je ein Freund dem verstorbenen Freunde im Sinne dieser strengen Forderung gerecht werden können, zumal so lange er noch die vom Tode frisch geschlagene Wunde im Herzen trägt? Wird das Bild, das er entwirft, die Züge der Wirklichkeit tragen und vor dem strengen Urteil nüchterner Beobachter bestehen können? —

Als die Aufforderung an mich erging, dem am 24. August d. J. in München verschiedenen Tonsetzer Felix vom Rath in diesen Blättern einen Nachruf zu widmen, mußte ich, der ich in jahrelanger inniger Freundschaft mit dem Entschlafenen verbunden war, mir diese Fragen vorhalten, ehe ich die folgenden

Zeilen niederschrieb. Mögen sie im Geiste klar blickender, nicht aber blind machender Liebe wahrhaftig wirken.

Felix vom Rath ist nicht von der Wahlstatt abberufen worden, auf welcher um die höchsten Ziele der Tonkunst gerungen wird; von einem bescheidenen, stillen Arbeitsfelde, auf welches nur eine Minderzahl der Kunstfreunde ihr Augenmerk lenkt, hat er vorzeitig scheiden müssen. Dieses Arbeitsfeld hatte er sich in München geschaffen; er galt als eines der begabtesten, am meisten versprechender Mitglieder jener kleinen Zahl Münchener Tonkünstler, welche man wohl unter dem Namen „Münchener Schule“ zusammenzufassen versucht hat. Von Geburt war er Rheinländer; in Köln kam er als Sohn einer in der Großindustrie Westdeutschlands wohlbekannten Familie 17. Juni 1866 zur Welt. Das zarte, ungemein empfindsame Kind genoß sorgfältige häusliche Erziehung; zum Jüngling erwachsen, absolvierte er noch im 17. Lebensjahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich dem juristischen Studium zu, welches ihn auf verschiedene Universitäten Deutschlands und des Auslands führte. In diesen Lehrjahren legte er den Grund zu einer vielseitigen, ungewöhnlich reichen allgemeinen Bildung, welche insbesondere auch fremde Sprachgebiete umfaßte. Daneben förderte er aber auch sein Fachstudium derart, daß er zur üblichen Zeit das Referendarexamen und nach der vorgeschriebenen praktischen juristischen Tätigkeit, welcher er im Rheinland obgelegen, 1893 das Assessorexamen ablegen konnte. Man hatte es in seiner Vaterstadt freudig begrüßt, daß ein Angehöriger großindustrieller Familien sich in den Dienst der Gerichtspflege stellen wollte, und glaubte ihm eine ungewöhnliche Laufbahn voraussagen zu können.

Damals trat in seinem Leben der entscheidende Wendepunkt ein. Von früher Jugend an war sein Herz von musikalischen Neigungen und künstlerischen Träumen erfüllt, an welche indessen begreiflicherweise im Kreise seiner vor allem von kaufmännischen Traditionen erfüllten Familie besondere Hoffnungen nicht geknüpft worden waren. In dem herangereiften Manne, welcher seine freie Zeit dem Klavierspiel unter Leitung verschiedener Lehrer von hohem Rang und Ruf (Sgambati in Rom, Reinecke in Leipzig, Max Pauer in Köln) mit dem Erfolge widmete, daß er eine weit über das dilettantische Höchstmaß hinausgehende technische Fertigkeit sich errungen hatte, — in ihm verdichteten sich diese Neigungen zu heißer Liebe und gebaren den tiefen, wahrhaften Drang, sein Leben ganz der Pflege der Musik zu widmen. Die Tonwelt schlug sein Empfindungsleben völlig in ihren Bann und schon begannen die Anzeichen echter Begabung, schöpferische Regungen verheißungsvoll in ihm aufzublühen: er schrieb sein erstes Lied.

Nach einer längeren Reise im Auslande schloß er nun im Einverständnis mit seinem Vater die juristische Laufbahn ab und wandte sich nach München, um sich unter Ludwig Thuilles Leitung ganz dem Studium der Komposition hinzugeben. Auch nach Abschluß dieser Studien behielt er seinen Wohnsitz in der liebgewonnenen bayrischen Hauptstadt bei, wo er, allen äußeren Ambitionen abhold, ausschließlich seinem stillen Schaffen und der Pflege seiner vielseitigen künstlerischen Neigungen und Ideale lebte.

Als eine kostbare Folie seiner produktiven Begabung war ihm von der Natur die Fähigkeit gegeben, in anschmiegendem Verständnis und leidenschaftlicher Bewunderung jeder fremden schöpferischen Kraft die geistigen Strömungen seiner Zeit mitzuverstehen und mitzuempfinden. In seinem Kopfe lebte das Bild einer künstlerischen Gesamtkultur, welche das Leben selbst zum Kunstwerk erheben und gestalten will. So trat er zu einem Kreise gleichgesinnter Freunde der verschiedensten Lebens- und Berufsarten in innige Wechselbeziehung. Nicht vergessen sei, daß Richard Strauß während seines Münchner Wirkens den Mittelpunkt dieses Kreises bildete. Im Laufe der Jahre erweiterte er die Kraft seiner Anschauungen durch

ausgedehnte Reisen, die ihn in mehr als landläufigem Sinne mit dem Stande der Kultur in verschiedenen Ländern vertraut machten. Seine Wege führten ihn von der Stätte des alten Karthago bis nach Island. Zu den Kunstschätzen der Renaissance in Italien hatte er ein ebenso persönliches Verhältnis wie zu den Bildern des Velasquez in Spanien und den modernen malerischen und musikalischen Strömungen des heutigen Paris. In der Wahl der Kunstwerke, welchen er seine besondere Neigung schenkte, bekundete er häufig einen der Mehrheit seiner Lebensgenossen vorauseilenden Geschmack. Im Begriffe, ein eigenes Heim zu beziehen, welches ganz den Stempel seines feingeschulten, reifen künstlerischen Urteiles getragen hätte, und welches er zum Mittelpunkte eines ausgedehnten schöngeistigen Verkehres zu machen hoffte, verschied er jäh am 24. August d. J. Er hatte sich einer Krampfaderoperation unterzogen, durch welche er sich Befreiung von in den letzten Jahren aufgetretenen Störungen seiner vitalen Kräfte erhoffte. Eine Hemmung des Blutumlaufes führte nach glücklich überstandener Operation zu einer Herzlähmung.

Scheinen in einem solchen normalen, glücklichen äußeren Lebenslauf nicht alle Voraussetzungen gegeben zu einem harmonischen, ungetrübten Innenleben? Wenn wir vom Raths Kompositionen ihrem Stimmungsgehalte nach prüfen, erscheint dieser mit geringen Ausnahmen tragisch-pathetisch; die meisten seiner Werke geben Kunde von heißen, ja erbitterten inneren Kämpfen, von vergeblichem Ringen um Klarheit und Ruhe. Woher diese Discrepanz zwischen Leben und Kunst? War die schlichte Heiterkeit des Menschen und Künstlers nur Maske? Nein, im Spiegel seiner Kunst erscheinen die wahren Wesenszüge des Entschlafenen. Er war im Grunde eine tragische Natur. Die Unzulänglichkeit alles Vergänglichen kam ihm trotz glücklicher äußerer Lebenslage mit peinigender Schärfe zum Bewußtsein. Im Gegensatz zu dem leichten, freudigen Temperament seiner rheinischen Landsleute war ihm ein grüblerischer Hang zu eigen, der hinter den Erscheinungen den Grund der Dinge suchte. „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt“? Fragen, an denen andere achtlos vorüberstreifen, wurden seiner Seele zur Quelle der Kümmernis. Sein scharfer Verstand entwickelte in ihm ein starkes kritisches Vermögen, welches ihm einerseits einen sicheren Maßstab für das Gute und Echte in Leben und Kunst bot, welches sich aber andererseits mit Vorliebe gegen sein eigenes Ich wandte und ihm naive Lebens- und Schaffensfreude trübte. Die potenzielle Energie, die das Ziel ihrer Wirksamkeit in der Erreichung praktischer Lebensziele sucht, wurde ihm immer wesensfremder. Und doch fühlte er sich nicht stark genug, seiner eigenen idealistischen Lebensauffassung im Kampfe mit diesen Kräften volle innere Freiheit zu erobern. So bietet er das Bild eines Kindes unserer reizsamen Zeit, bei welchem der Wille eigene Wege zu wandeln sich nicht die Wage hält mit dem Maße persönlicher Kraft. —

Vom Raths künstlerisches Wirken war zu kurz, als daß er zu voller Reife des Schaffens hätte gelangen können. Seiner selbstkritischen Veranlagung gemäß hat er nur langsam, fast zögernd geschaffen und so sind seiner reiferen Werke nicht viele. Es ist hier nicht der Ort, sie im einzelnen einer kritischen Würdigung zu unterziehen. Es genüge der Hinweis, daß er nur in einer Violinsonate (D Moll), einem Klavierquartett (C Moll) und dem Klavierkonzerte (B Moll) sich der großen musikalischen Formen bedient hat. Seine besondere Begabung verwies ihn auf die Pflege der intimeren Formen der Klaviermusik und des Liedes. Die ersteren geben am besten ein Bild seines fein differenzierten Empfindens und seines Geschmackes, der alles Alltägliche wie aus innerer Notwendigkeit gemieden hat, ohne daß dabei Sucht nach Originalität zu Tage träte. Die Wahl der Gedichte zu seinen Liedern kennzeichnet sein Verständnis für die moderne Literatur und seine Fähigkeit, intime lyrische Stimmungen durch die

Musik auszudeuten. Als allgemeines Charakteristikum seines Schaffens mag man sagen, daß er nicht eigentlich aus impulsivem Schöpferdrang, aus innerer Not und unwiderstehlichem Müssen geschaffen hat. Gleichwohl ist seiner Produktion neben den Vorzügen klarer Tongebung und sinngemäß angewandter moderner Harmonik eines zweifellos zuzuerkennen: er hatte „Einfälle". — Daß die Verarbeitung des an sich wertvollen thematischen Materials nicht immer den Eindruck des Ungezwungenen erweckt, mag auf die oben berührten Hemmungen seines geistigen Lebens zurückzuführen sein. Die Hoffnung, daß er diese mit zunehmender Reife überwinden würde, ist mit ihm ins Grab gesunken.

Mochte Felix vom Raths Gemütsleben durch innere Konflikte getrübt erscheinen und durfte liebevolle Wahrhaftigkeit nicht übersehen, daß über seinem Wesen ein Schatten von Traurigkeit und Müdigkeit lag: sein Charakter zeigte sich auch schärfster Prüfung in kindlicher Reinheit. Wer seine seltenen Eigenschaften der unantastbaren Lauterkeit, der edlen Herzensgüte, der rührenden Bescheidenheit und Treue in der Freundschaft erproben durfte, bewahrt sein Bild als wertvollen Besitz im Herzen. Ob sich der großen Zahl der Freunde, die seinen Verlust betrauern, ein einziger entgegenstellen kann, der sagt: Ich war sein Feind?

München. Max Schillings.

Die Lenbachausstellung.

Unter den Münchener Kunstausstellungen dieses Jahres ist die Lenbachausstellung kulturhistorisch die merkwürdigste. Man darf beinahe sagen, daß hier in durchaus würdevollen Formen der Kampf zwischen alter und neuer Kunstanschauung zum Austrag kommt. Die Freunde und Verehrer des berühmten Porträtisten haben, die Zeichen der Zeit nicht verstehend, einige hundert Werke Lenbachs vereinigt, in der höchst anerkennenswerten Absicht, aus der Menge des bloß für den Gelderwerb Geschaffenen jene Gemälde zu trennen, die selbst einem skeptischen Publikum zeigen könnten, daß der Ruhm des Mannes nicht unverdient war.

Die Ausstellung ist kühl aufgenommen worden, vom Publikum sowohl, das sich in ihr nicht recht unterhält, wie auch von der Presse. Die Haltung der Presse in der Lenbachfrage ist nun zu interessant, als daß sie nicht kommentiert werden sollte. Als der so sehr gefeierte Mann gestorben war, waren alle Zeitungen mit Nekrologen und Erinnerungen an den „Malerfürsten" gefüllt, und wer nicht genau Bescheid wußte, durfte glauben, daß die Stimme des Volkes noch immer zu Gunsten Lenbachs spräche. Aber wie Referent aus seinen persönlichen Erfahrungen bezeugen kann, verhielt sich die Sache ganz anders als der Anschein war. Die Presse — wenigstens die gute — wird kaum jemals bei dem Tod eines berühmten Künstlers so in Verlegenheit gewesen sein, wie bei Lenbach. Nach ihrer Gewohnheit hatte sie bei den ersten alarmierenden Nachrichten über die Gesundheit des scheinbar Unverwüstlichen sich bei den besten Fachleuten um Nekrologe bemüht. Aber die guten Kunstschriftsteller lehnten fast ausnahmslos ab. Die Redakteure waren in Verzweiflung. Das war nicht nur bei Tagesblättern so, sondern auch in den Kunstrevuen, und das war ferner nicht nur in München so, sondern in ganz Deutschland. Von denen, die einen guten Namen einzusetzen hatten, wollten die wenigsten über Lenbach schreiben; denn es wäre unmenschlich gewesen, dem Mann, an dessen Bahre doch Viele in aufrichtiger Trauer standen, einen Nachruf zu widmen, der bloß die Wahrheit bringen wollte und es wäre für den betreffenden Verfasser doch auch wieder

unstatthaft gewesen, etwas anderes als die Wahrheit zu sagen. So standen bei Lenbachs Tod unter den Nekrologen in der Regel nicht die Namen der wirklichen Kenner oder aber, wenn Männer wie Muther über ihn schrieben, so machten sie solche Einschränkungen im Lob, daß fast alles, was sie zu Ehren des Künstlers sagten, dadurch aufgehoben wurde. Das gleiche ist nun bei den Berichten über die Ausstellung der Fall. Nichtssagende Lobartikel von mehr oder weniger unbekannten Schriftstellern erschienen in Menge. Trotzdem hat sich die Presse für den toten Lenbach nicht halb so engagiert, wie für den lebenden.

Wenn man nun prüft, warum die Haltung des Publikums und der Presse so reserviert ist, gibt sich die Lösung aus dem Umstande selbst, daß sie weder schroff ablehnend, noch begeistert einstimmend ist. Lenbach hat eben doch etwas bedeutet und ist ein künstlerischer Geist gewesen. Man spürt freilich jetzt, wo die Untauglichkeit und Unhaltbarkeit der von ihm gebrauchten Malmittel an dem kaum aufzuhaltenden Untergang seiner von Jahr zu Jahr blinder werdenden Werke offenkundig wird, daß er seine Technik nicht beherrscht hat. Man spürt auch jetzt, wo uns die Werke der alten Meister durch Reisen und photographische Publikationen immer mehr bekannt werden, daß das Wirkungsvollste seiner Kunst fremdes Eigentum war: aber man erkennt auch immer klarer, daß er von Haus aus zu etwas besserem bestimmt und daß er eben irregeführt war. Die Schuld jedoch, daß er auf Abwege geriet und daß, wie in einer Münchener Besprechung der Ausstellung stand, der historische Lenbach in die Jahre zwischen 1850—1860 gehört und nicht mit dem berühmten Lenbach zusammenfällt, trägt der verhängnisvoll niedrige Stand der künstlerischen Kultur Deutschlands um die Jahre 1860—1880. Es hat wohl unter den Männern, die damals alt waren, echte große Künstler gegeben wie Moritz von Schwind, und unter den jungen waren so starke Talente wie Leibl: aber das Volk aller Schichten war in seinem Geschmack auf ein beinahe unreduzierbares Minimum gesunken. Die Zeit, die ihre besten Kräfte und Männer an die Einigung von Deutschland setzte, die den großen Krieg vorbereitete und seine Errungenschaften dann auszunützen suchte, hatte kein inneres Verhältnis zur Kunst. Man wollte vom Bild unterhalten, vielleicht auch belehrt sein und schuf so unter anderem den angeblich psychologisch analysierenden Porträtstil, wie ihn Lenbach als bester vertreten hat. Auf Sachlichkeit, die Grundlage jeder Bildniskunst, verzichtete ein Publikum gern, das nur nach dem fragte, was der Porträtist über dem Dargestellten zu erzählen wußte. So darf man getrosten Mutes Lenbach als den Novellisten der Porträtmalerei bezeichnen, allerdings darf man nicht vergessen, daß von ihm keine sachlichen Bildnisse verlangt wurden. Wenn er in seiner ersten Periode, die heute als seine beste bezeichnet wird, der Aehnlichkeit besondere Aufmerksamkeit schenkte, so konnte er wohl einiger Anerkennung, aber noch größerer Anfeindung sicher sein.

Es erhebt sich nun die Frage, ob diese starke Betonung des Erzählenden im Porträt berechtigt war oder nicht. Im Prinzip läßt sich nicht viel dagegen sagen. Ein Bildnis muß leben. Das geistige Element darf nicht vernachlässigt werden. Es kommt nur darauf an, auf welche Weise es betont wird. Hierüber gibt die Ausstellung eine nur zu deutliche Antwort.

Unter den vielen Porträts scheiden zunächst die weiblichen in dieser Hinsicht fast sämtliche aus. Wenn man das der Schriftstellerin Hedwig Dohm ausnimmt, darf man die übrigen alle, selbst die der würdevollen älteren Damen, als leblos bezeichnen. Die Feinheiten der Frauenseele hat Lenbachs derber Organismus, wie das schon oft konstatiert wurde, nicht erfaßt. Es scheiden aber auch die Kinderbildnisse aus. Man muß nur in Familien nachfragen, deren Mitglieder in jungen Jahren durch Lenbach porträtiert wurden, um immer wieder die gleiche Antwort zu erhalten, daß diese Bildnisse gar nichts von dem wirklichen Leben

enthalten. So bleiben die Porträts der bedeutenden Männer übrig, die der berühmte Maler in unabsehbarer Reihe geliefert hat. Trotz der Verschiedenheiten der Nationalitäten, Typen und Trachten sind sie nun alle so sehr nur Zeugen eines einzigen Geistes, daß die Zusammengehörigkeit durch den gleichen Ursprung unendlich viel stärker in das Auge springt als ihre Trennung durch die Verschiedenheiten der Charaktere. Das ist bei der langen Zeit, über die sie sich erstrecken, kunstgeschichtlich insofern ein unerhörter Fall, als es keinen Meister ersten Ranges gibt, bei dem das gleiche zu beobachten wäre. Wenn noch so viele Porträts von Velasquez oder Franz Hals, selbst von Rembrandt zusammenkommen, so sieht man wohl die durch die gleiche Autorschaft bedingten Aehnlichkeiten sofort, aber noch deutlicher die Verschiedenheiten der Porträtierten.

Dieser Umstand, der sehr gegen die viel gerühmte Tiefe der Auffassung des „Seelenlesers Lenbach“ spricht, erklärt sich aus einem anderen Moment, das bei der Massenhaftigkeit, mit der die Porträts hier zusammengebracht wurden, kaum zu übersehen ist. Das Arrangement der Bilder ist nicht natürlich. Die Pose in der Haltung des Körpers, in der oft mehr als willkürlichen Tracht, vor allem aber in dem Ausdruck des Gesichtes und der Augen, wirkt zu laut, als daß sich die Charaktere der einzelnen noch entwickeln könnten. Es ist aber eben diese Pose, die von der älteren Generation so sehr bewundert wurde und so war dieses Urteil auf keinen guten Grund gebaut.

Wenn nun das theatralische Arrangement die Glaubwürdigkeit von Lenbachs Werken sehr beeinträchtigt, so ist sie es trotzdem, die nicht nur zeigt, daß erstens der so viel gefeierte Maler tatsächlich Blick für malerische Wirkung gehabt hat und daß er aus dem auf Nachahmung der alten Meister gerichteten Geschmack seiner Zeit bessere Erfolge gezogen hat, als irgend ein anderer Porträtmaler. Er hatte Sinn für das Bedeutende und wenn er es selbst aus eigenen Kräften nicht zu schaffen vermocht hat, so wußte er doch wenigstens seine Vorbilder gut zu wählen.

An sich ist es ja eine widersinnige Geschmacklosigkeit, die Menschen des 19. Jahrhunderts, in die Tracht der früheren Jahrhunderte zu stecken, zumal da unsere Zeit eine so ganz eigenartige Kultur hervorgebracht hat, die sich von allen früheren in vielen Dingen nicht nur scharf, sondern häufig auch glücklich unterscheidet. Aber die Kreise, denen Lenbach diente, hatten nun einmal Wohlgefallen an solcher Maskerade. So gut wie sie sich keine modernen Häuser bauten, sondern alte Paläste imitieren ließen, so gut wie sie die Geräte des Hauses nicht selbständig und neu entwerfen ließen, sondern mit protzigen, aber stumpfen Nachahmungen alten Kunstgewerbes zufrieden waren, so gut wie sie Stuck für Marmor und Talmi für Gold gebrauchten, ebenso machten sie auch keinen Unterschied zwischen einem echten Tizian und einem nachgeahmten.

Für viele lag sogar eine besondere Piquanterie darin, alte und neue Kunst durcheinandergemischt zu sehen. Man schmeichelte sich, die Vorzüge der einen mit denen der andern verbinden zu können und schätzte sich glücklich, das auf billige Weise machen zu können. Ein echter Rembrandt wäre zu teuer gewesen; aber eine Rembrandtimitation von Lenbach war für ungleich weniger Geld zu haben und man redete sich ein, daß es etwas besonders interessantes und wertvolles sei, einen berühmten Mann der Gegenwart in altmeisterlicher Drapierung gemalt zu besitzen.

Diesen Trugschluß kann die heutige Generation gar nicht mehr nachempfinden und viele der älteren können es gottlob auch nicht mehr. Aber er ist von einer ganzen Epoche gemacht worden und darum müssen wir vom historischen Standpunkt aus nicht nur die Tatsache hinnehmen wie sie vorliegt, sondern auch als vollwichtige Erklärung für den verhängnisvollen Grundirrtum in Lenbachs An-

schauungen gelten lassen. Es läßt sich aber ferner auch erklären, warum die Heutigen diese Richtung der siebziger Jahre so völlig ablehnen. Es handelt sich da keineswegs bloß um den Wechsel des Geschmacks, wie oft gesagt wurde, noch weniger um eine Verderbnis der künstlerischen Kultur, wie auch schon häufig und nicht selten in feindlicher Absicht behauptet wurde, sondern um einen wirklichen und hocherfreulichen Fortschritt. Dieser wird ja wohl in seinem innersten Grund darauf beruhen, daß wir eine selbständige, den inneren Bedingungen unserer Zeit durchaus entsprechende Kunst besitzen, was vor 30 Jahren nicht im gleichen Maße der Fall war. Vor allem aber kommt hier die Besserung der kunsthistorischen Kenntnisse des Publikums in Betracht. Die Photographie und die Erleichterung des Reisens haben das Volk in einem vorher niemals dagewesenen Grade mit den alten Meistern vertraut gemacht. Man kennt jetzt allgemein die Vorbilder, die Lenbach benutzt hat und unterliegt ihrem Zauber nur noch im Originale; in der Nachahmung lebt er nur noch sehr abgeschwächt und wirkt da natürlich nicht mehr so leicht. Früher kannten selbst feingebildete Leute nicht die Bilder, die jeweils den Lenbachschen Porträts zu Grunde lagen; heute darf man sagen, daß sie in den Kreisen, die sich überhaupt um Kunst interessieren, jedermann kennt. Man kennt sogar die Originale nicht nur aus Reproduktionen, sondern meistens aus Autopsie und wird sich des Unterschiedes umso besser bewußt.

Selbst dieser Umstand aber, der doch wichtig genug ist, trifft noch nicht den Kern der Sache. Die alten Meister sind heute nicht nur gewissermaßen statistisch bekannt, insofern als ihre einzelnen großen Werke zum Allgemeingut der Menschheit geworden sind, sondern der Unterschied zwischen alter und neuer Kunst, zwischen Echt und Unecht wird heute ganz anders gefühlt als früher. Auch hierin liegt eine unendlich wertvolle Besserung vor. Es bedarf heute keiner besonderen Belehrung mehr, um zu erkennen, wie wenig glücklich Lenbachs Imitationen im Nachschaffen alter Technik und Kunst sind. Das liegt der jüngeren Generation schon im Blut, gerade wie ihr das Bedürfnis angeboren ist, die Menschen und Dinge der Gegenwart in künstlerischen Formen dargestellt zu sehen, die aus der Gegenwart genommen sind.

Es ließe sich noch mancherlei darüber sagen, warum Lenbach in den letzten Jahren immer mehr an Kredit verloren hat. Hier kam es dem Verfasser nur darauf an, zu zeigen, daß diejenigen, die ihn nicht mehr gelten lassen, eben der künstlerischen Entwicklung folgen, von der sie sich nicht ausschließen können. Aber auf einen Einwand sei zunächst noch eingegangen, ehe wir Lenbachs Tätigkeit als Porträtist verlassen. Denen, die den Künstler nicht sehr schätzen, wird gerne gesagt, daß seine Bildnisse ziemlich hohe Preise erreichen. Das ist bei den besseren der Fall, aber die Preise müssen nur mit denen verglichen werden, die für Werke anderer Künstler, wie Menzel und Leibl, gezahlt werden, um gar nicht hoch zu erscheinen. Für eine gute Skizze aus Menzels bester Zeit sind heute 100 000 Mark mit Sicherheit zu lösen, dagegen muß es ein ungewöhnlich weit ausgeführter Lenbach sein, wenn 20—30 000 Mark eingehen sollen und da kommt es noch sehr darauf an, wer dargestellt ist. Derselbe Kunsthandel, der heute noch immer gern für einen Bismarck von Lenbachs Hand große Summen zahlt, ist gegen die von dem Künstler, zumal in den zwei letzten Jahrzehnten massenhaft hergestellte Dutzendware, sehr zurückhaltend geworden.

Die Ausstellung macht uns noch mit einer Seite von Lenbachs Tätigkeit bekannt, von der nur wenige etwas wußten. Er war in seiner Jugend auch Landschaftsmaler und es ist als ein Hauptverdienst der Ausstellungsleitung zu betrachten, daß sie eine Menge solcher Landschaften und der mit ihnen zusammenhängenden Bauernbilder zusammengebracht hat. Die Entwickelung des Künstlers wird erst aus diesen Anfängen klar. Man sieht deutlich genug, daß er selbst

als frischer Novize zwar schon auf den lauten Effekt ausgegangen ist, aber man sieht auch, daß er die Wahrheit anstrebte. Seine Studienköpfe sind ja sehr akademisch, aber sie geben des Künstlers Beobachtungen scharf wieder, sogar etwas zu scharf. Desgleichen sind diejenigen seiner Landschaften, die nicht alten Meistern, wie Hobbema oder Cornelis Decker, nachgebildet sind, für jene Zeit überraschend wahre Studien. Mitunter haben sie auch eine gewisse Leichtigkeit des Tones, die uns heutigentags noch anspricht, obwohl wir doch in Freilichtbildern sehr verwöhnt sind. Ob allerdings gerade die helleren unter den frühen Landschaftsbildern von Lenbach herrühren und ob die Datierung überall echt ist, das müßte erst noch untersucht werden. Bei Arbeiten, die vor langer Zeit entstanden sind, schleicht sich oft ein Irrtum ein, und es ist leicht möglich, daß Lenbach diese Bilder in gutem Glauben für sich in Anspruch nahm, und daß sie trotzdem nicht von ihm herrühren. An sich verlohnt es sich nicht, Worte über sie zu verlieren, wenn sie auch einen etwas besseren Eindruck, als seine übrigen Landschaften machen, die meistens sehr trüb in der Farbe und auffallend verständnislos in der Raumbehandlung sind. Aber da sie jetzt dem Künstler zugeschrieben werden und da man den Versuch macht, ihn als einen hinzustellen, der so gut wie andere auch hell und licht malen konnte, wenn er wollte, so muß der Fall doch erörtert werden.

Wenn es wahr ist, daß die helleren der Landschaften von Lenbach herrühren, so würden sie in Rücksicht auf ihre frühe Entstehungszeit beweisen, daß die spätere Wirksamkeit des Mannes, die doch die eigentlich berühmte ist, eine schlimme Verirrung bedeutet. Seine Freunde wollen sie benützen, um zu zeigen, daß er alles gekonnt hat; in der Tat aber ist nur der eine Schluß berechtigt, daß er, als die Parvenukultur der Gründerzeit den Künstlern so reiche Einnahmen verschaffte, des Gelderwerbes und des leichten Erfolges wegen das Beste seiner Begabung aufgegeben und im Keim erstickt hat. In der letzten Zeit hat sich immer mehr die Erkenntnis verbreitet, daß unsere deutsche Kunst um das Jahr 1870 eine verhängnisvolle Ablenkung erfahren hat, in dem die alte heimische Tradition durch Nachahmung des belgischen Pseudorealismus, der alten Meister und durch die böse, durch Wilhelm v. Kaulbach eingeführte Effekthascherei unterbrochen wurde. Bis jetzt hat man Lenbach nicht zu denjenigen zählen dürfen, die aus besseren Anfängen heraus zu dieser Faiseurkunst übergeschwenkt sind. Er galt in gewissem Sinn doch für eine kraftvolle Originalfigur; aber wenn seine Anfänge so waren, wie sie in den erwähnten Landschaften festgelegt werden sollen, dann war er unter den Ueberläufern der schlimmste und zwar deswegen, weil er das reichste Talent besessen hat.

Sehr unnatürlich ist allerdings dieser Uebergang insofern nicht, als man schon in der frühesten Zeit bei ihm ein Schwanken zwischen selbständigem Forschen und bequemem Anschluß an die alten holländischen Landschafter beobachten kann. Er hat sich, wie es scheint, selbst gesagt, daß er nicht die Kraft besaß, um auf eigenem Weg fortzuschreiten und nach einigem Tasten dann die Bahnen gewählt, die zu leichtem, aber großem Erfolg führen konnten. Die Erklärung gibt hier vielleicht das jetzt berühmt gewordene Bild des Titusbogens. Zu diesem hat er die Studien in Rom gemacht; das große Bild selbst aber führte er nach seiner Rückkehr nach Deutschland aus und zwar, wie man deutlich sieht, weniger mit Benützung der Originalstudien als nach einer Photographie. Dieser Umstand mag ausschlaggebend sein für die Beurteilung seines Schaffens. Er, der in späterer Zeit so offenkundig mit Photographie arbeitete, weil er sich die Fähigkeit nicht zutraute, scharfe Aehnlichkeit mit altmeisterlicher Pose zu verbinden, hat schon als junger Mann mit diesem nur zu hilfsbereiten, aber so schädlichen Mittel gearbeitet und zwar gerade da, wo die deutsche Landschafterei in Spitzweg, Lier

und Schleich eine glänzende Epoche geschaffen hatte. An die Tätigkeit dieser Männer, die schon um 1850, ehe Lenbach die ersten Studien zum Titusbogen machte, bereits eine starke, zukunftsreiche Kunst hervorgebracht hatten, muß man denken, um zu erkennen, wie retardierend Lenbachs System wirkte.

Das ist aber das eigentliche Charakteristikum für Lenbachs Kunst vom historischen Standpunkt aus. Er hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, die Entwickelung der Münchener Malerei zu hemmen. Jedoch kann dieses herbe Urteil nicht gefällt werden, ohne einen mildernden, fast versöhnenden Zusatz. So gleichgültig die Ausstellung wohl die Mehrzahl der Besucher läßt, so offenbart sie doch einen höchst regen künstlerischen Geist. Man muß sich nur einen Saal mit den Werken von Lenbachs Nachahmern hinzudenken, um zu erkennen, wie viel höher er über ihnen stand. Mag sein Prinzip auch falsch gewesen sein, so hat er es doch kraftvoll vertreten und mag er auch viel dazu beigetragen haben, daß die selbständige deutsche Kunst um zwei Jahrzehnte in ihrer Entwickelung zurückgehalten wurde, so hat er als Mensch und Agitator doch besser als ein anderer das gekonnt hätte, dafür gesorgt, daß in München ein reges künstlerisches Leben herrschen durfte. Die meisten seiner Bilder werden wohl vergehen, aber vergessen darf es ihm doch nicht werden, daß er der Lethargie zu der der gesamte Münchener Kunstbetrieb, soweit die Kreise der Nichtkünstler in Betracht kommen, neigt, immer entgegengetreten ist. Er hat Zug in unser Kunstleben gebracht und das erkennt der Verfasser gern an, umsomehr, als auch die Ausstellung in vielen Einzelheiten klares Zeugnis davon ablegt.

München. Karl Voll.

Neuer Vitalismus [1]).

„Nicht durch Kritiken oder ‚Widerlegungen‘ ist der (ältere, Referent) Vitalismus als herrschende Meinung unterdrückt worden: die Kritiken trafen meist nur Auswüchse von ihm, und die ‚Widerlegungen‘ berührten ihn gar nicht, sondern trafen angebliche Folgerungen, welche die ‚Widerlegungen‘ erst schufen: aus sich selbst ist der Vitalismus gestorben.“

Zu diesem Ergebnis gelangt der rührigste und geistvollste Vertreter der neuen vitalistischen Bestrebungen, Hans Driesch, den Lesern der Monatshefte auch als Mitarbeiter [2]) bekannt, in einer historischen Skizze des Vitalismus seit Aristoteles, die er der Auseinandersetzung seiner eigenen vitalistischen Anschauung vorausschickt. Der Autor hebt selbst hervor, daß es ihm nicht eigentlich auf strenge historische Darstellung, sondern auf das ihm „persönlich Wertvolle“ ankam. So erklärt sich das eben zitierte einigermaßen überraschende Resultat seiner geschichtlichen Studien sehr einfach daraus, daß er überall in erster Linie den Beziehungen nachging, welche zwischen den Begriffen, Vorstellungen, Systemen der Aelteren und denjenigen seines eigenen Vitalismus sich auffinden lassen; daß er in allem den „richtigen Kern“ suchte und herausschälte, demgegenüber alles etwa von Lotze oder Cl. Bernard [3]) und Späteren Widerlegte nur als „Auswuchs“ dasteht: so daß es schließlich in der Tat den Eindruck macht, als verhielten sich

[1]) Hans Driesch, Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre. Natur- und kulturphilosophische Bibliothek. Bd. III. Leipzig 1905. 254 S. 5.— M.

[2]) Januarheft 1904: Die Selbständigkeit der Biologie und ihre Probleme.
Juniheft 1905: Das System der Biologie.

[3]) Diesen faßt Driesch auf Grund gleichen Verfahrens, meines Erachtens gänzlich mit Unrecht, sogar als versteckten oder Beinahe-Vitalisten auf (s. S. 120 ff.).

alle jene Vorgänger wie Vorahner der neu gefundenen Wahrheit, als wären ihre Lehren ein langer, oft unterbrochener, immer wieder angesponnener Faden der Tradition einer nie ganz verlorenen, stets neu aufgestandenen Ueberzeugung, — eine Art von altem Testamente des neuen biologischen Evangeliums.

Es besteht sonach für uns kein Anlaß, uns mit dieser „Geschichte“ des Vitalismus und seiner Kritik weiter auseinanderzusetzen. Wir empfehlen sie aber trotz ihres unhistorischen Charakters sehr zur Lektüre, da sie eine Fülle von Material und interessanten Bemerkungen enthält; und da sie schon als erster Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte des Vitalismus sehr verdienstvoll ist.

Bedeutsam wird uns indes diese subjektive Geschichtsschreibung, wenn wir sie als Symptom nehmen. Jede neue „Lehre“, ob religiös, politisch oder wissenschaftlich, hat das Bedürfnis, ihre historischen Grundlagen zu finden, nötigenfalls zu konstruieren, sobald sie zu herrschen beginnt; jede solche Lehre behandelt die Geschichte als „Vorgeschichte“, als „Einleitung“ zu sich selbst. Die hier vorliegende Geschichte des älteren Vitalismus deutet darauf hin, daß der neue Vitalismus die Zeit seiner Herrschaft für gekommen, seinen Sieg für sicher hält. Nichts Geringeres besagt es wohl auch, wenn Driesch im letzten Abschnitt des Buches seinem Vitalismus den ihm zukommenden Platz im „Wissenschaftsganzen“ anweist, nacheinander seine Beziehungen feststellt „zum kritischen Idealismus überhaupt, zum Begriffssystem der anorganischen Wissenschaften, zur Energielehre, zum Substanzbegriff.“

Was berechtigt den Neovitalismus zu solch anspruchsvollem Auftreten? Nach Driesch der Umstand, daß — im Gegensatz zum früheren Vitalismus — „seine Fundamente in breiter Weise bewiesen sind.“ Nach unserer — und wohl fast aller Zoologen und Physiologen — Meinung: nichts.

Ehe wir uns diese „Fundamente“ genauer besehen, ein paar prinzipielle Bemerkungen.

Wir alle sind, so gut wie nach Driesch Lotze und Cl. Bernard, in einem gewissen Sinne „Vitalisten.“ Wir wissen, daß die besondern Körper- und die Lebensvorgänge zumeist in eminentem Maße „zweckmäßig“ sind, daß hier „Eigengesetzlichkeiten“ vorliegen, welche die organische und anorganische Natur trennen. Das Woher? des Lebens und Lebendigen ist uns unbekannt, wird uns unbekannt bleiben, da wir die Uranfänge weder zu beobachten noch aller Wahrscheinlichkeit nach je nachzubilden vermögen. Aus den Eigenschaften der zusammensetzenden Stoffe das Leben mit logischer Notwendigkeit abzuleiten, ist gleichfalls unmöglich: wir sind und bleiben auf die Feststellung beschränkt, daß bestimmte Stoffe in bestimmten Gruppierungen vorhanden sein müssen, wenn Leben da sein soll; daß es bei bestimmten Veränderungen in diesen Stoffen und Anordnungen sich ändert oder verschwindet. Wie sollten wir auch dazu kommen, aus den Qualitäten des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Sauerstoffs, Stickstoffs usw. eine Zelle, einen vielzelligen Organismus herleiten zu wollen? wie anders als von der schon gegebenen Zelle aus uns deren Verhalten, aus den vorhandenen Zusammenordnungen von Zellen uns deren besondere Leistungen zu erklären? Daß Zellen, daß Pflanzen und Tiere, daß ein Auge, ein Arm entstand, wie sie entstanden und für ihre Funktionen sich gestalteten, das sind für uns unlösbare Rätsel und werden es bleiben.

Dies Ignoramus drückt uns schwer und unerbittlich, wenn wir nach dem Urgrund der Dinge forschen, wenn wir „über uns hinaus“, metaphysisch, Klarheit suchen. Es berührt uns kaum, oder doch nicht mehr wie die Erinnerung an Kinderträume und jugendlichen Frage- und Hoffnungsmut, wenn wir als Naturforscher an das Lebensproblem herantreten. Mag, wer dessen bedarf, eine Hypo-

these bauen oder glauben: unsere Fragen gehen an dasjenige heran, was wirklich greifbar, erforschbar vor uns liegt.

Was wir in Hinsicht der Lebensvorgänge als endliches Resultat der Forschung erwarten zu dürfen glauben, ist nun ein Doppeltes. Wir hoffen, auch in allen Lebensäußerungen auf gewisse Typen und Gesetze zu stoßen, sie aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen herausfinden zu können. Wir glauben an feste Gesetze im Lebenden wie im Leblosen. Dieser Glaube, durch unzählige Erfahrungen gesichert, ist uns heute Voraussetzung alles Suchens, aller Naturwissenschaft. Er ist es für den Vitalisten wie für uns.

Wir erwarten aber auch zweitens zu finden, — und dies scheidet unsere Anschauung vom Vitalismus — daß es für das Verständnis irgendeiner Lebensäußerung — jene unlösbaren Grundfragen ein- für allemale beiseite gestellt — niemals nötig werden wird, auf etwas anderes zurückzugreifen als auf die primären Eigenschaften der den Körper zusammensetzenden Stoffe, auf die durch ihre Zusammenfügung gebildeten Verbindungen und auf die besondere Anordnung, in der sie auf einander und auf die Umgebung wirken. Alle bisherigen Ergebnisse der Physiologie berechtigen uns zu dem Schlusse, daß wir bei Herstellung gleicher oder ähnlicher Bedingungen — hierin liegt natürlich die fast nirgends noch vollkommen überwundene Schwierigkeit! — gleiche oder ähnliche Resultate erhalten werden, wie sie der lebende Körper zeitigt. Unbegrenzt erscheint schon die Zahl der chemischen Möglichkeiten, wenn wir uns die mit der steigenden Kompliziertheit der Zusammensetzung wachsende Mehrung der Eigenschaften vorstellen: und nun gar, wenn wir an die so unendlich komplizierten physikalischen Zusammenordnungen, Bindungen und Trennungen der unzähligen winzigen chemischen Fabriken denken, die der Körper darstellt![1])

So glauben wir, ein Recht zu haben auch zu der Annahme, daß, wenn wir nur eine Zelle aus ihren Elementen genau so aufzubauen vermöchten wie ihr Original in der Natur, sie alles ebenso leisten und leben würde wie dieses; ja daß sogar der Mikrotatokosmos, die befruchtete Eizelle, solcherart hergestellt und in entsprechenden Bedingungen gehalten, den ganzen Lauf der Entwicklung nehmen müßte bis zum fertigen Tiere, zur fertigen Pflanze.

Hier lächelt der Vitalist und zitiert Faust II:

„Und welch verliebtes Paar habt ihr ins Rauchloch eingeschlossen?"

Oder er erwidert uns mit Driesch[2]):

Lebensvorgänge sind „kraft einer unauflösbaren Eigengesetzlichkeit zweckmäßig." (S. 5.)

„Die „dynamische Teleologie" — d. h. eine Zweckmäßigkeit, die nicht bloß aus einer gegebenen Struktur sich ergibt („statische Teleologie"), sondern mittels dieser nicht mehr auflösbaren Eigengesetzlichkeit schafft — „führt zu dem, was meist „Vitalismus" genannt wird; sie führt zur Einsicht in die „Autonomie der Lebensvorgänge." (S. 6.)

Der besondere, diese Autonomie, Selbstgesetzlichkeit des Lebendigen bedingende Faktor heißt, mit Neudeutung des aristotelischen Ausdrucks, Entelechie. Sie ist „ein Naturfaktor sui generis, sie tritt neben das aus Physik und Chemie Bekannte als neue elementare Sonderheit". (S. 208.)

[1]) Natürlich „verstehen" wir bei solcher „Zurückführung" auf Eigenschaften und Anordnung der Stoffe den Vorgang nur soweit — aber auch nicht weniger! — wie etwa die Eigenschaften des Zuckers oder Chlorkalks aus ihrer elementaren Zusammensetzung und der (hypothetischen oder erwiesenen) Anordnung seiner Bausteine. Über diese Fundamentalfrage siehe Albrecht, Vorfragen der Biologie, 1899.

[2]) Vergleiche dazu die zitierten ausführlichen Auseinandersetzungen von Driesch in diesen Heften.

„Entelechie benutzt, nach Art von (physikalischen, Ref.) Kompensationen, die Faktoren des Anorganischen, um das ihrer jeweiligen Eigenart Entsprechende herzustellen und regulatorisch zu erhalten.

„Die wesentlichsten Kennzeichen der Entelechie dürfen wohl mit den Worten „primäres Wissen und Wollen" bezeichnet werden, wobei aber diese Ausdrücke in durchaus analogienhaft übertragenem Sinne, rein beschreibend-verdeutlichend gebraucht sind. Das Wort „primär" ist beigefügt, um das von uns Gemeinte von dem „sekundären" Wissen und Wollen, das auf einer „historischen Reaktionsbasis", auf „Erfahrung" beruht, zu scheiden.

„Es erleichtert die Kennzeichnung der organischen Phänomene, verschiedene Arten der Entelechie an den Organismen zu unterscheiden: die eine derselben leistet die Formenbildung, den Bewegungsreaktionen stehen „Psychoide" [1]), stufenmäßig geordnet, vor. Die Formentelechie enthält potentia die Psychoide (sic! Ref.). —

„Da Entelechie kompensationsmäßig (d. h. anordnend, ausgleichend zc. Ref.) zu den Faktoren des Anorganischen in Beziehung tritt, so kann sie auch durch diese Faktoren in ihrer Betätigung beschränkt und gestört werden: jede Beschränkung des Regulationsvermögens, alles Kranksein, endlich das Sterben [2]), gehören hierher." (S. 242.)

Der Leser, dem diese Sätze etwa dunkel klangen, mag ruhig anstelle des Wortes „Entelechie" überall das Wort „unbekannte, besondere Kraft (Energie) im Lebendigen, nisus formativus, Lebenskraft" einsetzen. Wie man sieht, ist aber alsdann im System wirklich alles ausgezeichnet geordnet: von der ersten Formbildung bis zum Tode besorgt die Entelechie alles Wesentliche; sie teilt sich auch bei Zellteilungen oder der Eibildung, bleibt aber dabei „ganz" (S. 242). Ja sogar, woher sie kommen mag, wird uns vermutungsweise mitgeteilt: „kommt etwa Entelechie als ein ihm Fremdes, von ihm Trennbares, zum Körper neu hinzu?" (S. 242 Anm.) [3])

Die Entelechie verrichtet also alles dasjenige, was das Besondere, Unverständliche der Lebewesen ausmacht. Begriffe, die in solcher Art alles vollbringen, sind stets verdächtig; in der Regel versprechen sie zwar alles, leisten aber in Wirklichkeit nichts. Im vorliegenden Falle liegt die Sache so, daß an all den Stellen, wo wir Nichtvitalisten sagen würden: „unverstandener, in seinem geschichtlichen Werden nicht aufklärbarer, in seinem übrigen Wesen wohl künftig noch deutbarer Vorgang" — daß überall da Driesch sagen würde: „unauflösbare Eigengesetzlichkeit", „Autonomie des Lebenden", „Entelechie".

Daß dem wirklich so ist, wird eine kurze Betrachtung der „Fundamente", der „Beweise" des neuen Vitalismus, sogleich zeigen. Die Beweise — wenigstens jene, welche Driesch als strenge Beweise ansieht — bestehen in einigen vorläufig nur zum Teile untersuchten und aufgeklärten, unser bisheriges Wissen über die

[1]) S. 221: „Das Reaktionsbestimmende" bei Handlungen ist keine Maschine, es ist eine Art der „Entelechie"; wir wollen hier von „Psychoid" reden, um das Wort Psyche der reinen Psychologie zu reservieren."

[2]) Vergl. dazu den etwas geschwindfertigen Satz S. 237: „Ja, bei solcher Wendung der Sachlage (wenn man etwa Entelechie als „verborgene" „ausfüllende", „imaginäre" Energie nimmt oder sie als Potentialdifferenzen benützend auffaßt Ref.) würde man für das „Kranksein" und „Sterben" der Organismen wohl gar sogleich einen zureichenden Grund gewonnen haben, nämlich den, daß, etwa bei Sauerstoffentziehung, die benötigten Potentialdifferenzen nicht vorhanden sind."

[3]) Leser, welche über die „Psychologie ohne Seele" traurig sind, seien auf diese Stelle besonders aufmerksam gemacht: es wird ein Leichtes sein, von hier aus die Seele als Entelechie neu zu entdecken.

Regenerations-, Wiederherstellungsmöglichkeiten von wirbellosen Tieren erweiternden Versuchsergebnissen.

Der Refrain und Grundgedanke aller dieser (und der übrigen) Beweise heißt: „eine Maschine, die das Geschilderte leistet, kann ich mir nicht ersinnen“ (S. 214); oder: die Annahme einer Maschinerie, welche dies leisten sollte, ist „unsinnig“ (S. 207, 209).

Der Leser wird ein paar vorläufige Bedenken schon hier nicht unterdrücken können. Kennt Driesch alle Maschinen, die es gibt und geben kann? Wir wissen ferner, daß Zellen sich zweiteilen und 2 fertige, ganze Individuen liefern: von einer Dampfmaschine, einem Phonographen hat man nie Ähnliches gehört. Im gebräuchlichen Sinn des Wortes können also doch schon hier auch die Nichtvitalisten den Ausdruck Maschine kaum gebraucht haben? Oder versteht Driesch unter Maschine vielleicht etwas anderes als wir? Doch nicht; so sagt er S. 219:

„Eben das (die Möglichkeit, „Erfahrungen“, eine „historische Reaktionsbasis“ zu gewinnen Ref.) unterscheidet den Organismus vom Phonographen und von ähnlichen Maschinen, die nur gegebene Kombinationen in der Spezifität ihres Gegebenseins reproduzieren können“ (lies: die immer und nur das Gleiche leisten Ref.) — und weiter:

„Die Maschine ist geradezu definiert als eine Einrichtung für Festes, für Bestimmtes, sei dieses auch, in ebenfalls festem Rahmen, einer Regulation fähig; das „Reaktionsbestimmende“ bei Handlungen dagegen — ist durchaus das Gegenteil eines Festen, Bestimmten“.[1])

Wir würden vorziehen, von dem Begriff der Maschine ganz abzusehen; der Vergleich des Organischen mit Maschinen hat für uns keinerlei Wert; und wenn Driesch dagegen kämpft, so kämpft er entweder gegen Schatten — oder, was wahrscheinlicher ist, gegen seinen eigenen nunmehr glücklich überwundenen mechanisch-maschinistischen Standpunkt, der mit dem unsrigen durchaus nicht identisch ist.

Wenn aber wirklich das Organische mit Maschinellem verglichen werden soll, so müßten wir im vorhinein verlangen, daß von derartig groben Vergleichen wie oben völlig abgesehen werde: denn wie viel unseren „Maschinen“ Ähnliches sehen wir denn im Organischen überhaupt?! — und müßten verlangen, daß eben der vorhandene Aufbau des Organismus oder diesem analog Erbautes als „Maschinerie“ zum Ausgangspunkt genommen werde. Dann aber springt sofort, z. B. bei Betrachtung der Ei- und Furchungszellen, ein fundamental wichtiger Unterschied dieser „organischen Maschinerie“ ins Auge, der sie von fast allem künstlich Konstruierten unterscheidet: hier liegt ein aus flüssigen, geschichteten und durch feinste gleichfalls flüssige Wände gesonderter Inhalt in einer festen Hülle vor: eine flüssige, umschüttelbare „Maschine“, in der fürs nächste vielleicht hauptsächlich Differenzen der spezifischen Gewichte der Teile und Oberflächenspannungen wirksam sind! Und merkwürdig: gleich für einen der ersten und immer wieder ins Feld geführten „Beweise des Vitalismus“ genügt die Annahme einer solchen der Umordnung fähigen „Maschinerie“, um alles Wesentliche daran verständlich zu machen. Skizzieren wir ihn in Kürze:

Die ersten 2 oder 4 Furchungszellen des Seeigeleies liefern, wenn man sie von einander isoliert und so sich entwickeln läßt, 2 bezw. 4 entsprechend kleinere, aber vollständige Larven. Wie unerhört! Also konnte jede dieser 2 Zellen, von denen jede an ihrem Orte im ganzen sich teilenden Ei etwas Bestimmtes hätte liefern müssen, auch anderes: ja, sie konnte das Ganze liefern. Ihre Ent-

[1]) Der Nachweis, daß auch die menschlichen Handlungen nur „in festem Rahmen“ einer Regulation zugänglich sind, ist leicht zu erbringen; er beschäftigt uns hier aber nicht.

wicklungsfähigkeiten („prospektive Potenz" nennt es Driesch) wären also weit größer als ihre Bedeutung im normalen Entwicklungsverlauf[1])!

Was heißt das für Driesch?

„Wenn es nur fixierte Entwicklung gäbe, d. h. wenn jedes Elementarorgans, jedes „Systems" prospektive Potenz (Entwicklungsfähigkeit Ref.) auf seine Elemente so verteilt wäre, daß jedes Element seine feste unvariierbare prospektive Bedeutung besäße, dann möchte sich wohl eine Maschinerie, von allerdings beinahe unendlicher Komplikation, ersinnen lassen, welche durch das Getriebe ihrer Teile den fertigen Organismus schaffen könnte. —

„Aber was lehrt die experimentelle Formungsphysiologie, insonderheit die Analyse der harmonischen Systeme (zu denen das Seeigelei gehört Ref.)? Jeder nicht gar zu kleine Teil solchen Systems verhält sich wie das Ganze; was er leistet, ist nur kleiner als die Leistung des Ganzen, aber ist ganz.

„Es müßte also jeder beliebig gedachte Teil des Ganzen jene unendlich komplizierte Maschine ganz enthalten; ja, da jeder „absolute" Teil des Ganzen im künstlich hergestellten Teil jede „relative" Rolle spielen kann —, „so müßte jedes Systemelement jeden Teil der unendlich komplizierten Maschinerie, aber jeweils von einer anderen Maschine enthalten." (S. 206.)

Was haben wir gegen diese so raffiniert feine Analyse einzuwenden?

Unsere „Ausgangsmaschine" ist das ungefähr runde Ei mit seinem leicht verschieblichen Inhalt. In den 2, 4 Furchungszellen lag dieser, schon nicht mehr ganz, aber sehr ähnlich wie im Ei. Bei der Lösung aus dem Verbande runden sich die Zellen aus physikalischen Ursachen wieder ab, der Inhalt ordnet sich wieder wie ursprünglich: 2, 4 kleine Eimaschinerien sind da und entwickeln sich — „natürlich" möchte man sagen — zu 2, 4 kleinen Larven. Die „unendliche Komplikation" kommt hier — was wir eben daraus erschließen — noch gar nicht in Frage: sie ist noch ruhend, latent, im Gesamtei wie in den Teilbildungen. Wenn später die verschiedenen Substanzen des Eis auf bestimmte Zellen verteilt sind, dann leistet der Teil durchaus nicht mehr „das Ganze", sondern bestimmte und ev. sonderartige Bruchteile[2]). Wenn man alsdann auch das in viele Zellen geteilte Ei, die Blastula, beliebig zerschneiden kann und doch verkleinerte Ganzlarven erhält, so schließen wir daraus wieder: Die Differenzen der einzelnen Teile werden noch nicht so große gewesen sein, daß nicht das Ganze mehr hätte gebildet werden können. Und als Beweis sehen wir, daß z. B. nach der Trennung in äußeres und inneres Keimblatt keins von beiden mehr „das Ganze", sondern jedes nur seine Organe mehr bilden kann.

So wunderbar also diese Erscheinungen sind, so liegt dennoch die Erklärung hier nicht sehr ferne und zeigt, daß wir, wenn wir es versuchen wollen, recht gut auch hier eine sich teilende und umordnende Maschine „ersinnen" können.

Die weiteren Beweise, welche auf einigen besonders seltsamen Arten der Regeneration sich aufbauen, können hier nicht im Einzelnen besprochen werden. Sie sind vorläufig nur zum geringen Teil untersucht und analysierbar. Aber wo kämen wir hin, wenn wir bei jedem nicht mit den bekannten Gesetzmäßigkeiten erklärbaren Phänomen gleich die Hände in den Schoß legen und nach Lebenskraft, Entelechie, Seele rufen wollten? Überall sehen wir eines — und

[1]) „Prospektive Bedeutung" Driesch.

[2]) Beim Froschei, welches sehr ausgeprägte Dotterschichtung zeigt, bildet sich, wenn man eine der 2 ersten Zellen tötet (Roux), eine Halblarve; läßt man die erhaltene Hälfte sich so drehen, daß die richtige Lage der Eisubstanzen wieder entsteht (Morgan), so bildet sich eine verkleinerte Einzellarve. Also ist es die Ordnung der „Maschinenteile", auf die es ankommt.

darauf kommt es an — auch bei den genannten Regenerationsvorgängen: daß sie, wo wir ihre Bedingungen genauer erkennen, gesetzmäßig strenge Reaktion auch in dem Neuen zeigen; und wir ziehen daraus die Hoffnung, auch sie soweit verstehen zu lernen wie andere Lebensvorgänge.

Es bleibt sonach wieder einmal in der Biologie beim Alten. So schön die vielen entwicklungsmechanischen Versuche von Driesch, so verdienstvoll seine Bemühungen um scharfe Fixierung der Probleme sind, so wenig annehmbar ist sein „System des Vitalismus" trotz der historischen und philosophischen Basierung. Wir verharren, trotz seiner Bankerotterklärung mechanistischen Bestrebens — und in Festhaltung jener Resignation, die wir oben als unsern Vitalismus bezeichneten — in der Hoffnung, daß unsere Unkenntnis in den von Driesch herangezogenen Fragen eine provisorische, keine prinzipielle ist.

Bisher ist nur wenig gegen den neuen Vitalismus geschrieben worden. Es wird am besten sein, wenn es bei diesem Verfahren verbleibt. Lassen wir dem neuen Vitalismus nur etwas Zeit; er wird, wenn er nur so ausgezeichnet wie es bisher von Driesch u. A. geschah, zu experimentieren fortfährt, voraussichtlich noch schneller als der alte „ganz eigentlich aus sich selbst gestorben" (Driesch S. 113) sein.

Frankfurt a. M. Eugen Albrecht.

Bibliothek der Gesundheitspflege.

(Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz.)

Band 13: Hygienie des Geschlechtslebens, dargestellt für Männer von Professor Dr. med. Max Gruber. 4.—6. Tausend. 87 Seiten. Gebunden 1.50 Mark.

Band 14: Entstehung und Verhütung der körperlichen Mißgestalt von Professor Dr. F. Lange und Dr. J. Trumpp. 119 Seiten. Mit 3 Tafeln und 120 Textabbildungen. Gebunden 2 Mark.

Band 15a: Gesundheitspflege im Kindesalter. II. Teil. Körper- und Geistespflege im schulpflichtigen Alter von Dr. med. Joseph Trumpp. 140 Seiten. Gebunden 1 Mark.

Lange Zeit hindurch bestand ein entschiedener Mangel an guten populärmedizinischen Büchern. Die Aerzte waren sicherlich mit schuld an der Interesse- und Verständnislosigkeit des Publikums in medizinisch-hygienischen Fragen, die Naturheilkundigen hatten leichtes Spiel und säten mit vollen Händen Korn und Unkraut in den empfänglichen Boden. In den letzten Jahren haben Aerzte und Verleger angefangen das Versäumte nachzuholen und suchen in den Boden, der noch nicht vom Unkraut bewuchert ist, reines Saatgut zu streuen. Ein sehr empfehlenswertes Unternehmen ist die von dem unvergeßlichen Hans Buchner ins Leben gerufene „Bibliothek der Gesundheitspflege". Der Moritz'sche Verlag bringt die einzelnen Abschnitte der Gesundheitspflege in kleinen, netten Bändchen, jedes von tüchtigen Kennern des Faches, zum Teil von ersten Autoritäten bearbeitet. Die drei obengenannten Bändchen sind alle inhaltlich vorzüglich, präzis und klar abgefaßt. Besonders betont sei das Geschick, mit dem Gruber sein heikles Thema behandelt hat. Er hat die Klippe langweiliger Trockenheit ebenso geschickt vermieden, wie die noch gefährlichere, allzu „interessant" zu werden. Seine Auffassung ist eine hohe, von jederlei Standpunkt moralisch einwandfreie.

Nur eines wäre auszusetzen. Ein Rezensent des Unternehmens spricht von „lächerlich billigem Preis." Es ist tatsächlich anzuerkennen, daß der Verleger

die Bändchen zu einem in der medizinischen Literatur nicht gewöhnlichen billigen Preis verkauft, das Bändchen von 100 Seiten ca. 1 Mark. Aber das ganze Werk kostet immerhin 38 Mark. Soviel gibt weder das Volk noch der „Gebildete“ aus, kaum für ein Fachwerk oder für „schöne Literatur“ geschweige denn für weder absolut notwendige noch unterhaltliche Gesundheitsbücher. Freilich notwendig wäre die Verbreitung dieser oder ähnlicher Bändchen dringend, wenn es auch den wenigsten so erscheint. Was die jungen Leute heutzutage von Gesundheitspflege wissen beschränkt sich oft darauf: daß man vom Trinken in die Hitze Schwindsucht bekommt, daß man nicht nach dem Essen baden soll und daß man wegen der „Erkältung“ den „Zug“ meiden soll. Vielleicht kennt auch der eine oder andere Einbeere, Tollkirsche und Kreuzotter. Wenn einer recht Glück hat, hat ihm vielleicht auch einmal ein intelligenter Lehrer etwas von der Schädlichkeit des Alkohols gesagt. Von den fürchterlichen Schädlichkeiten des Geschlechtslebens, wie sie bei uns gang und gäbe sind, erfährt aber keiner was, ehe es zu spät ist. Man hält es immer noch für wichtiger, den Mädchen Klavierklimpern zu lehren als sie für ihren Beruf als Mutter vorzubereiten. Man sieht ruhig zu, daß die junge Frau den größten Unsinn mit ihrem Kind macht. Die naturwidrige Unsitte des Nichtstillens der Kinder wird geduldet oder sogar unterstützt. Welches junge Mädchen hat eine Ahnung von den Gefahren, die ihr in der Ehe drohen und wird davon unterrichtet, daß nicht Geld und Stand das Glück der Ehe verbürgt, ja nicht einmal die Liebe, wenn eines fehlt: die Gesundheit! Sehr praktisch schlägt Gruber vor, alle Brautleute sollten sich, und sei es um eine noch so geringe Summe, in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen und sich gegenseitig die Abschriften der ärztlichen Untersuchungsatteste vorlegen. Welches Unglück auf diesem Wege verhütet werden würde, wissen vor allem die Frauenärzte. Sie würden einen guten Teil ihrer Praxis verlieren, wenn alle Patientinnen wegfielen, die ohne eine Ahnung davon zu haben, an den Folgen der Jugendsünden ihres Mannes leiden. Wer denkt im Publikum daran, daß von den unglücklichen Blinden, die es zum Blindeninstitut in langen Reihen wandeln sieht, ungefähr der dritte Teil durch — ich will nicht sagen die Sünde — aber die Unwissenheit der Eltern das Augenlicht verloren hat. Manche kinderlose Frau quält sich mit Vorwürfen über ihre Unfruchtbarkeit, während, wie in der Hälfte der Fälle, so vielleicht auch bei ihr, gar nicht sie sondern ihr Mann der schuldige Teil ist. Nur der großen Unwissenheit des Publikums in sexuellen Dingen ist es zuzuschreiben, daß eines der „nichtswürdigsten Verbrechen“, wie Gruber sagt, die Ausübung des Geschlechtsverkehrs durch Leute, die wissen, daß sie geschlechtskrank sind, straflos ist, ja daß sogar, was vor kurzem vorkam, ein Arzt, der eine Mutter davor warnte ihre Kinder bei einem syphilitischen Mädchen schlafen zu lassen, wegen Verletzung des ärztlichen Geheimnisses bestraft werden kann.

Das muß anders werden. Wenn man sich schon scheut die Mädchen aufzuklären, so sollte man doch die jungen Männer und die Mütter aufklären. Es wäre schön, wenn z. B. der Staat oder ein leistungsfähiger Verein Grubers Büchlein bei der Militärmusterung jedem aushändigen würde. Wenn man wenigstens das fürchterliche Wort nicht mehr hören müßte „Ach der Tripper ist eine Kinderkrankheit!“ Die Bändchen von Trumpp und von Trumpp und Lange sollte man am Standesamt oder bei der Impfung austeilen. Das sind vielleicht Utopien. Wäre es aber nicht wenigstens möglich die Bändchen zum Preise der Reklambüchlein oder der Wiesbadener Volksbücher in den Handel zu bringen?

München. Hermann Kerschensteiner.



Sozialpolitische Briefe aus Bayern.

3.

Die Aussperrung in der bayerischen Maschinenindustrie mußte den mit der Geschichte der sozialen Kämpfe Vertrauten aus mehr als einem Grunde an die Aussperrung in der englischen Maschinenindustrie vom 10. Januar bis Mitte April 1852 gemahnen. In wie hohem Grad sowohl der Streitgegenstand, die Taktik und die inneren Beweggründe der Streitenden, als auch die unmittelbaren Folgen des Kampfes zu einem Vergleich dieser durch mehr als ein halbes Jahrhundert von einander getrennten Bewegungen herausfordern, wird an der Hand der klassischen Schilderung, welche Brentano in seinen „Arbeitergilden der Gegenwart" von dem Kampfe in der englischen Maschinenindustrie gegeben hat, ganz besonders deutlich. Dabei ist daran zu erinnern, daß die „Arbeitergilden der Gegenwart" im Jahre 1871 erschienen sind. Jeder Verdacht, die Darstellung Brentanos könnte etwa im Hinblick auf die bayerische Maschinenindustrie entworfen sein, ist daher ausgeschlossen. Diese befand sich damals noch in ihren Anfängen. Auch forderte der Mann, der neben Johann Friedrich Klett ihr eigentlicher Begründer ist, der ehemalige Journalist Theodor Cramer in Nürnberg, die sozialpolitische Kritik viel weniger heraus, als diejenigen, welche heute sein Werk fortführen. Er bewilligte seinen Arbeitern aus freien Stücken den Zehnstundentag, der anderen Firmen erst durch Einstellung der Arbeit abgerungen werden mußte. Die englischen Maschinenbauer aber hatten bereits im Jahre 1851 dank dem moralischen Einfluß der Zehnstundenbill von 1847 und dank vor allem ihrer vorzüglichen gewerkschaftlichen Organisation die Verkürzung der Arbeitswoche auf 58½ Stunden in London und auf 57½ Stunden in der Provinz durchgesetzt. Das Durchschnittseinkommen eines gelernten Maschinenbauers belief sich gleichzeitig auf 28 sh 6 d = 29 Mk. 17 Pfg. pro Woche. Dabei ist im Vorbeigehen zu erwähnen, daß im Gegensatz hiezu die meisten bayerischen Maschinenindustriellen heute noch die 58stündige Arbeitswoche als das Aeußerste bezeichnen, was sie glauben ohne Gefährdung ihrer Konkurrenzfähigkeit zugestehen zu können, während die englischen Maschinenbauer inzwischen die Verkürzung der Arbeitswoche bis auf 48 bis 54 Stunden erkämpft haben; daß beispielsweise in dem Nürnberger Schuckertwerk der für männliche Arbeiter am häufigsten vorkommende Stundenlohn heuer noch 31 bis 35 Pfg. betrug; daß dort von 1000 im Akkordlohn beschäftigten Arbeitern 715 nur mittlere (d. h. zwischen 30 und 50 Pfg. betragende), dagegen nur 282 „höchste" (d. h. zwischen 51 und 65 Pfg. pro Stunde betragende) Löhne verdienten, während der Mindestlohn an den Hauptsitzen der englischen Maschinenindustrie bei achtstündiger Arbeitszeit heute 9¾ d = 83 Pfg. beträgt und der Akkordarbeiter durchschnittlich 11 d = 93 Pfg. pro Arbeitsstunde verdient; endlich, daß die englische Maschinenindustrie dabei keineswegs zu grund gegangen ist, sondern sich immer noch recht gut sowohl neben der bayerischen mit ihren vergleichsweise miserablen Arbeitsbedingungen, wie auch neben der amerikanischen sehen lassen kann, welch letzterer z. B. im Lokomotiv-Kesselbau des Baldwinwerks in Philadelphia Taglöhne von 3½ Dollars = 14 Mk. 70 Pfg. durchaus nichts Unerhörtes sind.

Die englischen Maschinenbauer von 1852 waren also besser daran wie die bayerischen von 1905. Jenen hatte Sir Robert Peel mit Hilfe des liberalen Unternehmertums im Jahre 1846 die Befreiung von den Kornzöllen gebracht und sein Name wird daher heute noch „in den Heimstätten jener, die im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot erarbeiten, gerne genannt, wenn sie ihre er-

schöpften Kräfte mit unbesteuertem Brot wiederherstellen können, ohne das bittere Gefühl aufgezwungener Ungerechtigkeit dabei zu hegen". Den bayerischen Maschinenbauern von 1905 hat Fürst Bülow mit Hilfe des Zentrums, der Konservativen und der Nationalliberalen die Aussicht auf neue Lebensmittelzölle und auf Handelsverträge beschert, welche allen Monopolisten, die aus Eigennutz nach Schutz schreien, zum größten Vorteil, der bayerischen Maschinenindustrie aber zum größten Unsegen gereichen werden. Indessen gab es auch im England des Jahres 1852 eine Reihe ernster Beschwerden der Maschinenbauer, welche ihren damaligen Kampf mit den Arbeitgebern ihrer Industrie mit der heurigen Aussperrung in der bayerischen Maschinenindustrie vergleichbar machen. Die englischen Maschinenbauer hatten sich insbesondere zu beschweren über systematische Ueberzeit und ungeregelte Stücklöhnung. Bekanntlich bildet namentlich der letztere Beschwerdepunkt den Hauptanlaß für das Verlangen der deutschen Metallarbeiter von 1905 nach Tarifverträgen; so auch der englischen von 1852. Die englischen Maschinenbauer haben im September 1850 auf ihrem Delegiertentag zu Birmingham die völlige Abschaffung der Stücklöhnung und der systematischen Ueberzeit verlangt, und dieses Verlangen im Oktober 1851 durch Urabstimmung beinahe einstimmig wiederholt, im Juni 1852 jedoch den von der Abschaffung der Stücklöhnung handelnden Paragraphen ihres Statuts gestrichen. Genau so hat der deutsche Metallarbeiterverband ursprünglich entsprechend den Beschlüssen des internationalen Arbeiterkongresses, der 1891 zu Brüssel tagte, die völlige Beseitigung der Akkordarbeit in seinem Statut als obersten Verbandszweck bezeichnet. Inzwischen hat auch er den betreffenden Passus aus seinem Statut gestrichen. Auf der Generalversammlung in Nürnberg wurden 1901 die Worte „Beseitigung der Akkordarbeit" in „möglichste Beschränkung der Akkordarbeit" abgemildert und 1903 wurden auf dem Verbandstage zu Berlin dafür die Worte eingesetzt: „Regelung der Arbeitszeit und der Entlohnung durch kollektive Vertragsschließung". In Deutschland wie in England galt die Feindseligkeit der Arbeiter — und zwar wohlgemerkt: der unorganisierten ebenso wie der organisierten — durchaus nicht der Stücklöhnung als solcher, wie dies für die deutschen Arbeiter der Sekretär des bayerischen Kanalvereins, Herr Steller, in seiner Schrift über „die Bedeutung der Tarifverträge" glauben machen will, und wie dies bereits ein halbes Jahrhundert vor ihm die Soldschreiber der englischen Maschinenindustriellen glauben zu machen versuchten. Vielmehr ist und war der wirkliche Grund der Feindseligkeit der Arbeiter gegen die Akkordform der, daß die Arbeitgeber die Neueinführung der Stücklöhnung von jeher zum Anlaß von Lohnherabsetzungen genommen haben; daß sie oft dem Arbeiter nicht einmal den Akkordpreis bei Beginn der Arbeit mitteilen, die durchschnittliche Leistungsfähigkeit bei Festsetzung der Akkordpreise nicht berücksichtigen und nach Fertigstellung der Arbeit nicht selten willkürliche Lohnabzüge machen. „Die englischen Maschinenbauer" — schrieb Brentano 1871 — „erklärten sich zur Stückarbeit bereit, wenn der Preis ... gemeinsam vereinbart würde." Sie verlangten „die gemeinsame Vereinbarung einer Preisliste durch Arbeitgeber und Arbeiter" ... „Bei solcher gemeinsamer Vereinbarung waren auch die Maschinenbauer, die Arbeiter der Eisenindustrie, sowie die Baugewerbe zum Uebergang zur Stücklöhnung bereit. In den Gewerben, in denen Stücklöhnung nach einer Preisliste besteht, wie bei den Londoner Setzern, sind die Arbeiter sogar gegen den Zeitlohn" ....

Ganz im Geiste dieser Sätze schrieb im Sommer 1904 der deutsche Metallarbeiterverband in überaus höflichem Tone an „die Herrn Arbeitgeber der Eisen, Stahl und Metall verarbeitenden Betriebe:" „Die Akkordarbeit gilt allgemein als eine höhere Form der Arbeit, einesteils, weil sie die Produktivität derselben erhöht, andernteils, weil sie es in die Hand des Arbeiters legt, eine, seiner

Leistungsfähigkeit entsprechende Bezahlung seiner Arbeitskraft zu erreichen. Letzteres trifft aber nur dann zu, wenn die Akkordarbeit das ist, was sie eigentlich sein soll. Zum Wesen der Akkordarbeit gehört: 1. Vereinbarung des Akkordpreises vor Beginn der Arbeit nach der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit. 2. Auszahlung des ausbedungenen Akkordpreises für ordnungsmäßig hergestellte Arbeit. Diese Grundsätze werden heute fast nirgends beachtet." Dem berechtigten Streben der Arbeiter nach Regelung der Akkordarbeit wurde früher in England und wird heute bei uns mit dem Einwand begegnet, dasselbe laufe auf „die Nivellierung der Leistungen auf ein bestimmtes Mittelmaß und die Festsetzung eines gleichmäßigen Zeitlohnes" hinaus. Hier wie dort hat diese Behauptung unbefangener Prüfung nicht stand halten können.

„Eine solche Gefahr der Verschlechterung der Arbeit", schrieb Brentano 1871, „scheint mir ... weder in der Maschinen- noch in der Eisenindustrie zu bestehen. Vielmehr haben die ... vernommenen Arbeitgeber gezeigt, daß in diesen Gewerben in der Zurückweisung mangelhafter Arbeit ein hinreichender Schutz gegen sie liege." In der Tat wird der durch Krankheit, Alter, Körper- oder Geistesschwäche minder leistungsfähige Arbeiter in keiner Industrie rücksichtsloser ausgeschaltet, als in der Maschinenindustrie, die in ihren größten Betrieben Arbeiter über 40 Jahre in der Regel überhaupt nicht einstellt. Niemand erfährt ferner diese Rücksichtslosigkeit häufiger und unsanfter, als der minder tüchtige und daher meist unorganisierte Arbeiter, der Streikbrecherdienste verrichtet hat. Auf der anderen Seite wird der über Durchschnitt leistungsfähige Arbeiter durch die Regelung der Akkordarbeit an der vollen Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit in keiner Weise gehindert; vielmehr wird durch diese erst ein Anreiz für die volle Entfaltung der Leistungsfähigkeit des Arbeiters geschaffen, indem dieser die Gewißheit erhält, die Früchte seines Fleißes auch wirklich selber zu ernten. Noch unbegründeter ist die Furcht vor der „Festsetzung eines gleichmäßigen Zeitlohns." Weder auf Zeitlohn noch auf dessen Gleichmäßigkeit ist das Streben des deutschen Maschinenbauers gerichtet. Herr Steller klammert sich, da ihm andere Tatsachen für seine kühne Behauptung in dieser Richtung nicht zu Gebote stehen, an eine Bemerkung „im Reichsarbeitsblatt", wo mit Bezug auf 1000 dort besprochene deutsche Tarifverträge gesagt wird, „daß sich unverkennbar in allen Gewerben das Bestreben, die Akkordarbeit zu beseitigen, geltend mache." Um diese Bemerkung voll würdigen zu können, muß man eine zweite Tendenzschrift, welche die bayerischen Maschinenindustriellen vor kurzem durch den technischen Sekretär ihres Arbeitgeberverbandes, Dr. Martin Offenbacher, veröffentlichen ließen, zum Vergleich heranziehen. Hier wird zur Unterstützung der ganz haltlosen Behauptung, Tarifverträge eigneten sich nur für Industrien, die nicht für den Weltmarkt arbeiten — (man denke an die englische Textilindustrie!) — sondern nur für Gewerbe mit mehr oder weniger lokalem Kundenkreis, darauf hingewiesen, daß in Deutschland „tatsächlich die Hälfte aller Tarifverträge im Baugewerbe zu finden ist" und „eine weitere beträchtliche Anzahl auf die Handwerke mit rein lokalem Kundenkreis" entfällt. Nun ist das Baugewerbe eines der wenigen Gewerbe, in welchem der Stücklöhnung — namentlich auch im Hinblick auf die Gefahr der Steigerung der hier ohnehin bedeutenden Unfallgefahr durch Antreiberei — in der Tat häufig Bedenken entgegenstehen. „Im Baugewerbe" — schrieb Brentano 1871 — „haben die Arbeiter ihre Angabe, daß die Stücklöhnung zur Benutzung schlechteren Materials, sowie zu schlechterer Arbeit führe, wahrscheinlich gemacht ... Auch gibt der Sekretär der Gesellschaft der Bauunternehmer zu, daß Stücklohn zu schlechterer Arbeit führe" .... Nun beachte man wohl: Während die bayerischen Maschinenindustriellen auf der einen Seite durch Herrn Offenbacher „wissenschaftlich" beweisen lassen, daß sich die zurzeit in Deutschland geltenden

Tarifverträge nur auf einen kleinen Kreis von Gewerben beziehen, bringen sie es gleichzeitig fertig, durch Herrn Steller ebenso „wissenschaftlich“ auf Grund desselben Materials beweisen zu lassen, „daß sich unverkennbar in allen Gewerben das Bestreben, die Akkordlöhne zu beseitigen, geltend mache“. Dabei ist es diesen beiden Herren genau so gut bekannt, wie ihren Arbeitgebern, daß der am meisten entwickelte Tarif, den wir in Deutschland besitzen, der Buchdruckertarif, neben dem Zeitlohn, dem „gewissen Gelde“, ein aufs Feinste ausgearbeitetes Stücklohnsystem kennt. Sie wissen, daß in Großindustrien, welche Hunderttausende von Arbeitern beschäftigen, wie z. B. im Bergbau, ebenso wie in der Hausindustrie, gänzlich ungeregelte und mit den größten Mißbräuchen verbundene Akkordsysteme in Uebung sind, welche den Satz: „Akkordarbeit ist Mordarbeit“ begreiflich machen. Endlich müßte ihnen — wenn sie nicht gehalten wären, fortgesetzt das Märchen zu verbreiten, daß die Gewerkschaftsführer sich mit nichts beschäftigen als mit Hetzen und Wühlen — ebenso wohl bekannt sein, daß nach einer vom deutschen Metallarbeiterverband veranstalteten Statistik in der Berliner Metallindustrie von 994 untersuchten Betrieben nur 34,5 % Zeitlohn, dagegen 56,24 % Stücklohn und 9,26 % beide Lohnformen eingeführt hatten, und daß nach der Konstatierung Bernhards in seinem Buche über die „Akkordarbeit in Deutschland“ in den 20 Jahrgängen der vom Metallarbeiterverband herausgegebenen „Metallarbeiterzeitung“ unter den vielen Hunderten von Lohnbewegungen, über welche dort berichtet wird, nur ein einziger Fall vorkommt, in welchem die Arbeiter tatsächlich die Abschaffung der Akkordarbeit verlangten! Nicht besser verhält es sich mit der angeblich von den Arbeitern erstrebten Gleichmäßigkeit des Lohns. Diese Behauptung wurde vor einem halben Jahrhundert den englischen Maschinenbauern ebenso entgegengehalten, wie in unseren Tagen den bayerischen. „Niemals gab es eine größere Abgeschmacktheit, als diese Meinung,“ urteilte damals ein englischer Arbeiterführer, und Brentano bestätigt dieses Urteil, indem er ausführt: „Was immer die Folgen des früheren Verhaltens der englischen Gewerkvereine gewesen sein mögen, so enthalten doch die Aussagen vor der Kgl. Kommission über Gewerkvereine nicht den geringsten Beleg dafür, daß sie Gleichheit der Löhne erstrebten, oder gar einen Maximallohn für den Einzelnen feststellten .... Ein ganz eigentümliches Licht wirft es auf diese Klagen der Arbeitgeber über die von den Gewerkvereinen herbeigeführte Gleichheit der Löhne, wenn Mault, der Sekretär der Gesellschaft der Bauunternehmer, einer der heftigsten Gegner der Gewerkvereine, der Stücklöhnung nachrühmt, daß, ‚wo man die Arbeiter entweder offen oder praktisch im Stücklohn arbeiten lasse, man bis zu einem gewissen Grade Gleichheit der Löhne erhalte‘“. In Wahrheit war damals in England und ist heute bei uns der Hauptgrund dafür, daß eine stärkere Differenzierung der Löhne — und zwar bei jeglichem Lohnsystem — ausbleibt, neben dem Umstande, daß die große Mehrzahl der Menschen eben nur Durchschnittliches zu leisten vermag, die durch blindes Profitstreben verschuldete Kurzsichtigkeit der Unternehmer, die den Arbeiter nicht den vollen Ertrag etwaiger Mehrleistung ernten und ihn nicht über einen gewissen Maximalverdienst kommen lassen will... „In England“ — so urteilt der bekannte englische Philanthrop, Mr. Mosely, in seinem 1902 erschienenen Berichte über die Studienreise englischer Gewerkschaftsführer nach den Vereinigten Staaten — „in England ist es seit Generationen die Regel, daß, sobald eine gewisse Verdienstgrenze überschritten ist, der Stücklohn beschnitten wird (the price for his work is cut down); der Arbeiter aber, der die Erfahrung macht, daß größere Anspannung seiner Kräfte oder Beschleunigung des Gangs seiner Maschine (die natürlich mit größerer Anstrengung des Arbeiters verbunden ist), auf die Länge der Zeit doch keinen höheren Verdienst einbringt, läßt entsprechend in

seinem Eifer nach." Und ganz übereinstimmend der deutsche Metallarbeiter Quist in seinem ausgezeichneten Referate über „Prämienlohnsystme" auf dem letzten Verbandstage der Metallarbeiter: „Erreicht .. der Verdienst eine Höhe, die dem Unternehmer für den Arbeiter zu groß erscheint, so kommt der Unternehmer in Versuchung, den Akkordpreis zu erniedrigen ... Es bleibt nicht lediglich bei der fortwährenden Herabsetzung der Akkordpreise, sondern es kommen die schäbigsten Betrügereien und Prellereien vor, um den Anteil des Arbeiters an dem Ertrag seiner Arbeit zu verringern ... Diese gewaltsame Taktik geht aber nur bis zu einer gewissen Grenze und über diese hinaus scheitert sie am Widerstande der Arbeiter." Die Unternehmer brauchten nur aufzuhören, jeweils den durch äußerste Anstrengung desjenigen Arbeiters, der über die größte Muskelkraft verfügt oder durch Spezialisierung eine besondere Handfertigkeit erworben hat, erzielten Arbeitseffekt zum Normalmaß für die Berechnung der Akkordsätze zu machen und anzufangen, sich mit der Arbeiterorganisation statt mit dem einzelnen und in seiner Vereinzelung ohnmächtigen Arbeiter über diese Lohnsätze, sowie über die Bezahlung von Ueberzeit, Sonn- und Feiertagsarbeit u. dgl. m. zu verständigen — und jede Klage über das angebliche Streben der Arbeiter nach Zeitlohn und nach Gleichmäßigkeit des Entgeltes würde bald verstummen. —

Allein nicht nur die nahezu vollkommene Identität des Streitgegenstandes selbst ist es, was zu einem Vergleich der englischen Maschinenbaueraussperrung des Jahres 1852 mit der bayerischen des Jahres 1905 herausfordert. Einen Vergleichspunkt bildet auch die charakteristische Taktik der Parteien. Die englischen Arbeiter versuchten ebenso wie die deutschen ihre, durch die „Amalgamation" gewonnene Stärke ausnützend, durch partielle Lohnbewegungen die Abstellung ihrer Beschwerden wegen systematischer Ueberzeit und die Regelung der Akkordarbeit allmählich zu erreichen. Die Arbeitgeber der englischen Maschinenindustrie aber beantworteten diese Versuche, ebenso wie die bayerischen, mit der Aussperrung des ganzen Gewerbes. Und wie in Bayern beispielsweise die Augsburger Arbeiter, welche gar keine Lohnforderung gestellt hatten, und zum größten Teil unorganisiert waren, rücksichtslos mit ausgesperrt wurden, so sperrten auch die englischen Maschinenbauer neben 3500 Mitgliedern der vereinigten Gesellschaft 1500 unorganisierte gelernte und 10 000 ungelernte Arbeiter aus und erstreckten die Aussperrung auch auf Glasgow, wo die organisierten Arbeiter ausdrücklich erklärt hatten, „sie hätten keine Einwendungen gegen die dort herrschende Gewerbspraxis und wollten nichts daran ändern." Und wie die bayerischen Arbeitgeber im Jahre 1905 jeden unparteiischen Schiedsspruch von der Hand wiesen, so auch im Jahre 1852 die englischen. In dieser Hinsicht besteht jedoch ein kleiner Unterschied, insoferne, als die englischen Maschinenindustriellen ihre Zurückweisung freiwilliger Schiedsrichter in eine viel höflichere Form kleideten, als sie die bayerischen den beamteten Friedensstiftern des Staates gegenüber für angemessen hielten. Jene schrieben nämlich: „Mit aller Achtung für edle und ausgezeichnete Schiedsrichter, deren Entscheidung uns angeboten wurde und ohne jeglichen Grund, zu zweifeln, daß ihr Spruch ehrlich, einsichtsvoll und befriedigend ausfallen würde, müssen wir uns erlauben, zu erklären, daß wir allein die kompetenten Richter in unseren Angelegenheiten sind." Die bayerischen Maschinenindustriellen dagegen haben in nichts weniger als zarter Form den Ministerialbeamten, der ihre Verhandlungen mit den Arbeitern leiten wollte, aus seinen eigenen Räumen ausgesperrt und den Gewerbegerichten ihr Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit ihrer Verhandlungsführung mit dürren Worten bekundet. Wie die bayerischen, so suchten auch die englischen Arbeitgeber durch Veröffentlichung tendenziöser Darstellungen des Sachverhalts in der Presse und durch eigens verfaßte Broschüren die öffentliche Meinung gegen die Arbeiter einzunehmen. Das Hauptorgan, dessen sie sich zu

diesem Zwecke bedienten, war die Londoner „Times“. In der „Times“ vom 20. Dezember 1852 erschien eine Anzeige, in der vierunddreißig Firmen in Lancashire ihren Beschluß mitteilten, ihre Fabriken zu schließen und inskünftig nur Arbeiter zu beschäftigen, die in keinerlei Beziehung zu einem Gewerkverein stünden. In der Nummer vom 22. folgte ihr ein anonymer Brief an den Herausgeber der „Times“, unterzeichnet Amicus, der die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Anzeige lenken sollte. Unter den ärgsten Schmähungen auf den „Exekutivausschuß“ — (sc. des Gewerkvereins der Maschinenbauer) — „als eine kleine, unheilstiftende Bande von Agitatoren und auf die Faulen und Ungeschickten, welche die Fleißigen und Geschickten tyrannisieren wollten, wird darin dargestellt, daß die Vereinigte Gesellschaft von allen Arbeitgebern außer der Abschaffung von systematischer Ueberzeit und Stücklöhnung noch die Entlassung ungelernter Arbeiter von gewissen Maschinen und ihre Ersetzung durch Mitglieder ihrer Gesellschaft verlange.“ „Eine heimtückischere Verleumdung“ — urteilt Brentano — „war . . . nicht möglich.“

Nun vergleiche man damit folgende Sätze, welche die bayerischen Maschinenindustriellen unterm 4. Juni 1905 durch die liberale Presse verbreiten ließen: „Die Zusicherung von Mindestverdienst schließt nach den gemachten Erfahrungen jedes Streben nach Vervollkommnung des Arbeiters aus . . . Die Organisation bezweckt mit dem Tarifvertrag zunächst Abkürzung der Arbeitszeit unter Erhöhung der Stundenlöhne; der Stundenlohn soll dem Akkordstundenverdienst angepaßt werden. Dieser Stundenverdienst soll dann für die Akkordarbeit garantiert werden; ist aber dies erreicht, dann beginnt nach dem bekannten System ca' canny (geh langsam) der englischen und amerikanischen Arbeiterschaft die Verminderung der Akkordleistung . . . Von dem Augenblicke an durchziehen Abgeordnete der Organisation die Fabrikräume, sprechen strenge Strafen gegen den Arbeiter aus, der die vorgeschriebene Arbeitsleistung überschreitet, drohen ihm mit dem Ausschluß aus der Organisation und vollziehen diesen, wenn der Arbeiter deren Verlangen und der Strafe sich nicht unterwerfen sollte, machen ihn auf diese Weise, fügt er sich nicht, bedingungslos, ohne jede Rücksicht arbeits- und verdienstlos.“

Wir wollen, um nicht in den Verdacht zu kommen, ab irato zu urteilen, diese Auslassungen möglichst mild beurteilen und sagen: sie entsprechen nicht dem wirklichen Sachverhalt. Daß die Zusicherung von Mindestverdienst jedes weitere Streben des Arbeiters nach Vervollkommnung ausschließe — so ist das Kauderwälsch des ersten Satzes wohl ins Deutsche zu übertragen — ist nichts als eine jeder tatsächlichen Grundlage entbehrende Verunglimpfung der ganzen Arbeiterklasse, die als eine Gesellschaft von Tagdieben hingestellt wird, die nur darauf ausgeht, den Lohn einzustreichen und dann den Unternehmer um die versprochenen Dienste zu prellen. Wo sind die „Erfahrungen“ gemacht worden, welche diesem Urteil zur Grundlage dienen? In England, wo das System der Mindestlöhne längst eingebürgert ist, ist es notorisch, daß sich die Löhne für den besseren Maschinenbauer stets 2—3 % über dem Standardlohnsatz bewegen, und wenn die Herren, welche den englischen Maschinenbauer dem deutschen als verabscheuungswürdiges Exempel vor Augen halten, an Stelle der Tendenzschriften über ca' canny, die der deutsche Uebersetzer Herr von Reiswitz, obwohl er Herausgeber der „Deutschen Arbeitgeberzeitung“ ist, selbst als übertrieben bezeichnen mußte, auch nur eine einzige Nummer der Fachzeitung der englischen Maschinenbauer angesehen hätten, so würden sie sich schämen, fürderhin die Behauptung aufzustellen, die Garantie eines zur Aufrechterhaltung der gewohnheitsmäßigen Lebenshaltung gerade hinreichenden Mindestlohnes schließe das Streben des Arbeiters nach Vervollkommnung aus. Denn sie würden in jeder Nummer dieser Zeitung ausgezeichnete Artikel technischen, geschichtlichen oder volkswirtschaftlichen

Inhalts finden, die ein einziger Beweis dafür sind, welch hohes Interesse der englische Maschinenbauer an kulturellen Fragen nimmt. Dem zwar miserabel gelöhnten, aber durchschnittlich gebildeteren deutschen Maschinenbauer gegenüber ist jene Behauptung aber vollends unangebracht. Die Herren mögen einmal nachforschen, welche Beträge die organisierten Maschinenbauer einerseits und die Aktionäre ihrer Gesellschaften andrerseits für Lektüre und für Kulturbedürfnisse überhaupt verausgaben, und in welchem Prozentverhältnis diese Beträge in beiden Fällen zum Gesamteinkommen stehen. Sie werden dann auf das kommen, was in Wahrheit durch die „Erfahrung“ bestätigt wird, daß nämlich das Streben des Arbeiters nach Vervollkommnung nicht durch Mindestlöhne oder Mindestverdienst, sondern durch überlange Arbeitszeit und kärglichen Lohn gehemmt wird und daß Verkürzung der Arbeitszeit und Steigerung des Lohnes sich nach einiger Zeit überall in der qualitativen und quantitativen Steigerung der Arbeitsleistung bezahlt machten.

Die Behauptung vom ca' canny der englischen und amerikanischen Arbeiter ist nichts, als eine maßlose Uebertreibung und Verallgemeinerung eines in einigen zünftlerisch verknöcherten Gewerkvereinen vorkommenden Mißbrauchs. Die Vereinigte Gesellschaft der englischen Maschinenbauer zählt ebensowenig hieher, wie die meisten amerikanischen Gewerkschaften. Vielmehr ist es ganz bekannt, daß in keinem Lande der Welt so intensiv, so unter Hintansetzung aller Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Menschen gearbeitet wird, als in den Vereinigten Staaten, woselbst das Prämienlohn- (sogen. Bonus-) System die größte Verbreitung hat (bei allerdings kürzerer Arbeitszeit, wie bei uns). Allein selbst soweit der Mißbrauch des sogenannten ca' canny in England und den Vereinigten Staaten tatsächlich besteht, ist das Maß von Entrüstung, das dagegen aufgewendet wird, ein gänzlich unangebrachtes. Sittlich betrachtet steht das ca' canny — etwa des englischen Steinsetzers — auch nicht auf tieferer Stufe, als etwa die Förderungseinschränkungen des Kohlensyndikats oder die Anschauungen des Herrn von Podbielski über Schweinefleischpreise. Zur Erklärung, wenn nicht zur Entschuldigung des ca' canny des Lohnarbeiters kann wenigstens der Umstand dienen, daß die Arbeitskraft sein ganzes Vermögen bildet; daher es nichts so Unerhörtes ist, wenn er bemüht ist, die Substanz dieses Vermögens, nämlich sein Leben, möglichst lange zu erhalten. Im übrigen sind die Klagen über „Ausschweißung unbezahlter Arbeit“ in allen Kulturländern weit verbreiteter und auch weit begründeter, als die Klagen über ca' canny. Die Forderung eines garantierten Mindestlohns bezw. Mindestverdienstes ist auf diese Klagen zurückzuführen. Der Mindestlohn hat die Funktion, zu verhüten, daß auch der organisierte Arbeiter unter die Linie der Armut, d. h. in Verhältnisse herabsinke, die nicht einmal mehr die Aufrechterhaltung der einfachsten Lebenshaltung gestatten, — ein Zustand, in welchem sich bekanntlich in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten heute noch viele Millionen unorganisierter Arbeiter befinden.

Allein weder im England des Jahres 1852 noch im Bayern des Jahres 1905 begnügte man sich damit, die organisierten Arbeiter durch Entstellungen des von diesen tatsächlich Geforderten vor der Oeffentlichkeit zu diskreditieren, man versäumte auch nicht, die Wortführer der Arbeiter, deren die Arbeiter zum Vortrag ihrer Forderungen aus natürlichen Gründen immer und überall bedürfen, in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und verächtlich zu machen, daher man sich auch nicht wundern darf, wenn es von der Gegenseite mit Ausdrücken wie „protziger Unternehmerklüngel“, „Vergewaltigung“, „gemeines Ansinnen“, „freches Verlangen“ u. dgl. m. zurückschallt. Wie die englischen Arbeitgeber der Maschinenindustrie mit Hilfe der ihnen dienstwilligen Presse nicht nur die Arbeiterorgani-

sationen und ihre Führer als unverschämte Bande brandmarkten, sondern durch ihre bezahlten Agenten auch diejenigen mit Schmähungen überhäufen ließen, die, wie Lord Goderich, Thomas Hughes und A. Vansittart, ohne selbst beteiligt zu sein, das Interesse der Arbeiter vertraten, so erging man sich auch nun in Bayern in den unbegründetsten Angriffen sowohl auf die Arbeiterführer, welche man als „gewissenlose Agitatoren", als „Hetzer und Schreier" beschimpfte, wie auf alle diejenigen, welche ein Wort zu Gunsten der gerechten Sache der Arbeiter zu sagen wagten. Die „Münchener Neueste Nachrichten" bezeichneten in ihrer Nr. 294 vom 27. Juni 1905 den Passus in einem Versammlungsaufruf des Gewerkschaftsvereins München: „Es gilt Stellung zu nehmen gegen ein übermütiges Unternehmertum, das sich nicht scheut, mehr als 50000 Menschen dem Hunger preiszugeben", als eine „frivole Verdrehung des Sachverhalts", und Herr Dr. Martin Offenbacher nimmt den, von dem Schreiber dieses gelegentlich gebrauchten Ausdruck vom „auf die Straße setzen von Tausenden Arbeitswilliger, welche gerne gearbeitet hätten", zum Anlaß, ihm die Hälfte normaler Urteilsfähigkeit abzuerkennen. Wie aber in aller Welt soll man die Sache anders bezeichnen? Brentano, wenn er in seinen „Arbeitergilden" von den ausgesperrten Maschinenbauern in England spricht, kann auch nicht umhin, sich so auszudrücken: „Rechnet man zwei Drittel . . . als verheiratet, und daß jeder Verheiratete eine Frau und zwei Kinder hatte, so waren da 45000 Personen mit einem Schlage aufs Pflaster gesetzt, die Mehrzahl in absoluter Hilflosigkeit". Und sprechen die bayerischen Maschinenindustriellen nicht selbst in ihrem Zirkular vom 4. Juni 1905 davon, daß ältere, im Dienste der Fabrik ergraute Arbeiter durch den Anschluß an die Bewegung „dem Elend preisgegeben" würden, was auch keineswegs als übertrieben erscheint, wenn man bedenkt, welche Rolle, insbesondere in Augsburg und Nürnberg die sogenannten „Wohlfahrtseinrichtungen" spielen?

Wie endlich die bayerischen Maschinenindustriellen die Aussperrung der Arbeiter zu dem Versuch benützten, von ihnen einen Verzicht auf ihr Koalitionsrecht zu erpressen, so schon im Jahre 1852 die englischen, wobei nur der Unterschied obwaltet, daß dieser Versuch im „perfiden Albion" offen und ehrlich gemacht und einbekannt wurde, während man sich bei uns mit allerhand Winkelzügen um den eigentlichen Kern der Sache herumzudrücken versucht. Die englischen Maschinenindustriellen vom Jahre 1852 verlangten von ihren organisierten Arbeitern, wie schon bisher bei Lohnkämpfen in England üblich gewesen war, die Unterzeichnung des „Dokuments", d. h. einer bündigen Erklärung des Austritts aus dem Gewerkverein. Auch übten sie einen Druck auf andere Gewerbetreibende aus, ihre Arbeiter auf kurze Zeit zu setzen und eventuell auszusperren, um eine Unterstützung der feiernden Maschinenbauer durch andere Arbeiter zu verhindern. Denselben Erfolg bewirkte in Bayern die gleichzeitige Aussperrung der Bauarbeiter in München.

Nicht nur Streitgegenstand und Taktik, auch die inneren Beweggründe der streitenden Parteien fordern in beiden Fällen geradezu zum Vergleich heraus. Die englischen wie die deutschen Maschinenbauer wollten und wollen nichts anderes, als sich die Vorteile verschaffen, welche jeder Warenverkäufer bei Veräußerung seiner Ware besitzt. Das Mittel hierzu bildet die Koalition, welche darum Harrison mit Recht als das einzige Kapital des Arbeiters bezeichnet hat. Mit politischen Dingen haben die Organisationsbestrebungen der Arbeiterschaft an sich nicht das mindeste zu tun. Und doch wurden hier wie dort den Arbeitern ausschließlich politische Zwecke untergeschoben. Hier wie dort konnte bezw. kann man sich dabei auf ein weit verbreitetes Klassenvorurteil stützen, wonach es der Zweck der Gewerkschaften sein soll, „den Arbeitern die Diktatur zu verschaffen."

„Dies sind ihre offenen Forderungen“ — schrieb Amicus in der „Times“ — „allein es ist bekannt, daß der Ausschuß bereit ist, die Gleichheit der Löhne zu befürworten, kurz, sich zu einer Agitation für die Durchführung der geistreichen Theorien Louis Blancs herzugeben.“ Herr Steller, der Amicus der bayerischen Maschinenindustriellen, bezog sich zwar nicht auf Louis Blanc, den er wahrscheinlich nicht so gut kennt, sondern auf Rodbertus; im übrigen stellte er genau dieselbe Behauptung auf wie jener, mit genau demselben Mangel jeder tatsächlichen Begründung. „Das Hereinziehen von Louis Blanc und seinen Theorien“ — urteilt Brentano — „sollte ... ein Schreckschuß sein für den durch die Pariser Vorgänge geängsteten Bourgeois. Von den Arbeitern kannte die Mehrzahl von Louis Blanc kaum den Namen.“

Die bayerischen Maschinenbauer waren ebenso weit davon entfernt, wie seinerzeit die englischen, den Kampf als einen solchen zur Entscheidung „der Machtfrage“ zu betrachten. Angesichts des geschlossenen Widerstands der Arbeitgeber ließen sie schon im ersten Stadium der Bewegung die Forderung der Tarifverträge ganz fallen, wenn ihnen nur „in Bezug auf die Arbeitszeit und die Löhne“ entsprechende Zugeständnisse gemacht würden. Diese Tatsache hindert indessen den anderen Amicus der bayerischen Maschinenindustriellen, Herrn Dr. Martin Offenbacher, nicht im geringsten, frischweg zu behaupten: „Die Bewegung war ... von Anfang an nicht so sehr auf die Erzielung höherer Löhne gerichtet, als wie darauf, dem nie bestrittenen E n d z i e l der Sozialdemokratie einen Schritt näher zu kommen“. Dies angesichts der auch von dem württembergischen Fabrikinspektor Hardegg in seinem letzten Jahresbericht bezeugten Tatsache, daß „alle Lohnbewegungen der letzten Jahre zum Ausgangspunkt die Steigerung der Miets- und Lebensmittelpreise hatten, weil die Löhne mit dieser Steigerung nicht Schritt gehalten haben,“ und der weiteren ebenso notorischen Tatsache, daß die bayerischen Arbeiter ihre Forderungen ausdrücklich mit der herrschenden Teuerung, insbesondere des Fleisches, begründeten.

In Wahrheit waren es in England, ebenso wie in Bayern die Arbeitgeber selbst, welche „die Machtfrage“ zum Austrag zu bringen d. h. die Arbeiterkoalition gänzlich vernichten wollten. „Alles was wir verlangen,“ schrieben die englischen Maschinenindustriellen, „ist, daß man uns in Ruhe läßt. Mit Geringerem werden wir nicht zufrieden sein. Bis wir dies erreicht haben, werden wir unsere Fabriken nicht wieder öffnen,“ und in schönster Seelenharmonie die bayerischen: „Diese Maßnahme allein kann den ruhigen und treu zu seinem Arbeitgeber stehenden Arbeiter aufklären, wohin ihn die Hetzerei gewissenloser Agitatoren führt. Sie wird ihm den Weg weisen, daß er sich endlich Gehör verschafft und nicht weiter sich mit seinen Mahnungen zum Frieden und zur Ruhe niederschreien läßt.“ Manchmal ist es gut, zu überlegen, was wohl das Schicksal der Arbeiterklasse in allen Kulturländern sein würde, wenn es niemals einen Gewerkverein und keine „Hetzer und Wühler“ gegeben hätte. Man erinnere sich, was im Bericht der englischen Children Employment Commission von 1842 steht, daß man sich in England nicht scheute, Kinder im zarten Alter von 6 Jahren in die Bergwerke zu schicken, daß man aber diese Tatsache durch die Arbeitgeber nie ans Licht hätte bringen können, weil diese das Alter der Kinder viel höher angaben, als der Wahrheit entsprach. Und war es etwa in Deutschland anders? Als das preußische Kultusministerium im Jahre 1824 durch einen Zufall darauf aufmerksam geworden war, daß in den rheinischen Fabriken Kinder zur Tag- und Nachtzeit 11 bis 14 Stunden in übermäßiger Arbeit beschäftigt wurden, „was in furchtbarer Weise außer Verhältnis stehe, zu den Kräften von Personen von 8 bis 13 Jahren,“ da berichteten die Arbeitgeber, diese Kinder, welche nur zweimal in der Woche die Schule besuchten, unterschieden sich „weder in Gesundheit noch

in Sittlichkeit und Kenntnissen" von anderen Kindern! In dem englischen Sprichwort: „What labor has won, labor has fought for" liegt eine tiefe geschichtliche Wahrheit. Fast jede Verkürzung des Arbeitstags und fast jede Steigerung des Lohns hat den Unternehmern durch Kampf abgerungen werden müssen. Kein Arbeiterschutzgesetz der Welt wäre wirklich durchgeführt worden, wenn die „Hetzer und Wühler" nicht über seine Durchführung gewacht hätten. Der Ruin der englischen Industrie wurde prophezeit, als Sir Robert Peel zu Anfang des 19. Jahrhunderts die 18stündige Arbeitszeit achtjähriger Kinder in den englischen Hammerwerken bekämpfte; gegenüber dem englischen Kinderschutz von 1842 wurde von den englischen Fabrikanten mit Kassandramiene auf die 17stündige Arbeitszeit der Kinder in den deutschen Fabriken verwiesen, nicht anders, wie noch im Jahre 1905 Herr August Thyssen von der Durchführung des 8stündigen Arbeitstags den Ruin des rheinisch-westphälischen Kohlenbergbaus und Herr Baurat Rieppel von der Durchführung der 56stündigen Arbeitswoche den Ruin der bayerischen Maschinenindustrie vorhersagen. Solange sich das Wesen des kapitalistischen Unternehmers nicht von Grund aus geändert hat, ist die Organisation der Arbeiterschaft notwendig schon zu ihrem Schutz vor der Herabdrückung in die unwürdigsten Arbeits- und Lebensverhältnisse. Daher die Leidenschaft, mit welcher die gesamte Arbeiterschaft, sogar die nichtorganisierte, gegen jeden Angriff auf das Koalitionsrecht reagiert. Und doch wird man in den Kundgebungen der bayerischen Maschinenbauer vergebens nach einer so scharfen Verurteilung der Taktik und der Beweggründe der Unternehmer suchen, wie sie Brentano mit Bezug auf die englischen Maschinenindustriellen von 1852 in seinen „Arbeitergilden" ausspricht: „.. es war äußerst klug, auf diese Weise den Sachverhalt zu entstellen und den Maschinenbauern erst unverschämte, tyrannische und unentschuldbare Forderungen anzudichten, um dann mittelst des Lügenprodukts der eigenen Niederträchtigkeit die fremde zu beweisen."

Die englischen Maschinenbauer unterlagen vollständig; sie unterzeichneten schließlich, durch Hunger gezwungen, in Massen die „Erklärung" mit dem Vorsatz, sie nicht zu halten. Die bayerischen Maschinenbauer errangen wenigstens moralisch einen vollständigen Sieg, indem, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Arbeiter die Unterschrift des Reverses dauernd und erfolgreich verweigerten. Für die englischen, wie für die bayerischen Maschinenbauer aber erwies sich die Taktik der Unternehmer als das wertvollste Agitationsmittel. „In der Tat, sie gingen trotz ihrer Niederlage in größerer öffentlicher Achtung aus dem Streit hervor, als sie zur Zeit seines Beginnes genossen. Und weit entfernt, die Gesellschaft zu schwächen, war der Streit vielmehr die Ursache des Beitritts einer großen Anzahl von Arbeitern zur Gesellschaft, die sich jahrelang von ihr fern gehalten hatten."

München. Max Prager.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt Paul Nikolaus Cossmann in München.

Julzeit.

Von Auguste Supper in Stuttgart.

„Ein tolles Stück! Im schneeverwehten Forst
Am alten Wall beim großen Rabenhorst
Soll ich dem Kind, dem jungen Adalrich,
Dem Sohn des Herrn noch heut' die Armbrust spannen
Und Zapfen schießen von verschneiten Tannen?
Beim Donar, Weib, das ist kein Amt für mich!
Wer brachte den Befehl, Gerlind? sag an! — — — —"
„Es war ein alter, fremder Wandersmann,
Und dringend sprach er, flehend klang sein Wort
Eh' ich nur fragte, wandte er sich fort. —"
Der Jäger geht mit finsterem Gesicht.
Nach Knabenspiel steht heut der Sinn ihm nicht.
Er kommt zur Stelle, zum verlassnen Wall.
Vom schneeverhangnen Himmel tanzen nieder
Die weißen Flocken jetzt in weichem Fall.
Berchtold späht rechts und links nach dem Gebieter.
Umsonst, der Schnee im weiten Kreise trägt
Nicht Fuß- noch Rossesspur, vom Herrn zu sagen,
Nur eine Schar der Wodansvögel regt
Sich in den Wipfeln, die die Horste tragen.
Der Abend sinkt. Kein Adalrich erscheint.
Der Sturm nur jagt die Flocken toll im Reigen.
Es ächzt im Holze, daß der Jäger meint,
Das Heer der Lüfte werde sich ihm zeigen.
Er kauert nieder, deckt die Augen zu.
Kein Sterblicher, der Wodans Zug gesehen
Fand jemals wieder Freudigkeit und Ruh,
Für immer ist es um sein Glück geschehen.
Wie Berchtold lauscht, in heimlich Graun versenkt,
Da ist es ihm, als hör' er nahes Stöhnen.
Beim letzten Lichte, das der Tag noch schenkt
Forscht er, von wo die Menschenlaute tönen.

Im Schnee gebettet an des Walles Rand
Liegt regungslos ein Mann in weißen Haaren.
Sein Hut, sein Stab, sein härenes Gewand
Verraten, daß er weit durchs Land gefahren.
Der Jäger zaudert nicht. Die starre Last
Trägt er zur Hütte in den starken Armen.
„Gerlind tu auf! Ich bring dir einen Gast,
An unsres Herdes Glut soll er erwarmen.“
Verwundert schaut das Weib den Fremdling an.
„Berchtold er ist's; es ist der Wandersmann,
Der dich zum Walle rief. Ich kenn ihn wieder.“
Still legt der Jäger seine Bürde nieder.

In Berchtolds Hütte glimmt die Herdesglut
Das Schifflein fliegt, die Spule klappert leise.
Am Ehrenplatze warm gebettet ruht
Der fremde Gast nach böser Winterreise.
Am frühen Abend, wenn der Kienspan brennt
Entquillt die seltsam unerhörte Kunde
Von einem Frieden, den die Welt nicht kennt
Des alten Mannes warm beredtem Munde.
Von einem Kind spricht er, im Krippenstroh,
Das Schuld und Leid der Menschenerde löse.
Das klingt wie Lerchenlied so lenzesfroh
Trotz Wintersturm auf rauher Waldesblöße.
Das bittre Joch, das Menschenrecht umdroht,
Es sei zertrümmert, und ein neu Gebot,
So sagt der Greis, sei uns ins Herz geschrieben:
‚Mensch, du sollst Gott und deinen Bruder lieben!‘
Berchtold schaut auf. „Und das, was seither war,
Wodan und Donar mit bewehrten Lenden,
Der lichte Balder mit dem Sonnenhaar
Und Freia mit den milden Segenshänden
Und all die andern, Fremdling sage an,
Sind sie nur Truggebilde, Fabelwesen,
Nur öde Schatten, blöder Menschenwahn,
Nicht hehre Götter, wie dein Gott, gewesen?“
„Gott ist nur Einer! fällt der Alte ein.
Doch, was ihr hattet, Sinnbild war's und Zeichen,
War ferner Abglanz, war ein lichter Schein
Vom wahren Wesen, das wir jetzt erreichen.
Ein brünstig Suchen, hungrig Gottverlangen
Ist durch die Welt seit Ewigkeit gegangen
Und dieses Suchen schuf sich Bild um Bild
Vom Strom der Wahrheit, der im Kinde quillt.

Nicht darf ich Berchtold dir die Götter schmähen;
Was wir von Götterlicht umflossen sehen
Ist immer hell; doch allen Lichtes Kern
Liegt nur in einem Gott, in meinem Herrn."
Gerlinde setzt ihr Schifflein jetzt in Ruh.
„Von einem Kind im Krippenstroh sprachst du;
War's dieses Kind vielleicht, um das du jüngst
Berchtold zum Wall hinaus zu holen gingst?
Ich dacht' an Adalrich, den Fürstensohn,
Dieweil mein Herr den Knaben früher schon
Zur lichten Sommerszeit im Armbrustschießen
Am alten Wall hat öfters unterwiesen."
Betroffen schaut der fremde Mann empor.
„Nie sah ich vordem dieser Hütte Tor;
Nie rief ich Berchtold. Als ich krank und schwach
Im sturmdurchrasten Forst zusammenbrach,
Da bat ich Gott, daß um des Kindleins willen
Er meine bange Seele möge stillen.
Dann schlief ich ein. Erst unter diesem Dach
Ward ich, ihr wißt's, zu neuem Leben wach."
Gerlinde fühlt des Herzens wildes Pochen.
„So hat dein Gott für dich mit mir gesprochen.
Sag mehr von ihm, auf daß ich lauschen mag,
Bis durch die Wipfel bricht der junge Tag.
Mir klang von Anfang an so licht und froh
Die Mär vom Knaben in der Krippe Stroh."

Der Wintersturm braust weiter durch den Tann;
In Berchtolds Hütte spricht der fremde Mann
Vom lichten Lenz, der sieghaft kommen werde,
Ein Retter für die weite Menschenerde.



Josephus Stiefel.

Eine Legende von Heinrich Steinitzer in München.

Es ist kein richtiges Märchen, denn es kommt darin kein Königssohn und keine Prinzessin vor, sondern nur ein junger Student, der Sohn einer ziemlich armen Gemüsehändlerin, der Witwe Stiefel. Er hieß also auch Stiefel, und weil er der älteste seiner acht Geschwister war, sollte er studieren.

„Damit du ein Gelehrter wirst," sagte seine Mutter, „deine Familie zu Ehren bringst und deinen Brüdern und Schwestern einmal mit Rat nnd Tat an die Hand gehen kannst."

Und Josephus Stiefel studierte, daß ihm der Kopf rauchte. Das war das einzig Märchenhafte an ihm, denn sonst war er ein ziemlich nüchterner und trockener Geselle, dem ein alter Foliant wichtiger und wertvoller schien, als die Geschichte, die die Natur auf Schritt und Tritt jedem einfachen Menschenkind zu erzählen hat.

Wurde aber ein Semester geschlossen, so mußte Josephus nach Hause, und da konnte er nicht studieren, weil er kein Geld hatte, sich Bücher zu kaufen, und die Universitätsbibliothek über die Ferien weg prinzipiell keine auslieh.

Da nun Josephus den Schatz seiner Weisheit nicht vermehren konnte, gab er sich wenigstens die größte Mühe, kein Quentchen davon zu verlieren. Er repetierte fleißig, was er gelernt hatte und nahm auch nicht die kleinste und unbedeutendste Verrichtung vor, ohne ihre Zweckmäßigkeit im Geiste zuerst ordentlich begründet zu haben.

Von dieser löblichen Gewohnheit war nur ein Schritt zu dem Wunsche, auch Anderen von seinem Ueberflusse mitzuteilen; und wer lag da näher als die eigene Familie, zu deren Bestem er doch eigentlich das Studium ergriffen hatte.

War nun des frühen Morgens die Mutter Stiefel mit Fünfen ihrer Kinder, da die jüngsten drei zu solch wichtiger Arbeit noch zu ungeschickt waren, damit beschäftigt, die frischen Gemüse in die verschiedenen Körbe recht appetitlich zu ordnen, damit die Käufer auf dem Markte schon von ferne herbeigezogen würden, so beteiligte er sich zwar nicht an solchem Tun, aber er hielt erbauliche Reden etwa über die vier Arten des Glückes und die dreizehn Wege, die zu ihnen führten oder die zwiefache Erkenntnis, die als wirkliche und scheinbare Erkenntnis nicht gar leicht zu unterscheiden sei.

Die Mutter Stiefel hörte ihm andächtig zu, wenn sie wohl auch nur wenig verstand, seine Brüder und Schwestern aber zeigten so recht die Wahrheit des Satzes, daß kein Prophet in seinem Vaterlande geehrt werde.

Sie stießen sich an, kicherten und husteten, obwohl sie so gesund waren, als nur arme Kinder sein können; ja, wenn Josephus der Ernst des Gegenstandes und die eigene Begeisterung nötigten, die Stimme etwas zu erheben, platzten sie in lautem Gelächter heraus, was er jedoch nur durch einen strengen Blick rügte, ohne sich in seinen verwickelten Redewendungen unterbrechen zu lassen. Und die Kleinsten, von denen natürlich ein Verständnis nicht zu erwarten war, hielten diese Morgenpredigt für einen willkommenen Spaß und steckten ihrem dozierenden Bruder unbemerkt einen langgeschwänzten Rettig oder eine Mohrrübe unter den Rockkragen, welch seltsamer Schmuck, wenn er später zur Stadt ging, ihn zum Gegenstande des Gelächters und Spottes der Straßenjugend machte.

Diese Nichtachtung im Schoße der eigenen Familie verdroß natürlich Josephus gewaltig, und als er einst in einer schönen Rede über die Notwendigkeit durch die unziemliche Heiterkeit seiner Geschwister unterbrochen wurde, da erhob er sich schweigend und verließ das Haus mit dem festen Vorsatze, von nun an seine Weisheit für sich zu behalten und nicht denen von der köstlichen Gabe zu reichen, die des Genusses unwürdig waren.

Die Durchführung dieses Entschlusses verursachte jedoch Josephus viel Unbehagen, denn er war so an's Reden und Belehren gewöhnt, daß ihm ein schweigend verbrachter Tag wie ein doppelt verlorener erschien, erstmals, weil er selbst keine Ausdehnung seines Wissens erfahren und zum andern Male, weil auch sonst niemand davon profitiert hatte. Und so stark ward in ihm das Gefühl der Pflicht, die Quelle der Weisheit nicht ganz versiegen zu lassen, daß er jeden Stolz beiseite setzte und sich aufmachte, die Nachbarn aufzusuchen. Das waren Tischler, Schuster, Töpfer, kleine Händler und Gewerbetreibende, in deren Läden und Werkstätten er als Kind oft gespielt hatte, wenn er sie auch während der Zeit seines Studiums nicht mehr betreten hatte.

Kam er nun, so erkannte er gleich mit Befriedigung an der Verlegenheit, mit der die einfachen Leute ihn bewillkommneten, daß sie die Ehre, die ihnen widerfuhr, wohl zu schätzen wußten. Seine Befürchtung, daß sie in ihm den einstigen Stiefels Seppl sehen könnten, war offenbar grundlos gewesen, denn sie nannten ihn Herr Josephus oder auch Herr Magister, gegen welchen Titel er nicht protestierte, da er ihn ja bald als rechtmäßig zu führen hoffen durfte.

Zum Danke zog er denn auch die Schleusen seines Wissens voll auf und überschwemmte die Zuhörer mit einer derartigen Flut von klug gewählten Gleichnissen, Beispielen, zierlich gebauten Perioden und verschlungenen Schlußfolgerungen, daß sie in andächtigem Staunen verstummten, was ihm ein deutliches Zeichen des Verständnisses zu sein schien.

Kam aber einmal die Rede auf etwas, von dem auch sie etwas zu wissen glaubten, auf ihre eigenen Kümmernisse und kleinen Nöte, so sah er sie mit leiser Verachtung an und sagte etwa nur: „das ist eben so und so“ — und dann fuhr er fort, sie mit kundiger Hand durch die Labyrinthe des Denkens zu geleiten.

Eine Weile fühlten sich die kleinen Leute mächtig geschmeichelt, daß das Wissen in einem der wortgewaltigsten Vertreter zu ihnen herabstieg,

allmählich jedoch merkten sie, daß All das, was sie zu hören bekamen, zwar sehr schwer zu verstehen, aber ihnen in keiner Weise irgend etwas nütze war. Und mit dieser wachsenden Einsicht verminderte sich ihre Scheu und Ehrfurcht vor Josephus, so daß sie ihm offen zu widersprechen wagten, ja wohl auch zu seinen langatmigen Reden in ihrer gutmütigen Art lächelten.

Ueber diesen Undank und diese Querköpfigkeit, wie er es nannte, ergrimmte Josephus auf's Höchste. Er tat einen feierlichen Schwur, die Wissenschaft nun nicht mehr länger entwürdigen zu lassen, und allen geistigen Verkehr mit den Menschen seiner Umgebung abzubrechen. Stumm und mit finsterem Gesichte saß er zu Hause, antwortete kaum auf die besorgten Fragen seiner Mutter, oder er ging gesenkten Hauptes mit auf dem Rücken gefalteten Händen durch die Straßen, nicht rechts noch links blickend, um nicht an den stumpfen Gesichtern seiner Mitbürger Aergernis nehmen zu müssen.

Da er aber das Reden einmal doch nicht lassen konnte, so ging er vor die Stadt. Am Tore wischte er den Staub von den Stiefeln, was ihm in Hinsicht auf seinen Namen eine Handlung von außerordentlicher symbolischer Bedeutung dünkte. Dann folgte er ein Stück der Landstraße, verließ sie jedoch bald wieder und schritt auf einem schmalen Fußwege in den Wald. Hier endlich war er ungestört und unbelauscht, denn der Wald galt für nicht recht geheuer, ein Aberglaube, den Josephus natürlich verlachte. So recht in der Mitte des Gehölzes war eine Lichtung, die mit einer mächtigen Felswand abschloß; und diesen Platz liebte Josephus besonders. Nicht der Schönheit wegen, die achtete er gering, sondern weil die Felswand die Stimme verstärkte und zurückgab, so daß man fast der Meinung sein konnte, es würden zwei Reden gehalten statt einer.

Josephus stellte sich auf einen moosbewachsenen Stein, der wie eine Kanzel inmitten der Lichtung lag und sprach. Hier brauchte er keine Rücksicht auf die Begriffsstützigkeit seiner Zuhörer zu nehmen und konnte so recht aus dem Vollen seiner Gedanken und Ideen schöpfen. Die Wahl des Stoffes überließ er der Eingebung des Augenblicks. Einen Tag nahm er die Liebe vor, zerlegte sie in ihre Bestandteile und beschrieb dann jeden genau nach seinen Wirkungen und Ursachen, was um so bewunderungswürdiger war, als er selbst noch niemals etwas wie Liebe für irgend jemand empfunden hatte — ein anderes Mal stellte er sich die Aufgabe, die Unwirklichkeit der Wirklichkeit zu begründen und brachte dies so erfolgreich zustande, daß er äußerst erstaunt war, am Schlusse seiner Rede alles ebenso zu sehen, wie am Anfange, als er noch nicht bewiesen hatte, daß es in Wahrheit gar nichts gäbe — am häufigsten aber beschäftigte er sich mit der menschlichen Vernunft, die ihm das Höchste und Erhabenste zu sein schien, was geschaffen worden, ja so recht eigentlich die Grundlage, der Mittelpunkt und der Endzweck der Schöpfung, und zu deren Lobe ihm die schönsten und pomphaftesten Worte der Sprache arm und unzureichend dünkten.

Täglich gewann er diesem Thema neue Seiten ab, so daß es nach einer Woche etwa nichts Gutes, Tugendhaftes oder Glückliches gab, dessen Ursprung er nicht der Vernunft zugeschrieben hatte. Und da er nichts mehr Neues zu ihrer Verherrlichung auffinden konnte, begann er, kräftig dasjenige zu schmähen, was der Vernunft in seinen Augen Abbruch tat, sie beeinträchtigte

und ihre fruchtbaren und wundervollen Wirkungen nicht zur Geltung kommen ließ.

„Vor Allem," rief er einmal in heftigem Unmute, „ist es das unglückselige Gefühl, welches den köstlichsten Besitz des Menschen, seine Vernunft, lockert, ja vergewaltigt, ihn seines Eigentumes entäußert und so recht von einem Reichen zu einem Bettler macht. Denn wenn man wohl sagen darf, daß die Vernunft das Wirklichste im Weltall ist, und ihre Schlüsse das Sicherste und Gewissests — wie soll man dann das Gefühl bezeichnen, das ewig wechselt, nicht voraus zu berechnen ist, die wohltätigsten Vorsätze umstößt, den Menschen zum seelenlosen Tiere erniedrigt, indem es ihn diesem gleichmacht?! Denn auch die Tiere haben Gefühl, was sich klärlich darin zeigt, daß sie miteinander kämpfen und sich in blindem Hasse verfolgen, wohingegen auch die sanfteren Gefühle der Liebe und insbesondere der Mutterliebe ihnen nicht fremd sein sollen, während noch kein Kenner der Natur ihnen die göttliche Gabe der Vernunft zugesprochen hat. Und so weiche ich nicht von dem strengen, messerscharfen Pfade der Logik ab, wenn ich behaupte, daß das Gefühl eigentlich und ordentlich den tierischen Teil in uns darstellt, der durch die Vernunft ausgerottet und überwunden werden muß, wenn das Wort zur Wahrheit werden soll — — — —"

Hier hielt Josephus inne, denn plötzlich bemerkte er, daß er einen Zuhörer hatte, dessen Kommen ihm im Eifer der Rede wohl entgangen war.

Es war ein schon älterer Herr im grünen Jägerrocke, der mit verschränkten Armen an der Felswand lehnte und Josephus aufmerksam zuhörte.

„Fahren Sie nur fort, geehrter Herr Professor," sagte er, als dieser schwieg. „Ich folge Ihren gelehrten Erklärungen schon längere Zeit mit wirklicher Freude und wäre schmerzlichst berührt, falls ich in mir eine Ursache der Störung und Unterbrechung sehen müßte."

Die Anrede „Herr Professor" und die wohlgesetzten Worte des Fremden erfüllten Josephus mit äußerster Genugtuung. Aber nun empfand er auch die Verpflichtung, das Beste zu leisten, dessen er fähig war, um die gute Meinung seines Zuhörers sich zu erhalten und womöglich noch zu steigern. Es fiel ihm jedoch durchaus nichts mehr ein. Er fühlte deutlich, daß er einem gewaltigen Gedanken auf der Spur sei; so oft er ihn aber zu halten vermeinte, entwischte er ihm wieder, verkroch sich und löste sich gleichsam in einen gestaltlosen Nebel auf, den er in keine bestimmten Worte zu pressen vermochte.

Der Fremde bemerkte Josephus' Verlegenheit und trat mit einer verbindlichen Handbewegung, die Entschuldigung zu heischen schien, auf ihn zu.

„Ich kann mir nun nicht mehr verhehlen," sagte er, „daß ich allein die Schuld an dem allzu frühzeitigen Ende Ihres schönen Vortrages habe. Glücklicherweise waren Sie aber in der Entwickelung Ihrer Ideen schon so weit gelangt, daß ich imstande bin, Ihren Gedankengang vollständig zu begreifen. Gestatten Sie mir, Sie aufrichtigst zu beglückwünschen. Sie haben sich schon in jungen Jahren einen Schatz von Weisheit errungen, der selten, höchst selten angetroffen wird. Besonders, was Sie über Vernunft und Gefühl sagten, zeugt von einer derartigen lichtvollen Durchdringung dieses schwierigen Themas, daß — — —"

ionen und ihre Führer als unverschämte Bande brandmarkten, sondern durch
e bezahlten Agenten auch diejenigen mit Schmähungen überhäufen ließen, die,
e Lord Goderich, Thomas Hughes und A. Vansittart, ohne selbst beteiligt zu
n, das Interesse der Arbeiter vertraten, so erging man sich auch nun in Bayern
den unbegründetsten Angriffen sowohl auf die Arbeiterführer, welche man als
ewissenlose Agitatoren", als „Hetzer und Schreier" beschimpfte, wie auf alle
jenigen, welche ein Wort zu Gunsten der gerechten Sache der Arbeiter zu sagen
igten. Die „Münchener Neueste Nachrichten" bezeichneten in ihrer Nr. 294
m 27. Juni 1905 den Passus in einem Versammlungsaufruf des Gewerk-
aftsvereins München: „Es gilt Stellung zu nehmen gegen ein übermütiges
iternehmertum, das sich nicht scheut, mehr als 50000 Menschen dem Hunger
eiszugeben", als eine „frivole Verdrehung des Sachverhalts", und Herr Dr.
artin Offenbacher nimmt den, von dem Schreiber dieses gelegentlich gebrauchten
usdruck vom „auf die Straße setzen von Tausenden Arbeitswilliger, welche
rne gearbeitet hätten", zum Anlaß, ihm die Hälfte normaler Urteilsfähigkeit
zuerkennen. Wie aber in aller Welt soll man die Sache anders bezeichnen?
rentano, wenn er in seinen „Arbeitergilden" von den ausgesperrten Maschinen-
uern in England spricht, kann auch nicht umhin, sich so auszudrücken: „Rechnet
m zwei Drittel ... als verheiratet, und daß jeder Verheiratete eine Frau
d zwei Kinder hatte, so waren da 45000 Personen mit einem Schlage aufs
flaster gesetzt, die Mehrzahl in absoluter Hilflosigkeit". Und sprechen die
yerischen Maschinenindustriellen nicht selbst in ihrem Zirkular vom 4. Juni 1905
von, daß ältere, im Dienste der Fabrik ergraute Arbeiter durch den Anschluß
die Bewegung „dem Elend preisgegeben" würden, was auch keines-
gs als übertrieben erscheint, wenn man bedenkt, welche Rolle, insbesondere in
ugsburg und Nürnberg die sogenannten „Wohlfahrtseinrichtungen" spielen?

Wie endlich die bayerischen Maschinenindustriellen die Aussperrung der
rbeiter zu dem Versuch benützten, von ihnen einen Verzicht auf ihr Koalitions-
ht zu erpressen, so schon im Jahre 1852 die englischen, wobei nur der Unter-
ied obwaltet, daß dieser Versuch im „perfiden Albion" offen und ehrlich gemacht
d einbekannt wurde, während man sich bei uns mit allerhand Winkelzügen um
n eigentlichen Kern der Sache herumzudrücken versucht. Die englischen Ma-
inenindustriellen vom Jahre 1852 verlangten von ihren organisierten Arbeitern,
e schon bisher bei Lohnkämpfen in England üblich gewesen war, die Unter-
chnung des „Dokuments", d. h. einer bündigen Erklärung des Austritts aus
n Gewerkverein. Auch übten sie einen Druck auf andere Gewerbetreibende
s, ihre Arbeiter auf kurze Zeit zu setzen und eventuell auszusperren, um eine
iterstützung der feiernden Maschinenbauer durch andere Arbeiter zu verhindern.
nselben Erfolg bewirkte in Bayern die gleichzeitige Aussperrung der Bau-
beiter in München.

Nicht nur Streitgegenstand und Taktik, auch die inneren Beweggründe
r streitenden Parteien fordern in beiden Fällen geradezu zum Vergleich
raus. Die englischen wie die deutschen Maschinenbauer wollten und wollen
hts anderes, als sich die Vorteile verschaffen, welche jeder Warenverkäufer bei
räußerung seiner Ware besitzt. Das Mittel hierzu bildet die Koalition, welche
rum Harrison mit Recht als das einzige Kapital des Arbeiters bezeichnet hat.
it politischen Dingen haben die Organisationsbestrebungen der Arbeiter-
aft an sich nicht das mindeste zu tun. Und doch wurden hier wie dort den
beitern ausschließlich politische Zwecke untergeschoben. Hier wie dort konnte
w. kann man sich dabei auf ein weit verbreitetes Klassenvorurteil stützen, wo-
h es der Zweck der Gewerkschaften sein soll, „den Arbeitern die Diktatur zu
schaffen."

„Die
„allein es i
befürworten
Theorien L
Maschineni
sich nicht so
selbe Behau
Begründun
urteilt Bre
Vorgänge g
Louis Blan
Die
seinerzeit di
Machtfrage
geber ließen
Tarifverträg
die Löhne"
indessen der
Dr. Martin
wegung wa
gerichtet, al
einen Schri
bergischen
sache, daß
Steigerung
Steigerung
Tatsache, d
herrschenden
In
geber selbst,
koalition g
englischen
ringerem w
wir unsere
bayerischen
Arbeitgeber
Agitatoren
verschafft u
niederschrei
der Arbeit
Gewerkver
was im B
daß man
in die Be
nie ans L
angaben,
Als das
aufmerksam
Nachtzeit
in furchtb
8 bis 13
in der

„Dies sind ihre offenen Forderungen“ — schrieb Amicus in der „Times“ — „allein es ist bekannt, daß der Ausschuß bereit ist, die Gleichheit der Löhne zu befürworten, kurz, sich zu einer Agitation für die Durchführung der geistreichen Theorien Louis Blancs herzugeben.“ Herr Steller, der Amicus der bayerischen Maschinenindustriellen, bezog sich zwar nicht auf Louis Blanc, den er wahrscheinlich nicht so gut kennt, sondern auf Rodbertus; im übrigen stellte er genau dieselbe Behauptung auf wie jener, mit genau demselben Mangel jeder tatsächlichen Begründung. „Das Hereinziehen von Louis Blanc und seinen Theorien“ — urteilt Brentano — „sollte ... ein Schreckschuß sein für den durch die Pariser Vorgänge geängsteten Bourgeois. Von den Arbeitern kannte die Mehrzahl von Louis Blanc kaum den Namen.“

Die bayerischen Maschinenbauer waren ebenso weit davon entfernt, wie seinerzeit die englischen, den Kampf als einen solchen zur Entscheidung „der Machtfrage“ zu betrachten. Angesichts des geschlossenen Widerstands der Arbeitgeber ließen sie schon im ersten Stadium der Bewegung die Forderung der Tarifverträge ganz fallen, wenn ihnen nur „in Bezug auf die Arbeitszeit und die Löhne“ entsprechende Zugeständnisse gemacht würden. Diese Tatsache hindert indessen den anderen Amicus der bayerischen Maschinenindustriellen, Herrn Dr. Martin Offenbacher, nicht im geringsten, frischweg zu behaupten: „Die Bewegung war ... von Anfang an nicht so sehr auf die Erzielung höherer Löhne gerichtet, als wie darauf, dem nie bestrittenen Endziel der Sozialdemokratie einen Schritt näher zu kommen“. Dies angesichts der auch von dem württembergischen Fabrikinspektor Hardegg in seinem letzten Jahresbericht bezeugten Tatsache, daß „alle Lohnbewegungen der letzten Jahre zum Ausgangspunkt die Steigerung der Miets- und Lebensmittelpreise hatten, weil die Löhne mit dieser Steigerung nicht Schritt gehalten haben,“ und der weiteren ebenso notorischen Tatsache, daß die bayerischen Arbeiter ihre Forderungen ausdrücklich mit der herrschenden Teuerung, insbesondere des Fleisches, begründeten.

In Wahrheit waren es in England, ebenso wie in Bayern die Arbeitgeber selbst, welche „die Machtfrage“ zum Austrag zu bringen d. h. die Arbeiterkoalition gänzlich vernichten wollten. „Alles was wir verlangen,“ schrieben die englischen Maschinenindustriellen, „ist, daß man uns in Ruhe läßt. Mit Geringerem werden wir nicht zufrieden sein. Bis wir dies erreicht haben, werden wir unsere Fabriken nicht wieder öffnen,“ und in schönster Seelenharmonie die bayerischen: „Diese Maßnahme allein kann den ruhigen und treu zu seinem Arbeitgeber stehenden Arbeiter aufklären, wohin ihn die Hetzerei gewissenloser Agitatoren führt. Sie wird ihm den Weg weisen, daß er sich endlich Gehör verschafft und nicht weiter sich mit seinen Mahnungen zum Frieden und zur Ruhe niederschreien läßt.“ Manchmal ist es gut, zu überlegen, was wohl das Schicksal der Arbeiterklasse in allen Kulturländern sein würde, wenn es niemals einen Gewerkverein und keine „Hetzer und Wühler“ gegeben hätte. Man erinnere sich, was im Bericht der englischen Children Employment Commission von 1842 steht, daß man sich in England nicht scheute, Kinder im zarten Alter von 6 Jahren in die Bergwerke zu schicken, daß man aber diese Tatsache durch die Arbeitgeber nie ans Licht hätte bringen können, weil diese das Alter der Kinder viel höher angaben, als der Wahrheit entsprach. Und war es etwa in Deutschland anders? Als das preußische Kultusministerium im Jahre 1824 durch einen Zufall darauf aufmerksam geworden war, daß in den rheinischen Fabriken Kinder zur Tag- und Nachtzeit 11 bis 14 Stunden in übermäßiger Arbeit beschäftigt wurden, „was in furchtbarer Weise außer Verhältnis stehe, zu den Kräften von Personen von 8 bis 13 Jahren,“ da berichteten die Arbeitgeber, diese Kinder, welche nur zweimal in der Woche die Schule besuchten, unterschieden sich „weder in Gesundheit noch

in Sittlichkeit und Kenntnissen" von anderen Kindern! In dem englischen Sprichwort: „What labor has won, labor has fought for" liegt eine tiefe geschichtliche Wahrheit. Fast jede Verkürzung des Arbeitstags und fast jede Steigerung des Lohns hat den Unternehmern durch Kampf abgerungen werden müssen. Kein Arbeiterschutzgesetz der Welt wäre wirklich durchgeführt worden, wenn die „Hetzer und Wühler" nicht über seine Durchführung gewacht hätten. Der Ruin der englischen Industrie wurde prophezeit, als Sir Robert Peel zu Anfang des 19. Jahrhunderts die 18stündige Arbeitszeit achtjähriger Kinder in den englischen Hammerwerken bekämpfte; gegenüber dem englischen Kinderschutz von 1842 wurde von den englischen Fabrikanten mit Kassandramiene auf die 17stündige Arbeitszeit der Kinder in den deutschen Fabriken verwiesen, nicht anders, wie noch im Jahre 1905 Herr August Thyssen von der Durchführung des 8stündigen Arbeitstags den Ruin des rheinisch-westphälischen Kohlenbergbaus und Herr Baurat Rieppel von der Durchführung der 56stündigen Arbeitswoche den Ruin der bayerischen Maschinenindustrie vorhersagen. Solange sich das Wesen des kapitalistischen Unternehmers nicht von Grund aus geändert hat, ist die Organisation der Arbeiterschaft notwendig schon zu ihrem Schutz vor der Herabdrückung in die unwürdigsten Arbeits- und Lebensverhältnisse. Daher die Leidenschaft, mit welcher die gesamte Arbeiterschaft, sogar die nichtorganisierte, gegen jeden Angriff auf das Koalitionsrecht reagiert. Und doch wird man in den Kundgebungen der bayerischen Maschinenbauer vergebens nach einer so scharfen Verurteilung der Taktik und der Beweggründe der Unternehmer suchen, wie sie Brentano mit Bezug auf die englischen Maschinenindustriellen von 1852 in seinen „Arbeitergilden" ausspricht: „.. es war äußerst klug, auf diese Weise den Sachverhalt zu entstellen und den Maschinenbauern erst unverschämte, tyrannische und unentschuldbare Forderungen anzudichten, um dann mittelst des Lügenprodukts der eigenen Niederträchtigkeit die fremde zu beweisen."

Die englischen Maschinenbauer unterlagen vollständig; sie unterzeichneten schließlich, durch Hunger gezwungen, in Massen die „Erklärung" mit dem Vorsatz, sie nicht zu halten. Die bayerischen Maschinenbauer errangen wenigstens moralisch einen vollständigen Sieg, indem, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Arbeiter die Unterschrift des Reverses dauernd und erfolgreich verweigerten. Für die englischen, wie für die bayerischen Maschinenbauer aber erwies sich die Taktik der Unternehmer als das wertvollste Agitationsmittel. „In der Tat, sie gingen trotz ihrer Niederlage in größerer öffentlicher Achtung aus dem Streit hervor, als sie zur Zeit seines Beginnes genossen. Und weit entfernt, die Gesellschaft zu schwächen, war der Streit vielmehr die Ursache des Beitritts einer großen Anzahl von Arbeitern zur Gesellschaft, die sich jahrelang von ihr fern gehalten hatten."

München. Max Prager.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt Paul Nikolaus Cossmann in München.

Julzeit.

Von Auguste Supper in Stuttgart.

„Ein tolles Stück! Im schneeverwehten Forst
Am alten Wall beim großen Rabenhorst
Soll ich dem Kind, dem jungen Adalrich,
Dem Sohn des Herrn noch heut' die Armbrust spannen
Und Zapfen schießen von verschneiten Tannen?
Beim Donar, Weib, das ist kein Amt für mich!
Wer brachte den Befehl, Gerlind? sag an! — — — —“
„Es war ein alter, fremder Wandersmann,
Und dringend sprach er, flehend klang sein Wort
Eh' ich nur fragte, wandte er sich fort. —“
Der Jäger geht mit finsterem Gesicht.
Nach Knabenspiel steht heut der Sinn ihm nicht.
Er kommt zur Stelle, zum verlassnen Wall.
Vom schneeverhangnen Himmel tanzen nieder
Die weißen Flocken jetzt in weichem Fall.
Berchtold späht rechts und links nach dem Gebieter.
Umsonst, der Schnee im weiten Kreise trägt
Nicht Fuß- noch Rossesspur, vom Herrn zu sagen,
Nur eine Schar der Wodansvögel regt
Sich in den Wipfeln, die die Horste tragen.
Der Abend sinkt. Kein Adalrich erscheint.
Der Sturm nur jagt die Flocken toll im Reigen.
Es ächzt im Holze, daß der Jäger meint,
Das Heer der Lüfte werde sich ihm zeigen.
Er kauert nieder, deckt die Augen zu.
Kein Sterblicher, der Wodans Zug gesehen
Fand jemals wieder Freudigkeit und Ruh,
Für immer ist es um sein Glück geschehen.
Wie Berchtold lauscht, in heimlich Graun versenkt,
Da ist es ihm, als hör' er nahes Stöhnen.
Beim letzten Lichte, das der Tag noch schenkt
Forscht er, von wo die Menschenlaute tönen.

Im Schnee gebettet an des Walles Rand
Liegt regungslos ein Mann in weißen Haaren.
Sein Hut, sein Stab, sein härenes Gewand
Verraten, daß er weit durchs Land gefahren.
Der Jäger zaudert nicht. Die starre Last
Trägt er zur Hütte in den starken Armen.
„Gerlind tu auf! Ich bring dir einen Gast,
An unsres Herdes Glut soll er erwarmen.“
Verwundert schaut das Weib den Fremdling an.
„Berchtold er ist's; es ist der Wandersmann,
Der dich zum Walle rief. Ich kenn ihn wieder.“
Still legt der Jäger seine Bürde nieder.

In Berchtolds Hütte glimmt die Herdesglut
Das Schifflein fliegt, die Spule klappert leise.
Am Ehrenplatze warm gebettet ruht
Der fremde Gast nach böser Winterreise.
Am frühen Abend, wenn der Kienspan brennt
Entquillt die seltsam unerhörte Kunde
Von einem Frieden, den die Welt nicht kennt
Des alten Mannes warm beredtem Munde.
Von einem Kind spricht er, im Krippenstroh,
Das Schuld und Leid der Menschenerde löse.
Das klingt wie Lerchenlied so lenzesfroh
Trotz Wintersturm auf rauher Waldesblöße.
Das bittre Joch, das Menschenrecht umdroht,
Es sei zertrümmert, und ein neu Gebot,
So sagt der Greis, sei uns ins Herz geschrieben:
‚Mensch, du sollst Gott und deinen Bruder lieben!‘
Berchtold schaut auf. „Und das, was seither war,
Wodan und Donar mit bewehrten Lenden,
Der lichte Balder mit dem Sonnenhaar
Und Freia mit den milden Segenshänden
Und all die andern, Fremdling sage an,
Sind sie nur Truggebilde, Fabelwesen,
Nur öde Schatten, blöder Menschenwahn,
Nicht hehre Götter, wie dein Gott, gewesen?“
„Gott ist nur Einer! fällt der Alte ein.
Doch, was ihr hattet, Sinnbild war's und Zeichen,
War ferner Abglanz, war ein lichter Schein
Vom wahren Wesen, das wir jetzt erreichen.
Ein brünstig Suchen, hungrig Gottverlangen
Ist durch die Welt seit Ewigkeit gegangen
Und dieses Suchen schuf sich Bild um Bild
Vom Strom der Wahrheit, der im Kinde quillt.

Nicht darf ich Berchtold dir die Götter schmähen;
Was wir von Götterlicht umflossen sehen
Ist immer hell; doch allen Lichtes Kern
Liegt nur in einem Gott, in meinem Herrn."
Gerlinde setzt ihr Schifflein jetzt in Ruh.
„Von einem Kind im Krippenstroh sprachst du;
War's dieses Kind vielleicht, um das du jüngst
Berchtold zum Wall hinaus zu holen gingst?
Ich dacht' an Adalrich, den Fürstensohn,
Dieweil mein Herr den Knaben früher schon
Zur lichten Sommerszeit im Armbrustschießen
Am alten Wall hat öfters unterwiesen."
Betroffen schaut der fremde Mann empor.
„Nie sah ich vordem dieser Hütte Tor;
Nie rief ich Berchtold. Als ich krank und schwach
Im sturmdurchrasten Forst zusammenbrach,
Da bat ich Gott, daß um des Kindleins willen
Er meine bange Seele möge stillen.
Dann schlief ich ein. Erst unter diesem Dach
Ward ich, ihr wißt's, zu neuem Leben wach."
Gerlinde fühlt des Herzens wildes Pochen.
„So hat dein Gott für dich mit mir gesprochen.
Sag mehr von ihm, auf daß ich lauschen mag,
Bis durch die Wipfel bricht der junge Tag.
Mir klang von Anfang an so licht und froh
Die Mär vom Knaben in der Krippe Stroh."

Der Wintersturm braust weiter durch den Tann;
In Berchtolds Hütte spricht der fremde Mann
Vom lichten Lenz, der sieghaft kommen werde,
Ein Retter für die weite Menschenerde.

Josephus Stiefel.

Eine Legende von Heinrich Steinitzer in München.

Es ist kein richtiges Märchen, denn es kommt darin kein Königssohn und keine Prinzessin vor, sondern nur ein junger Student, der Sohn einer ziemlich armen Gemüsehändlerin, der Witwe Stiefel. Er hieß also auch Stiefel, und weil er der älteste seiner acht Geschwister war, sollte er studieren.

„Damit du ein Gelehrter wirst," sagte seine Mutter, „deine Familie zu Ehren bringst und deinen Brüdern und Schwestern einmal mit Rat nnd Tat an die Hand gehen kannst."

Und Josephus Stiefel studierte, daß ihm der Kopf rauchte. Das war das einzig Märchenhafte an ihm, denn sonst war er ein ziemlich nüchterner und trockener Geselle, dem ein alter Foliant wichtiger und wertvoller schien, als die Geschichte, die die Natur auf Schritt und Tritt jedem einfachen Menschenkind zu erzählen hat.

Wurde aber ein Semester geschlossen, so mußte Josephus nach Hause, und da konnte er nicht studieren, weil er kein Geld hatte, sich Bücher zu kaufen, und die Universitätsbibliothek über die Ferien weg prinzipiell keine auslieh.

Da nun Josephus den Schatz seiner Weisheit nicht vermehren konnte, gab er sich wenigstens die größte Mühe, kein Quentchen davon zu verlieren. Er repetierte fleißig, was er gelernt hatte und nahm auch nicht die kleinste und unbedeutendste Verrichtung vor, ohne ihre Zweckmäßigkeit im Geiste zuerst ordentlich begründet zu haben.

Von dieser löblichen Gewohnheit war nur ein Schritt zu dem Wunsche, auch Anderen von seinem Ueberflusse mitzuteilen; und wer lag da näher als die eigene Familie, zu deren Bestem er doch eigentlich das Studium ergriffen hatte.

War nun des frühen Morgens die Mutter Stiefel mit Fünfen ihrer Kinder, da die jüngsten drei zu solch wichtiger Arbeit noch zu ungeschickt waren, damit beschäftigt, die frischen Gemüse in die verschiedenen Körbe recht appetitlich zu ordnen, damit die Käufer auf dem Markte schon von ferne herbeigezogen würden, so beteiligte er sich zwar nicht an solchem Tun, aber er hielt erbauliche Reden etwa über die vier Arten des Glückes und die dreizehn Wege, die zu ihnen führten oder die zwiefache Erkenntnis, die als wirkliche und scheinbare Erkenntnis nicht gar leicht zu unterscheiden sei.

Die Mutter Stiefel hörte ihm andächtig zu, wenn sie wohl auch nur wenig verstand, seine Brüder und Schwestern aber zeigten so recht die Wahrheit des Satzes, daß kein Prophet in seinem Vaterlande geehrt werde.

Sie stießen sich an, kicherten und husteten, obwohl sie so gesund waren, als nur arme Kinder sein können; ja, wenn Josephus der Ernst des Gegenstandes und die eigene Begeisterung nötigten, die Stimme etwas zu erheben, platzten sie in lautem Gelächter heraus, was er jedoch nur durch einen strengen Blick rügte, ohne sich in seinen verwickelten Redewendungen unterbrechen zu lassen. Und die Kleinsten, von denen natürlich ein Verständnis nicht zu erwarten war, hielten diese Morgenpredigt für einen willkommenen Spaß und steckten ihrem dozierenden Bruder unbemerkt einen langgeschwänzten Rettig oder eine Mohrrübe unter den Rockkragen, welch seltsamer Schmuck, wenn er später zur Stadt ging, ihn zum Gegenstande des Gelächters und Spottes der Straßenjugend machte.

Diese Nichtachtung im Schoße der eigenen Familie verdroß natürlich Josephus gewaltig, und als er einst in einer schönen Rede über die Notwendigkeit durch die unziemliche Heiterkeit seiner Geschwister unterbrochen wurde, da erhob er sich schweigend und verließ das Haus mit dem festen Vorsatze, von nun an seine Weisheit für sich zu behalten und nicht denen von der köstlichen Gabe zu reichen, die des Genusses unwürdig waren.

Die Durchführung dieses Entschlusses verursachte jedoch Josephus viel Unbehagen, denn er war so an's Reden und Belehren gewöhnt, daß ihm ein schweigend verbrachter Tag wie ein doppelt verlorener erschien, erstmals, weil er selbst keine Ausdehnung seines Wissens erfahren und zum andern Male, weil auch sonst niemand davon profitiert hatte. Und so stark ward in ihm das Gefühl der Pflicht, die Quelle der Weisheit nicht ganz versiegen zu lassen, daß er jeden Stolz beiseite setzte und sich aufmachte, die Nachbarn aufzusuchen. Das waren Tischler, Schuster, Töpfer, kleine Händler und Gewerbetreibende, in deren Läden und Werkstätten er als Kind oft gespielt hatte, wenn er sie auch während der Zeit seines Studiums nicht mehr betreten hatte.

Kam er nun, so erkannte er gleich mit Befriedigung an der Verlegenheit, mit der die einfachen Leute ihn bewillkommneten, daß sie die Ehre, die ihnen widerfuhr, wohl zu schätzen wußten. Seine Befürchtung, daß sie in ihm den einstigen Stiefels Seppl sehen könnten, war offenbar grundlos gewesen, denn sie nannten ihn Herr Josephus oder auch Herr Magister, gegen welchen Titel er nicht protestierte, da er ihn ja bald als rechtmäßig zu führen hoffen durfte.

Zum Danke zog er denn auch die Schleusen seines Wissens voll auf und überschwemmte die Zuhörer mit einer derartigen Flut von klug gewählten Gleichnissen, Beispielen, zierlich gebauten Perioden und verschlungenen Schlußfolgerungen, daß sie in andächtigem Staunen verstummten, was ihm ein deutliches Zeichen des Verständnisses zu sein schien.

Kam aber einmal die Rede auf etwas, von dem auch sie etwas zu wissen glaubten, auf ihre eigenen Kümmernisse und kleinen Nöte, so sah er sie mit leiser Verachtung an und sagte etwa nur: „das ist eben so und so" — und dann fuhr er fort, sie mit kundiger Hand durch die Labyrinthe des Denkens zu geleiten.

Eine Weile fühlten sich die kleinen Leute mächtig geschmeichelt, daß das Wissen in einem der wortgewaltigsten Vertreter zu ihnen herabstieg,

allmählich jedoch merkten sie, daß All das, was sie zu hören bekamen, zwar sehr schwer zu verstehen, aber ihnen in keiner Weise irgend etwas nütze war. Und mit dieser wachsenden Einsicht verminderte sich ihre Scheu und Ehrfurcht vor Josephus, so daß sie ihm offen zu widersprechen wagten, ja wohl auch zu seinen langatmigen Reden in ihrer gutmütigen Art lächelten.

Ueber diesen Undank und diese Querköpfigkeit, wie er es nannte, ergrimmte Josephus auf's Höchste. Er tat einen feierlichen Schwur, die Wissenschaft nun nicht mehr länger entwürdigen zu lassen, und allen geistigen Verkehr mit den Menschen seiner Umgebung abzubrechen. Stumm und mit finsterem Gesichte saß er zu Hause, antwortete kaum auf die besorgten Fragen seiner Mutter, oder er ging gesenkten Hauptes mit auf dem Rücken gefalteten Händen durch die Straßen, nicht rechts noch links blickend, um nicht an den stumpfen Gesichtern seiner Mitbürger Aergernis nehmen zu müssen.

Da er aber das Reden einmal doch nicht lassen konnte, so ging er vor die Stadt. Am Tore wischte er den Staub von den Stiefeln, was ihm in Hinsicht auf seinen Namen eine Handlung von außerordentlicher symbolischer Bedeutung dünkte. Dann folgte er ein Stück der Landstraße, verließ sie jedoch bald wieder und schritt auf einem schmalen Fußwege in den Wald. Hier endlich war er ungestört und unbelauscht, denn der Wald galt für nicht recht geheuer, ein Aberglaube, den Josephus natürlich verlachte. So recht in der Mitte des Gehölzes war eine Lichtung, die mit einer mächtigen Felswand abschloß; und diesen Platz liebte Josephus besonders. Nicht der Schönheit wegen, die achtete er gering, sondern weil die Felswand die Stimme verstärkte und zurückgab, so daß man fast der Meinung sein konnte, es würden zwei Reden gehalten statt einer.

Josephus stellte sich auf einen moosbewachsenen Stein, der wie eine Kanzel inmitten der Lichtung lag und sprach. Hier brauchte er keine Rücksicht auf die Begriffsstützigkeit seiner Zuhörer zu nehmen und konnte so recht aus dem Vollen seiner Gedanken und Ideen schöpfen. Die Wahl des Stoffes überließ er der Eingebung des Augenblicks. Einen Tag nahm er die Liebe vor, zerlegte sie in ihre Bestandteile und beschrieb dann jeden genau nach seinen Wirkungen und Ursachen, was um so bewunderungswürdiger war, als er selbst noch niemals etwas wie Liebe für irgend jemand empfunden hatte — ein anderes Mal stellte er sich die Aufgabe, die Unwirklichkeit der Wirklichkeit zu begründen und brachte dies so erfolgreich zustande, daß er äußerst erstaunt war, am Schlusse seiner Rede alles ebenso zu sehen, wie am Anfange, als er noch nicht bewiesen hatte, daß es in Wahrheit gar nichts gäbe — am häufigsten aber beschäftigte er sich mit der menschlichen Vernunft, die ihm das Höchste und Erhabenste zu sein schien, was geschaffen worden, ja so recht eigentlich die Grundlage, der Mittelpunkt und der Endzweck der Schöpfung, und zu deren Lobe ihm die schönsten und pomphaftesten Worte der Sprache arm und unzureichend dünkten.

Täglich gewann er diesem Thema neue Seiten ab, so daß es nach einer Woche etwa nichts Gutes, Tugendhaftes oder Glückliches gab, dessen Ursprung er nicht der Vernunft zugeschrieben hatte. Und da er nichts mehr Neues zu ihrer Verherrlichung auffinden konnte, begann er, kräftig dasjenige zu schmähen, was der Vernunft in seinen Augen Abbruch tat, sie beeinträchtigte

und ihre fruchtbaren und wundervollen Wirkungen nicht zur Geltung kommen ließ.

„Vor Allem," rief er einmal in heftigem Unmute, „ist es das unglückselige Gefühl, welches den köstlichsten Besitz des Menschen, seine Vernunft, lockert, ja vergewaltigt, ihn seines Eigentumes entäußert und so recht von einem Reichen zu einem Bettler macht. Denn wenn man wohl sagen darf, daß die Vernunft das Wirklichste im Weltall ist, und ihre Schlüsse das Sicherste und Gewisseste — wie soll man dann das Gefühl bezeichnen, das ewig wechselt, nicht voraus zu berechnen ist, die wohltätigsten Vorsätze umstößt, den Menschen zum seelenlosen Tiere erniedrigt, indem es ihn diesem gleichmacht?! Denn auch die Tiere haben Gefühl, was sich klärlich darin zeigt, daß sie miteinander kämpfen und sich in blindem Hasse verfolgen, wohingegen auch die sanfteren Gefühle der Liebe und insbesondere der Mutterliebe ihnen nicht fremd sein sollen, während noch kein Kenner der Natur ihnen die göttliche Gabe der Vernunft zugesprochen hat. Und so weiche ich nicht von dem strengen, messerscharfen Pfade der Logik ab, wenn ich behaupte, daß das Gefühl eigentlich und ordentlich den tierischen Teil in uns darstellt, der durch die Vernunft ausgerottet und überwunden werden muß, wenn das Wort zur Wahrheit werden soll — — — —"

Hier hielt Josephus inne, denn plötzlich bemerkte er, daß er einen Zuhörer hatte, dessen Kommen ihm im Eifer der Rede wohl entgangen war.

Es war ein schon älterer Herr im grünen Jägerrocke, der mit verschränkten Armen an der Felswand lehnte und Josephus aufmerksam zuhörte.

„Fahren Sie nur fort, geehrter Herr Professor," sagte er, als dieser schwieg. „Ich folge Ihren gelehrten Erklärungen schon längere Zeit mit wirklicher Freude und wäre schmerzlichst berührt, falls ich in mir eine Ursache der Störung und Unterbrechung sehen müßte."

Die Anrede „Herr Professor" und die wohlgesetzten Worte des Fremden erfüllten Josephus mit äußerster Genugtuung. Aber nun empfand er auch die Verpflichtung, das Beste zu leisten, dessen er fähig war, um die gute Meinung seines Zuhörers sich zu erhalten und womöglich noch zu steigern. Es fiel ihm jedoch durchaus nichts mehr ein. Er fühlte deutlich, daß er einem gewaltigen Gedanken auf der Spur sei; so oft er ihn aber zu halten vermeinte, entwischte er ihm wieder, verkroch sich und löste sich gleichsam in einen gestaltlosen Nebel auf, den er in keine bestimmten Worte zu pressen vermochte.

Der Fremde bemerkte Josephus' Verlegenheit und trat mit einer verbindlichen Handbewegung, die Entschuldigung zu heischen schien, auf ihn zu.

„Ich kann mir nun nicht mehr verhehlen," sagte er, „daß ich allein die Schuld an dem allzu frühzeitigen Ende Ihres schönen Vortrages habe. Glücklicherweise waren Sie aber in der Entwickelung Ihrer Ideen schon so weit gelangt, daß ich imstande bin, Ihren Gedankengang vollständig zu begreifen. Gestatten Sie mir, Sie aufrichtigst zu beglückwünschen. Sie haben sich schon in jungen Jahren einen Schatz von Weisheit errungen, der selten, höchst selten angetroffen wird. Besonders, was Sie über Vernunft und Gefühl sagten, zeugt von einer derartigen lichtvollen Durchdringung dieses schwierigen Themas, daß — — —"

„So hab ich wirklich einmal jemanden gefunden," fiel Josephus rot vor Freude ein, „der mich versteht?"

„Versteht und bewundert!" antwortete der Fremde liebenswürdig, jedoch ohne seine starren Gesichtszüge im Geringsten zu verändern.

„Und Sie sind auch meiner Meinung . . ." begann Josephus. Aber jener unterbrach ihn.

„Meinung," sagte er „ist nicht das richtige Wort. Ich meine nicht, ich weiß."

„Nehmen Sie mir diese Sprache," fuhr er fort, „die Ihnen wohl eingebildet klingt, nicht übel. Ihnen, der Sie so tief in die Geheimnisse der Vernunft eingedrungen sind, brauche ich kaum zu erklären, daß sich die Vernunft im Denken äußert, dieses aber hinwiederum in Worten, und wenn ich Ihnen noch sage, daß ich der Oberaufseher des Landes der Worte bin, werden Sie zugeben, daß ich vom „Wissen" reden kann, wo Sie auf die bescheidenere „Meinung" angewiesen sind."

„So gibt es," stammelte Josephus fast zitternd vor Erregung, „ein Land der Worte?"

„Natürlich. Irgendwoher müssen die Worte doch kommen."

„Und dort sind alle — wirklich alle, alle Worte?"

„Alle," bestätigte der Fremde „die vergangenen, welche die Menschen längst vergessen haben, die gegenwärtigen und sogar die, welche erst noch erfunden werden müssen."

Josephus seufzte tief auf.

„Wie wundervoll," sagte er und fügte leise hinzu, „und gibt es irgend eine Möglichkeit, in dieses herrliche Land zu gelangen?"

„Warum nicht," entgegnete der Fremde. „Für Leute wie Sie, hat es keine besonderen Schwierigkeiten."

„So führen Sie mich hin." Josephus stieß es mit flehender Stimme hervor und wäre auf dem Waldboden niedergekniet, wenn der Andere ihn nicht durch eine Handbewegung aufgehalten hätte.

„Mit dem größten Vergnügen," sagte er. „Nur müßten Sie vorher eine kleine Bedingung erfüllen — — —"

„Welche, welche? Ich will alles tun, was Sie von mir verlangen."

„Sie müssen Ihr Herz hier lassen, in meiner Obhut."

„Mein Herz," sagte zögernd Josephus. „Aber dann kann ich ja nicht mehr leben."

„Hier nicht. Im Lande der Worte würde es Ihnen nur ein Hindernis sein. Denn das Herz ist der Sitz der Gefühle, und Sie haben ja eben selbst bewiesen, daß das Gefühl der ärgste Feind der Vernunft ist."

„Also?" fragte er nach einer kleinen Pause und sah Josephus sonderbar an. „Wollen Sie?"

„Ja, ich will," sagte dieser entschlossen. „Gehen wir."

Der Fremde nahm Josephus bei der Hand und führte ihn an die Felswand. Auf sein Klopfen schoben sich die Steine auseinander und ließen eine schmale dunkle Oeffnung frei.

„Nur keine Angst," sagte er, „gleich wird es heller werden."

Sie machten ein paar Schritte und plötzlich fühlte Josephus, wie der

Andere ihm durch Kleider, Haut und Fleisch in die Brust griff und etwas herausriß. Er empfand einen heftigen qualvollen Stich, aber im nächsten Augenblicke war der Schmerz vorbei. Und da traten sie auch schon aus den Felsen ins Freie.

„Dies ist das Land der Worte?“ fragte Josephus und sah auf den Fremden, der ein rotes menschliches Herz in der Hand hielt.

Dieser nickte. „Ich kann Sie jetzt verlassen,“ sagte er. „Sie haben mich ja nicht nötig. Ein Gelehrter wie Sie wird sich hier allein am besten zurechtfinden. Doch auf zwei Dinge möchte ich Sie aufmerksam machen. Sie dürfen hier tun, was Sie wollen. Für Sie gibt es keine Geheimnisse. Nur warne ich Sie, die kleine Insel zu betreten, die Sie inmitten des Begriffssees sehen werden und dann — weinen Sie nicht: das könnte schlimme Folgen für Sie haben.“

Nach diesen Worten trat er in den Felsen zurück und war verschwunden.

„Weinen!“ dachte Josephus verwundert. „Weinen?!“

Weiter kam er nicht in seinen Gedanken, denn er sah, daß er nicht allein war. Vor ihm stand plötzlich ein zierliches Figürchen, dem die Kleider eng am Leibe klebten, als ob es eben aus dem Wasser käme. Und ohne weiteres wußte Josephus, daß dies das Wort sei, das er eben gedacht hatte.

Ein gewöhnlicher Mensch wäre unter solch außerordentlichen Umständen wohl in Verlegenheit geraten — nicht so Josephus. Er überlegte bei sich, in welcher Weise im Lande der Worte sich die Bedingungen des Lebens verändern müßten, und während er überlegte, huschte ein Strom von Gestalten an ihm vorüber, in denen er sogleich die Worte erkannte, die er selbst in seinem Gehirne erzeugte.

Da gab es kleine und große, dünne und dicke Worte; Worte, die sich immer an andere hängten und von ihnen nachziehen ließen, Worte, die stolz voranschritten, Worte, die wie Könige allein gingen oder höchstens von einigen Trabanten begleitet und Worte, die in gedrängten Haufen vorüberstürmten.

Sie alle sah Josephus zu seiner innigen Freude vor sich in ununterbrochenen Reihen vorbeiziehen, als er jetzt, seiner Gewohnheit gemäß, eine Rede hielt.

Nun konnte er so recht die geheimnisvollen Eigenschaften der Worte erkennen. Wie klar zeigte sich die schöne Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit des dicken, freundlichen „und“, das die widerstrebendsten, unähnlichsten Worte, ja selbst ganze Sätze einträchtig verband, wie lustig war es, durch ein „entweder — oder“ die Wortgruppen in zwei feindliche Haufen zu spalten und dann durch ein einfaches „weil“ oder flüchtig hingeworfenes „deshalb“ wieder in Ordnung zu bringen.

Da sah man doch, was man dachte oder redete, und niemandem konnte es unklar bleiben, daß die höchste Wahrheit des Daseins in den Worten ruhte.

Josephus, der ja in allen Künsten der Sprache wohl erfahren war, machte es eine unsagbare Freude, ein Wort gleichsam vorzubereiten, durch die feinsten Redewendungen ahnen zu lassen, ohne es auszusprechen, es immer tiefer zu begründen und durch andere Worte zu umschreiben, bis er, wenn die Spannung unerträglich geworden war, und alles auf das erlösende

Wort wartete und sich nach ihm sehnte, die Krönung des kunstvollen Gebäudes ausführte und endlich das Wort in Pracht und Glanz vor ihm stand.

Aber nun begann erst die höchste Lust. Jetzt brachte er den selbstgeschaffenen Bau durch Gegengründe ins Schwanken, zog dem Prachtworte alle Stützen, eine nach der andern fort, legte ihm Schlingen, zerstückelte es langsam, bis es schwächer und schwächer wurde, nur noch ein Schatten seiner früheren Größe war und schließlich wie ein Wölkchen sich auflöste und verschwand.

Josephus kam sich wie ein Gott vor, der nach seinem Willen schafft und zerstört.

Ein besonderer Genuß war es ihm auch, Worte mit Gewalt zusammenzufügen, die nicht zu einander paßten und sich nicht leiden konnten oder alte, fest mit einander verwachsene Worte zu trennen, daß jedes nun allein fortwandern mußte. Wie gut war es, daß die Worte nicht zu widersprechen vermochten und sich fügen mußten, was er auch mit ihnen vornahm.

Wirklich, hier konnte man einmal froh werden, ohne an Rücksichten auf Andere denken zu müssen, ohne durch Unverstand und Böswilligkeit der Menschen geärgert zu werden.

Freilich, mit dem Alleinsein war es nun zu Ende. Selbst wenn sich Josephus noch so anstrengte, konnte er sich das Denken nicht ganz abgewöhnen, und so fand er sich immer in Gesellschaft einiger Worte. Er lernte sie bald alle unterscheiden und von Ansehen kennen, so daß er allmählich die Kunst beherrschte, zu reden ohne zu denken, die Worte so zu gruppieren, daß sie zierliche, regelmäßige Figuren darstellten, ohne daß er sich um den Sinn bekümmerte.

Aber diese kindlichen Spiele beschäftigten ihn nur kurze Zeit. Dann tauchte ein glorreicher Gedanke in ihm empor. War er doch der Einzige, der an den Quellen der Erkenntnis saß. Die Worte waren die Kinder der menschlichen Vernunft, aus ihnen mußte man das letzte, höchste Wissen zusammensetzen können, — ein Wissen, unvergänglich wie die Welt selber, ja noch weit unvergänglicher, denn die Welt konnte einst wieder ins Nichts zurücksinken, die Vernunft aber und mit ihr Worte und Wissen waren ewig, außer und über aller Zeit.

Und so begann Josephus den mächtigen Bau aufzuführen, der bestimmt war, alles Vernünftige zu umfassen.

Zum Grundstein nahm er natürlich die Mutter aller Dinge, die Vernunft. Auf ihr, der Unzerstörbaren, baute er streng logisch weiter. Kein Pfeiler, keine Stütze, keine Mauer, die nicht ausreichend begründet war, um jedem Sturme Trotz zu bieten. Das hing alles organisch zusammen, jedes Wort mit dem nächsten, daß keine Fuge blieb, keine Lücke in den glatten Riesenwänden. Gewaltig wuchs der Bau empor, — aber eines Tages hatte er sich auf der einen Seite gesenkt.

Bestürzt suchte Josephus die Ursache dieses Vorganges, und bald hatte er einen großen Sprung entdeckt, der breit von der Mauerhöhe bis zum Grunde klaffte. Und sogleich begriff Josephus, daß es so sein müßte, denn der Bau konnte nur vollendet werden, wenn alle vernünftigen Worte zu ihm verwendet würden, auch die des zukünftigen Wissens, die er noch nicht kannte, die er weder zu denken, noch zu sprechen vermochte.

Irgendwo im Lande der Worte mußten sie jedoch weilen, und so machte er sich auf den Weg, sie aufzusuchen.

Zuerst ging er nach Norden. Da kam er in das Gebiet der Fremdworte. Das waren seltsame Dinger. Manche waren so lang, daß es einer halben Stunde bedurfte, um sie auszusprechen, und auch dann war Josephus nicht sicher, daß er sie richtig ausgesprochen hatte. Andere setzten sich aus Buchstaben zusammen, die er noch nie gesehen hatte, und außerdem hatten die meisten eine Art Masken auf dem Kopfe, die Akzente, die ihren Ausdruck veränderten. Es war eine mühevolle Arbeit, diese Worte zusammenzutreiben. Allein Josephus verlor die Geduld nicht, wo es sich doch um solch vernünftige Worte handelte, wie es die Fremdworte zweifellos sind. Als er endlich alle beisammen hatte, da brachte er sie zu seinem Bau. Aber seltsam, je mehr er von ihnen in den Riß hineinstopfte, je weiter wurde er und als das ganze Gebäude in's Wanken geriet, mußte er von der vergeblichen Arbeit abstehen.

Da wandte er sich nach Osten. Und das war eine merkwürdige Reise. Für einen oberflächlichen Menschen wäre es vielleicht sogar eine lustige gewesen, Josephus aber beobachtete mit Unbehagen, ja fast ein bischen Verachtung die Frivolität und Skrupellosigkeit der Bewohner dieses Gebietes.

Die meisten von ihnen tanzten tagein tagaus, eine entschieden unwürdige Beschäftigung für Worte, die nur ein bischen auf sich halten. Am häufigsten führten sie ihre Tänze zu Zweien aus, manche gefielen sich aber auch in der rhythmischen Darstellung verschlungener künstlicher Figuren. Dann gab es hier Worte mit einer geradezu unheimlichen Anzahl von Füßen, solche, die von vorne sich glichen, so daß sie kaum auseinander zu kennen waren, aber gänzlich unähnliche Rückseiten besaßen, — kurz Josephus sah auf den ersten Blick, daß aus diesem Lande der Reime und Verse für seinen Bau nichts zu holen war. Deshalb machte er wieder Kehrt und zog nach Westen.

Und von dieser Reise wäre er wohl nie mehr zurückgekehrt, hätte er ein Herz besessen, die Furchtbarkeit der hier wohnenden Worte zu empfinden. Da hausten in finsteren Löchern die Verbrechen und starrten mit düster glühenden Augen aus dem Dunkel auf Josephus. Gräßliche Zauberworte krochen schwerfällig auf dem Boden und tasteten mit langen, schleimigen Fühlern umher. — Kein Sonnenstrahl drang durch die dicke, qualmerfüllte Luft, und niemand würde sie ertragen haben, der all die Tränen gesehen hätte, all die Flüche und Verwünschungen, die als giftige Geschwüre die Worte bedeckten, und den endlosen Schmerz, der in blutiger Wolke über allem lagerte. — Es war eine Welt des Grauens und äußersten Entsetzens. Aber Josephus ging hindurch, ohne etwas anderes zu bemerken, als Worte, die er für seine Zwecke nicht brauchen konnte.

„Wie viele überflüssige Worte gibt es doch!" dachte er unmutig „die keinen vernünftigen Sinn haben. Man sollte sie schleunigst abschaffen."

Nachdem er aber doch einmal da war, brachte er Ordnung in das greuliche Chaos, wies den Todesarten einen besonderen Platz an, getrennt von den Verbrechen und verschiedenen Qualen und stellte das ganze Hexen- und Zauberwesen übersichtlich zusammen.

„Jetzt kann man sich wenigstens etwas dabei denken," sagte er zu sich, dann aber schwenkte er nach Süden ab.

Und dieses Mal war er glücklicher, denn er entdeckte jenen Ort, der vor allen andern das Ziel seiner Sehnsucht gebildet hatte. Den See der Begriffe. Da war es kühl und friedlich. Die Begriffe schwammen mit ruhigen, gesitteten Bewegungen umher, kamen sich nicht zu nahe, oder wichen sich in anmutiger Geschicklichkeit aus, daß keiner den andern berührte.

Es war so recht ein Platz nach dem Sinne Josephus'.

Tagelang saß er am Ufer und sah wunschlos und befriedigt den Begriffen zu.

„Das sind einmal Worte, wie sie sein sollen," dachte er, „die werden meinen Bau durch alle Zeiten dauern machen."

Aber jetzt harrte seiner eine bittere Enttäuschung. Die Begriffe waren so dünn, fast durchsichtig, daß es Torheit gewesen wäre, mit ihnen den Spalt im Riesenbau der Vernunft ausfüllen zu wollen. Josephus mußte sich damit begnügen, die Wände, Säulen und Strebepfeiler mit ihnen zu verkleiden. Die glänzten nun freilich im Sonnenschein wie polierter Marmor und legten sich als schimmerndes Prachtgewand um den Bau, aber der Riß blieb offen, und so war das Ganze eben doch nur ein halbfertiges Werk, eine gewaltige Ruine.

Josephus dachte und dachte, jedoch seine Hilfsmittel waren erschöpft. Ueberall war er gewesen, aber die Worte, die den Riß schließen mußten, hatte er nicht gefunden.

Und wie er wieder einmal traurig am Ufer des Begriffssees saß und seinen Blick über die Wasserfläche schweifen ließ, gewahrte er weit draußen einen ruhigen, dunklen Fleck inmitten der glänzenden Wellen.

„Das ist die Insel," dachte er, „vor der der Fremde mich gewarnt hat. Er war neidisch auf meinen Bau und wollte mich verhindern ihn zu vollenden, denn dort werde ich gewiß finden was ich suche."

Und sogleich zimmerte er sich aus einigen leichten Worten einen kleinen Kahn zurecht und ruderte nach der Insel hinüber.

Schon von ferne sah er dort die herrlichsten Worte liegen. Worte stark und fest wie Eisen und gewaltig wie Quaderblöcke, als ob sie die ganze Erde zu tragen vermöchten. Und Josephus jubelte laut auf, denn jetzt sah er, daß er am Ziele seines Strebens war. Allein, als er die Insel selbst betrat, fand er die mächtigen Worte tot und starr, und er wußte ihren Namen nicht, um sie in's Leben zu rufen.

Da fragte er die Begriffe, die im See mit zierlichen Bewegungen umherschwammen.

Aber die lachten nur: „Was gehen uns deine Worte an," sagten sie. „Wir sind uns selbst genug, mehr brauchen wir nicht zu wissen."

Und Josephus ruderte wieder über den See zurück. Er trat in seinen unvollendeten Bau und fragte die Vernunft, wie die wunderbaren Worte hießen.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie. „Nur eines weiß ich, sie sind meine ärgsten Feinde."

„Wenn du es nicht weißt, weiß es niemand," sagte seufzend Josephus, aber er machte sich auf den Weg und befragte die Fremdworte.

Die gaben eine lange und gewundene Erklärung ab, aus der niemand klug werden konnte.

Josephus geriet in heftigen Zorn.

„Wozu seid ihr da," rief er „wenn ihr nichts wißt."

Aber die Fremdworte zuckten die Achseln.

„Wir sind Worte," sagten sie. „Worte sind Worte, nicht mehr und nicht weniger. Wir kennen uns nur selbst. Dies allerdings gründlich. Mehr wissen wir nicht und mehr brauchen wir nicht. Geh in's Land der Poesie zu den Versen, vielleicht sind die gelehrter, obwohl das unmöglich sein dürfte".

Und Josephus wanderte fort, bis er zu den Versen kam, die er einst verachtet hatte. Ihnen legte er jetzt seine Frage vor.

Und die Verse und Reime tanzten und sangen: „Wir kennen die Worte wohl, es sind herrliche Worte, aber du kannst sie nicht verstehen, auch wenn wir dir ihre Namen sagen, denn du hast kein Herz."

Da rannte Josephus weiter, bis er an das Land der Schrecken kam.

Und er rief: „Euch habe ich Wohltaten erwiesen, euch habe ich geordnet und erst verständlich gemacht, sagt mir nun auch, wer sind die wunderbaren Worte auf jener kleinen Insel?"

Die furchtbaren Worte lachten, und es war ein schauerliches Lachen, das wie das Heulen eines Gefolterten klang.

„Du sollst es wissen," ächzten sie tückisch hervor, „aber es wird dir nichts nützen, denn du hast kein Herz. Die Worte, deren Namen du suchst, sind stärker, als wir alle. Es sind die Gefühle."

Und die Augen der furchtbaren Worte leuchteten wie Flammen durch den glutroten Nebel ihres Landes.

„Jetzt weiß ich, wie sie heißen," sagte Josephus. „Jetzt werde ich sie zum Leben erwecken und den Bau vollenden."

Und eilig kehrte er zur Insel zurück.

„Wacht auf, Gefühle," rief er, „wacht auf und folgt mir."

Aber die Gefühle regten sich nicht.

„Es ist umsonst," sagten die Begriffe, die neugierig zusahen. „Sie können dich nicht hören, denn du hast kein Herz."

Und Josephus setzte sich auf den Rand der Insel, beugte das Haupt auf die Kniee und blickte über die weite Wasserfläche zu seinem Riesenbau hinüber, dessen Wände wie farbiges Glas schimmerten. Er sah den Riß, der von hier als schmaler, schwarzer Streifen erschien, und bittere Tränen der Ohnmacht und Verzweiflung stiegen in seine Augen und tropften langsam zu Boden.

Da stand plötzlich der Grünrock neben ihm. Der hatte ein rotes Ding in den Händen, und Josephus sah, daß es sein Herz war.

„Gib mir mein Herz," sagte er, „damit ich die Gefühle erwecken und mein Gebäude vollenden kann."

„Ei, ei, Herr Josephus," entgegnete der Fremde. „Was reden Sie für Unsinn. Was haben die Gefühle mit der Vernunft zu tun? Erinnern Sie sich nicht mehr, wie Sie das in schöner Rede selbst auseinander setzten und bewiesen?"

Doch Josephus hörte nicht, was jener sprach.

„Gib mir mein Herz zurück," wiederholte er flehend.

Der Grünrock schüttelte den Kopf.

„Bedenken Sie, was Sie verlangen," sagte er. „Im Lande der Worte können Sie nur ohne Herz leben. Wenn Sie Ihr Herz wieder haben, müssen Sie es sogleich verlassen."

„Ich will mein Herz," wiederholte Josephus. „Ich will diese wundervollen Worte zum Leben erwecken. Alles andere ist mir gleich. Gib mir mein Herz zurück."

„Das kann ich mit dem besten Willen nicht", sagte der Fremde. „Wenn Sie das Ding hier wirklich wollen, so muß ich es Ihnen wohl geben. Aber es ist nicht mehr das Herz, das Sie früher in Ihrer Brust trugen. Wie es jetzt ist, möchte es Ihnen vielleicht mehr Kummer als Freude machen."

„Gib mir mein Herz zurück," rief Josephus und warf sich vor dem Fremden auf die Kniee nieder.

„Gemach, gemach!" meinte dieser und sah Josephus eigentümlich an. „Sie bekommen es noch früh genug. Ich muß doch auch etwas im Tausch erhalten. Umsonst ist nichts in dieser Welt. Was wollen Sie mir für Ihr Herz geben?"

„Ich habe nichts zu geben," sagte Josephus traurig; „niemand ist ärmer als ich."

„Oho, warum so bescheiden," rief der Andere. „Sie haben Ihre Stimme, eine ausnehmend schöne Stimme sogar, mit der Sie die längsten und verwickeltsten Worte hervorzubringen vermögen. Solch eine Stimme könnte ich brauchen. Was sagen Sie zu dem Tausche?"

„Nimm alles, was du willst," sagte Josephus, doch gib mir mein Herz zurück."

Und der Fremde riß Josephus' Stimme aus der Kehle, daß er vor Schmerz zu sterben meinte und setzte ihm sein Herz ein.

Im Augenblicke aber, als dieses den ersten Schlag tat, da war es Josephus, als ob er langsam mit der Insel versänke. Er warf noch einen Blick über den See zu seinem Wunderwerk hinüber, und da sah er, wie der Riß immer weiter wurde, wie die schimmernden Wände sich neigten und der ganze Bau mit dumpfem Krachen zusammenstürzte. Doch der See löste sich in einen dichten Nebel, der emporstieg und alles verhüllte, und als er sich endlich verzog, da fand sich Josephus auf der Lichtung im Walde vor der Felswand, von wo er in's Land der Worte eingedrungen war.

„So war doch alles nur ein Traum," wollte er sagen, allein er brachte keinen Laut hervor und da erkannte er, daß es Wirklichkeit gewesen war.

„Was liegt an meiner Stimme," dachte er, „ich habe ja mein Herz wieder, und jetzt werden die wunderbaren Worte kommen."

Und er sah um sich, aber er war mutterseelenallein im tiefen Walde.

Da fiel sein Blick von ungefähr auf ein Spinnennetz, das zwischen den Zweigen eines Busches hing. Plötzlich kam eine Fliege durch die Luft, prallte an das Netz, verwickelte sich in den feinen Fäden, und während sie noch gewaltig arbeitete, sich aus den engen Maschen zu befreien, stürzte unter einem Blatte eine große gelbe Spinne hervor, wickelte die hilflose Fliege in ein klebriges Gespinst, riß ihr mit ihren scharfen Kiefern den Leib auf und saugte mit Behagen das Blut ein.

Josephus hatte das früher wohl tausendmal gesehen und kaum beachtet. Derartige Vorgänge waren so natürlich und mit einigen Worten, wie etwa „Kampf ums Dasein“ zu erledigen.

Jetzt aber erschien ihm Alles anders. Er sah die Todesangst und die Qualen der Fliege, die wilde Grausamkeit der Spinne, und es war ihm, als stände er wieder dort bei den furchtbaren Worten. Nun waren es keine bloßen Worte mehr, sondern wirkliche Formen, die um die sich krümmenden Glieder der Fliege und den häßlichen Spinnenleib krochen, greuliche Gestalten mit eklen, schleimigen Körpern. Die nickten Josephus mit gräßlichem Lächeln zu und flüsterten mit ihren entsetzlichen Stimmen: „Wir kennen uns schon von früher, nicht wahr, Josephus?“

Josephus wandte sich voll Entsetzen ab, aber wohin er blickte, überall sah er ähnliche Untiere, und über ihnen und der ganzen Welt lag ein dicker, roter Qualm, in dem es wie von Blut und Qualen zuckte.

Er schloß die Augen, doch die fürchterlichen Bilder blieben. Da sprang er auf und rannte durch den Wald.

Erschöpft brach er endlich zusammen. „Also so ist die Welt,“ dachte er voll Verzweiflung. „Voll Leid und Qualen und Grauen. Und daraus gibt es keine Rettung, keine — keine.“

Da ertönte eine Stimme, die er noch nie in seinem Leben vernommen hatte, und er wußte, es war die Stimme seines eigenen Herzens.

„Eine gibt es,“ sprach sie. „Suche die Hilfe jener wunderbaren Worte, die du auf der Insel gesehen hast.“

„Sage mir, wie sie heißen und ich will sie auf der ganzen Erde suchen,“ rief Josephus zu seinem Herzen.

Und das Herz antwortete: „Ihre Namen kenne ich nicht. Aber sie sind überall, du mußt nur lernen, sie zu sehen.“

„Was soll ich tun?“ fragte Josephus mit seinen Gedanken. „Was soll ich tun. Sage es mir, denn ich ertrage die Qual nicht länger.“

Aber das Herz schwieg.

Und Josephus erhob sich wieder und lief durch den dicken, blutigen Qualm, der die Erde bedeckte. Und die furchtbaren Gestalten liefen mit ihm, sie folgten ihm durch den Wald auf die Landstraße, durch die Gassen der Stadt bis an sein armseliges Häuschen.

Die Leute blieben stehen, sahen Josephus erstaunt nach und meinten kopfschüttelnd, der sonst so ruhige und gesetzte Herr Student scheine sich in seltsamer Aufregung zu befinden.

Josephus riß die Türe auf und stürzte mit wildem Blicke in die Stube, wo seine Mutter und seine acht Geschwister um den Tisch sitzend eben dabei waren, eine große Schüssel Milchbrei als Abendmahlzeit zu verzehren. Sie sprangen auf, als sie ihn erblickten. Er sah auch zum Erschrecken aus. Die Mütze hatte er verloren. Die sonst glatt gescheitelten Haare hingen ihm unordentlich in die Stirne, seine Kleider waren zerrissen, und aus seiner Kehle kamen schreckliche, heisere Laute, die ein maßloses Entsetzen, eine unerträgliche Angst verrieten.

Denn auch hier sah er sie neben sich, die grauenerregenden Gestalten, hörte ihr mißtönendes, schauerliches Gelächter.

Josephus warf sich vor seiner Mutter zu Boden, vergrub den Kopf in ihrem Schoße und wimmerte und lallte in unverständlichen Tönen.

Und die Witwe Stiefel tat, was jede Mutter in einem solchen Falle getan hätte, sie strich Josephus über die schweißbedeckte Stirn und murmelte leise: „Ja, Josephus, was ist denn? Was hast du denn, Josephus?“ Die Kinder aber standen schweigend um die beiden, blickten schüchtern auf die zitternde Gestalt ihres ältesten Bruders und dachten, es müsse etwas sehr Merkwürdiges gewesen sein, das ihn so verwandelt hatte.

Nach einer Weile hob Josephus den Kopf und sah mit ängstlichen Blicken um sich.

Seine schrecklichen Begleiter waren von ihm gewichen. Sie grinsten noch mit ihren ekligen Gesichtern aus den Winkeln, zwischen ihnen aber und Josephus standen jene wunderbaren Worte. Zum Leben erweckt streckten die strahlenden Gestalten schützend ihre Hände über ihn aus, und vor ihren leuchtenden Blicken verschwand der dicke blutige Dunst.

Josephus aber hörte, wie sein Herz zu ihm sprach. „Das sind die mächtigsten Worte,“ sagte es, „sie sind stärker als alle anderen zusammen.“

Und Josephus fragte nicht mehr nach ihren Namen.

Er stand auf, setzte sich auf die Bank und sah lange vor sich nieder, während die Tränen, ohne daß er es wußte, über sein Gesicht strömten.

„Wir haben einen schweren Weg vor uns,“ sagte er zu seinem Herzen, und das Herz antwortete: „Es ist der einzige Weg.“

Als nun die Mutter Stiefel und ihre Kinder Josephus in solch tiefer Bekümmernis erblickten, da fingen sie auch zu weinen an, und es herrschte allgemeine Trübsal und Wehklagen. Die kleinsten Kinder aber benützten die Gelegenheit, da alle beschäftigt waren, sich die Augen auszuwischen und die Nase zu schneuzen, um den ansehnlichen Rest des Milchbreies rein aufzuessen, welche Unmäßigkeit ihnen später schreckliches Leibschneiden verursachte.

Auf Josephus, der sich früher stets verkannt und unverstanden vorgekommen war, hatte der allgemeine Familienjammer eine tröstende Wirkung. Und da er doch nicht sprechen und die Ursache seiner Leiden erklären konnte, so ging er von einem zum andern und suchte ihnen durch unbeholfene Gebärden seinen Dank und seine Freude über ihr Mitgefühl auszudrücken. Solche Weichheit waren die hinwiederum so wenig von Josephus gewöhnt, daß sie immer aufs neue Tränen der Rührung vergossen, und so hätten sie wohl die ganze Nacht zusammengeweint, wenn die Mutter Stiefel nicht alle energisch in ihre Betten getrieben hätte.

Als dann nur sie selbst und Josephus in der Stube waren, setzte sie sich zu ihm und sagte: „Jetzt sind wir allein, mein Josephus, und deiner Mutter kannst du schon sagen, was dir begegnet ist, daß du in solch traurigem Zustande zu uns zurückkehrst, nachdem du acht Tage lang zu unserer großen Angst und Besorgnis von uns weg gewesen bist.“

Josephus aber deutete betrübt auf seinen Hals und schüttelte den Kopf. Und endlich verstand seine Mutter, daß er die Stimme verloren habe.

Da begann sie laut zu klagen und rief: „Was haben wir nur getan, um mit solchem Unglück geschlagen zu werden. Jetzt ist es aus mit dem Studieren und all das viele Geld, das es schon gekostet hat, ist umsonst

hinausgeworfen. Und mit deinen schönen Reden ist es auch nichts mehr, mein armer Josephus. Es ist ein rechtes Kreuz mit dir, denn sonst hast du ja nichts gelernt und leben mußt du doch."

Als sie jedoch Josephus ansah, der mit demütigen traurigen Augen zu Boden blickte, seufzte sie tief auf und fuhr fort: „Nun bekümmere dich nicht zu sehr, es wird schon gehen, dich auch noch durchzubringen. Die Gemüse sind, Gott sei Dank, gut geraten, besonders die Gurken, weil ich das Beet letzten Herbst gedüngt habe — und der Winterspinat — — — doch davon," unterbrach sie sich, „verstehst du ja doch nichts. Vielleicht fällt uns morgen etwas für dich ein und jetzt wollen wir zu Bette gehen."

Aber die Mutter Stiefel war noch nicht lange unter mannigfachen Seufzern eingeschlafen, als sie durch ein jämmerliches Stöhnen und Aechzen wieder aufgeweckt wurde, denn die allzugroße Portion von Milchbrei, die die beiden Kleinsten gegessen hatten, begann jetzt ihre qualvolle Wirkung auszuüben.

„Ach Gott," dachte die arme Frau, „das ist ein Leben. Bei Tage darf man sich abrackern, daß man vor der Zeit alt und gebrechlich wird, und des Nachts hat man auch keine Ruhe. Was mag es nur jetzt wieder geben?"

Mißmutig stieg sie aus dem Bett und tappte zu der Kammer, wo die Kinder schliefen. Und als sie die Türe öffnete, da sah sie beim Schein einer Talgkerze Josephus am Bett der Jüngsten sitzen, der ihnen schnell gewärmte Tücher auf den Leib legte und ihnen half, sich des genossenen Uebermaßes wieder zu entledigen.

Beim Geräusche der Stubentüre sah er auf, nickte der Mutter lächelnd zu und zeigte durch Gebärde, daß es schon besser gehe und sie sich nur wieder zur Ruhe legen sollte. Das tat sie denn auch einigermaßen getrösteten Herzens, wenn schon sie das gänzlich veränderte Wesen des Josephus nicht recht zu begreifen vermochte.

Wie verwunderte sie sich aber erst am nächsten Tage, als sie beim Morgengrauen ihr Tagewerk beginnen wollte. Da fand sie Josephus schon eifrig bei der Arbeit, und weil er von der Gemüsepflege nichts verstand, sammelte er wenigstens die Schnecken und Raupen von den Blättern ab und schüttete sie sorglich auf die Gemeindewiese hinter dem Garten.

Und kaum hatte sie einen Haufen gelbe Rüben aus der Erde gezogen, so band er, wie er es früher gesehen, je 12 Stück fein säuberlich mit Bast zusammen und trug sie ins Haus, damit die Morgensonne sie auch nicht im mindesten ausdörre.

Keine Arbeit schien ihm zu gering. Er schaffte das Unkraut fort, das seine Geschwister aus den Beeten rissen, holte Wasser in der Gießkanne vom Fluße und hätte den Karren mit den schweren Gemüsekörben auf den Markt gezogen, wenn sich seine Mutter nicht ins Mittel gelegt hätte.

„Das ist nichts für dich, Josephus," sagte sie. „Das laß nur die Brüder tun. Was sollten die Leute denken, wenn ein Student mit dem Karren daher käme".

Denn die Mutter Stiefel war sehr stolz auf ihren Josephus gewesen und sich seinetwegen stets als etwas Besseres als die anderen Gemüsefrauen vorgekommen. Jetzt empfand sie die bittere Enttäuschung, daß es mit seinem Studium zu Ende sein sollte.

So mußte Josephus darauf verzichten, der ganzen Stadt ein Beispiel seiner Demut zu geben. Er war darüber sehr betrübt, denn wie er sich früher besser und weiser als fast alle Menschen gedünkt hatte, so schien ihm jetzt nichts niedrig genug, dem Zustande seines Herzens Ausdruck zu verleihen.

Aber im Hause wenigstens brauchte er seinen Eifer nicht zu zügeln. Jede unangenehme, schwere und unappetitliche Arbeit nahm er auf seine Schultern, und wollte man ihm wehren, konnte er so viel sehnsüchtige Bitte in seine Augen legen, daß jeder sah, welche Freude ihm die Ausführung machte und ihn ruhig gewähren ließ. Langsam überwanden auch seine Geschwister die Scheu, die sie noch von früher her vor ihm empfanden. Sie kamen nun zu ihm mit ihren kleinen Leiden und Sorgen, und er wußte auch meistens Rat, schnitzte für die Jüngsten Holzfiguren und Pferdchen, wenn ihr armseliges Spielzeug zerbrochen war, half den Aelteren, so gut es ohne Stimme gehen wollte, bei ihren Schulaufgaben; und er zeigte stets so viel Sanftmut und Geduld, daß sie bald alle ein herzliches Vertrauen und eine innige Liebe zu ihm hegten. Dagegen kostete es Josephus eine gar lange Zeit, das Mißtrauen seiner Mitbürger zu überwinden. Seit sie ihn in seinem seltsamen Aufzuge an dem Abend seiner Rückkehr hatten durch die Straßen laufen sehen, behaupteten sie, das viele Studieren habe seinen Verstand verwirrt und nannten ihn „den verrückten Josephus“. Die Kinder riefen es ihm nach, wenn er sich auf den Straßen zeigte, und die Erwachsenen sahen ihn mit jenem Mitleide an, das weher tut, als ausgesprochene Verachtung. Wie er aber in immer gleicher Dienstfertigkeit und Geduld verharrte und hilfreich beisprang, wo er konnte, da wandelte sich allmählich die Bedeutung jenes schnöden Rufes, und wenn er sich auch mit der Zähigkeit solcher Worte erhielt, war doch bald „der verrückte Josephus“ eher zu einem Ehrentitel, als zu einem Schimpfnamen geworden.

So vergingen viele Jahre. Die Mutter Stiefel war zur Ruhe eingegangen, die ihr das Leben versagt hatte, und ihre ältesten Kinder hatten sich als Handwerker niedergelassen und ihrerseits Hausstände begründet. Die andern führten den Gemüsehandel weiter. Bei ihnen wohnte Josephus, aber jeder Ort, wo es Leid zu lindern oder Freude zu teilen gab, war ihm zur Heimat geworden, und wohin er kam, hellten sich die düsteren Mienen auf und ein Strahl der Hoffnung kam in die bekümmerten Seelen.

Und auch in das Herz „des verrückten Josephus“ war langsam die Ruhe eingekehrt, bis eine unerwartete Begebenheit sie wieder zu gefährden schien. Eines Abends nämlich, als er durch die schlechtbeleuchteten Straßen nach Hause ging, stand plötzlich der Grünrock vor ihm.

Er hatte sich in der langen Zeit nicht im Geringsten verändert, und auch seine Anrede war dieselbe wie einst geblieben.

„Guten Abend, Herr Professor,“ sagte er. „Ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen Ihre Stimme zurückzugeben. Sie haben sich so verändert, daß ich kaum noch das Recht habe, sie Ihnen länger vorzuenthalten.“

Er fuhr mit der Hand Josephus über den Mund, der sogleich fühlte, wie die Stimme in seinen Hals hinunterkroch und sich im Kehlkopfe festsetzte.

„Haben Sie keine Lust,“ fuhr der Fremde fort, „mich wieder einmal in meinem Lande zu besuchen?“ und als Josephus heftig mit dem Kopf

schüttelte, sagte er: „Ja, ja, ich weiß, Sie haben nicht die angenehmsten Erinnerungen daran. Und doch, ich denke noch mit Vergnügen an Ihr schönes Bauwerk zurück. Seit Sie fort sind ist es schon zehnmal wieder aufgebaut worden und immer wieder eingefallen. Die Fundamente sind zu schwach, da kann man einmal nichts machen."

„Jene wunderbaren Worte auf der Insel sind stärker als alles," sagte Josephus leise, „auf sie müßte man bauen."

„Nicht wahr?" meinte der Grünrock, „das finde ich auch. Aber das sind eigentlich gar keine richtigen Worte, darum werden sie immer übersehen."

„Sie sind mehr als alle Worte zusammen," sagte Josephus. Der Fremde lächelte, ohne die Gesichtszüge zu verziehen. „Seltsam," sagte er, „wie alle Menschen früher oder später zu dieser Einsicht kommen. Wenn ich an Ihre schöne Rede denke, im Walde damals — —"

Er schwieg und sah Josephus mit seinen starren, unbeweglichen Blicken an.

„Nun, jetzt haben Sie ja Ihre Stimme zurück," fuhr er dann fort. „Da können Sie von neuem zu bauen anfangen. Meine Worte und ich stehen immer zu Ihren Diensten." Er lachte trocken auf und war verschwunden.

Josephus jedoch begann nicht mehr von neuem, ja bis zu seinem Sterben wußte niemand, daß er wieder sprechen könne.

Als aber der nahende Tod seine äußeren Sinne schon gebrochen hatte, da war es Josephus, als ob er wieder im Lande der Worte stände. Nur war das jetzt viel ausgedehnter und erstreckte sich über die ganze Erde. Und diese selbst war zu einem Grundstein für einen Bau von unendlicher Größe und Pracht geworden. Aber Grundstein, Mauer, Säulen, Pfeiler und Dach schienen alle aus demselben Materiale zu bestehen, und als Josephus in ihm jene wunderbaren Worte zu erkennen glaubte, die eigentlich keine Worte sind, da sagte er laut und deutlich: „Endlich!"

Die Umstehenden sahen seine verklärten Gesichtszüge, hörten, wie er in der letzten Minute des Lebens die Sprache wieder erhalten hatte und meinten, es sei ein Wunder geschehen. Einer seiner Freunde, dem er in manchen schweren Stunden beigestanden hatte, verfaßte eine Beschreibung seines Lebens, worin er darlegte, daß an diesem Wunder wohl niemand zweifeln könne.

Dies Büchlein gelangte zu großer Verbreitung, und vielleicht wäre Josephus noch heilig gesprochen worden. Aber einmal fiel es in die Hände eines berühmten Professors, der in einer langen, ungemein gelehrten Abhandlung bewies, eine solche Wiederkehr der Sprache sei eine ziemlich häufige, oft beobachtete Begleiterscheinung des Todes; und er gab ihr einen so langen und schwierigen Namen, daß ihm alle, die einigermaßen etwas von Worten verstanden, Recht geben mußten.

Der Gernegroß.

Von Emil Prinz von Schoenaich-Carolath in Haseldorf.

Am heißen Feldweg hebt sich still
Aus Nesseln und Königskerzen
Marias Bild, die segnen will
Mit sieben Schwertern im Herzen.

Ein Wanderbursche des Weges zog,
Lehr beten mich, o Marie.
Sein Bündel in das Kornfeld flog,
Er selber sank in die Knie.

Ich habe nicht Vater noch Mutter mehr,
Nur Liebchen, die mein vergaßen,
Mir steht der Säckel kupferleer
Und vor mir stäuben die Straßen.

Ich bin ein Bruder Tunichtgut,
Zum Schnapphahn wie geschaffen;
Im römischen Reiche voll Rauch und Blut
Möcht eines Hauptmanns Federhut
Ich bittergern erraffen.

Der Galgen ist dein sichres Ziel,
Weissagten mir die Basen.
Maria, gib, daß der Galgen viel
Mir nachsehn mit langen Nasen.

Der Schlachtwind bläht die Fahnen auf,
Die Rottensalven rollen,
Die Trommler schlagen geh dran geh drauf,
Manch Krönlein wankt auf Kipp und Knauf;
Möcht eines mir fallen wollen.

Ich ritte heim zur Vaterstadt
Ich lobte, Maria, dein Wunder,
Ich schöre den Basen die Scheitel glatt,
Ich machte viel arme Hälse satt
Mit Hirschfleisch und Burgunder.

Ich bin ein armer Gernegroß,
O Jungfrau, wirf geschwinde
Ein blitzend Sternlein aus deinem Schoß,
Daß ich groß Wegglück finde.

Maria spricht im Sonnenbrand:
Bitt, daß am letzten Wege
Der Heiland dermaleinst die Hand
Aufs Haupt dir, tröstend, lege.

Emil Lugo.

Von Josef August Beringer in Mannheim.

Jede Zeit prägt Worte, die den in ihr lebenden und wirkenden Anschauungen erschöpfenden Ausdruck geben sollen. An solchen Schlagworten mißt man am besten die sich wandelnden Anschauungen und Auffassungen von den Dingen in und um uns. Zur Zeit Goethes wurde in den Ateliers der inhaltliche und künstlerische Wert eines Gemäldes nach seiner Haltung beurteilt. Heute sprechen wir fast ausschließlich von der Stimmung eines malerischen Werkes und bezeichnen damit im allgemeinen seine Wirkungsfähigkeit. Nichts ist bezeichnender für die Auffassung von der Kunst als der Wandel und Begriff dieser zwei Worte. Die literarische Romantik hat die Umwandlung des klassischen Begriffes in unsere heutige Anschauung eingeleitet und bewirkt. Das heutige malerische Können hat den Stimmungsgehalt eines Werkes vielfach zu höchster Eindringlichkeit und zu einem wesentlichen Kriterium seines Kunst- und Marktwertes erhoben. Wir stehen vor künstlerischen Äußerungen, die wir fast mehr auf ihren Gemütseindruck als auf ihre formal-künstlerischen und technisch einwandfreien Eigenschaften hin werten.

Namentlich gilt dies von der Landschaftsmalerei. Als Schwind anfing, die Poesie der Natur, den deutschen Wald, Felsschluchten, Quellgründe, Baum und Busch in seine malerische Sprache umzudichten, war lange es nur Wenigen vergönnt, seine leise, liedhafte Poesie zu verstehen. Das innig deutsche Element der Landschaftspoesie, für das Goethe einst die tiefsten Töne gefunden hatte, wurde von der gemalten Historie und Anekdote, von der glänzenden südländischen oder exotischen Vedute, von stilisierten Linien- und Farbenkompositionen erstickt. Die stille, feine Landschaftskunst führte einen zähen unerbittlichen Kampf gegen die Gewalt und den Erfolg der Stilisten und Klassizisten. Des trefflichen Landschafters Schirmer ganzes Lebenswerk versuchte für die beseelte Landschaft Boden zu gewinnen. Er selbst allerdings hat das erschöpfende Wort in der Landschaft nicht gefunden,

aber er hat durch den Ernst und die Strenge seiner Kunstübung und durch die innerliche Geschlossenheit seines Wesens doch den Sieg der Stimmungslandschaft anbahnen und erringen helfen.

In seinen drei größten Schülern ist jede Seite seines Kunstschaffens zur Vollendung gediehen. In Böcklins und Thomas Kunst sind, außerhalb jedes Streites um Rivalität, Gipfelpunkte erreicht. Jeder von ihnen drückt, weil er eine vollwichtige Persönlichkeit ist, nicht bloß nur sein Innerstes, sondern auch eine Weltanschauung in seiner Kunst aus. Bei ihnen erhebt sich der Stimmungsausdruck im Landschaftlichen zu einem Hymnus auf die der Natur innewohnende Kraft und Herrlichkeit, zarte Innigkeit und ergreifende Schönheit. G. E. Lessings Kunstanschauung hatte einst in der Landschaftsdarstellung eine seelenlose Kunst gesehen. Durch Böcklins und Thomas Kunst geht der Zug feurigen pantheistischen Bekennens.

Neben diesem dionysischen Zweig aus der Schirmerschen Zucht und Lehre entwickelte sich aber auch ein apollinischer Sproß. Er geht weniger darauf hinaus, die aus der Natur gewonnenen Gefühlseindrücke wiederzugeben und zu erwecken, als vielmehr sie zu läutern, zu steigern, aus den gedämpften Tönen der Gemütsakzente zu klarer Harmonie, aus dem Unbewußten zum Bewußten zu kommen. Das Erhebende im Gegensatz zum Ergreifenden, das Erhabene im Gegensatz zum Innigen ist das Gebiet dieser Kunst. Je mehr in der gesamten zeitgenössischen Kunst das dionysische Element betont und bevorzugt wurde, umsomehr wurden die Schöpfer von Kunstwerken apollinischen Charakters auf einen engeren Kreis von Freunden und Liebhabern hingedrängt. Umsomehr aber auch wurden sie zu einer strengen Durchbildung ihres Ideals, einer vornehmen und großen Haltung ihrer Werke, getrieben. Von keinem gilt dies mehr, als von Emil Lugo. Als dieser Künstler vor drei Jahren starb, fand sich über ihn kaum eine Notiz in den Kunstzeitschriften. Heute gelten seine Werke unter den mit seiner Kunst Bekannten für Kostbarkeiten. Ganz besonders sind sie von den Künstlern selbst geschätzt.

Emil Lugo ist am 26. Juni 1840 in Stockach in der Bodenseegegend als Sohn eines Juristen geboren. Seine Jugend hat er aber, wie Anselm Feuerbach, in Freiburg i. B. verlebt, wo sein Vater als Hofgerichtsrat beamtet war. Die abwechslungsreiche Umgebung Freiburgs, der liebliche Breisgau, die ernste Schönheit des Schwarzwaldes, die lachenden und die düsteren Talschluchten, herrliche Wälder und romantische Felspartien erregten in dem geweckten Knaben schon frühe den Sinn für die Schönheit der Natur. Der enge kleinbürgerliche Geist in der Provinzstadt, die heftigen politischen Erschütterungen der vierziger, die leidenschaftlichen kirchlichen Kämpfe der fünfziger Jahre, die alle mit ihrem Wellenschlag bis in das Lugosche Haus drangen, beeinflußten seine Jugend und Geistesentwicklung in bemerkbarer Weise. Nur die im Hause ernsthaft gepflegte klassische Musik und eine von früher Kindheit an sorgfältig und eifrig geübte Ausbildung im Zeichnen und Malen bereicherten und erfüllten das bewegte Innenleben des sich fast scheu zurückhaltenden Knaben, dessen zarte Gesundheit unter den autoritativen Anforderungen des Gymnasialunterrichts schwankte. Dem Drang und

der Lust zur Malerei konnte in Freiburg nicht vollauf genügt werden. So kam Emil Lugo, nachdem der standesstolze väterliche Widerstand überwunden war, 1856 an die unter dem damaligen Prinz-Regenten Friedrich neuerrichtete Kunstschule in Karlsruhe zu J. W. Schirmer.

Die nach den Revolutionsjahren in Baden allmächtige Bureaukratie brachte den wohlwollenden Absichten des auch der Kunst hold gesinnten Landesfürsten wenig Verständnis und Mitwirkung entgegen. Sie hat durch polizeiliche Eingriffe in den Betrieb der Kunstschule das anfänglich freundliche Verhältnis zwischen Lehrer und Lernenden getrübt und die kaum aufblühende Kunstschule entvölkert. Lugo, dem es von der ersten Stunde an bitter ernst um die Kunst und die Erfassung ihres Wesens zu tun war, hat an den zwischen dem Bezirksamt und der Kunstschule ausgebrochenen Differenzen keinen Anteil genommen. Aber die Verhältnisse waren ihm so unerquicklich, daß er anfangs der sechziger Jahre wieder ganz nach Freiburg übersiedelte und hier nun seine Selbsterziehung zur Kunst mit allem Ernst und Eifer betrieb. Die Studienblätter aus dieser Zeit lassen erkennen, wie rasch sich Lugo von dem Schirmerschen Einfluß frei zu machen und zu eigener Ausdrucksweise zu kommen suchte: Aus der Schirmerschen Vielheit zu größter Einfachheit, aus stimmungsvollen Wirkungen zu einfacher Größe. Die Naturszene, die bei Schirmer ein Widerhall eines meist heiligen Geschehnisses wird, ist bei Lugo durch Wahl und Behandlung des Motives das Echo eines seelischen Zustandes. Diese Blätter sind Zeugnisse eines Künstlercharakters, der mit den Elementen der Naturanschauung einen neuen Naturtyp schafft. Schon jetzt bleibt Lugo nicht an der Naturvorlage sklavisch kleben. Die strenge Zucht, mit der er sich müht, über die Zufallserscheinung hinaus zu einer höhern organischen Natureinheit zu kommen, aus den einzelnen Tönen der Eindrücke einen festgefügten Rhythmus und eine reine Harmonie zu gestalten, drängte Lugo auf Erweiterung des Gesichts- und Erfahrungsfeldes, zumal die Freiburger Kunstverhältnisse von unerträglicher Engigkeit waren.

Für einen so strengen, allem Naturalismus abholden Künstler, wie Lugo, gab es damals in Deutschland nur einen Meister, dessen lebendiges Wort von wirklichem Wert sein konnte: Fr. Preller, der Aeltere. — Ueber München, wo sich Lugo an der klaren und feierlichen Kunst der altdeutschen Meister erquickte, ging er 1869 nach Dresden zu einem dreimonatlichen Studium. Er war ein oft und gerne gesehener Gast im Hause des jüngeren Preller, sandte Zeichnungen und Studien an den älteren Preller nach Weimar, besuchte diesen auch selbst und knüpfte wertvolle Beziehungen zur Familie des Musikers und Thomaskantors M. Hauptmann in Leipzig an. Wieviel der junge werdende und der alte gereifte Meister einander zu sagen und zu geben hatten, davon zeugen die noch erhaltenen Briefe des älteren Preller an Lugo. Zu Preller, dem großen Stilisten, zog es unseren Lugo hin, weil er wie Preller im Kunstwerk eine Erhebung über die gemeine Wirklichkeit erreichen wollte. Preller liebte den jungen Süddeutschen wegen seines ernsten Strebens und der malerischen Kraft seines Könnens. Lugo erkannte in den in jenen Jahren auftauchenden künstlerischen Richtungen nur mehr Erscheinungen der „Mode", die einen Niedergang in der Kunst

einleiteten. Ihm war es ernstlichst darum zu tun, da zum Kern vorzudringen, wo der Naturalismus und ähnliche Moderichtungen nur am oberflächlichen Schein hängen blieben. In diesem Sinne schreibt er einmal: „Wie der religiöse Mensch von der Erde frei werden muß, um zum klaren Leben in Gott zu kommen, so muß der Kunstmensch frei sich machen von der Natur, um die Kunst und ihr Wesen schauen und fassen zu können."

Die Zeitumstände, die Kunstverhältnisse, die nach dem großen Krieg für einen strengen Künstler und einen ausschließlichen Landschafter wenig erquicklich geworden waren, drängten von neuem auf eine Aenderung des Lebens hin. Künstlerische Aufträge von seiten des russischen Hofes und daraufhin erfolgte Begünstigungen von seiten der heimatlichen Regierung ermöglichten einen längern Aufenthalt in Italien. Das ewige Rom und seine Umgebungen, die klassischen Gefilde um Neapel ließen die Ideale Lugos zu voller Reife gedeihen. Im gleichen Sinne wie der strenge Figuralstilist Feuerbach, der sich damals auch in Rom aufhielt, empfand Lugo die römische Welt, die sich vor ihm auftat, als ein großes „Entweder — Oder"; aber auch als den Weg zu dem, was der Künstler sein kann und soll. „Alles sagt: Sei es!" —

Mit der römischen Zeit enden die Lehr- und Wanderjahre Lugos. Er hat dort im Verkehr mit F. Dreber und H. Ludwig sich die letzten Möglichkeiten seiner Kunst erschlossen. Mit meisterlicher Reife verfügt er von jetzt an über die technischen und künstlerischen Vorbedingungen einer großzügigen und vornehmen Landschaftskunst. Die Heimat Freiburg sieht von 1874 bis 1887 ein emsiges Schaffen, das sich auf die Ausarbeitung römischer und auf eine Fülle heimatlicher Motive erstreckt. Je mehr seine Kunst zum ganz persönlichen Ausdruck seines Wesens, zu seinem Stil wird, umso mehr vereinsamt er aber auch. Eine wahre Tragödie von Erfolglosigkeit tritt in dieser Zeit des immer kühner sich vordrängenden Naturalismus, des illustrativen Geschichtsbildes und der mehr oder minder witzigen Genremalerei ein. Dieselbe Zeit, die Feuerbach in Venedig sterben, Böcklin in der Fremde seine Mythen dichten, Thoma in der Frankfurter Einsamkeit sein herrliches Werk schaffen sieht, hat auch kein Verhältnis zu einer nach Inhalt und Darstellungsmittel gleich ernsten und reinen Kunst wie die Lugos es ist. Ein kleiner Kreis von Freunden und namentlich das gastliche Haus des Dichters W. Jensen umgibt ihn mit Wärme und Ermunterung. Brüderliche Liebe hat ihm das Schaffen in einem eigenen Atelierhaus erleichtert. — Eine letzte und in künstlerischem Sinne glücklichste Zeit beginnt mit der Uebersiedlung Lugos nach München 1886. Die krystallklare Kunst der alten Meister, „die sich (in der alten Pinakothek) so feierlich miteinander unterhalten", ihre farbige Kraft und seelische Tiefe, ihr liebevolles Erfassen und Darstellen kleinster Einzelheiten, ihre technische Meisterschaft, ihre Natürlichkeit und ihre organisch gestalteten Kunstwerke: Diese uns auch heute noch ansprechenden und vorbildlichen Qualitäten bestärken Lugo in seinem künstlerischen Tun. Die „freie und weite Landschaft" des Chiemgaus, wo die Alpenwelt mit der Ebene sich verschwistert, gibt neue Anregungen. Mit der Freiheit und Sicherheit wahrer Meisterschaft bildet er jene formal und inhaltlich ausgereiften Schöpfungen, die in ihrer feier-

lichen Klarheit wie die besten alten Meister zu uns sprechen und doch von feinstem Gefühl für Rhythmus in den Massen und Linien und von zartester Empfindung für Farbe und Stimmung sind. Ein vollendetes, altmeisterliches Können und eine modern sensible Auffassung des Organischen einer Naturerscheinung und des daraus entstehenden Kunstwerkes durchdringen sich zu jener glücklichen Harmonie, die wir nicht nur als dionysisch gefühlt, sondern als apollinisch geschaut und gelebt empfinden.

Lugo starb am 4. Juni 1902.

Von dem Wesen der Kunst Emil Lugos ist nicht leicht zu sprechen, zumal nicht in einer Zeit, der Begriff und Vorstellung eines künstlerischen Organismus vielfach fast abhanden gekommen ist, der fast nur noch raffinierte Sinne und Handfertigkeit heilig sind und die vom ordnenden und zeugenden Geist des Künstlers als von etwas Verdächtigem, zur Kunst Ungattigem spricht.

Nachdem der Nationalismus der Geschichts- und Anekdotenmalerei und der Materialismus geistloser Naturnachbildung sich bis zur Leere erschöpft hatten, wandte sich der Kunstenthusiasmus, dem Gesetz der extremen Polarität folgend, geheimnisvolleren Welten zu. Die Malerpoeten eröffneten mit ihren Naturumdichtungen Ausblicke in neue mythologische Vorstellungen und Empfindungen. Wo man früher zu sehr nur an ästhetische Regeln und technische Virtuosität appelliert hatte, wandte man sich jetzt fast ausschließlich an das Gefühl. Die tieferen Zusammenhänge zwischen Kunstwerk und Kunstwirkung, zwischen Sinneneindruck und Gefühlserregung, zwischen Physis und Psyche wurden erörtert und gangbar zu machen versucht. In der Freude über die Entdeckung neuer Welten bekam jetzt das „Poetische“ im Gegensatz zum Gegenständlichen von ehedem den Vorrang. „Stimmung“ wurde das Losungswort, nicht nur in der Malerei. Man vergaß darüber vielfach so sehr alle formalen Vorbedingungen bildnerischer Kunst, daß man vom Poetischen zum Symbolischen, von Stimmung zu Stimulantien schritt. In diesen Strömungen und Wandlungen konnte ein Künstler, der sich gleichweit vom Naturalismus wie vom Symbolismus entfernt hielt und sich auf der schmalen Linie streng künstlerischer Gestaltung bewegte, nur mit Entsagung auf äußeren Erfolg sich behaupten. Lugo hat seit seinen ersten Studien vor der Natur einen heiligen Respekt gehabt. In der Versenkung in die Natur sah er des Künstlers erste, aber nicht die letzte Aufgabe. Kunstwahrheit hielt er für die höchste, Naturwirklichkeit für die niederste Stufe der Kunst. Er spricht es in einem Briefe geradezu aus: „Natur ist nicht der Endzweck, sie ist die Dienerin der Kunst.“ Die Wahrheit des Kunstwerkes sah er nicht in der Wahrheit der Natur, sondern in der strengen Durchbildung der künstlerischen Idee. Innerlich lebendig sollte die Natur werden, dann konnte für ihre Idee die rechte Form und zu dieser die rechte Farbe gefunden werden. Daher war für Lugo der Sehprozeß nicht nur ein Perzipieren, sondern ein Schauen, nicht nur der Einzelformen, sondern des individuellen Charakters jedes Naturdinges. Es war ein höchstes Genießen von mannigfaltigem Reichtum und ein Zusammendrängen desselben auf große Einfachheiten. Hundertemal mochte er die Verzweigung, die Blattwedel einer Buche zeichnen, bis ins Kleinste hinein die

Form und das Wachstum des Stammes nachbilden, bis er dann den allgemeingültigen Typus Buche als Gattung und Art durchgefühlt und gelebt hatte, so daß er im Bild ein nach Standort und Belichtung determiniertes, organisch Einleuchtendes, Selbstverständliches und Notwendiges geben konnte. Man möge einmal an seinen köstlichen Lithographien und an seinen spätern Oelbildern den Baumschlag in diesem Sinne durchprüfen. Man möge einmal auf Form und Glanz der Wolkenbildungen je nach Jahres- und Tageszeit achten, um zu erkennen, wie typisch jedes dieser Elemente wirkt und für den verketteten Gesamtorganismus des ganzen Werkes Zeugenschaft gibt. Der Künstler Lugo wußte wohl alle Zeit, daß er die Kunst aus der Natur herausreißen und daß er die Summe der Erscheinungsformen in der Natur geben müsse, wenn er eine Vorstellung vom Wesen der Natur erzielen wolle. Kunst war für ihn also nicht Abstraktion von der Natur, sondern Verdichtung, formgewordener Geist der Natur.

Hätte Lugo zu wählen gehabt zwischen Stimmungsbildern oder Formdarstellungen, er würde das letztere vorgezogen haben. Künstler sein hieß für ihn Bildner sein. Mit der hohen Befriedigung, mit der man einen Organismus als Notwendigkeit erkennt, genießt man Lugos Kunst. Aller Kampf und Streit des Lebens, alle Unrast und Qual des Schaffens und Gestaltens ist überwunden und ausgetilgt. Heitere, erhabene Ruhe, apollinische Klarheit des Fühlens und Wissens, wie in Dürers und Beethovens Kunst, spricht sich in diesen Werken aus.

Die künstlerischen Darstellungsmittel waren für Lugo vom Anfang seiner Kunstbemühungen an eine ernste und heilige Sache. Bis in seine letzten Jahre mühte er sich um ihre Brauchbarkeit und Gunst. In Bezug auf malerische Technik wurde dem jungen Kunstschüler weder gediegenes Wissen, noch sicheres Können mitgegeben. Die Farben seiner frühern Oelbilder sind entweder schwer oder — naturalistisch. Die Umsetzung der farbigen Eindrücke in eine lichtvolle Harmonie und delikat abgestufte Skala beginnt aber nach seinem Dresdener und italienischen Aufenthalt sich rasch zu vollziehen. H. Ludwigs Anregung und technische Erfindungen, die ihm das Tempo des Malvorgangs in die Hand gaben, ohne das Aufgeben der Formbildung zu verlangen, erleichterten ihm den Weg zu seiner persönlichen Aussprache, zu seinem Stil. Mit den technischen Vorteilen, die Ludwigs Farben und Malmittel boten, konnte Lugo gleichermaßen seinem Formerdrang und seinem Farbenempfinden genügen. Wenn Lugo in seinen frühern Werken mit der schwerfälligen „Oelquatscherei“ mehr auf die Beherrschung der Massen, auf Verteilung von Hell und Dunkel und auf die Führung der Linien sein Hauptgewicht gelegt hatte, so freute er sich in den Werken seiner letzten Periode an jedem Grashalm und jeder Kletten- oder Wollblumenstaude, die er bis ins Einzelne genau durchbilden kann. Es ist bemerkenswert, daß sich seit dem römischen Aufenthalt Lugos Bildraum vertieft, daß seine Darstellungen umfassender werden und daß mit der räumlichen Durchbildung auch das „strenge verliebte Detail nach der Natur“ in den Vordergründen immer reicher und häufiger zur Anwendung kommt. Das farbige Können Lugos hatte einst Prellers rückhaltloses Lob hervorgerufen. Die an gewisse feststehende Farbengebungen gewöhnte Kunstkritik

hatte zu gleicher Zeit aber u. a. auch seinen grünen Zinnober zu giftig gefunden. Mit vollkommener Ruhe schreibt Lugo an eine kunstverständige Freundin: „Ich verglich den jetzt herrschenden Ton der sogenannten „historischen Landschaft“ und fand ihn mit Ausnahme der besten Bilder unserer Besten stereotyp violettblau und all meiner Natur und Kunstempfindung zuwiderlaufend; ich fühlte auch, daß ich das, was mir fehle, nicht in der Natur, sondern in einem der Zeit unterworfenen, allgemein herrschenden Kunstanschauen finden müsse; kurz, ich stand am Berg. — Ob die Farbe leuchtender oder matter ist, das Verhältnis bleibt das gleiche, es liegt nicht am Zinnober, den ich nicht brauche und liegt nicht an der Erdfarbe, .. es liegt an meinem Sinn, ob er fein und feiner empfinden lerne. Ich muß also tiefer, mächtiger, größer, ganzer empfinden lernen, ich muß einen seelischen Fortschritt machen, dann hoffe ich das mehr zur Befriedigung des vollendeten Kunstsinnes hervorzubringen, was ich bisher mit noch verschlossenen Sinnen zu ertasten suche.“ Mit andern Worten: Im Kunstwerk ist alles relativ. Der große Künstler muß auch eine bedeutende Persönlichkeit sein; die gesunden oder scharfen Sinne allein tun es nicht. Lugos Trachten ging nach ruhiger milder Klangwirkung, um die Hoheit der Natur auszudrücken. In seinen reifsten Werken ist jene wundervolle Harmonie vollkommen erreicht. Sei es, daß er eine Landschaft zu einer bestimmten Jahreszeit wie z. B. in „Sommertag“, „blühendes Gras“, „herbstliche Heide“, „Föhnklar“, — sei es, daß er eine allgemeinere Idee, wie „Melancholie“, „Weltfern“, „Vergänglichkeit“, — sei es, daß er eine topographisch determinierte Oertlichkeit wie „Loretto“, „Freiburg“, „Schluchtsee“ oder „Römische Villa“ zum Ausdrucke bringen will: Man sieht diese Bilder und vergißt sie nie wieder, so eindringlich charakteristisch ist ihre Haltung in Zeichnung und Farbe. Mit den einfachsten Mitteln eine bestimmte und nachhaltige Wirkung zu erzielen, das ist die Kunst Lugos.

Daher greift er noch in seinen letzten Lebensjahren zur Lithographie. Die breite zeichnerische Art ermöglicht ihm die sichere Darstellung und Durchbildung der Formen und mittelst des Tondruckes erreicht er volle Bildwirkung. Blätter wie „am Gartentor“, „am Chiemsee“, „Kampagnalandschaft“ u. a. werden immer zu hervorragenden künstlerischen Leistungen auf diesem Gebiete gehören.

Die Konzentration auf die Bestimmtheit in der Form, die harmonische Farbengebung, die innere Wahrhaftigkeit, die weder ein Liebäugeln mit der Sentimentalität, noch mit der Virtuosität kennt; die Vermeidung aller technischen und inhaltlichen Raffinements, die beschauliche Einfachheit: sie geben Lugos Schöpfungen die feierliche Haltung, den lautern unbestechlichen Charakter und eine weltbürgerliche Größe, wie sehr fast ausschließlich dieser Künstler auch nur aus dem Winkel seiner süddeutschen Heimat — dem Breisgau, dem Schwarzwald und dem Chiemgau — heraus gesprochen haben mag. Sein Schaffen gründete sich auf große Gesinnungen. Daher konnte er wieder große Empfindungen wecken. Seine Kunst hat daher etwas Befreiendes.

Die vornehme Geschlossenheit des Lugoschen Kunstwerkes, die wie jede große und selbständige Kunst erobert sein will, hat sich mit der Zeit

einen treuen Kreis warmherziger Freunde und Bewunderer erworben. Nach Jahren der Vereinsamung konnte Lugo am Ende seines Lebens mit Genugtuung auf den sich stetig erweiternden Kreis von Kennern seiner edlen Kunst schauen. Große öffentliche Galerien Deutschlands — Berlin, Dresden, Wiesbaden, München, Darmstadt, Karlsruhe — zählen Werke seiner Hand zu den Schätzen ihres Besitzes. In Privatsammlungen sind seine Werke über ganz Europa zerstreut. Einige der trefflichsten Stücke gingen nach Amerika. Nur die eigentliche Heimat seines Lebens und seiner Kunst verschloß sich ihm: Freiburg i. B., seine Erbin. Laut testamentarischer Bestimmung sollte ein näher bezeichneter Teil des Lugoschen Nachlasses der Stadt Freiburg zufallen. Dem Künstler war noch zu Lebzeiten die Zusicherung gegeben worden, sein Legat werde vollständig, würdig und „systematisch geordnet“ ausgestellt werden. Der Künstler starb im Bewußtsein, daß sein Vermächtnis als Ganzes öffentlich und allgemein seinen ehemaligen Mitbürgern und allen Kunstfreunden zugänglich sein werde. Die Versprechungen bei den warmen Danksagungen der Stadt Freiburg sind jetzt, zwei Jahre nach dem Antritt des Legates, noch nicht erfüllt. Wohl hat die Stadt Freiburg nach Antritt des aus freien Stücken namhaft erweiterten Legates — — es besteht jetzt aus etwa 25 Ölbildern, Skizzen, Kartons, Aquarellen, Federzeichnungen — einen Teil dieser Zuwendung nebst Bildern aus Privatbesitz einige Zeit ausgestellt, dann aber verschwand das Legat in den Dachzimmern eines ehemaligen Klosters. Jetzt ist etwa die Hälfte des Legates in der Turnhalle einer Volksschule unter andern Bildern zerstreut untergebracht. Die Turnhalle gilt als feucht. Der bedeutende wertvolle Restteil ist „magaziniert“ und unzugänglich. Alles dies sub signo kommunale Kunstpflege.

Mündliche Vorstellungen in dieser Sache waren erfolglos. Es fiel das freundliche und tröstliche Wort: „Das Legat ist jetzt unsere Sache; wir haben darüber zu bestimmen“. Eine unterm 9. März d. Js. von Freunden Lugos und seiner Kunst dem Stadtrat unterbreitete Eingabe um Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen und um Abhilfe in dieser die ganze deutsche Kunstwelt angehenden Sache, erfuhr nach Monaten endlich eine Antwort, die mit den Tatsachen in schneidendem Widerspruch sich befindet. Es ist so: in Freiburg macht man mit dem Legat, nachdem man es hat, was man will.

Statt einer weiteren Erörterung dieses Verhaltens seien lediglich die Worte Hans Thomas hergesetzt, mit denen die erwähnte Eingabe an den Stadtrat u. a. auch unterstützt wurde. Sie lauten:

„Den hier an den verehrlichen Stadtrat der Stadt Freiburg i. B. gerichteten Wünschen der Freunde Lugos schließe ich mich gerne an, schon deshalb, weil ich wohl einer der ältesten Freunde und Studiengenossen Lugos war, und weil ich der Meinung bin, daß der Verstorbene nicht nur einer der bedeutendsten Künstler seiner engeren Heimat, sondern auch des gesamten deutschen Vaterlandes gewesen ist, und daß der Schatz seiner nachgelassenen Werke im besten Sinne erzieherisch auch auf die heranwachsende Kunstjugend einwirken könnte. Woraus die Nachwelt die Verpflichtung hat, dies Lebenswerk des Künstlers der allgemeinen Oeffentlichkeit so viel wie möglich und so bald wie möglich zugänglich zu machen.“

Briefe Justinus Kerners über magische Gegenstände.

Mitgeteilt von Ludwig Geiger in Berlin.

Die Tübinger Universitätsbibliothek verwahrt seit einiger Zeit eine Sammlung von Briefen und Gedichten Justinus Kerners an den Oberamtmann Ernst Gustav Gottlob Rümelin (geboren am 20. März 1785) und dessen Gattin Henriette, geb. Dreiß, als ein Geschenk von deren Enkel, Professor Dr. Max Rümelin. Als ich in den Zeitungen davon las, wandte ich mich an die Verwaltung der Bibliothek und erhielt sofort die Aktenstücke zur Benützung nach Berlin geschickt. Es sind im ganzen 87 Nummern, 51 datierte Briefe an Herrn und Frau Rümelin vom 16. März 1834 bis 2. März 1862, 32 undatierte Briefe und Gedichte desselben an dieselben, ferner 3 Briefe von Emma von Suckow an Kerner und ein Brief Theobalds an seinen Vater. Aus der Kerner-Literatur wußte man von Beziehungen Kerners zu Rümelin wenig. In der gedruckten Briefsammlung wird Rümelins Name nur einmal erwähnt. In dem „Letzten Blütenstrauß" findet sich (S. 111 fg.) ein Gedicht „Zum Jubelfeste meines Freundes, des Oberjustizrats Rümelin" und (S. 113 fg.) Verse auf den Tod des Genannten am 18. Januar 1850, Gedichte, in denen des Freundes Verdienste gepriesen werden und Kerners Trauer um ihn zu innigem Ausdrucke gelangt. Aus einem ungedruckten Briefe Kerners an Willibald Alexis (Weinsberg, 24. Sept. 1840), den ich vor einigen Jahren in den Sammlungen des schwäbischen Schillervereins einsehen durfte, hebe ich hervor, daß Kerner den jungen Rümelin, also den Sohn seines alten Freundes, dem jüngeren Genossen empfiehlt.

Die Briefe sind im allgemeinen Ausdruck eines freundschaftlich nachbarlichen Verhältnisses. Sie enthalten Bitten um Besuche, Ankündigungen von solchen, sprechen Dank für eine religiöse Abhandlung der Frau Rümelin aus, geben Mitteilungen über gemeinsame Freunde, z. B. den Grafen Alexander von Württemberg, versuchen einmal eine Verteidigung dieses Dichterfreundes, daß er etwa nicht bloß in der Trunkenheit Rümelin seine Freundschaft angeboten habe. Von allgemeinem Interesse ist aber nun, daß diese Briefe sich auch mit den Dingen beschäftigen, denen Kerner in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine so außerordentliche Aufmerksamkeit zuwendete, nämlich den Studien und Beobachtungen aus dem Geisterreich.

Davon geben die beiden ersten Briefe folgende merkwürdige Kunde.

An Rümelin.

Herzliebster mein!

Ich würde gewiß kommen, hätte ich nicht im Augenblicke sowohl auswärts als selbst in meinem Hause, sehr wichtige Kranke, von denen ich nicht so lange kann.

In meinem Hause ist die dämonische Frau von R.,[1]) der ich alle Aufmerksamkeit wiedmen muß. — Die Eslingerin, von der du schreibst, ist nicht hier. Es ist wahr, daß sie, durch den Geist in magnetischen Zustand versezt, in den letzten Tagen befragt mehrere Verordnungen machte, wovon wenigstens eine von ganz ausgezeichneter Wirkung war. Die Leute mögen sie beschenkt haben, aber gefordert hat sie nichts. Ich weiß es nicht, aber anonym kam ihr für eine gelungene Verordnung von Heilbronn ein Geschenk von 6 großen Thalern zu, wenigstens weiß ich nicht von wem und auch sie kennt den Nahmen nicht, doch soll die Person bey ihr gewesen seyn. Ich hätte sehr gerne auch wegen Emma gefragt, lasse es aber jezt bleiben. In der nächsten Woche geht der Geist von ihr und dann habt ihr Rationalisten Ruhe.

Wer über diß Weib in eurem Heilbronn so dumm schimpft, ist ein Balbierersgesell Nahmens Kern (es ist mir nur leid, daß dieser Esel die Hälfte meines Nahmens hat) von Ellshofen und warum weiß ich wohl. Sein Vater, der Schultheiß, ein rechtlicher Mann, ist über ihn so empört, daß er ihn enterben will. — Er schrieb einen Brief an Sicherer[2]) deswegen. Allerdings aber ist die Eslingerin von einer Erziehung und Wesen von Haus aus, das sie nicht vor Verführungen schüzt und gar leicht könnte sie zu Betrug verführt werden. Die Heilbronner sollten deswegen auch eine solche Person ruhen lassen, aber erst heute kam ein angesehener Herr von da und wollte von ihr wissen, wo ein Schmuck hingekommen sei, den sein Großvater, ich weiß nicht in welchem Kriege, in Möckmühl versteckt und nicht mehr gefunden habe. Auf diese Art zieht man aus Menschen von diesem Schlage Betrüger.

Was man in Blättern über mich schreibt, war mir von jeher gleichgültig, man schrieb immer nur Lügen über mich oder Dummheiten. In solche Blätter schreiben nur Esel und ich lese sie nicht.

Kommt sicher!

Herzlich Dein treuer

Weinsb. 6. Febr. 36. Kerner.

An Rümelin.

Bester!

Aus diesem Brieffragmente meines Bruders[3]) kannst Du die neueste Neuigkeit aus Weinsberg ersehen und sie ist ganz wahr: denn sie kommt ja von Heilbronn, wo man immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Aber das ist leider wahr, daß der wahnsinnig gewesene Roller, zu dem immer eine Stimme sprach, er solle seine Frau umbringen und der,

[1]) Jedenfalls eine der vornehmen Frauen, die längere Zeit im Kernerschen Hause zubrachten, um von wirklichen oder eingebildeten Leiden befreit zu werden.

[2]) Ph. Fr. Sicherer, der auch bei der Geschichte der Eßlingerin eine Rolle spielte, war Arzt in Heilbronn, der 1861 starb, wie aus einem der Kernerschen Briefe an Rümelin hervorgeht. Er war mit Kerner gut befreundet und besuchte z. B. mit ihm gemeinschaftlich die Naturforscher-Versammlung in Nürnberg. D. F. Strauß widmete dem wackeren Mann nach seinem Tode anerkennende Gedächtnisworte (Kl. Schriften Bd. I.). —

[3]) Liegt nicht bei.

so lange die Erscheinung in seinem Hause war, ganz erwekt und umgekehrt war, wie er Dir ja selbst sagte, als die Erscheinung gewichen war, auf einmal wieder die Narrheit in sich bekam. Er kam vor ein paar Tagen nach Hause und schrie: „nun hab' ich den Teufel wieder hineingetrunken." Holte dann (ohne alle Veranlassung) den Wachtmeister und verlangte von diesem, nicht nur die Eslingerin, sondern sein Weib und seine 83 Jahr alte Schwiegermutter, das die furchtbarste Hure seye, aus dem Hause zu treiben, sonst schlage er sie alle zu todt. Nun ist er wieder ganz der alte Narr. Ich ließ ihm zu Ader und rieb ihm scharfe Salbe ein, allein wenn man ihn nicht bewacht, schlägt er noch alles zu todt.

So ist diese Geschichte in Wahrheit und ich schreibe sie Dir, ehe Du sie, was übrigens bereits geschehen seyn wird, entstellt erfährst, denn man wird nicht ermangeln, auch diesen Vorfall zu Ungunsten der Eslingerin zu deuten, die ihn aber nicht im mindesten veranlaßte: denn auch jezt weiß Roller in seinem Wahnsinn nichts über sie zu sagen, als daß sie eine Zauberhexe wie all seine Weibsleute seye und dergleichen Wahnsinn.

Wegen des Bauern, der sich in Ellhofen beklagt haben soll, daß er nur einen kleinen Thaler habe, die E. aber von ihm einen großen gefordert, nahm ich eine genaue Nachforschung vor, wobey sich ergab, daß an dieser Sache abermals nicht eine Sylbe Wahrheit ist, sie ist so wahr wie Mayers andre Heilbronner Nachricht . . .

Weinsberg 18. Febr. 1836. Ewig Dein Antonius.

An Frau Rümelin.

Verehrte Freundin!

Sie dürfen versichert seyn, daß mich nichts abhält, in das mir so liebe Kränzchen bey Ihnen zu kommen, als die vielen Kranken und meine immerwährende Kolik.

Wegen Emma kann ich nicht mehr fragen, da das Weib nicht hier ist und würde auch nicht fragen: denn Sie haben keinen Glauben. Das Mittel wäre wohl nur sympathetisch, magisch — Sie aber glauben im Grunde an all diß doch nicht und dann nuzt es auch nichts und das Weib hat dann betrogen. Es wäre mir unbegreiflich, wie Sie von jenen Beobachtungen im Gefängniß und den Häusern, als von einer an sich ärmlichen Sache, die nur ich mit meiner Phantasie (! ! !) ausschmückte, sprechen könnten, hätte ich nicht schon oft beobachtet, daß Sie von einer Sache, die ich ihnen noch so lange auseinandersezte, am Ende doch sprachen, als wäre Ihnen gar nichts davon gesagt worden — kurz — daß Sie nie darauf hören, was andre sprechen und also von jener ganzen Geschichte eigentlich nichts wissen, als was Ihre Phantasie sich selbst daraus willkührlich zusammensezte. Glauben Sie nur, daß meine Phantasie **viel weniger** thätig ist, als die Ihrige.

Jene Eslingerin möge seyn, wer sie wolle und betrügen und lügen und von Zuchthaus zu Zuchthaus geschleppt werden, meine Freundin wird sie nie werden wie Sie aber ein mir willkommenes **Stück**, das zu sehr merkwürdigen Beobachtungen, für die **40** Zeugen sprechen, Veran-

lassung gab, bleibt sie mir immer und auch andern. Erst heute schrieb mir Schelling[1]) aus Stuttgardt:

„Alle meine vielen Geschäfte haben mich noch nie verhindert, Ihren Bemühungen im Felde des Magnetismus und der Theorie der Geisterkunde Schritt vor Schritt zu folgen, wobey ich mich immer mehr überzeugt habe, daß diese Sache unter Ihrer Bearbeitung immer mehr wissenschaftlichen Boden gewinnt und dadurch der Psychologie ein neues Feld sich eröfnet, welches in Zukunft nicht mehr brach liegen wird."

Sie haben mich noch nie verstanden, aber auch noch nie angehört!

Herzl. Grüße dem Rümelin und der lieben Emma

Ihr Kerner.

An Frau Rümelin.

Herzliebe Freundin!

Durch Ihr liebes schönes Gedicht wurde ich aufs innigste erfreut. Wenn uns sehr Liebes auf dieser Welt wird genommen, so geschieht es eben, daß wir in ihr nicht unsere Seligkeit suchen, sondern mit Freuden aus ihr wiedergehen sollen. Wir werden auch noch für eine Welt reif werden, wo kein Frost und kein Wurm unsere Blüthen mehr verdirbt. Diese Welt werden Sie wohl bald finden, während ich circa 500 Jahre lang als Hund figurirt in Regionen irren muß, die stumm und farblos sind — aber ich will geduldig seyn, nach diesen 500 Jahren meiner Läuterung werde ich noch in eine anfangende Seligkeit auftauchen: Denn auch der oberste der Teufel wird einst wieder ein Engel werden.

Verlassen Sie mich aber in jenen 500 Jahren nicht ganz und gar; in solchen wird Ihre Freundschaft erst auf die Probe gesezt. —

Es ist übrigens gewiß, daß der Norden sich in den Süden verwandelt und umgekehrt, denn die Frau Schoppe[2]) schrieb mir gestern, daß in ihrem schönen Garten zu Hamburg nicht eine Monatrose erfrohren, auch die Rebstöcke ganz unversehrt geblieben. Bey uns ist eine furchtbare Zerstörung jezt auch im Häuschen mit Putzen, Weißeln usw.

---

[1]) Arzt, Obermedizinalrat, ist der Bruder des bekannteren Philosophen (im Register des gedruckten Briefwechsels werden beide Brüder durcheinander geworfen). Der unsrige war ein besonderer Verehrer des Magnetismus, und schon durch diese gemeinsame Neigung mit Kerner verbunden. Er war Mitarbeiter an dessen magischen Zeitschriften. Er lebte lange Zeit in Stuttgart, wo er u. a. auch Lenaus Arzt war, über dessen Befinden er dem Dichter Mitteilungen machte. Dieser hat auf das 50jährige Jubiläum des Freundes Verse gedichtet, die in den „Winterblüten" abgedruckt sind.

[2]) Amalia Schoppe geb. Weise verdient eine kurze Erläuterung. Sie war eine bekannte Romanschriftstellerin, auf die neuerdings in den Hebbel betreffenden Veröffentlichungen nachdrücklich die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Sie war eine intime Freundin Kerners, an die dieser sich während seines kurzen Aufenthaltes in Hamburg innig angeschlossen hatte. In seinem poetischen Almanach waren ihre ersten Dichtungen erschienen. Der gedruckte Briefwechsel veröffentlicht eine ganze Anzahl ihrer Briefe (im ganzen 13). Sie war am 9. Oktober 1791 geboren und starb am 25. September 1858. Ihre Verheiratung hatte 1811 stattgefunden. Die frische Sängerin aus der Zeit der Romantik wurde später eine vergrämte, durch mannigfache Leiden geplagte Frau.

Das geht aber bald vorüber und ich hoffe Sie mit dem Allerbesten bald bey uns zu sehn.

Mit innigster Liebe und Verehrung

Weinsberg 2. M. 1837. Ihr Kerner.

Die Eßlingerin, die in den beiden ersten Briefen eine so große Rolle spielt, wird in Kerners Buch „Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt, und den Naturforschern zum Bedenken mitgeteilt", Stuttgart und Tübingen 1836 ausführlich behandelt.

Es ist Elisabetha Eßlinger aus Baurenlautern, geboren etwa 1797, damals Witwe. Sie war im Weinsberger Gefängnis inhaftiert. Sie behauptete, seit Anfang September 1835 käme jede Nacht gegen 11 Uhr, manchmal auch mehrmals in der Nacht, ein weißer Geist in einem faltigen Rock mit Gürtel zu ihr. Es sei ein katholischer Geistlicher Anton, der 1414 in Wimmenthal gelebt, seine Brüder in einer Vermögensangelegenheit betrogen habe; er verlange von ihr, daß sie in Wimmenthal mit ihm bete, um ihn zu erlösen. Er habe an ihrem Halse geweint, so daß sich dort Flecken gezeigt haben; manchmal sei er mit einem furchtbaren Hunde, seinem Vater, gekommen, der auch von anderen Gefangenen gesehen, gehört und gefühlt worden sei. Sie ist sonst vollkommen gesund, behauptet aber nur, von früher Zeit an Geister gesehen zu haben. Zumeist hat sie mit dem Geist nur Gespräche, die sein Seelenheil betreffen, einmal jedoch verkündet er bei dem gleich zu nennenden Herrn Heyd Trauer und wirklich stirbt dessen Kind unvermutet an einem der folgenden Tage. Kerner berichtet indessen nicht nur die Aussagen dieser Seherin, die sich sehr ausführlich über Erscheinung, Gespräche des Geistes und die mannigfachen von ihm herrührenden Bewegungen äußert, sondern auch viele Mitteilungen Anderer. Bei Erwähnung der folgenden Bekräftigungen muß angemerkt werden, daß die ins Detail gehenden Beschreibungen, das Sehen der Person, das Hören seiner Worte, die Berührung durch seine Hände oder andere Teile seines Körpers von keinem Zeugen bestätigt werden. Trotzdem sind die folgenden Zeugnisse wunderbar genug. Ich gebe sie ohne jede Nebenbemerkung und Kritik. Ich gehöre zu denen, die alle solche Erscheinungen als Halluzinationen betrachten und die hartnäckig jedes Herüberragen der sogenannten Geister in die körperliche Welt leugnen. Ebensowenig aber bin ich imstande, den guten Glauben aller der gleich zu nennenden Personen vollkommen zu bezweifeln und sie insgesamt als Betrüger oder als Betrogene hinzustellen. Denn es handelt sich nicht bloß um armselige Menschen, ungebildete Weiber und Männer; es handelt sich auch nicht bloß um Kerner, der seit der „Seherin von Prevorst" so ziemlich alles glaubte, um seine Frau und auch seinen Sohn, die entweder dem guten Alten zuliebe oder angesteckt durch seine Gläubigkeit seine Gesinnungsgenossen geworden waren, sondern es handelt sich um eine große Anzahl uninteressierter, d. h. nicht im Banne Kerners stehender Menschen, ja auch solcher, welche bereit waren, seine Leichtgläubigkeit zu bespötteln, oder einen Betrug, selbst einen Unfug aufzudecken.

Zunächst werden die meist durch Pfarrer aufgenommenen Zeugnisse von 5 weiblichen Mitgefangenen mitgeteilt, die entweder geradezu bestätigen, einen Geist gesehen oder zum mindesten bezeugen, eine Helligkeit erblickt, Klopfen, Knattern, Knallen gehört, ja, sogar eine leichte Berührung empfunden zu haben. Eine der Mitgefangenen gesteht sogar, daß sie eine Empfindung von Anhauchen und Seufzern gespürt habe. Die Gerichtsdienerin, die viele Nächte im Gefängnis zubrachte, sieht wenigstens einen weißen Schatten und hört eine hohle Stimme.

aber er hat durch den Ernst und die Strenge seiner Kunstübung und durch die innerliche Geschlossenheit seines Wesens doch den Sieg der Stimmungslandschaft anbahnen und erringen helfen.

In seinen drei größten Schülern ist jede Seite seines Kunstschaffens zur Vollendung gediehen. In Böcklins und Thomas Kunst sind, außerhalb jedes Streites um Rivalität, Gipfelpunkte erreicht. Jeder von ihnen drückt, weil er eine vollwichtige Persönlichkeit ist, nicht bloß nur sein Innerstes, sondern auch eine Weltanschauung in seiner Kunst aus. Bei ihnen erhebt sich der Stimmungsausdruck im Landschaftlichen zu einem Hymnus auf die der Natur innewohnende Kraft und Herrlichkeit, zarte Innigkeit und ergreifende Schönheit. G. E. Lessings Kunstanschauung hatte einst in der Landschaftsdarstellung eine seelenlose Kunst gesehen. Durch Böcklins und Thomas Kunst geht der Zug feurigen pantheistischen Bekennens.

Neben diesem dionysischen Zweig aus der Schirmerschen Zucht und Lehre entwickelte sich aber auch ein apollinischer Sproß. Er geht weniger darauf hinaus, die aus der Natur gewonnenen Gefühlseindrücke wiederzugeben und zu erwecken, als vielmehr sie zu läutern, zu steigern, aus den gedämpften Tönen der Gemütsakzente zu klarer Harmonie, aus dem Unbewußten zum Bewußten zu kommen. Das Erhebende im Gegensatz zum Ergreifenden, das Erhabene im Gegensatz zum Innigen ist das Gebiet dieser Kunst. Je mehr in der gesamten zeitgenössischen Kunst das dionysische Element betont und bevorzugt wurde, umsomehr wurden die Schöpfer von Kunstwerken apollinischen Charakters auf einen engeren Kreis von Freunden und Liebhabern hingedrängt. Umsomehr aber auch wurden sie zu einer strengen Durchbildung ihres Ideals, einer vornehmen und großen Haltung ihrer Werke, getrieben. Von keinem gilt dies mehr, als von Emil Lugo. Als dieser Künstler vor drei Jahren starb, fand sich über ihn kaum eine Notiz in den Kunstzeitschriften. Heute gelten seine Werke unter den mit seiner Kunst Bekannten für Kostbarkeiten. Ganz besonders sind sie von den Künstlern selbst geschätzt.

Emil Lugo ist am 26. Juni 1840 in Stockach in der Bodenseegegend als Sohn eines Juristen geboren. Seine Jugend hat er aber, wie Anselm Feuerbach, in Freiburg i. B. verlebt, wo sein Vater als Hofgerichtsrat beamtet war. Die abwechslungsreiche Umgebung Freiburgs, der liebliche Breisgau, die ernste Schönheit des Schwarzwaldes, die lachenden und die düsteren Talschluchten, herrliche Wälder und romantische Felspartien erregten in dem geweckten Knaben schon frühe den Sinn für die Schönheit der Natur. Der enge kleinbürgerliche Geist in der Provinzstadt, die heftigen politischen Erschütterungen der vierziger, die leidenschaftlichen kirchlichen Kämpfe der fünfziger Jahre, die alle mit ihrem Wellenschlag bis in das Lugosche Haus drangen, beeinflußten seine Jugend und Geistesentwicklung in bemerkbarer Weise. Nur die im Hause ernsthaft gepflegte klassische Musik und eine von früher Kindheit an sorgfältig und eifrig geübte Ausbildung im Zeichnen und Malen bereicherten und erfüllten das bewegte Innenleben des sich fast scheu zurückhaltenden Knaben, dessen zarte Gesundheit unter den autoritativen Anforderungen des Gymnasialunterrichts schwankte. Dem Drang und

der Lust zur Malerei konnte in Freiburg nicht vollauf genügt werden. So kam Emil Lugo, nachdem der standesstolze väterliche Widerstand überwunden war, 1856 an die unter dem damaligen Prinz-Regenten Friedrich neuerrichtete Kunstschule in Karlsruhe zu J. W. Schirmer.

Die nach den Revolutionsjahren in Baden allmächtige Bureaukratie brachte den wohlwollenden Absichten des auch der Kunst hold gesinnten Landesfürsten wenig Verständnis und Mitwirkung entgegen. Sie hat durch polizeiliche Eingriffe in den Betrieb der Kunstschule das anfänglich freundliche Verhältnis zwischen Lehrer und Lernenden getrübt und die kaum aufblühende Kunstschule entvölkert. Lugo, dem es von der ersten Stunde an bitter ernst um die Kunst und die Erfassung ihres Wesens zu tun war, hat an den zwischen dem Bezirksamt und der Kunstschule ausgebrochenen Differenzen keinen Anteil genommen. Aber die Verhältnisse waren ihm so unerquicklich, daß er anfangs der sechziger Jahre wieder ganz nach Freiburg übersiedelte und hier nun seine Selbsterziehung zur Kunst mit allem Ernst und Eifer betrieb. Die Studienblätter aus dieser Zeit lassen erkennen, wie rasch sich Lugo von dem Schirmerschen Einfluß frei zu machen und zu eigener Ausdrucksweise zu kommen suchte: Aus der Schirmerschen Vielheit zu größter Einfachheit, aus stimmungsvollen Wirkungen zu einfacher Größe. Die Naturszene, die bei Schirmer ein Widerhall eines meist heiligen Geschehnisses wird, ist bei Lugo durch Wahl und Behandlung des Motives das Echo eines seelischen Zustandes. Diese Blätter sind Zeugnisse eines Künstlercharakters, der mit den Elementen der Naturanschauung einen neuen Naturtyp schafft. Schon jetzt bleibt Lugo nicht an der Naturvorlage sklavisch kleben. Die strenge Zucht, mit der er sich müht, über die Zufallserscheinung hinaus zu einer höhern organischen Natureinheit zu kommen, aus den einzelnen Tönen der Eindrücke einen festgefügten Rhythmus und eine reine Harmonie zu gestalten, drängte Lugo auf Erweiterung des Gesichts- und Erfahrungsfeldes, zumal die Freiburger Kunstverhältnisse von unerträglicher Engigkeit waren.

Für einen so strengen, allem Naturalismus abholden Künstler, wie Lugo, gab es damals in Deutschland nur einen Meister, dessen lebendiges Wort von wirklichem Wert sein konnte: Fr. Preller, der Aeltere. — Ueber München, wo sich Lugo an der klaren und feierlichen Kunst der altdeutschen Meister erquickte, ging er 1869 nach Dresden zu einem dreimonatlichen Studium. Er war ein oft und gerne gesehener Gast im Hause des jüngeren Preller, sandte Zeichnungen und Studien an den älteren Preller nach Weimar, besuchte diesen auch selbst und knüpfte wertvolle Beziehungen zur Familie des Musikers und Thomaskantors M. Hauptmann in Leipzig an. Wieviel der junge werdende und der alte gereifte Meister einander zu sagen und zu geben hatten, davon zeugen die noch erhaltenen Briefe des älteren Preller an Lugo. Zu Preller, dem großen Stilisten, zog es unseren Lugo hin, weil er wie Preller im Kunstwerk eine Erhebung über die gemeine Wirklichkeit erreichen wollte. Preller liebte den jungen Süddeutschen wegen seines ernsten Strebens und der malerischen Kraft seines Könnens. Lugo erkannte in den in jenen Jahren auftauchenden künstlerischen Richtungen nur mehr Erscheinungen der „Mode", die einen Niedergang in der Kunst

einleiteten. Ihm war es ernstlichst darum zu tun, da zum Kern vorzudringen, wo der Naturalismus und ähnliche Moderichtungen nur am oberflächlichen Schein hängen blieben. In diesem Sinne schreibt er einmal: „Wie der religiöse Mensch von der Erde frei werden muß, um zum klaren Leben in Gott zu kommen, so muß der Kunstmensch frei sich machen von der Natur, um die Kunst und ihr Wesen schauen und fassen zu können."

Die Zeitumstände, die Kunstverhältnisse, die nach dem großen Krieg für einen strengen Künstler und einen ausschließlichen Landschafter wenig erquicklich geworden waren, drängten von neuem auf eine Aenderung des Lebens hin. Künstlerische Aufträge von seiten des russischen Hofes und daraufhin erfolgte Begünstigungen von seiten der heimatlichen Regierung ermöglichten einen längern Aufenthalt in Italien. Das ewige Rom und seine Umgebungen, die klassischen Gefilde um Neapel ließen die Ideale Lugos zu voller Reife gedeihen. Im gleichen Sinne wie der strenge Figuralstilist Feuerbach, der sich damals auch in Rom aufhielt, empfand Lugo die römische Welt, die sich vor ihm auftat, als ein großes „Entweder — Oder"; aber auch als den Weg zu dem, was der Künstler sein kann und soll. „Alles sagt: Sei es!" —

Mit der römischen Zeit enden die Lehr- und Wanderjahre Lugos. Er hat dort im Verkehr mit F. Dreber und H. Ludwig sich die letzten Möglichkeiten seiner Kunst erschlossen. Mit meisterlicher Reife verfügt er von jetzt an über die technischen und künstlerischen Vorbedingungen einer großzügigen und vornehmen Landschaftskunst. Die Heimat Freiburg sieht von 1874 bis 1887 ein emsiges Schaffen, das sich auf die Ausarbeitung römischer und auf eine Fülle heimatlicher Motive erstreckt. Je mehr seine Kunst zum ganz persönlichen Ausdruck seines Wesens, zu seinem Stil wird, umso mehr vereinsamt er aber auch. Eine wahre Tragödie von Erfolglosigkeit tritt in dieser Zeit des immer kühner sich vordrängenden Naturalismus, des illustrativen Geschichtsbildes und der mehr oder minder witzigen Genremalerei ein. Dieselbe Zeit, die Feuerbach in Venedig sterben, Böcklin in der Fremde seine Mythen dichten, Thoma in der Frankfurter Einsamkeit sein herrliches Werk schaffen sieht, hat auch kein Verhältnis zu einer nach Inhalt und Darstellungsmittel gleich ernsten und reinen Kunst wie die Lugos es ist. Ein kleiner Kreis von Freunden und namentlich das gastliche Haus des Dichters W. Jensen umgibt ihn mit Wärme und Ermunterung. Brüderliche Liebe hat ihm das Schaffen in einem eigenen Atelierhaus erleichtert. — Eine letzte und in künstlerischem Sinne glücklichste Zeit beginnt mit der Uebersiedlung Lugos nach München 1886. Die krystallklare Kunst der alten Meister, „die sich (in der alten Pinakothek) so feierlich miteinander unterhalten", ihre farbige Kraft und seelische Tiefe, ihr liebevolles Erfassen und Darstellen kleinster Einzelheiten, ihre technische Meisterschaft, ihre Natürlichkeit und ihre organisch gestalteten Kunstwerke: Diese uns auch heute noch ansprechenden und vorbildlichen Qualitäten bestärken Lugo in seinem künstlerischen Tun. Die „freie und weite Landschaft" des Chiemgaus, wo die Alpenwelt mit der Ebene sich verschwistert, gibt neue Anregungen. Mit der Freiheit und Sicherheit wahrer Meisterschaft bildet er jene formal und inhaltlich ausgereiften Schöpfungen, die in ihrer feier-

lichen Klarheit wie die besten alten Meister zu uns sprechen und doch von feinstem Gefühl für Rhythmus in den Massen und Linien und von zartester Empfindung für Farbe und Stimmung sind. Ein vollendetes, altmeisterliches Können und eine modern sensible Auffassung des Organischen einer Naturerscheinung und des daraus entstehenden Kunstwerkes durchdringen sich zu jener glücklichen Harmonie, die wir nicht nur als dionysisch gefühlt, sondern als apollinisch geschaut und gelebt empfinden.

Lugo starb am 4. Juni 1902.

Von dem Wesen der Kunst Emil Lugos ist nicht leicht zu sprechen, zumal nicht in einer Zeit, der Begriff und Vorstellung eines künstlerischen Organismus vielfach fast abhanden gekommen ist, der fast nur noch raffinierte Sinne und Handfertigkeit heilig sind und die vom ordnenden und zeugenden Geist des Künstlers als von etwas Verdächtigem, zur Kunst Ungattigem spricht.

Nachdem der Nationalismus der Geschichts- und Anekdotenmalerei und der Materialismus geistloser Naturnachbildung sich bis zur Leere erschöpft hatten, wandte sich der Kunstenthusiasmus, dem Gesetz der extremen Polarität folgend, geheimnisvolleren Welten zu. Die Malerpoeten eröffneten mit ihren Naturumdichtungen Ausblicke in neue mythologische Vorstellungen und Empfindungen. Wo man früher zu sehr nur an ästhetische Regeln und technische Virtuosität appelliert hatte, wandte man sich jetzt fast ausschließlich an das Gefühl. Die tieferen Zusammenhänge zwischen Kunstwerk und Kunstwirkung, zwischen Sinneneindruck und Gefühlserregung, zwischen Physis und Psyche wurden erörtert und gangbar zu machen versucht. In der Freude über die Entdeckung neuer Welten bekam jetzt das „Poetische" im Gegensatz zum Gegenständlichen von ehedem den Vorrang. „Stimmung" wurde das Losungswort, nicht nur in der Malerei. Man vergaß darüber vielfach so sehr alle formalen Vorbedingungen bildnerischer Kunst, daß man vom Poetischen zum Symbolischen, von Stimmung zu Stimulantien schritt. In diesen Strömungen und Wandlungen konnte ein Künstler, der sich gleichweit vom Naturalismus wie vom Symbolismus entfernt hielt und sich auf der schmalen Linie streng künstlerischer Gestaltung bewegte, nur mit Entsagung auf äußeren Erfolg sich behaupten. Lugo hat seit seinen ersten Studien vor der Natur einen heiligen Respekt gehabt. In der Versenkung in die Natur sah er des Künstlers erste, aber nicht die letzte Aufgabe. Kunstwahrheit hielt er für die höchste, Naturwirklichkeit für die niederste Stufe der Kunst. Er spricht es in einem Briefe geradezu aus: „Natur ist nicht der Endzweck, sie ist die Dienerin der Kunst." Die Wahrheit des Kunstwerkes sah er nicht in der Wahrheit der Natur, sondern in der strengen Durchbildung der künstlerischen Idee. Innerlich lebendig sollte die Natur werden, dann konnte für ihre Idee die rechte Form und zu dieser die rechte Farbe gefunden werden. Daher war für Lugo der Sehprozeß nicht nur ein Perzipieren, sondern ein Schauen, nicht nur der Einzelformen, sondern des individuellen Charakters jedes Naturdinges. Es war ein höchstes Genießen von mannigfaltigem Reichtum und ein Zusammendrängen desselben auf große Einfachheiten. Hundertemal mochte er die Verzweigung, die Blattwedel einer Buche zeichnen, bis ins Kleinste hinein die

Form und das Wachstum des Stammes nachbilden, bis er dann den allgemeingültigen Typus Buche als Gattung und Art durchgefühlt und gelebt hatte, so daß er im Bild ein nach Standort und Belichtung determiniertes, organisch Einleuchtendes, Selbstverständliches und Notwendiges geben konnte. Man möge einmal an seinen köstlichen Lithographien und an seinen späteren Oelbildern den Baumschlag in diesem Sinne durchprüfen. Man möge einmal auf Form und Glanz der Wolkenbildungen je nach Jahres- und Tageszeit achten, um zu erkennen, wie typisch jedes dieser Elemente wirkt und für den verketteten Gesamtorganismus des ganzen Werkes Zeugenschaft gibt. Der Künstler Lugo wußte wohl alle Zeit, daß er die Kunst aus der Natur herausreißen und daß er die Summe der Erscheinungsformen in der Natur geben müsse, wenn er eine Vorstellung vom Wesen der Natur erzielen wolle. Kunst war für ihn also nicht Abstraktion von der Natur, sondern Verdichtung, formgewordener Geist der Natur.

Hätte Lugo zu wählen gehabt zwischen Stimmungsbildern oder Formdarstellungen, er würde das letztere vorgezogen haben. Künstler sein hieß für ihn Bildner sein. Mit der hohen Befriedigung, mit der man einen Organismus als Notwendigkeit erkennt, genießt man Lugos Kunst. Aller Kampf und Streit des Lebens, alle Unrast und Qual des Schaffens und Gestaltens ist überwunden und ausgetilgt. Heitere, erhabene Ruhe, apollinische Klarheit des Fühlens und Wissens, wie in Dürers und Beethovens Kunst, spricht sich in diesen Werken aus.

Die künstlerischen Darstellungsmittel waren für Lugo vom Anfang seiner Kunstbemühungen an eine ernste und heilige Sache. Bis in seine letzten Jahre mühte er sich um ihre Brauchbarkeit und Gunst. In Bezug auf malerische Technik wurde dem jungen Kunstschüler weder gediegenes Wissen, noch sicheres Können mitgegeben. Die Farben seiner frühern Oelbilder sind entweder schwer oder — naturalistisch. Die Umsetzung der farbigen Eindrücke in eine lichtvolle Harmonie und delikat abgestufte Skala beginnt aber nach seinem Dresdener und italienischen Aufenthalt sich rasch zu vollziehen. H. Ludwigs Anregung und technische Erfindungen, die ihm das Tempo des Malvorgangs in die Hand gaben, ohne das Aufgeben der Formbildung zu verlangen, erleichterten ihm den Weg zu seiner persönlichen Aussprache, zu seinem Stil. Mit den technischen Vorteilen, die Ludwigs Farben und Malmittel boten, konnte Lugo gleichermaßen seinem Formerdrang und seinem Farbenempfinden genügen. Wenn Lugo in seinen frühern Werken mit der schwerfälligen „Oelquatscherei" mehr auf die Beherrschung der Massen, auf Verteilung von Hell und Dunkel und auf die Führung der Linien sein Hauptgewicht gelegt hatte, so freute er sich in den Werken seiner letzten Periode an jedem Grashalm und jeder Kletten- oder Wollblumenstaude, die er bis ins Einzelne genau durchbilden kann. Es ist bemerkenswert, daß sich seit dem römischen Aufenthalt Lugos Bildraum vertieft, daß seine Darstellungen umfassender werden und daß mit der räumlichen Durchbildung auch das „strenge verliebte Detail nach der Natur" in den Vordergründen immer reicher und häufiger zur Anwendung kommt. Das farbige Können Lugos hatte einst Prellers rückhaltloses Lob hervorgerufen. Die an gewisse feststehende Farbengebungen gewöhnte Kunstkritik

hatte zu gleicher Zeit aber u. a. auch seinen grünen Zinnober zu giftig gefunden. Mit vollkommener Ruhe schreibt Lugo an eine kunstverständige Freundin: „Ich verglich den jetzt herrschenden Ton der sogenannten „historischen Landschaft“ und fand ihn mit Ausnahme der besten Bilder unserer Besten stereotyp violettblau und all meiner Natur und Kunstempfindung zuwiderlaufend; ich fühlte auch, daß ich das, was mir fehle, nicht in der Natur, sondern in einem der Zeit unterworfenen, allgemein herrschenden Kunstanschauen finden müsse; kurz, ich stand am Berg. — Ob die Farbe leuchtender oder matter ist, das Verhältnis bleibt das gleiche, es liegt nicht am Zinnober, den ich nicht brauche und liegt nicht an der Erdfarbe, .. es liegt an meinem Sinn, ob er fein und feiner empfinden lerne. Ich muß also tiefer, mächtiger, größer, ganzer empfinden lernen, ich muß einen seelischen Fortschritt machen, dann hoffe ich das mehr zur Befriedigung des vollendeten Kunstsinnes hervorzubringen, was ich bisher mit noch verschlossenen Sinnen zu ertasten suche.“ Mit andern Worten: Im Kunstwerk ist alles relativ. Der große Künstler muß auch eine bedeutende Persönlichkeit sein; die gesunden oder scharfen Sinne allein tun es nicht. Lugos Trachten ging nach ruhiger milder Klangwirkung, um die Hoheit der Natur auszudrücken. In seinen reifsten Werken ist jene wundervolle Harmonie vollkommen erreicht. Sei es, daß er eine Landschaft zu einer bestimmten Jahreszeit wie z. B. in „Sommertag“, „blühendes Gras“, „herbstliche Heide“, „Föhnklar“, — sei es, daß er eine allgemeinere Idee, wie „Melancholie“, „Weltfern“, „Vergänglichkeit“, — sei es, daß er eine topographisch determinierte Oertlichkeit wie „Loretto“, „Freiburg“, „Schluchtsee“ oder „Römische Villa“ zum Ausdrucke bringen will: Man sieht diese Bilder und vergißt sie nie wieder, so eindringlich charakteristisch ist ihre Haltung in Zeichnung und Farbe. Mit den einfachsten Mitteln eine bestimmte und nachhaltige Wirkung zu erzielen, das ist die Kunst Lugos.

Daher greift er noch in seinen letzten Lebensjahren zur Lithographie. Die breite zeichnerische Art ermöglicht ihm die sichere Darstellung und Durchbildung der Formen und mittelst des Tondruckes erreicht er volle Bildwirkung. Blätter wie „am Gartentor“, „am Chiemsee“, „Kampagnalandschaft“ u. a. werden immer zu hervorragenden künstlerischen Leistungen auf diesem Gebiete gehören.

Die Konzentration auf die Bestimmtheit in der Form, die harmonische Farbengebung, die innere Wahrhaftigkeit, die weder ein Liebäugeln mit der Sentimentalität, noch mit der Virtuosität kennt; die Vermeidung aller technischen und inhaltlichen Raffinements, die beschauliche Einfachheit: sie geben Lugos Schöpfungen die feierliche Haltung, den lautern unbestechlichen Charakter und eine weltbürgerliche Größe, wie sehr fast ausschließlich dieser Künstler auch nur aus dem Winkel seiner süddeutschen Heimat — dem Breisgau, dem Schwarzwald und dem Chiemgau — heraus gesprochen haben mag. Sein Schaffen gründete sich auf große Gesinnungen. Daher konnte er wieder große Empfindungen wecken. Seine Kunst hat daher etwas Befreiendes.

Die vornehme Geschlossenheit des Lugoschen Kunstwerkes, die wie jede große und selbständige Kunst erobert sein will, hat sich mit der Zeit

einen treuen Kreis warmherziger Freunde und Bewunderer erworben. Nach Jahren der Vereinsamung konnte Lugo am Ende seines Lebens mit Genugtuung auf den sich stetig erweiternden Kreis von Kennern seiner edlen Kunst schauen. Große öffentliche Galerien Deutschlands — Berlin, Dresden, Wiesbaden, München, Darmstadt, Karlsruhe — zählen Werke seiner Hand zu den Schätzen ihres Besitzes. In Privatsammlungen sind seine Werke über ganz Europa zerstreut. Einige der trefflichsten Stücke gingen nach Amerika. Nur die eigentliche Heimat seines Lebens und seiner Kunst verschloß sich ihm: Freiburg i. B., seine Erbin. Laut testamentarischer Bestimmung sollte ein näher bezeichneter Teil des Lugoschen Nachlasses der Stadt Freiburg zufallen. Dem Künstler war noch zu Lebzeiten die Zusicherung gegeben worden, sein Legat werde vollständig, würdig und „systematisch geordnet" ausgestellt werden. Der Künstler starb im Bewußtsein, daß sein Vermächtnis als Ganzes öffentlich und allgemein seinen ehemaligen Mitbürgern und allen Kunstfreunden zugänglich sein werde. Die Versprechungen bei den warmen Danksagungen der Stadt Freiburg sind jetzt, zwei Jahre nach dem Antritt des Legates, noch nicht erfüllt. Wohl hat die Stadt Freiburg nach Antritt des aus freien Stücken namhaft erweiterten Legates — — es besteht jetzt aus etwa 25 Ölbildern, Skizzen, Kartons, Aquarellen, Federzeichnungen — einen Teil dieser Zuwendung nebst Bildern aus Privatbesitz einige Zeit ausgestellt, dann aber verschwand das Legat in den Dachzimmern eines ehemaligen Klosters. Jetzt ist etwa die Hälfte des Legates in der Turnhalle einer Volksschule unter andern Bildern zerstreut untergebracht. Die Turnhalle gilt als feucht. Der bedeutende wertvolle Restteil ist „magaziniert" und unzugänglich. Alles dies sub signo kommunale Kunstpflege.

Mündliche Vorstellungen in dieser Sache waren erfolglos. Es fiel das freundliche und tröstliche Wort: „Das Legat ist jetzt unsere Sache; wir haben darüber zu bestimmen". Eine unterm 9. März d. Js. von Freunden Lugos und seiner Kunst dem Stadtrat unterbreitete Eingabe um Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen und um Abhilfe in dieser die ganze deutsche Kunstwelt angehenden Sache, erfuhr nach Monaten endlich eine Antwort, die mit den Tatsachen in schneidendem Widerspruch sich befindet. Es ist so: in Freiburg macht man mit dem Legat, nachdem man es hat, was man will.

Statt einer weiteren Erörterung dieses Verhaltens seien lediglich die Worte Hans Thomas hergesetzt, mit denen die erwähnte Eingabe an den Stadtrat u. a. auch unterstützt wurde. Sie lauten:

„Den hier an den verehrlichen Stadtrat der Stadt Freiburg i. B. gerichteten Wünschen der Freunde Lugos schließe ich mich gerne an, schon deshalb, weil ich wohl einer der ältesten Freunde und Studiengenossen Lugos war, und weil ich der Meinung bin, daß der Verstorbene nicht nur einer der bedeutendsten Künstler seiner engeren Heimat, sondern auch des gesamten deutschen Vaterlandes gewesen ist, und daß der Schatz seiner nachgelassenen Werke im besten Sinne erzieherisch auch auf die heranwachsende Kunstjugend einwirken könnte. Woraus die Nachwelt die Verpflichtung hat, dies Lebenswerk des Künstlers der allgemeinen Oeffentlichkeit so viel wie möglich und so bald wie möglich zugänglich zu machen."

Briefe Justinus Kerners über magische Gegenstände.

Mitgeteilt von Ludwig Geiger in Berlin.

Die Tübinger Universitätsbibliothek verwahrt seit einiger Zeit eine Sammlung von Briefen und Gedichten Justinus Kerners an den Oberamtmann Ernst Gustav Gottlob Rümelin (geboren am 20. März 1785) und dessen Gattin Henriette, geb. Dreiß, als ein Geschenk von deren Enkel, Professor Dr. Max Rümelin. Als ich in den Zeitungen davon las, wandte ich mich an die Verwaltung der Bibliothek und erhielt sofort die Aktenstücke zur Benützung nach Berlin geschickt. Es sind im ganzen 87 Nummern, 51 datierte Briefe an Herrn und Frau Rümelin vom 16. März 1834 bis 2. März 1862, 32 undatierte Briefe und Gedichte desselben an dieselben, ferner 3 Briefe von Emma von Suckow an Kerner und ein Brief Theobalds an seinen Vater. Aus der Kerner-Literatur wußte man von Beziehungen Kerners zu Rümelin wenig. In der gedruckten Briefsammlung wird Rümelins Name nur einmal erwähnt. In dem „Letzten Blütenstrauß" findet sich (S. 111 fg.) ein Gedicht „Zum Jubelfeste meines Freundes, des Oberjustizrats Rümelin" und (S. 113 fg.) Verse auf den Tod des Genannten am 18. Januar 1850, Gedichte, in denen des Freundes Verdienste gepriesen werden und Kerners Trauer um ihn zu innigem Ausdrucke gelangt. Aus einem ungedruckten Briefe Kerners an Willibald Alexis (Weinsberg, 24. Sept. 1840), den ich vor einigen Jahren in den Sammlungen des schwäbischen Schillervereins einsehen durfte, hebe ich hervor, daß Kerner den jungen Rümelin, also den Sohn seines alten Freundes, dem jüngeren Genossen empfiehlt.

Die Briefe sind im allgemeinen Ausdruck eines freundschaftlich nachbarlichen Verhältnisses. Sie enthalten Bitten um Besuche, Ankündigungen von solchen, sprechen Dank für eine religiöse Abhandlung der Frau Rümelin aus, geben Mitteilungen über gemeinsame Freunde, z. B. den Grafen Alexander von Württemberg, versuchen einmal eine Verteidigung dieses Dichterfreundes, daß er etwa nicht bloß in der Trunkenheit Rümelin seine Freundschaft angeboten habe. Von allgemeinem Interesse ist aber nun, daß diese Briefe sich auch mit den Dingen beschäftigen, denen Kerner in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine so außerordentliche Aufmerksamkeit zuwendete, nämlich den Studien und Beobachtungen aus dem Geisterreich.

Davon geben die beiden ersten Briefe folgende merkwürdige Kunde.

An Rümelin.

Herzliebster mein!

Ich würde gewiß kommen, hätte ich nicht im Augenblicke sowohl auswärts als selbst in meinem Hause, sehr wichtige Kranke, von denen ich nicht so lange kann.

In meinem Hause ist die dämonische Frau von R.,[1]) der ich alle Aufmerksamkeit wiedmen muß. — Die Eßlingerin, von der du schreibst, ist nicht hier. Es ist wahr, daß sie, durch den Geist in magnetischen Zustand versetzt, in den letzten Tagen befragt mehrere Verordnungen machte, wovon wenigstens eine von ganz ausgezeichneter Wirkung war. Die Leute mögen sie beschenkt haben, aber gefordert hat sie nichts. Ich weiß es nicht, aber anonym kam ihr für eine gelungene Verordnung von Heilbronn ein Geschenk von 6 großen Thalern zu, wenigstens weiß ich nicht von wem und auch sie kennt den Nahmen nicht, doch soll die Person bey ihr gewesen seyn. Ich hätte sehr gerne auch wegen Emma gefragt, lasse es aber jetzt bleiben. In der nächsten Woche geht der Geist von ihr und dann habt ihr Rationalisten Ruhe.

Wer über diß Weib in eurem Heilbronn so dumm schimpft, ist ein Balbierersgesell Nahmens Kern (es ist mir nur leid, daß dieser Esel die Hälfte meines Nahmens hat) von Ellshofen und warum weiß ich wohl. Sein Vater, der Schultheiß, ein rechtlicher Mann, ist über ihn so empört, daß er ihn enterben will. — Er schrieb einen Brief an Sicherer[2]) deswegen. Allerdings aber ist die Eßlingerin von einer Erziehung und Wesen von Haus aus, das sie nicht vor Verführungen schüzt und gar leicht könnte sie zu Betrug verführt werden. Die Heilbronner sollten deswegen auch eine solche Person ruhen lassen, aber erst heute kam ein angesehener Herr von da und wollte von ihr wissen, wo ein Schmuck hingekommen sei, den sein Großvater, ich weiß nicht in welchem Kriege, in Möckmühl versteckt und nicht mehr gefunden habe. Auf diese Art zieht man aus Menschen von diesem Schlage Betrüger.

Was man in Blättern über mich schreibt, war mir von jeher gleichgültig, man schrieb immer nur Lügen über mich oder Dummheiten. In solche Blätter schreiben nur Esel und ich lese sie nicht.

Kommt sicher!

Herzlich Dein treuer

Weinsb. 6. Febr. 36. Kerner.

An Rümelin.

Bester!

Aus diesem Brieffragmente meines Bruders[3]) kannst Du die neueste Neuigkeit aus Weinsberg ersehen und sie ist ganz wahr: denn sie kommt ja von Heilbronn, wo man immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Aber das ist leider wahr, daß der wahnsinnig gewesene Roller, zu dem immer eine Stimme sprach, er solle seine Frau umbringen und der,

[1]) Jedenfalls eine der vornehmen Frauen, die längere Zeit im Kernerschen Hause zubrachten, um von wirklichen oder eingebildeten Leiden befreit zu werden.

[2]) Ph. Fr. Sicherer, der auch bei der Geschichte der Eßlingerin eine Rolle spielte, war Arzt in Heilbronn, der 1861 starb, wie aus einem der Kernerschen Briefe an Rümelin hervorgeht. Er war mit Kerner gut befreundet und besuchte z. B. mit ihm gemeinschaftlich die Naturforscher-Versammlung in Nürnberg. D. F. Strauß widmete dem wackeren Mann nach seinem Tode anerkennende Gedächtnisworte (Kl. Schriften Bd. I.). —

[3]) Liegt nicht bei.

so lange die Erscheinung in seinem Hause war, ganz erwekt und umgekehrt war, wie er Dir ja selbst sagte, als die Erscheinung gewichen war, auf einmal wieder die Narrheit in sich bekam. Er kam vor ein paar Tagen nach Hause und schrie: „nun hab' ich den Teufel wieder hineingetrunken." Holte dann (ohne alle Veranlassung) den Wachtmeister und verlangte von diesem, nicht nur die Eslingerin, sondern sein Weib und seine 83 Jahr alte Schwiegermutter, das die furchtbarste Hure seye, aus dem Hause zu treiben, sonst schlage er sie alle zu todt. Nun ist er wieder ganz der alte Narr. Ich ließ ihm zu Ader und rieb ihm scharfe Salbe ein, allein wenn man ihn nicht bewacht, schlägt er noch alles zu todt.

So ist diese Geschichte in Wahrheit und ich schreibe sie Dir, ehe Du sie, was übrigens bereits geschehen seyn wird, entstellt erfährst, denn man wird nicht ermangeln, auch diesen Vorfall zu Ungunsten der Eslingerin zu deuten, die ihn aber nicht im mindesten veranlaßte: denn auch jezt weiß Roller in seinem Wahnsinn nichts über sie zu sagen, als daß sie eine Zauberhexe wie all seine Weibsleute seye und dergleichen Wahnsinn.

Wegen des Bauern, der sich in Ellhofen beklagt haben soll, daß er nur einen kleinen Thaler habe, die E. aber von ihm einen großen gefordert, nahm ich eine genaue Nachforschung vor, wobey sich ergab, daß an dieser Sache abermals nicht eine Sylbe Wahrheit ist, sie ist so wahr wie Mayers andre Heilbronner Nachricht . . .

Weinsberg 18. Febr. 1836. Ewig Dein Antonius.

An Frau Rümelin.

Verehrte Freundin!

Sie dürfen versichert seyn, daß mich nichts abhält, in das mir so liebe Kränzchen bey Ihnen zu kommen, als die vielen Kranken und meine immerwährende Kolik.

Wegen Emma kann ich nicht mehr fragen, da das Weib nicht hier ist und würde auch nicht fragen: denn Sie haben keinen Glauben. Das Mittel wäre wohl nur sympathetisch, magisch — Sie aber glauben im Grunde an all diß doch nicht und dann nuzt es auch nichts und das Weib hat dann betrogen. Es wäre mir unbegreiflich, wie Sie von jenen Beobachtungen im Gefängniß und den Häusern, als von einer an sich ärmlichen Sache, die nur ich mit meiner Phantasie (!!!) ausschmückte, sprechen könnten, hätte ich nicht schon oft beobachtet, daß Sie von einer Sache, die ich ihnen noch so lange auseinandersezte, am Ende doch sprachen, als wäre Ihnen gar nichts davon gesagt worden — kurz — daß Sie nie darauf hören, was andre sprechen und also von jener ganzen Geschichte eigentlich nichts wissen, als was Ihre Phantasie sich selbst daraus willkührlich zusammensezte. Glauben Sie nur, daß meine Phantasie **viel weniger** thätig ist, als die Ihrige.

Jene Eslingerin möge seyn, wer sie wolle und betrügen und lügen und von Zuchthaus zu Zuchthaus geschleppt werden, meine Freundin wird sie nie werden wie Sie aber ein mir willkommenes Stück, das zu sehr merkwürdigen Beobachtungen, für die 40 Zeugen sprechen, Veran-

lassung gab, bleibt sie mir immer und auch andern. Erst heute schrieb mir Schelling[1]) aus Stuttgardt:

„Alle meine vielen Geschäfte haben mich noch nie verhindert, Ihren Bemühungen im Felde des Magnetismus und der Theorie der Geisterkunde Schritt vor Schritt zu folgen, wobey ich mich immer mehr überzeugt habe, daß diese Sache unter Ihrer Bearbeitung immer mehr wissenschaftlichen Boden gewinnt und dadurch der Psychologie ein neues Feld sich eröffnet, welches in Zukunft nicht mehr brach liegen wird."

Sie haben mich noch nie verstanden, aber auch noch nie angehört!

Herzl. Grüße dem Rümelin und der lieben Emma

Ihr Kerner.

An Frau Rümelin.

Herzliebe Freundin!

Durch Ihr liebes schönes Gedicht wurde ich aufs innigste erfreut. Wenn uns sehr Liebes auf dieser Welt wird genommen, so geschieht es eben, daß wir in ihr nicht unsere Seligkeit suchen, sondern mit Freuden aus ihr wiedergehen sollen. Wir werden auch noch für eine Welt reif werden, wo kein Frost und kein Wurm unsere Blüthen mehr verdirbt. Diese Welt werden Sie wohl bald finden, während ich circa 500 Jahre lang als Hund figurirt in Regionen irren muß, die stumm und farblos sind — aber ich will geduldig seyn, nach diesen 500 Jahren meiner Läuterung werde ich noch in eine anfangende Seligkeit auftauchen: Denn auch der oberste der Teufel wird einst wieder ein Engel werden.

Verlassen Sie mich aber in jenen 500 Jahren nicht ganz und gar; in solchen wird Ihre Freundschaft erst auf die Probe gesezt. —

Es ist übrigens gewiß, daß der Norden sich in den Süden verwandelt und umgekehrt, denn die Frau Schoppe[2]) schrieb mir gestern, daß in ihrem schönen Garten zu Hamburg nicht eine Monatrose erfrohren, auch die Rebstöcke ganz unversehrt geblieben. Bey uns ist eine furchtbare Zerstörung jezt auch im Häuschen mit Putzen, Weißeln usw.

[1]) Arzt, Obermedizinalrat, ist der Bruder des bekannteren Philosophen (im Register des gedruckten Briefwechsels werden beide Brüder durcheinander geworfen). Der unsrige war ein besonderer Verehrer des Magnetismus, und schon durch diese gemeinsame Neigung mit Kerner verbunden. Er war Mitarbeiter an dessen magischen Zeitschriften. Er lebte lange Zeit in Stuttgart, wo er u. a. auch Lenaus Arzt war, über dessen Befinden er dem Dichter Mitteilungen machte. Dieser hat auf das 50jährige Jubiläum des Freundes Verse gedichtet, die in den „Winterblüten" abgedruckt sind.

[2]) Amalia Schoppe geb. Weise verdient eine kurze Erläuterung. Sie war eine bekannte Romanschriftstellerin, auf die neuerdings in den Hebbel betreffenden Veröffentlichungen nachdrücklich die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Sie war eine intime Freundin Kerners, an die dieser sich während seines kurzen Aufenthaltes in Hamburg innig angeschlossen hatte. In seinem poetischen Almanach waren ihre ersten Dichtungen erschienen. Der gedruckte Briefwechsel veröffentlicht eine ganze Anzahl ihrer Briefe (im ganzen 13). Sie war am 9. Oktober 1791 geboren und starb am 25. September 1858. Ihre Verheiratung hatte 1811 stattgefunden. Die frische Sängerin aus der Zeit der Romantik wurde später eine vergrämte, durch mannigfache Leiden geplagte Frau.

Das geht aber bald vorüber und ich hoffe Sie mit dem Allerbesten bald bey uns zu sehn.

Mit innigster Liebe und Verehrung

Weinsberg 2. M. 1837. Ihr Kerner.

Die Eßlingerin, die in den beiden ersten Briefen eine so große Rolle spielt, wird in Kerners Buch „Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt, und den Naturforschern zum Bedenken mitgeteilt", Stuttgart und Tübingen 1836 ausführlich behandelt.

Es ist Elisabetha Eßlinger aus Baurenlautern, geboren etwa 1797, damals Witwe. Sie war im Weinsberger Gefängnis inhaftiert. Sie behauptete, seit Anfang September 1835 käme jede Nacht gegen 11 Uhr, manchmal auch mehrmals in der Nacht, ein weißer Geist in einem faltigen Rock mit Gürtel zu ihr. Es sei ein katholischer Geistlicher Anton, der 1414 in Wimmenthal gelebt, seine Brüder in einer Vermögensangelegenheit betrogen habe; er verlange von ihr, daß sie in Wimmenthal mit ihm bete, um ihn zu erlösen. Er habe an ihrem Halse geweint, so daß sich dort Flecken gezeigt haben; manchmal sei er mit einem furchtbaren Hunde, seinem Vater, gekommen, der auch von anderen Gefangenen gesehen, gehört und gefühlt worden sei. Sie ist sonst vollkommen gesund, behauptet aber nur, von früher Zeit an Geister gesehen zu haben. Zumeist hat sie mit dem Geist nur Gespräche, die sein Seelenheil betreffen, einmal jedoch verkündet er bei dem gleich zu nennenden Herrn Heyd Trauer und wirklich stirbt dessen Kind unvermutet an einem der folgenden Tage. Kerner berichtet indessen nicht nur die Aussagen dieser Seherin, die sich sehr ausführlich über Erscheinung, Gespräche des Geistes und die mannigfachen von ihm herrührenden Bewegungen äußert, sondern auch viele Mitteilungen Anderer. Bei Erwähnung der folgenden Bekräftigungen muß angemerkt werden, daß die ins Detail gehenden Beschreibungen, das Sehen der Person, das Hören seiner Worte, die Berührung durch seine Hände oder andere Teile seines Körpers von keinem Zeugen bestätigt werden. Trotzdem sind die folgenden Zeugnisse wunderbar genug. Ich gebe sie ohne jede Nebenbemerkung und Kritik. Ich gehöre zu denen, die alle solche Erscheinungen als Halluzinationen betrachten und die hartnäckig jedes Herüberragen der sogenannten Geister in die körperliche Welt leugnen. Ebensowenig aber bin ich imstande, den guten Glauben aller der gleich zu nennenden Personen vollkommen zu bezweifeln und sie insgesamt als Betrüger oder als Betrogene hinzustellen. Denn es handelt sich nicht bloß um armselige Menschen, ungebildete Weiber und Männer; es handelt sich auch nicht bloß um Kerner, der seit der „Seherin von Prevorst" so ziemlich alles glaubte, um seine Frau und auch seinen Sohn, die entweder dem guten Alten zuliebe oder angesteckt durch seine Gläubigkeit seine Gesinnungsgenossen geworden waren, sondern es handelt sich um eine große Anzahl uninteressierter, d. h. nicht im Banne Kerners stehender Menschen, ja auch solcher, welche bereit waren, seine Leichtgläubigkeit zu bespötteln, oder einen Betrug, selbst einen Unfug aufzudecken.

Zunächst werden die meist durch Pfarrer aufgenommenen Zeugnisse von 5 weiblichen Mitgefangenen mitgeteilt, die entweder geradezu bestätigen, einen Geist gesehen oder zum mindesten bezeugen, eine Helligkeit erblickt, Klopfen, Knattern, Knallen gehört, ja, sogar eine leichte Berührung empfunden zu haben. Eine der Mitgefangenen gesteht sogar, daß sie eine Empfindung von Anhauchen und Seufzern gespürt habe. Die Gerichtsdienerin, die viele Nächte im Gefängnis zubrachte, sieht wenigstens einen weißen Schatten und hört eine hohle Stimme.

Der Oberamtsrichter Heyd, der sich mehrere Nächte einschließen läßt, bekennt „besondere Töne“ zu hören und „einen lichten Schatten“ zu sehen. Auch eine Anzahl männlicher Gefangener, die in einer entfernt liegenden, aber auf denselben Gang einmündenden Zelle schlafen, behaupten, auf dem Gange, auf den sie aus ihren Betten zu sehen vermögen, ein Geräusch von Tritten, Krachen, Schüsse, ja, eine hohle Stimme gehört zu haben. Theobald Kerner, der sich gleichfalls einschließen läßt, hört das Zuschlagen von Türen, Trommeln, Schießen. Infolge aller dieser Zeugnisse machte Kerner eine Eingabe an das Oberamtsgericht (20. Februar 1836), die Sache gerichtlich zu untersuchen. Aber schon vorher, vermutlich durch Privatmitteilungen, aufmerksam gemacht, hatten einzelne seiner Bekannten, der Kupferstecher Duttenhofer und der Professor der Physik Pfaff den Versuch unternommen, sich Rechenschaft über diese rätselhafte Angelegenheit zu verschaffen. Auch sie sahen eine Helligkeit, hören einen Schall, fühlen etwas wie das Wehen eines kalten Windes und bemerken „an der Tür eine leuchtende Erscheinung in bestimmten Umrissen, ungefähr von der Höhe der Tür“. In ähnlicher Weise bezeugt Dr. Sicherer und Rechtskonsulent Fraas, daß sie einen widerwärtigen Gestank wahrgenommen, einen furchtbaren Lärm gehört, der wie das Werfen von Schrot, Erbsen, Sand geklungen hätte, daß sie aber am Morgen nichts von alledem gefunden hätten. Der schon genannte Oberamtsrichter Heyd, der sich aufs neue, nun aber nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft mit dem Baron von Hügel und dem Pfarrer Meguin einschließen läßt, bekundet in Gemeinschaft mit seinen Genossen, ein großes Getöse wie das Werfen von schweren Gegenständen und ein unheimliches starkes Rütteln an den Fenstern wahrgenommen zu haben.

Aber nicht bloß im Gefängnisse, sondern auch anderswo wiederholen sich Erscheinungen und Töne. Teils geschieht dies in den Häusern, in die man, um das Experiment zu erproben, Frau Eßlinger eine Nacht oder mehrere Nächte einquartiert hat. So z. B. im Hause des Oberamtsgerichtsaktuars Eckardt, wo freilich bemerkt wird, nur die Frau hätte die Erscheinung beobachtet, der Aktuar selbst geschlafen, ebenso im Haus des Oberamtsgerichtsbeisitzers Theurer, wo die richterliche Person selbst Geruch und Töne bemerkt. Ja in diesem Hause beschränkt sich die Wahrnehmung nicht auf das eine Stockwerk, sondern die in demselben Hause wohnenden Mieter, Lehrer Läufer und Referendar Bürger, hören gleichfalls Töne und Geräusch. Der Geist aber erscheint auf Gebot der Frau Eßlinger auch dort, wo sie nicht weilt. So tritt er z. B. bei dem Weinsberger Bürger Kümmel, der die Erscheinung auch zu sehen gewünscht hat, auf. In Kerners Hause sei die Erscheinung viele Nächte gewesen; die Frau sieht die Erscheinung ebenso wie Justinus. Einmal sogar hören sie einen Schuß, und beide sagen: „Das war zu grob“. Ja das Schauen und Fühlen beschränkt sich nicht auf die beiden, die, wie schon erwähnt, für Derartiges große Empfänglichkeit besaßen, sondern auch Justinus' Schwester, die verwitwete Pfarrerin St. sah und hörte ähnliches.

Am 11. Februar 1836 wich die Erscheinung von der Eßlingerin für immer, also schon 9 Tage vor der durch Kerner beantragten Untersuchung. Der Grund des Aufhörens hat aber mit der drohenden gerichtlichen Untersuchung nichts zu tun, sondern er liegt in der Befriedigung des Geistes. An dem genannten Tag war nämlich die Eßlingerin mit verschiedenen Personen nach Wimmenthal gefahren und hatte an der dort bezeichneten Stelle gebetet. Eine lichte Erscheinung hatte sich ihr genähert und war dann, wie ihre Begleiter bestätigten, verschwunden; sie selbst will sogar ihre mit einem Tuch umwickelte Hand dem Geist gegeben haben. Da sei ein Flämmchen aufgefahren; infolge davon zeigten sich am Tuche verbrannte Stellen.

Kerner schließt, nachdem er mit dem Vorstehenden mehr als 200 Seiten gefüllt hat, seine Mitteilungen mit folgenden Worten: „daß all diesen Geschichten weder Betrug, noch Krankheit, noch somnambule Ansteckung, noch geistiges Heraustreten, sondern eine objektive Realität zugrunde liegt, möge man diese objektive Realität nun für den noch an die Erde gebundenen Geist eines verstorbenen Menschen oder für sonst eine objektive, jetzt noch unbekannte, noch mit keinem Namen zu bezeichnende Realität halten".

Die Sache der Frau Eßlinger machte natürlich großes Aufsehen; es war „ein unsinniges Geschrei der Menge, das noch in allen Markt- und Wirtshausblättern fortdauert", sagt Kerner einmal. Er kam daher in seiner Zeitschrift „Blätter aus Prevorst, Originalien und Lesefrüchte für Freunde des inneren Lebens mitgeteilt von dem Herausgeber der Seherin aus Prevorst" mehrmals darauf zurück. In der neunten Sammlung 1837 gab er zunächst einzelne Berichtigungen, sodann einen Brief des schon vorher genannten Duttenhofer, der über eine neue Erscheinung berichtete, die ihm selbst begegnet sei. In einer anderen Stelle desselben Blattes wandte sich Kerner gegen den bekannten Kirchenrat Paulus, den streitbaren Kämpfer für Aufklärung und Gegner jedes Mystizismus und Okkultismus, der behauptet hatte, die ganze Geschichte rühre von einem Liebhaber der Nichte des Gefangenaufsehers her. Auch später, im „Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetisch-magischen Lebens nebst anderen Zugaben für Freunde des Innern" Stuttgart, Bd. IV, 1850, kam Kerner noch zweimal auf diese Angelegenheit zurück, S. 125 ff., S. 246 ff., ohne freilich neues Material beizubringen.

Die Angelegenheit Eßlinger-Roller, die in den beiden ersten Briefen behandelt wird, kommt in den Briefen an Rümelin noch vielfach vor. Kerner berichtet von einem Besuche bei Roller, um die gute Wirkung zu bezeugen, die dieser von der Eßlingerin gehabt hatte. In anderen Briefen wehrt er sich gegen einen Barbier Krauser von Weinsberg, der gleichfalls Lügen über die Eßlingerin berichtete. Mehrere andere Briefe Kerners an das Rümelinsche Paar, die literarische und persönliche Angelegenheiten behandeln, sollen an anderem Orte (Koch's Studien für vergl. Literaturgeschichte) mitgeteilt werden.

Das buddhistische Kunstwerk.

Von Karl Eugen Neumann in Wien.

3. Technik.[1])

Die Technik der gotamidischen Ansprachen, Dialoge, Strophen ist rein ausgeglichen, in ihrer praktischen Durchbildung als zentrale Projektion und Perspektive. Der Meister geht von einem bestimmten Falle, der allen vor Augen liegt, aus und stellt ihn nach seinem Mittelpunkte dar. So entwickelt er aus freier Hand ein Kunstwerk, das Jeder zu begreifen imstande ist; freilich nach Maaßgabe der entsprechenden Kraft der Auffassung, die den Einen weniger von dem dargebotenen Bilde verstehn lehrt als den Anderen. Faßt doch ein Krug, wie es im indischen Gleichnisse heißt, auch auf dem Meere nur sein eigenes Maaß. Die Art nun, wie Gotamo im Zuhörer seine Gedanken allmälig entstehn und zur Vollendung kommen läßt, zeigt, wie wenig er bei dieser angewandten Technik voraussetzt und wie viel er erreicht, wie rasch es ihm gelingt, dem Anderen das nämliche Bild anschaulich vorzuführen, das er selber im Geiste erblickt. Ein Beispiel. Der Mönch darf, wie man weiß, niemanden hassen. In sein weites, tiefes Herz sei die ganze Welt eingeschlossen, einbegriffen, will er Jünger des Meisters sein. Er mag einem jeden Wesen, ob es grob oder fein sei, freundlich begegnen. Das wäre aber eine gar eilfertige, abstrakte, ja vertrackte Vorschrift, etwa zu sagen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ein solcher Befehl ist leicht gegeben: aber wo bleibt die Anschauung dazu, die Grundlage, auf der man fußen, von der man ausgehn kann, um das fast Unmögliche doch auszuführen? — Jeder von uns hat oder hatte eine Mutter, oder Schwester, Tochter, und er weiß, was mit der Liebe zu diesen gemeint ist; der Mönch, der Jünger des Meisters, hat weder Mutter oder Schwester noch Tochter mehr, allein steht er da: aber „an mutterstatt“, deutet ihm der Meister, „wird er ein Muttergemüth sich erwerben, an schwesterstatt wird er ein Schwestergemüth sich erwerben, an tochterstatt wird er ein Tochtergemüth sich erwerben“. Das ist die Art, wie dem Mönche die Tugend der Liebe, da er sie als Staffel zum weiteren Emporsteigen braucht, mit ein paar Zügen lebhaft veranschaulicht wird. Der Begriff dieser Theilnahme, einer Liebe ohne Oel oder Lavendelduft, ist dann in einem Spruche, gleichsam als Stämpel oder Insiegel, ausgeprägt:

„Wie die Mutter ihres Leibes eigne Frucht,
Mit dem Leben schützen mag ihr einzig Kind:
Also mag man alles was geworden ist
Unbegränzbar einbegreifen in der Brust.“

---

[1]) Siehe Februar- und Oktoberheft 1904.

Und der Spruch ist keine Hyperbel. Das Bild ist nicht sentimental beleuchtet, überschwänglich empfunden. Es ist praktische Technik, mit geringem Aufwand an Mitteln eine große Wirkung erreicht. — Zur Sache sei hier nebenher bemerkt, daß bei dieser ideellen Antheilnahme keine Rede von einer sozialen Bethätigung sein wird: der Asket ist Kämpfer, er kämpft gegen den Haß, der etwa noch in seinem Herzen irgendwo nisten mag, und er übt sich selbst, unermüdlich, in der großen, allumfassenden Caritas; solange bis ihm diese, gleichwie später die Heiterkeit oder Serenitas, so eigenthümlich geworden ist, daß er der Uebung nicht mehr bedarf, um andere, höhere, erlesenere Dinge weiter werben kann. Die Liebe nimmt bei Gotamo denselben Rang wie bei Meister Eckhart ein, der sie nur als Vorstufe betrachtet. Es ist eine weibliche Tugend, die allerdings erworben, aber auch überstanden werden muß. Wenn dieses ewig Weibliche den zarten Geist hinan- und hinübergezogen hat, dann erblickt der Kämpfer auf seiner Warte fernere Ziele.

Wir haben also hier die unterste Staffel des asketischen Kampfes gesehn. Der Mönch übt sich und gewöhnt sein Herz an Liebe und Mitleid zu jedem lebenden Wesen, da er überall in allem sich wiedererkennt. Ein anderes Beispiel soll zeigen, wie der Meister den Vorgeschrittenen weiter zu lenken versteht. Wiederum genügen einige wenige Handgriffe, und das Kunstwerk steht vollkommen da. Der Jünger als Feigenbaum ist das Gleichniß. Läßt er sich noch von den Dingen beeinflussen, so gleicht er dem jungen schwachen Stamme, der, wo immer man ihn anschneidet, Milch träufelt: während der erwachsene starke, wo immer angeschnitten, kein Naß mehr zeigt. Dieses Bild vom Feigenbaum ist später zum Symbol und Wappen des Meisters erhoben worden. Nicht mit Unrecht, wenn es richtig verstanden und erklärt ist. Es stellt eine Verherrlichung des trockenen Herzens dar. Denn der ist doch nur ein gewöhnlicher Mensch, der immer wieder von Freude und Leid, sei es auch in den feineren und feinsten Formen, bethaut und benetzt wird. Das menschliche Rühren, diese schöne weibliche Eigenschaft, hat der Jünger auf solcher Stufe seinem Herzen schon entfremdet, hat es überstanden. Er ist trocken und stark wie der erwachsene Feigenbaum. Nicht unempfindlich, aber nicht empfindsam. Er gehört nun zu Jenen, von welchen ein Zeitgenosse des indischen Meisters, der tiefleuchtende Heraklit gesagt hat: „Die trockene Seele ist die weiseste und edelste". Oder wie es bei uns Goethe, zurückblickend, auf eine Votivtafel geschrieben:

> Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
> Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Trocken sei denn das Gemüt des Jüngers. Wohl und Wehe hat er ihm entglüht. Er ist ein Mensch, sagt Gotamo, „der weder ein Selbstquäler, nicht der Uebung der Selbstquaal eifrig ergeben ist, noch ein Nächstenquäler, nicht der Uebung der Nächstenquaal eifrig ergeben ist: der ohne Selbstqual, ohne Nächstenquaal schon bei Lebzeiten ausgeglüht, erloschen, kühl geworden ist, sich wohl fühlt, heilig geworden im Herzen". Gern wendet der Meister hier ein Bild an, das er aus dem alltäglichen Gewerbe hernimmt, um dem Jünger den

erworbenen Gleichmuth recht anschaulich vorzuführen. „Es bleibt nunmehr noch der Gleichmuth übrig, der geläuterte, der geklärte, der geschmeidige, biegsame, durchleuchtige. Gleichwie etwa wenn ein geschickter Goldschmidt oder Goldschmidtgeselle ein Schmelzfeuer anmachte, und hat er das Schmelzfeuer angemacht den Schmelztiegel zusetzte, und hat er den Schmelztiegel zugesetzt mit der Zange ein Stück Gold faßte und in den Schmelztiegel hineinlegte, und es nun von Zeit zu Zeit auftriebe, von Zeit zu Zeit mit Wasser beträufelte, von Zeit zu Zeit in Augenschein nähme: da wird dieses Stück Gold dann bald getrieben sein, gut getrieben, fein getrieben, fein gesäubert, gereinigt von Unrath, geschmeidig, biegsam, durchleuchtig geworden; und zu was für Schmucksachen auch immer er es verarbeiten will, sei es zu einem Armreifen oder einem Ohrringe, zu einem Halsbande oder einer güldenen Kette, es wird seinem Zwecke entsprechen: ebenso nun auch bleibt nunmehr noch der Gleichmuth übrig, der geläuterte, der geklärte, der geschmeidige, biegsame, durchleuchtige."

So leicht auch eine derartige Technik der Darstellung zu handhaben scheint: in Wirklichkeit gelingt sie nur einem großen Künstler, der immer in der Anschauung lebt und dem daher die Ausdrucksmittel ungezwungen zu Gebote stehen. Es ist hier freilich nicht bloß die äußere Anschauung gemeint, sondern in viel höherem Grade zugleich die innere Anschauung und die Erfahrung eines tiefen Denkers. Nur auf solcher Grundlage konnte es Gotamo gelingen verwickelte Probleme, wie z. B. das der Geschlechtlichkeit, des usus membrorum et facultatum sexualium alterius, nicht etwa sympotetisch sondern anakritisch befriedigend zu lösen. Die Darstellung ist in diesem Falle eine etwas andere, es werden keine Gleichnisse gegeben, die Gedanken werden kontrapunktisch vorgetragen, gleichsam in der Form einer Fuge, wohlüberlegt und genau wechselseitig durchgeführt. Diese von Gotamo oft angewandte und ihm eigenthümliche Technik bei der Behandlung noch ersteigbarer steiler Gedankenpfade macht ohne Zweifel zuerst den Eindruck alterthümlicher Bedächtigkeit, oder gar der Unbeholfenheit des Ausdrucks. Aber man versuche nur ein solches Stück mit anderer Technik zu behandeln und uns näherzubringen, und man wird sehr bald gewahr werden, daß man zwar den Stoff dabei herüberretten könnte, daß aber die Form, der lebendige Ausdruck, in Trümmer gehn müßte: Fuge kann eben nur als Fuge wirken und nicht in einem beliebigen Potpourri aufgelöst werden. Als Beispiel folge nun Gotamos Darstellung der Geschlechtlichkeit, oder der Wirklichkeit des wechselseitigen Gebrauchs der Geschlechtseigenthümlichkeiten, wie Kant die Sache nennt, die Lehre von der Hingabe und Davonkunft.

„Das Weib, ihr Mönche, achtet nach innen auf den weiblichen Sinn, weiblichen Brauch, weiblichen Zweck, weiblichen Antheil, weiblichen Willen, weiblichen Ausdruck, weiblichen Werth. Es giebt sich dem hin, ergetzt sich daran. Dem hingegeben, daran ergetzt achtet es nach außen auf den männlichen Sinn, männlichen Brauch, männlichen Zweck, männlichen Antheil, männlichen Willen, männlichen Ausdruck, männlichen Werth. Es giebt sich dem hin, ergetzt sich daran. Dem hingegeben, daran ergetzt ersehnt es nach außen Hingabe; und was ihm durch Hingabe an Wohl und Wonne aufgeht, auch das ersehnt es. An der

Weibheit, ihr Mönche, ergetzt, daran gehangen ist es den Männern hingegeben. So kann, ihr Mönche, das Weib die Weibheit nicht überwinden. — Der Mann, ihr Mönche, achtet nach innen auf den männlichen Sinn, männlichen Brauch, männlichen Zweck, männlichen Antheil, männlichen Willen, männlichen Ausdruck, männlichen Werth. Er giebt sich dem hin, ergetzt sich daran. Dem hingegeben, daran ergetzt achtet er nach außen auf den weiblichen Sinn, weiblichen Brauch, weiblichen Zweck, weiblichen Antheil, weiblichen Willen, weiblichen Ausdruck, weiblichen Werth. Er giebt sich dem hin, ergetzt sich daran. Dem hingegeben, daran ergetzt ersehnt er nach außen Hingabe; und was ihm durch Hingabe an Wohl und Wonne aufgeht, auch das ersehnt er. An der Mannheit, ihr Mönche, ergetzt, daran gehangen ist er den Weibern hingegeben. So kann, ihr Mönche, der Mann die Mannheit nicht überwinden: so ist man, ihr Mönche, hingegeben. Wie aber ist man, ihr Mönche, davongekommen? Das Weib, ihr Mönche, achtet nach innen nicht auf den weiblichen Sinn, weiblichen Brauch, weiblichen Zweck, weiblichen Antheil, weiblichen Willen, weiblichen Ausdruck, weiblichen Werth. Es giebt sich dem nicht hin, ergetzt sich nicht daran. Dem nicht hingegeben, nicht daran ergetzt achtet es nach außen nicht auf den männlichen Sinn, männlichen Brauch, männlichen Zweck, männlichen Antheil, männlichen Willen, männlichen Ausdruck, männlichen Werth. Es giebt sich dem nicht hin, ergetzt sich nicht daran. Dem nicht hingegeben, nicht daran ergetzt ersehnt es nicht nach außen Hingabe; und was ihm durch Hingabe an Wohl und Wonne aufgeht, auch das ersehnt es nicht. An der Weibheit, ihr Mönche, nicht ergetzt, nicht daran gehangen ist es den Männern davongekommen. So kann, ihr Mönche, das Weib die Weibheit überwinden. — Der Mann, ihr Mönche, achtet nach innen nicht auf den männlichen Sinn, männlichen Brauch, männlichen Antheil, männlichen Willen, männlichen Ausdruck, männlichen Werth. Er giebt sich dem nicht hin, ergetzt sich nicht daran. Dem nicht hingegeben, nicht daran ergetzt achtet er nach außen nicht auf den weiblichen Sinn, weiblichen Brauch, weiblichen Zweck, weiblichen Antheil, weiblichen Willen, weiblichen Ausdruck, weiblichen Werth. Er giebt sich dem nicht hin, ergetzt sich nicht daran. Dem nicht hingegeben, nicht daran ergetzt ersehnt er nicht nach außen Hingabe; und was ihm durch Hingabe an Wohl und Wonne aufgeht, auch das ersehnt er nicht. An der Mannheit, ihr Mönche, nicht ergetzt, nicht daran gehangen ist er den Weibern davongekommen. So kann, ihr Mönche, der Mann die Mannheit überwinden: so ist man, ihr Mönche, davongekommen. Das ist, ihr Mönche, die Darlegung der Lehre von der Hingabe und Davonkunft."

Eine solche Gedankenfolge beginnt, wie man sieht, mit der ganz allgemein zugänglichen Erfahrung und bleibt immer innerhalb ihrer Gränzen: es ist nur die ungewöhnlich feine, sorgfältige Beobachtung und Behandlung auch der mitklingenden Bei- und Nebentöne, die den Hörer allmälig zu einem großen Ergebniß gelangen läßt. Diese Art der Darstellung, antik besonnen, und ohne Spur romantischer Gewürze, darf man mit Recht dem genialen Kniff Schopenhauers vergleichen, seinem Kunstgriff, der, wie er

selbst uns erklärt, darin bestand, „das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbei geführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten abstrakten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren.“ Man wird übrigens in dem gegebenen Stücke noch ein anderes, nicht unwichtiges Merkmal der Redeweise Gotamos bestätigt finden, welches dieselbe als eine durchaus künstlerische kennzeichnet. Gotamo spricht, hier wie sonst, nicht im Imperativ, gelegentlich wohl im Potential, zumeist aber im Indikativ: er zeigt die Dinge an.

Aus diesem Grunde nennt er seine Lehre eine klar sichtbare, zeitlose, anregende, einladende, die Verständigen von selbst verständlich ist. Er geht vom Hier und vom Heute aus, nicht vom Drüben und vom Morgen. Es sind oft nur einige wenige Lehrsätze, die der Meister einem Jünger gegenüber ausspricht, aber sie genügen. Als ein tüchtiges Beispiel hierfür mag der Bericht des ehemaligen jungen Edelmannes Ratthapālo folgen, den dieser in einem Zwiegespräche seinem früheren Herrn, dem König Koravyo, über seine Unterredung mit Gotamo darlegt. Man wird an diesen kurzen Merksätzen wieder auf andere Weise die technische Meisterschaft des gotamidischen Ausdrucks gewahren. „Was hat Herr Ratthapālo erfahren oder gesehn oder gehört, und ist aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen?“ fragt der König seinen einstigen Vasallen, und dieser giebt nun Bescheid.

„Es sind, großer König, von Ihm, dem Erhabenen, dem Kenner, dem Seher, dem Heiligen, vollkommen Erwachten, vier Lehrsätze dargelegt worden; die hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen: welche vier? »Aufgerieben wird die Welt, verweslich«: so lautet, großer König, der erste Lehrsatz, der von Ihm, dem Erhabenen, dem Kenner, dem Seher, dem Heiligen, vollkommen Erwachten, dargelegt wurde; den hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen. »Hülflos ist die Welt, ohnmächtig«: so lautet, großer König, der zweite Lehrsatz, der von Ihm, dem Erhabenen, dem Kenner, dem Seher, dem Heiligen, vollkommen Erwachten, dargelegt wurde; den hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen. »Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn«: so lautet, großer König, der dritte Lehrsatz, der von Ihm, dem Erhabenen, dem Kenner, dem Seher, dem Heiligen, vollkommen Erwachten, dargelegt wurde; den hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen. »Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen«: so lautet, großer König, der vierte Lehrsatz, der von Ihm, dem Erhabenen, dem Kenner, dem Seher, dem Heiligen, vollkommen Erwachten, dargelegt wurde; den hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen. Das sind, großer König, die vier Lehrsätze, die von Ihm, dem Erhabenen, dem Kenner, dem Seher, dem Heiligen, vollkommen Erwachten, dargelegt wurden; die hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen.“

„'Aufgerieben wird die Welt, verweslich', hat Herr Ratthapālo gesagt: wie aber soll man, o Ratthapālo, den Sinn dieser Worte verstehn?“

„Was meinst du wohl, großer König: bist du mit zwanzig oder mit

fünfundzwanzig Jahren imstande gewesen Elephanten zu bändigen, Rosse zu reiten, Wagen zu lenken, Bogen zu spannen, Schwerdter zu schwingen? Bist du stark in den Schenkeln, stark in den Armen gewesen, tauglich genug zum Kampfe?"

„Ich bin, o Ratthapālo, mit zwanzig oder mit fünfundzwanzig Jahren imstande gewesen Elephanten zu bändigen, Rosse zu reiten, Wagen zu lenken, Bogen zu spannen, Schwerdter zu schwingen, bin stark in den Schenkeln, stark in den Armen gewesen, tauglich genug zum Kampfe. Zuweilen fühlt' ich, o Ratthapālo, fast Ueberkraft in mir: nicht hab' ich an Stärke meines Gleichen gekannt."

„Was meinst du wohl, großer König: bist du auch jetzt ebenso stark in den Schenkeln und Armen, tauglich genug zum Kampfe?"

„Das nicht, o Ratthapālo: jetzt bin ich alt und greis geworden, hochbetagt, dem Ende nahe, ausgelebt, stehe im achtzigsten Jahre. Zuweilen will ich, o Ratthapālo, den Fuß dahinsetzen, und setze ihn dorthin."

„Daran aber, großer König, hat Er gedacht, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, als er gesagt hat: »Aufgerieben wird die Welt, verweslich«; Das hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen."

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Aufgerieben wird die Welt, verweslich«: denn aufgerieben wird, o Ratthapālo, die Welt, verweslich. — Versehn ist, o Ratthapālo, meine Königsburg mit Kriegselephanten, mit Reiterei, mit Streitwagen, mit Fußtruppen, die uns in Noth und Gefahr zu Schutz und Trutz gereichen. 'Hülflos ist die Welt, ohnmächtig', hat Herr Ratthapālo gesagt: wie aber soll man, o Ratthapālo, den Sinn dieser Worte verstehn?"

„Was meinst du wohl, großer König, leidest du an irgend einem andauernden Uebel?"

„Ich leide, o Ratthapālo, an dem Uebel der andauernden Gicht. Zuweilen, o Ratthapālo, stehn meine Freunde und Genossen, Verwandte und Vettern um mich herum und reden: »Diesmal wird König Koravyo sterben! Diesmal wird König Koravyo sterben!«"

„Was meinst du wohl, großer König: erlangst du Das bei deinen Freunden und Genossen, Verwandten und Vettern: »Kommt heran, ihr lieben Freunde und Genossen, Verwandte und Vettern! Alle, die ihr da seid, mögt diesen Schmerz unter euch theilen, damit ich den Schmerz minder empfinde!«, oder aber mußt du den Schmerz allein erdulden?"

„Nicht kann ich Das, o Ratthapālo, bei meinen Freunden und Genossen, Verwandten und Vettern erlangen: »Kommt heran, ihr lieben Freunde und Genossen, Verwandte und Vettern! Alle, die ihr da seid, mögt diesen Schmerz unter euch theilen, damit ich den Schmerz minder empfinde!«, sondern ich muß den Schmerz allein erdulden."

„Daran aber, großer König, hat Er gedacht, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, als er gesagt hat: »Hülflos ist die Welt, ohnmächtig«; Das hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen."

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Hülflos ist die Welt, ohnmächtig«: denn hülflos ist, o Ratthapālo, die Welt, ohnmächtig. — Es findet sich, o Ratthapālo, in meiner Königsburg reichlich Gold und Geschmeide vor, heimlich vergraben und offen aufgestellt. 'Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn', hat Herr Ratthapālo gesagt: wie aber soll man, o Ratthapālo, den Sinn dieser Worte verstehn?"

„Was meinst du wohl, großer König: wie du hienieden mit dem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt bist, kannst du auch jenseit erlangen: »Ebenso will ich mit eben diesem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt sein!«, oder aber wird dieser Reichthum auf Andere übergehn, und wirst du je nach den Thaten wandeln?"

„Nicht kann ich, o Ratthapālo, wie da hienieden mit dem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt, auch jenseit erlangen: »Ebenso will ich mit eben diesem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt sein!«, sondern auf Andere wird dieser Reichthum übergehn, und ich werde je nach den Thaten wandeln."

„Daran aber, großer König, hat Er gedacht, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, als er gesagt hat: »Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn«; Das hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen."

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn«: denn uneigen ist, o Ratthapālo, die Welt, Alles verlassend muß man gehn. — 'Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen', hat Herr Ratthapālo gesagt: wie aber soll man, o Ratthapālo, den Sinn dieser Worte verstehn?"

„Was meinst du wohl, großer König: gedeiht dir herrlich in Ueberfluß dein Kurūland?"

„Gewiß, o Ratthapālo, gedeiht mir herrlich in Ueberfluß mein Kurūland."

„Was meinst du wohl, großer König: wenn da ein Mann zu dir herkäme, von den östlichen Gränzen, glaubwürdig, vertrauenswürdig; und er träte zu dir und spräche also: »O großer König, daß du es weißt: ich komme von den östlichen Gränzen her! Da hab' ich ein mächtiges Reich gesehn, blühend, gedeihend, volkreich, von vielen Menschen bewohnt: da giebt es viel Kriegselephanten und Reiterei, Streitwagen und Fußtruppen, viel Elphenbein und Felle, viel Gold und Geschmeide, roh und bearbeitet, da giebt es viel Weibergesinde! Und man kann es mit einer gewissen Streitmacht erobern: erobere es, großer König!« Was würdest du da thun?"

„Wir würden es, o Ratthapālo, eben erobern und beherrschen."

„Was meinst du wohl, großer König: wenn da ein Mann zu dir herkäme, von den westlichen Gränzen, und von den nördlichen Gränzen, und von den südlichen Gränzen, und von jenseit des Ozeans, glaubwürdig, vertrauenswürdig; und er träte zu dir und spräche also: »O großer König,

daß du es weißt: ich komme von jenseit des Ozeans her! Da hab' ich ein mächtiges Reich gesehn, blühend, gedeihend, volkreich, von vielen Menschen bewohnt: da giebt es viel Kriegselephanten und Reiterei, Streitwagen und Fußtruppen, viel Elphenbein und Felle, viel Gold und Geschmeide, roh und bearbeitet, da giebt es viel Weibergesinde! Und man kann es mit einer gewissen Streitmacht erobern: erobere es, großer König!« Was würdest du da thun?"

„Wir würden es, o Ratthapālo, eben auch erobern und beherrschen."

„Daran aber, großer König, hat Er gedacht, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, als er gesagt hat: »Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen«; Das hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen."

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen«: denn bedürftig ist, o Ratthapālo, die Welt, nimmersatt, durstverdungen." —

Haben wir in diesem Bruchstück einige der Lehrsätze Gotamos in kurzer Fassung kennen gelernt, so mögen nun noch ein paar Beispiele von Erklärungen folgen, wie sie der Meister in verdichteter Form zu geben pflegt. Diese nach allen Seiten dann gehörig zu betrachten und zu entwickeln kann dem Jünger nicht mehr zu schwer fallen. Nüchtern und vollkommen zureichend stellt Gotamo drei Arten von Gefühlen auf: das wohlige Gefühl, das wehe Gefühl und das weder wohlig noch wehe Gefühl. »Zu einer Zeit wo man ein wohliges Gefühl empfindet, zu dieser Zeit empfindet man kein wehes Gefühl und empfindet kein weder wohlig noch wehes Gefühl, eben ein wohliges Gefühl empfindet man zu dieser Zeit. Zu einer Zeit wo man ein wehes Gefühl empfindet, zu dieser Zeit empfindet man kein wohliges Gefühl und empfindet kein weder wohlig noch wehes Gefühl, eben ein wehes Gefühl empfindet man zu dieser Zeit. Zu einer Zeit wo man ein weder wohlig noch wehes Gefühl empfindet, zu dieser Zeit empfindet man kein wohliges Gefühl und empfindet kein wehes Gefühl, eben ein weder wohlig noch wehes Gefühl empfindet man zu dieser Zeit. Wohlige Gefühle sind aber wandelbar, zusammengesetzt, aus Ursachen entstanden, müssen versiegen und versagen, müssen aufhören und untergehn. Und auch wehe Gefühle sind wandelbar, zusammengesetzt, aus Ursachen entstanden, müssen versiegen und versagen, müssen aufhören und untergehn. Und auch weder wohlig noch wehe Gefühle sind wandelbar, zusammengesetzt, aus Ursachen entstanden, müssen versiegen und versagen, müssen aufhören und untergehn. In solchem Anblick wird der erfahrene heilige Jünger des wohligen Gefühles überdrüssig und wird des wehen Gefühles überdrüssig und wird des weder wohlig noch wehen Gefühles überdrüssig. Ueberdrüssig wendet er sich ab. Abgewandt löst er sich los. „Im Erlösten ist die Erlösung", diese Erkenntniß geht auf. „Versiegt ist das Leben, vollendet die Heiligkeit, gewirkt das Werk, nicht mehr ist diese Welt" versteht er da.« — Wenn auf diese Weise dürr und trocken die Summe aller Fühlbarkeit gezogen wird, vermag Gotamo doch auch wieder anders das Jenseit von hüben und drüben anzugeben, so etwa in dem stämpelartigen Spruche, wo er den vollendeten Denker darstellt:

„Verglommen ist er unvergleichbar worden,
Gedeutet irgend an, ihm gilt es nimmer:
Sind alle Dinge allgemach entwurzelt,
Ist alle Macht entwurzelt auch der Worte.“

Es ist eine Technik, die bei uns Meister Eckhart neu entwickeln, aber freilich nicht zur Vollendung bringen konnte. Wir finden bei Gotamo immer wieder jene starke Besonnenheit, die dazu gehört, nie über die Dinge hinauszuschweifen, innerhalb ihrer Gränzen das Mittheilbare auszusprechen, in sicheren Umrissen, klaren Begriffen. Die Dinge erhalten bei ihm je den richtigen Namen und Ort, auch wann er mehr oder minder gewöhnliche Begriffe, wie etwa den der Fröhlichkeit, darzustellen unternimmt.

„Sechs mit dem Hause verbundene Fröhlichkeiten giebt es, und sechs mit der Entsagung verbundene Fröhlichkeiten. Was sind nun die sechs mit dem Hause verbundenen Fröhlichkeiten? Wer bei den durch das Gesicht ins Bewußtsein tretenden Formen, den ersehnten, geliebten, angenehmen, herzerfreuenden, süchtigem Genusse entsprechenden, die Erlangung erreicht, oder erhofft, oder an einst Erlangtes, das vergangen, entschwunden, verändert ist, zurückdenkt, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit dem Hause verbundene Fröhlichkeit. Wer bei den durch das Gehör ins Bewußtsein tretenden Tönen, durch den Geruch ins Bewußtsein tretenden Düften, durch den Geschmack ins Bewußtsein tretenden Säften, durch das Getast ins Bewußtsein tretenden Tastungen, durch das Gedenken ins Bewußtsein tretenden Dingen, den ersehnten, geliebten, angenehmen, herzerfreuenden, süchtigem Genusse entsprechenden, die Erlangung erreicht, oder erhofft, oder an einst Erlangtes, das vergangen, entschwunden, verändert ist, zurückdenkt, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit dem Hause verbundene Fröhlichkeit. Das sind die sechs mit dem Hause verbundenen Fröhlichkeiten. — Was sind nun die sechs mit der Entsagung verbundenen Fröhlichkeiten? Wer ebenda bei den Formen Vergänglichkeit gemerkt hat, Veränderung, Unrath, Untergang, „Formen von einst wie von heute, alle die Formen sind vergänglich, leidig, wandelbar,“ also Dies, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit betrachtet, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit der Entsagung verbundene Fröhlichkeit. Wer ebenda bei den Tönen, den Düften, den Säften, den Tastungen, den Dingen Vergänglichkeit gemerkt hat, Veränderung, Unrath, Untergang, „Dinge von einst wie von heute, alle die Dinge sind vergänglich, leidig, wandelbar“, also Dies, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit betrachtet, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit der Entsagung verbundene Fröhlichkeit. Das sind die sechs mit der Entsagung verbundenen Fröhlichkeiten.“

Als ein rechtes Musterstück der gotamidischen Technik folge nun noch eine Rede, in welcher der Meister kunstvoll beide Welten umspannt, oder mit Kant zu reden, Erscheinung und Ding an sich darstellt. Diese kantischen Begriffe und Worte kommen zwar bei Gotamo nicht vor, da er sie mit höherer Besonnenheit aufgelöst hat; aber die Anschauung geht vom gleichen Ufer aus und reicht bis zum Horizont, wo sich Himmel und Meer berühren.

Die schlichte Architektonik der Rede wird allerdings kaum sogleich die wirkliche Größe der dargestellten Verhältnisse überschauen lassen.

Es mag wohl Manchem dabei so ergehn wie beim Tempel von Paestum, der beim ersten Besuch enttäuscht, sogar Goethe enttäuscht hat — »der erste Eindruck konnte nur Erstaunen erregen, ich befand mich in einer völlig fremden Welt« —: erst nach längerem, allmälig vertrauterem Verweilen, wann man dahin und dorthin, bald ferner bald näher gekommen ist, wechselnden Anblick und Einblick erworben hat und nach Stunden und Tagen wieder zurückkehrt, erschließen Säulenreihe, Giebel und Halle dem stillen Beschauer ihren Sinn.

Dies ist die Rede:

„Heilige, ihr Mönche, rechte Vertiefung will ich euch weisen, mit ihrem Gefolge, mit ihrer Begleitung. Was ist also, ihr Mönche, heilige rechte Vertiefung mit ihrem Gefolge, mit ihrer Begleitung? Es ist da rechte Erkenntnis, rechte Gesinnung, rechte Rede, rechtes Handeln, rechtes Wandeln, rechtes Mühn, rechte Einsicht: eine von diesen sieben Gliedern, ihr Mönche, begleitete Einheit des Herzens, die heißt man, ihr Mönche, heilige rechte Vertiefung, und zwar mit ihrem Gefolge, und zwar mit ihrer Begleitung.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsche Erkenntniß gewahrt man als falsche Erkenntniß, rechte Erkenntniß gewahrt man als rechte Erkenntniß: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsche Erkenntniß? »Almosengeben, Verzichtleisten, Spenden — es ist alles eitel; es giebt keine Saat und Erndte guter und böser Werke; Diesseits und Jenseits sind leere Begriffe; Vater und Mutter und auch geistige Geburt sind hohle Worte; die Welt hat keine Asketen und Priester, die vollkommen und vollendet sind, die sich das Wesen dieser und jener Welt begreiflich machen, anschaulich vorstellen und erklären können«: das ist, ihr Mönche, falsche Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, rechte Erkenntniß? Rechte Erkenntniß, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, eine rechte Erkenntniß, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, eine rechte Erkenntniß, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für eine rechte Erkenntniß, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? »Almosengeben, Verzichtleisten, Spenden ist kein Unsinn; es giebt eine Saat und Erndte guter und böser Werke; das Diesseits ist vorhanden und das Jenseits ist vorhanden; Eltern giebt es und geistige Geburt giebt es; die Welt hat Asketen und Priester, die vollkommen und vollendet sind, die sich das Wesen dieser und jener Welt begreiflich machen, anschaulich vorstellen und erklären können«: das ist, ihr Mönche, eine rechte Erkenntniß, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für eine rechte Erkenntniß, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, Weisheit, fähige Weisheit, vermögende Weisheit ist, Ergründung der Wahrheit, die zur Erwachung führt, eine rechte Erkenntniß, die auf dem Wege zu finden ist: das ist, ihr

Mönche, eine rechte Erkenntniß, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsche Erkenntniß zu verlieren, rechte Erkenntniß zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsche Erkenntniß hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechte Erkenntniß: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um die rechte Erkenntniß aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsche Gesinnung gewahrt man als falsche Gesinnung, rechte Gesinnung gewahrt man als rechte Gesinnung: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsche Gesinnung? Sinnende Lust, sinnender Groll, sinnende Wuth: das ist, ihr Mönche, falsche Gesinnung. Was ist nun, ihr Mönche, rechte Gesinnung? Rechte Gesinnung, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für eine rechte Gesinnung, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Entsagung sinnen, keinen Groll hegen, keine Wuth hegen: das ist, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für eine rechte Gesinnung, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, Denken und Bedenken, Nachsinnen, Greifen und Begreifen, geistiges Ausgestalten und Zwiegespräch ist: das ist, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsche Gesinnung zu verlieren, rechte Gesinnung zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsche Gesinnung hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechte Gesinnung: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um die rechte Gesinnung aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsche Rede gewahrt man als falsche Rede, rechte Rede gewahrt man als rechte Rede: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsche Rede? Lüge, Verleumdung, barsche Worte, Geschwätz: das ist, ihr Mönche, falsche Rede. Was ist nun, ihr Mönche, rechte Rede? Rechte Rede, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, eine rechte Rede, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, eine rechte Rede, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für eine rechte Rede, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Lüge vermeiden, Verleumdung vermeiden, barsche Worte vermeiden, Geschwätz vermeiden: das ist, ihr Mönche, eine rechte Rede, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für eine rechte Rede, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem

Wege befindet, heiligen Weg vollendet, eben den vier Arten übler Rede gegenüber sich abneigen, wegneigen, hinwegneigen, abwenden ist: das ist, ihr Mönche, eine rechte Rede, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsche Rede zu verlieren, rechte Rede zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsche Rede hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechte Rede: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um die rechte Rede aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsches Handeln gewahrt man als falsches Handeln, rechtes Handeln gewahrt man als rechtes Handeln: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsches Handeln? Lebendiges umbringen, Nichtgegebenes nehmen, Ausschweifung begehn: das ist, ihr Mönche, falsches Handeln. Was ist nun, ihr Mönche, rechtes Handeln? Rechtes Handeln, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für ein rechtes Handeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Man kann, ihr Mönche, Lebendiges umzubringen vermeiden, Nichtgegebenes zu nehmen vermeiden, Ausschweifung zu begehn vermeiden: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für ein rechtes Handeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, eben den drei Arten üblen Handelns gegenüber sich abneigen, wegneigen, hinwegneigen, abwenden ist: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsches Handeln zu verlieren, rechtes Handeln zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsches Handeln hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechtes Handeln: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um das rechte Handeln aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsches Wandeln gewahrt man als falsches Wandeln, rechtes Wandeln gewahrt man als rechtes Wandeln: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsches Wandeln? Hintergehn, verrathen, bezichtigen, auskundschaften, Vortheil um Vortheil erwuchern: das ist, ihr Mönche, falsches Wandeln. Was ist nun, ihr Mönche, rechtes Wandeln? Rechtes Wandeln, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für ein rechtes Wandeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Da hat, ihr Mönche, der heilige Jünger

falschen Wandel verlassen und fristet sein Leben auf rechte Weise: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für ein rechtes Wandeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, eben dem falschen Wandeln gegenüber sich abneigen, wegneigen, hinwegneigen, abwenden ist: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsches Wandeln zu verlieren, rechtes Wandeln zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsches Wandeln hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechtes Wandeln: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um das rechte Wandeln aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Dem recht Erkennenden, ihr Mönche, kommt rechte Gesinnung zu, dem recht Gesinnten kommt rechte Rede zu, dem recht Redenden kommt rechtes Handeln zu, dem recht Handelnden kommt rechtes Wandeln zu, dem recht Wandelnden kommt rechtes Mühn zu, dem recht Bemühten kommt rechte Einsicht zu, dem recht Besonnenen kommt rechte Vertiefung zu, dem recht Vertieften kommt rechtes Wissen zu, dem recht Bewußten kommt rechte Erlösung zu. So wird, ihr Mönche, der achtfach gerüstete Kämpfer zum zehnfach gerüsteten Heiligen.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Der recht Erkennende, ihr Mönche, hat falsche Erkenntniß überstanden: und was da aus falscher Erkenntniß mancherlei Uebles, Unheilsames hervorgehn kann, auch das hat er überstanden; und aus rechter Erkenntniß kann da mancherlei Heilsames zu vollkommener Reife sich entwickeln. Der recht Gesinnte, ihr Mönche, der recht Redende, recht Handelnde, recht Wandelnde, recht Bemühte, recht Besonnene, recht Vertiefte, recht Bewußte, recht Erlöste, hat falsche Gesinnung, falsche Rede, falsches Handeln, falsches Wandeln, falsche Mühe, falsche Einsicht, falsche Vertiefung, falsches Wissen, falsche Erlösung überstanden: und was da aus falscher Gesinnung, falscher Rede, falschem Handeln, falschem Wandeln, falschem Mühn, falscher Einsicht, falscher Vertiefung, falschem Wissen, falscher Erlösung mancherlei Uebles, Unheilsames hervorgehn kann, auch das hat er überstanden; und aus rechter Gesinnung, rechter Rede, rechtem Handeln, rechtem Wandeln, rechtem Mühn, rechter Einsicht, rechter Vertiefung, rechtem Wissen, rechter Erlösung kann da mancherlei Heilsames zu vollkommener Reife sich entwickeln.

„So ist, ihr Mönche, mit zwanzig Theilen heilsam, mit zwanzig Theilen unheilsam ein vierzigmächtiger Gedankengang dargestellt worden: und darwiderstellen kann sich kein Asket und kein Priester, kein Gott, kein böser und kein heiliger Geist, noch irgend wer in der Welt.“ —

Auch der technisch rein ausgeglichenen Durchbildung solcher bloß präludirender Reden kommt wohl schon ein Theil des Beifalls zu, womit der Jünger den Meister kennzeichnet:

„Ich war da, ihr Brüder, zum Erhabenen gegangen, seine Satzung zu hören. Und der Erhabene legte mir die Satzung dar, weit und weiter, inniger und inniger, mit ihren Theilen von Gut und Böse. Wie mir nun da der Erhabene die Satzung darlegte, weit und weiter, innig und inniger, mit ihren Theilen von Gut und Böse, ward sie mir klarer und klarer, und Satz um Satz erschloß sich mir, und ich erkannte den Meister: Vollkommen erwacht ist der Erhabene, wohl kund gethan vom Erhabenen die Satzung, wohl vertraut die Jüngerschaft.“

Um da nun eine solche Kennzeichnung auch nach der künstlerischen Seite hin allmälig einigermaßen verstehen zu lernen, werden die freilich nur spärlich gegebenen Beispiele zur gotamidischen Technik einstweilen als einleitender Behelf dienen.

Wahlrechtsfragen.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die alten Kämpfe kehren immer wieder! Während man vor etwa 20 Jahren zu sagen pflegte, das Zeitalter der Verfassungsfragen sei vorüber und die Periode der sozialen Probleme sei angebrochen, erleben wir, daß heute ganz Europa, soweit es östlich von Frankreich und Belgien liegt, von Wahlfragen durchzogen ist. Ueberall steht das Problem der Beteiligung der Volksmenge an der Staatsverwaltung im Vordergrund. In Elsaß und Lothringen faßt man Resolutionen über die Zusammensetzung des Landesausschusses, in Baden wählt man nach neuem Wahlrecht, in Württemberg hat man den unerledigten Streit um die Verfassung, in Bayern erfreuen sich die Geister am Wahlrechtsgetöse, in Sachsen diskutiert man die Wahlrechtsverschlechterung und ihre Folgen, in Lübeck enterbt man die Besitzlosen ihrer angestammten politischen Rechte, in Hamburg soll die Zusammensetzung der Bürgerschaft aristokratisch reformiert werden, in Preußen wird überlegt, wie man das schlechteste aller Wahlsysteme auch dort aufrecht erhalten kann, wo es praktisch undurchführbar geworden ist, im Deutschen Reich hört die Idee, das Wahlrecht zu ändern, nicht auf .... was aber mehr bedeutet als das alles: in Oesterreich wird das allgemeine Wahlrecht zur großen Parole, zum Rettungsruf der Monarchie gegenüber den Nationalitäten, und in Rußland steigt aus Blut und Druck der Ruf in die Höhe: „Wählen wollen wir, wählen!“ Es ist, als ob sich vom wild bewegten Osten aus die europäische Geschichte rüste, eine etwas verspätete Zentenarfeier der französischen Revolution zu veranstalten, als wollte sie die Akten ordnen

für eine neue Aufnahme des alten Riesenprozesses Staatsbürger contra privilegierte Mächte. Es ist ja freilich keine leichte Mühe, diese Akten durchzuarbeiten. Ueberall sind die geltenden Rechte verschieden, überall aber sind die Gründe für und gegen die demokratischen Wahlen dieselben. Ueberall sagt man, daß der Staat zerbricht, wenn er in die Hände der Menge gerät. Diese Behauptung ist es, die auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden muß, wenn man sich selbst ein Urteil bilden will.

* *
*

Der Staat zerbricht in den Händen der Masse! Was ist es eigentlich, das da zerbricht? Es kann verschiedenes sein. Es zerbricht der alte fürstliche Wirtschaftsstaat, es zerbricht die alte patriarchalische Autorität, es zerbricht der Staat als Instrument der herrschenden Oberschicht und es zerbricht möglicherweise der Staat als politisch-militärische Macht. Ueber den ersten dieser vier Punkte haben wir schon früher an dieser Stelle geredet, als wir die „Wandlungen im Wesen des Staates“ besprachen. Dort versuchten wir zu beschreiben, wie der alte privatkapitalistische Fürstenstaat durch Einführung von liberalen Begriffen und Wahlrechten sich zu einem Verwaltungsorgan der Gesamtheit umgestaltete, zum Träger und Ausführer derjenigen allgemeinen Tätigkeiten, die im Privatbetriebe nicht gut oder überhaupt nicht geleistet werden können. Solche Tätigkeiten, wie militärischer Schutz, Justiz, Verkehrswesen, Volksschule, Armenpflege werden immer bleiben und deshalb wird eine Art von Staat immer bleiben. Auch das demokratischste Wahlrecht ändert an der Tatsache der Staatsexistenz nichts. Selbst aus Revolutionen taucht irgendwie der Staat wieder auf, weil er unentbehrlich ist. Eine Gefahr der Staatsbeseitigung im ganzen liegt also sicher nicht vor, aber freilich ist es das Ziel der Wahlrechtskämpfe, die Art und den Umfang der Staatstätigkeiten zu ändern. Nur um dieses Zieles willen werden ja solche Kämpfe geführt! Wenn demnach vom „Zerbrechen“ des Staates geredet wird, so ist das ein etwas übertriebener Ausdruck für einen Vorgang, der wichtig und schwer genug bleibt, auch wenn er nur als „innere Aenderung der Staatskonstruktion“ bezeichnet wird, und wenn er, was möglich aber nicht sicher ist, sich ohne Brand und Schießgewehr vollzieht. Wir sprechen absichtlich nicht von den Formen, in denen sich die Aenderungen jetzt in Rußland vollziehen. Das ist ein Thema für sich. Mag der Uebergang gelind oder hart sein, die Aenderung selber ist es, die wir uns vor Augen stellen, eben die Aenderung, daß die Menge mit Hilfe von Wahlrechten den Staat in ihre Hände bekommt. Diese Aenderung ist psychologisch, wirtschaftlich und politisch zu beurteilen. Beginnen wir damit, sie psychologisch zu erfassen!

* *
*

Es ist heute aller Welt klar geworden, daß auch bei durchgeführtester Demokratie der Staat in Wirklichkeit von wenigen Menschen geleitet wird. Daran ändert keine amerikanische Fülle von Wahlrechten und kein schweizerisches Volksreferendum etwas. Staatsleitung ist Berufsarbeit, gleichgültig, ob diese Arbeit für Bezahlung verrichtet wird oder nicht. Die Erweiterung der Wahlrechte bringt keine Volksherrschaft im Sinne der alten tapferen

Schwärmer für das selbstregierende freie Volk. Alles Wählen ist nur eine Kontrollmaßregel gegenüber der tatsächlichen Arbeit der Staatsleitung, aber als solche ist sie von weitgreifender Wichtigkeit, denn sie unterstellt die Regierenden der wirksamen Kritik der Menge und bricht damit ihre patriarchalische Autorität. Das Wählen hat den Sinn, daß die Menge sich darüber ausspricht, ob ihr die Art, wie sie regiert wird, im allgemeinen zusagt. Alle Wahlversammlungen haben den Inhalt: sollen die Regierenden ein Vertrauensvotum oder ein Mißtrauensvotum erhalten? So oft die Wahlurne gerüttelt wird, wird das blinde Untertanenvertrauen zerschüttelt. Das ist es, was die Gegner der Wahlrechte als ersten Anklagepunkt gegen die demokratische Staatsgestaltung vorbringen. Sie sagen, daß Völker mit dieser Art der Autoritätszerbröckelung keine starken Völker sein können. Völker, die etwas großes leisten sollen, müssen, so belehrt man uns, glaubende, vertrauende, unkritische Völker sein. Alle politische Romantik, sei sie konservativ oder klerikal, geht vom Ideal des unkritischen Volkes aus. Die Größe des Mittelalters soll in seiner herrlichen Gebundenheit bestanden haben. Ob das für damals richtig ist, mag dahingestellt bleiben, kann uns im Grunde gleichgültig sein, denn unsere Größe ist anderer Art als die des Mittelalters. In unserer Zeit sind die gebundenen Völker die Unterliegenden. Wir brauchen die Lockerung der Einzelsubjekte und spüren nur allzu deutlich, daß der englische und amerikanische Unabhängigkeitssinn der Einzelmenschen eine geschichtliche Kraft ersten Grades ist, die durch keine Art von gläubiger Untertänigkeit aufgewogen werden kann. Schon allein um dieses Gutes willen stehen wir von vornherein und grundsätzlich auf Seiten der Vergrößerung der Wahlrechte der Menge. Wir leugnen nicht, daß es viele krankhafte Kritik in der Wahlpolitik gibt. Es wird unendlich viel Torheit geredet, wenn die Masse ihre Regierenden vor das Tribunal des Stimmzettels heranholt. Da wird eine Staatsregierung deshalb verurteilt, weil sie dem Hans keinen Bahnhof auf sein Kartoffelfeld gesetzt hat und dem Heinrich keine Pension für nichts angeboten hat. Aber solche Torheit wird geringer, je länger das System der Wahlen sich einlebt. Kein Wahlsystem kann nach seinen ersten zehn Jahren beurteilt werden. Und man denke doch nicht, daß es nur bei den Regierten Kleinlichkeit und Torheit gibt und nicht ebenso in der Mitte der Regierenden. Die Torheiten der unkontrollierten Herrschenden sind nobler als die der Urwähler, aber Menschlichkeit hier und Menschlichkeit dort! Man erzähle alles Schlechte vom Unsinn der Masse, so wird man doch nicht imstande sein, damit die Throne des Absolutismus blank zu polieren. Das allgemeine Wahlrecht ist kein Zaubermittel, aus armen Durchschnittsmenschen plötzlich Staatshelden und Geisteskönige zu machen, aber es ist doch das größte und beste unter den Erziehungsmitteln der Neuzeit, denn es trägt die Entscheidung in sich, ob ein Volk ein Volk von Einzelsubjekten sein kann und sein wird.

* * *

Wirtschaftlich zerbricht das Wahlrecht der Menge den Staat als Instrument der herrschenden Oberschicht. Auch das geht langsam und oft auf allerlei Umwegen vor sich. Ist die Oberschicht klug und ist die Masse

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Hülflos ist die Welt, ohnmächtig«: denn hülflos ist, o Ratthapālo, die Welt, ohnmächtig. — Es findet sich, o Ratthapālo, in meiner Königsburg reichlich Gold und Geschmeide vor, heimlich vergraben und offen aufgestellt. 'Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn', hat Herr Ratthapālo gesagt: wie aber soll man, o Ratthapālo, den Sinn dieser Worte verstehn?"

„Was meinst du wohl, großer König: wie du hienieden mit dem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt bist, kannst du auch jenseit erlangen: »Ebenso will ich mit eben diesem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt sein!«, oder aber wird dieser Reichthum auf Andere übergehn, und wirst du je nach den Thaten wandeln?"

„Nicht kann ich, o Ratthapālo, wie da hienieden mit dem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt, auch jenseit erlangen: »Ebenso will ich mit eben diesem Besitz und Genuß der fünf Begehrungsvermögen begabt sein!«, sondern auf Andere wird dieser Reichthum übergehn, und ich werde je nach den Thaten wandeln."

„Daran aber, großer König, hat Er gedacht, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, als er gesagt hat: »Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn«; Das hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen."

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Uneigen ist die Welt, Alles verlassend muß man gehn«: denn uneigen ist, o Ratthapālo, die Welt, Alles verlassend muß man gehn. — 'Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen', hat Herr Ratthapālo gesagt: wie aber soll man, o Ratthapālo, den Sinn dieser Worte verstehn?"

„Was meinst du wohl, großer König: gedeiht dir herrlich in Ueberfluß dein Kurūland?"

„Gewiß, o Ratthapālo, gedeiht mir herrlich in Ueberfluß mein Kurūland."

„Was meinst du wohl, großer König: wenn da ein Mann zu dir herkäme, von den östlichen Gränzen, glaubwürdig, vertrauenswürdig; und er träte zu dir und spräche also: »O großer König, daß du es weißt: ich komme von den östlichen Gränzen her! Da hab' ich ein mächtiges Reich gesehn, blühend, gedeihend, volkreich, von vielen Menschen bewohnt: da giebt es viel Kriegselephanten und Reiterei, Streitwagen und Fußtruppen, viel Elphenbein und Felle, viel Gold und Geschmeide, roh und bearbeitet, da giebt es viel Weibergesinde! Und man kann es mit einer gewissen Streitmacht erobern: erobere es, großer König!« Was würdest du da thun?"

„Wir würden es, o Ratthapālo, eben erobern und beherrschen."

„Was meinst du wohl, großer König: wenn da ein Mann zu dir herkäme, von den westlichen Gränzen, und von den nördlichen Gränzen, und von den südlichen Gränzen, und von jenseit des Ozeans, glaubwürdig, vertrauenswürdig; und er träte zu dir und spräche also: »O großer König,

daß du es weißt: ich komme von jenseit des Ozeans her! Da hab' ich ein mächtiges Reich gesehn, blühend, gedeihend, volkreich, von vielen Menschen bewohnt: da giebt es viel Kriegselephanten und Reiterei, Streitwagen und Fußtruppen, viel Elphenbein und Felle, viel Gold und Geschmeide, roh und bearbeitet, da giebt es viel Weibergesinde! Und man kann es mit einer gewissen Streitmacht erobern: erobere es, großer König!« Was würdest du da thun?"

„Wir würden es, o Ratthapālo, eben auch erobern und beherrschen."

„Daran aber, großer König, hat Er gedacht, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, als er gesagt hat: »Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen«; Das hab' ich erfahren und gesehn und gehört, und bin aus dem Hause in die Hauslosigkeit gezogen."

„Wunderbar, o Ratthapālo, außerordentlich ist es, o Ratthapālo, wie Er da so richtig gesagt hat, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte, »Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, durstverdungen«: denn bedürftig ist, o Ratthapālo, die Welt, nimmersatt, durstverdungen." —

Haben wir in diesem Bruchstück einige der Lehrsätze Gotamos in kurzer Fassung kennen gelernt, so mögen nun noch ein paar Beispiele von Erklärungen folgen, wie sie der Meister in verdichteter Form zu geben pflegt. Diese nach allen Seiten dann gehörig zu betrachten und zu entwickeln kann dem Jünger nicht mehr zu schwer fallen. Nüchtern und vollkommen zureichend stellt Gotamo drei Arten von Gefühlen auf: das wohlige Gefühl, das wehe Gefühl und das weder wohlig noch wehe Gefühl. »Zu einer Zeit wo man ein wohliges Gefühl empfindet, zu dieser Zeit empfindet man kein wehes Gefühl und empfindet kein weder wohlig noch wehes Gefühl, eben ein wohliges Gefühl empfindet man zu dieser Zeit. Zu einer Zeit wo man ein wehes Gefühl empfindet, zu dieser Zeit empfindet man kein wohliges Gefühl und empfindet kein weder wohlig noch wehes Gefühl, eben ein wehes Gefühl empfindet man zu dieser Zeit. Zu einer Zeit wo man ein weder wohlig noch wehes Gefühl empfindet, zu dieser Zeit empfindet man kein wohliges Gefühl und empfindet kein wehes Gefühl, eben ein weder wohlig noch wehes Gefühl empfindet man zu dieser Zeit. Wohlige Gefühle sind aber wandelbar, zusammengesetzt, aus Ursachen entstanden, müssen versiegen und versagen, müssen aufhören und untergehn. Und auch wehe Gefühle sind wandelbar, zusammengesetzt, aus Ursachen entstanden, müssen versiegen und versagen, müssen aufhören und untergehn. Und auch weder wohlig noch wehe Gefühle sind wandelbar, zusammengesetzt, aus Ursachen entstanden, müssen versiegen und versagen, müssen aufhören und untergehn. In solchem Anblick wird der erfahrene heilige Jünger des wohligen Gefühles überdrüssig und wird des wehen Gefühles überdrüssig und wird des weder wohlig noch wehen Gefühles überdrüssig. Ueberdrüssig wendet er sich ab. Abgewandt löst er sich los. „Im Erlösten ist die Erlösung", diese Erkenntniß geht auf. „Versiegt ist das Leben, vollendet die Heiligkeit, gewirkt das Werk, nicht mehr ist diese Welt" versteht er da.« — Wenn auf diese Weise dürr und trocken die Summe aller Fühlbarkeit gezogen wird, vermag Gotamo doch auch wieder anders das Jenseit von hüben und drüben anzugeben, so etwa in dem stämpelartigen Spruche, wo er den vollendeten Denker darstellt:

„Verglommen ist er unvergleichbar worden,
Gedeutet irgend an, ihm gilt es nimmer:
Sind alle Dinge allgemach entwurzelt,
Ist alle Macht entwurzelt auch der Worte.“

Es ist eine Technik, die bei uns Meister Eckhart neu entwickeln, aber freilich nicht zur Vollendung bringen konnte. Wir finden bei Gotamo immer wieder jene starke Besonnenheit, die dazu gehört, nie über die Dinge hinauszuschweifen, innerhalb ihrer Gränzen das Mittheilbare auszusprechen, in sicheren Umrissen, klaren Begriffen. Die Dinge erhalten bei ihm je den richtigen Namen und Ort, auch wann er mehr oder minder gewöhnliche Begriffe, wie etwa den der Fröhlichkeit, darzustellen unternimmt.

„Sechs mit dem Hause verbundene Fröhlichkeiten giebt es, und sechs mit der Entsagung verbundene Fröhlichkeiten. Was sind nun die sechs mit dem Hause verbundenen Fröhlichkeiten? Wer bei den durch das Gesicht ins Bewußtsein tretenden Formen, den ersehnten, geliebten, angenehmen, herzerfreuenden, süchtigem Genusse entsprechenden, die Erlangung erreicht, oder erhofft, oder an einst Erlangtes, das vergangen, entschwunden, verändert ist, zurückdenkt, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit dem Hause verbundene Fröhlichkeit. Wer bei den durch das Gehör ins Bewußtsein tretenden Tönen, durch den Geruch ins Bewußtsein tretenden Düften, durch den Geschmack ins Bewußtsein tretenden Säften, durch das Getast ins Bewußtsein tretenden Tastungen, durch das Gedenken ins Bewußtsein tretenden Dingen, den ersehnten, geliebten, angenehmen, herzerfreuenden, süchtigem Genusse entsprechenden, die Erlangung erreicht, oder erhofft, oder an einst Erlangtes, das vergangen, entschwunden, verändert ist, zurückdenkt, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit dem Hause verbundene Fröhlichkeit. Das sind die sechs mit dem Hause verbundenen Fröhlichkeiten. — Was sind nun die sechs mit der Entsagung verbundenen Fröhlichkeiten? Wer ebenda bei den Formen Vergänglichkeit gemerkt hat, Veränderung, Unrath, Untergang, „Formen von einst wie von heute, alle die Formen sind vergänglich, leidig, wandelbar,“ also Dies, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit betrachtet, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit der Entsagung verbundene Fröhlichkeit. Wer ebenda bei den Tönen, den Düften, den Säften, den Tastungen, den Dingen Vergänglichkeit gemerkt hat, Veränderung, Unrath, Untergang, „Dinge von einst wie von heute, alle die Dinge sind vergänglich, leidig, wandelbar“, also Dies, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit betrachtet, wird fröhlich bewegt: eine solche Fröhlichkeit, die heißt mit der Entsagung verbundene Fröhlichkeit. Das sind die sechs mit der Entsagung verbundenen Fröhlichkeiten.“

Als ein rechtes Musterstück der gotamidischen Technik folge nun noch eine Rede, in welcher der Meister kunstvoll beide Welten umspannt, oder mit Kant zu reden, Erscheinung und Ding an sich darstellt. Diese kantischen Begriffe und Worte kommen zwar bei Gotamo nicht vor, da er sie mit höherer Besonnenheit aufgelöst hat; aber die Anschauung geht vom gleichen Ufer aus und reicht bis zum Horizont, wo sich Himmel und Meer berühren.

Die schlichte Architektonik der Rede wird allerdings kaum sogleich die wirkliche Größe der dargestellten Verhältnisse überschauen lassen.

Es mag wohl Manchem dabei so ergehn wie beim Tempel von Paestum, der beim ersten Besuch enttäuscht, sogar Goethe enttäuscht hat — »der erste Eindruck konnte nur Erstaunen erregen, ich befand mich in einer völlig fremden Welt« —: erst nach längerem, allmälig vertrauterem Verweilen, wann man dahin und dorthin, bald ferner bald näher gekommen ist, wechselnden Anblick und Einblick erworben hat und nach Stunden und Tagen wieder zurückkehrt, erschließen Säulenreihe, Giebel und Halle dem stillen Beschauer ihren Sinn.

Dies ist die Rede:

„Heilige, ihr Mönche, rechte Vertiefung will ich euch weisen, mit ihrem Gefolge, mit ihrer Begleitung. Was ist also, ihr Mönche, heilige rechte Vertiefung mit ihrem Gefolge, mit ihrer Begleitung? Es ist da rechte Erkenntnis, rechte Gesinnung, rechte Rede, rechtes Handeln, rechtes Wandeln, rechtes Mühn, rechte Einsicht: eine von diesen sieben Gliedern, ihr Mönche, begleitete Einheit des Herzens, die heißt man, ihr Mönche, heilige rechte Vertiefung, und zwar mit ihrem Gefolge, und zwar mit ihrer Begleitung.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsche Erkenntniß gewahrt man als falsche Erkenntniß, rechte Erkenntniß gewahrt man als rechte Erkenntniß: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsche Erkenntniß? »Almosengeben, Verzichtleisten, Spenden — es ist alles eitel; es giebt keine Saat und Erndte guter und böser Werke; Diesseits und Jenseits sind leere Begriffe; Vater und Mutter und auch geistige Geburt sind hohle Worte; die Welt hat keine Asketen und Priester, die vollkommen und vollendet sind, die sich das Wesen dieser und jener Welt begreiflich machen, anschaulich vorstellen und erklären können«: das ist, ihr Mönche, falsche Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, rechte Erkenntniß? Rechte Erkenntniß, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, eine rechte Erkenntniß, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, eine rechte Erkenntniß, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für eine rechte Erkenntniß, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? »Almosengeben, Verzichtleisten, Spenden ist kein Unsinn; es giebt eine Saat und Erndte guter und böser Werke; das Diesseits ist vorhanden und das Jenseits ist vorhanden; Eltern giebt es und geistige Geburt giebt es; die Welt hat Asketen und Priester, die vollkommen und vollendet sind, die sich das Wesen dieser und jener Welt begreiflich machen, anschaulich vorstellen und erklären können«: das ist, ihr Mönche, eine rechte Erkenntniß, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für eine rechte Erkenntniß, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, Weisheit, fähige Weisheit, vermögende Weisheit ist, Ergründung der Wahrheit, die zur Erwachung führt, eine rechte Erkenntniß, die auf dem Wege zu finden ist: das ist, ihr

Mönche, eine rechte Erkenntniß, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsche Erkenntniß zu verlieren, rechte Erkenntniß zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsche Erkenntniß hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechte Erkenntniß: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um die rechte Erkenntniß aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsche Gesinnung gewahrt man als falsche Gesinnung, rechte Gesinnung gewahrt man als rechte Gesinnung: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsche Gesinnung? Sinnende Lust, sinnender Groll, sinnende Wuth: das ist, ihr Mönche, falsche Gesinnung. Was ist nun, ihr Mönche, rechte Gesinnung? Rechte Gesinnung, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für eine rechte Gesinnung, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Entsagung sinnen, keinen Groll hegen, keine Wuth hegen: das ist, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für eine rechte Gesinnung, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, Denken und Bedenken, Nachsinnen, Greifen und Begreifen, geistiges Ausgestalten und Zwiegespräch ist: das ist, ihr Mönche, eine rechte Gesinnung, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsche Gesinnung zu verlieren, rechte Gesinnung zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsche Gesinnung hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechte Gesinnung: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um die rechte Gesinnung aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsche Rede gewahrt man als falsche Rede, rechte Rede gewahrt man als rechte Rede: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsche Rede? Lüge, Verleumdung, barsche Worte, Geschwätz: das ist, ihr Mönche, falsche Rede. Was ist nun, ihr Mönche, rechte Rede? Rechte Rede, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, eine rechte Rede, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, eine rechte Rede, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für eine rechte Rede, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Lüge vermeiden, Verleumdung vermeiden, barsche Worte vermeiden, Geschwätz vermeiden: das ist, ihr Mönche, eine rechte Rede, die wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für eine rechte Rede, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem

Wege befindet, heiligen Weg vollendet, eben den vier Arten übler Rede gegenüber sich abneigen, wegneigen, hinwegneigen, abwenden ist: das ist, ihr Mönche, eine rechte Rede, die heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsche Rede zu verlieren, rechte Rede zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsche Rede hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechte Rede: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um die rechte Rede aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsches Handeln gewahrt man als falsches Handeln, rechtes Handeln gewahrt man als rechtes Handeln: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsches Handeln? Lebendiges umbringen, Nichtgegebenes nehmen, Ausschweifung begehn: das ist, ihr Mönche, falsches Handeln. Was ist nun, ihr Mönche, rechtes Handeln? Rechtes Handeln, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für ein rechtes Handeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Man kann, ihr Mönche, Lebendiges umzubringen vermeiden, Nichtgegebenes zu nehmen vermeiden, Ausschweifung zu begehn vermeiden: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für ein rechtes Handeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, eben den drei Arten üblen Handelns gegenüber sich abneigen, wegneigen, hinwegneigen, abwenden ist: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Handeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsches Handeln zu verlieren, rechtes Handeln zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsches Handeln hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechtes Handeln: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um das rechte Handeln aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Falsches Wandeln gewahrt man als falsches Wandeln, rechtes Wandeln gewahrt man als rechtes Wandeln: das gilt Einem als rechte Erkenntniß. Was ist nun, ihr Mönche, falsches Wandeln? Hintergehn, verrathen, bezichtigen, auskundschaften, Vortheil um Vortheil erwuchern: das ist, ihr Mönche, falsches Wandeln. Was ist nun, ihr Mönche, rechtes Wandeln? Rechtes Wandeln, sag' ich da, Mönche, ist doppelter Art. Es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist; es giebt, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Was ist das nun, ihr Mönche, für ein rechtes Wandeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist? Da hat, ihr Mönche, der heilige Jünger

falschen Wandel verlassen und fristet sein Leben auf rechte Weise: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das wahnhaft, hülfreich, zuträglich ist. Was aber ist es, ihr Mönche, für ein rechtes Wandeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist? Was da, ihr Mönche, im heiligen Herzen, im wahnlosen Herzen, das sich auf heiligem Wege befindet, heiligen Weg vollendet, eben dem falschen Wandeln gegenüber sich abneigen, wegneigen, hinwegneigen, abwenden ist: das ist, ihr Mönche, ein rechtes Wandeln, das heilig, wahnlos, überweltlich, auf dem Wege zu finden ist. Da ist man eifrig bemüht falsches Wandeln zu verlieren, rechtes Wandeln zu gewinnen: das gilt Einem als rechtes Mühn. Besonnen läßt man falsches Wandeln hinter sich, besonnen gewinnt und erreicht man rechtes Wandeln: das gilt Einem als rechte Einsicht. So haben sich Einem diese drei Dinge um das rechte Wandeln aneinandergereiht, aneinandergeschlossen, nämlich rechte Erkenntniß, rechtes Mühn, rechte Einsicht.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Dem recht Erkennenden, ihr Mönche, kommt rechte Gesinnung zu, dem recht Gesinnten kommt rechte Rede zu, dem recht Redenden kommt rechtes Handeln zu, dem recht Handelnden kommt rechtes Wandeln zu, dem recht Wandelnden kommt rechtes Mühn zu, dem recht Bemühten kommt rechte Einsicht zu, dem recht Besonnenen kommt rechte Vertiefung zu, dem recht Vertieften kommt rechtes Wissen zu, dem recht Bewußten kommt rechte Erlösung zu. So wird, ihr Mönche, der achtfach gerüstete Kämpfer zum zehnfach gerüsteten Heiligen.

„Da geht denn, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran. Wie aber geht, ihr Mönche, rechte Erkenntniß voran? Der recht Erkennende, ihr Mönche, hat falsche Erkenntniß überstanden: und was da aus falscher Erkenntniß mancherlei Uebles, Unheilsames hervorgehn kann, auch das hat er überstanden; und aus rechter Erkenntniß kann da mancherlei Heilsames zu vollkommener Reife sich entwickeln. Der recht Gesinnte, ihr Mönche, der recht Redende, recht Handelnde, recht Wandelnde, recht Bemühte, recht Besonnene, recht Vertiefte, recht Bewußte, recht Erlöste, hat falsche Gesinnung, falsche Rede, falsches Handeln, falsches Wandeln, falsche Mühe, falsche Einsicht, falsche Vertiefung, falsches Wissen, falsche Erlösung überstanden: und was da aus falscher Gesinnung, falscher Rede, falschem Handeln, falschem Wandeln, falschem Mühn, falscher Einsicht, falscher Vertiefung, falschem Wissen, falscher Erlösung mancherlei Uebles, Unheilsames hervorgehn kann, auch das hat er überstanden; und aus rechter Gesinnung, rechter Rede, rechtem Handeln, rechtem Wandeln, rechtem Mühn, rechter Einsicht, rechter Vertiefung, rechtem Wissen, rechter Erlösung kann da mancherlei Heilsames zu vollkommener Reife sich entwickeln.

„So ist, ihr Mönche, mit zwanzig Theilen heilsam, mit zwanzig Theilen unheilsam ein vierzigmächtiger Gedankengang dargestellt worden: und darwiderstellen kann sich kein Asket und kein Priester, kein Gott, kein böser und kein heiliger Geist, noch irgend wer in der Welt.“ —

Auch der technisch rein ausgeglichenen Durchbildung solcher bloß präludirender Reden kommt wohl schon ein Theil des Beifalls zu, womit der Jünger den Meister kennzeichnet:

„Ich war da, ihr Brüder, zum Erhabenen gegangen, seine Satzung zu hören. Und der Erhabene legte mir die Satzung dar, weit und weiter, inniger und inniger, mit ihren Theilen von Gut und Böse. Wie mir nun da der Erhabene die Satzung darlegte, weit und weiter, innig und inniger, mit ihren Theilen von Gut und Böse, ward sie mir klarer und klarer, und Satz um Satz erschloß sich mir, und ich erkannte den Meister: Vollkommen erwacht ist der Erhabene, wohl kund gethan vom Erhabenen die Satzung, wohl vertraut die Jüngerschaft."

Um da nun eine solche Kennzeichnung auch nach der künstlerischen Seite hin allmälig einigermaßen verstehen zu lernen, werden die freilich nur spärlich gegebenen Beispiele zur gotamidischen Technik einstweilen als einleitender Behelf dienen.

Wahlrechtsfragen.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die alten Kämpfe kehren immer wieder! Während man vor etwa 20 Jahren zu sagen pflegte, das Zeitalter der Verfassungsfragen sei vorüber und die Periode der sozialen Probleme sei angebrochen, erleben wir, daß heute ganz Europa, soweit es östlich von Frankreich und Belgien liegt, von Wahlfragen durchzogen ist. Ueberall steht das Problem der Beteiligung der Volksmenge an der Staatsverwaltung im Vordergrund. In Elsaß und Lothringen faßt man Resolutionen über die Zusammensetzung des Landesausschusses, in Baden wählt man nach neuem Wahlrecht, in Württemberg hat man den unerledigten Streit um die Verfassung, in Bayern erfreuen sich die Geister am Wahlrechtsgetöse, in Sachsen diskutiert man die Wahlrechtsverschlechterung und ihre Folgen, in Lübeck enterbt man die Besitzlosen ihrer angestammten politischen Rechte, in Hamburg soll die Zusammensetzung der Bürgerschaft aristokratisch reformiert werden, in Preußen wird überlegt, wie man das schlechteste aller Wahlsysteme auch dort aufrecht erhalten kann, wo es praktisch undurchführbar geworden ist, im Deutschen Reich hört die Idee, das Wahlrecht zu ändern, nicht auf .... was aber mehr bedeutet als das alles: in Oesterreich wird das allgemeine Wahlrecht zur großen Parole, zum Rettungsruf der Monarchie gegenüber den Nationalitäten, und in Rußland steigt aus Blut und Druck der Ruf in die Höhe: „Wählen wollen wir, wählen!" Es ist, als ob sich vom wild bewegten Osten aus die europäische Geschichte rüste, eine etwas verspätete Zentenarfeier der französischen Revolution zu veranstalten, als wollte sie die Akten ordnen

für eine neue Aufnahme des alten Riesenprozesses Staatsbürger contra privilegierte Mächte. Es ist ja freilich keine leichte Mühe, diese Akten durchzuarbeiten. Ueberall sind die geltenden Rechte verschieden, überall aber sind die Gründe für und gegen die demokratischen Wahlen dieselben. Ueberall sagt man, daß der Staat zerbricht, wenn er in die Hände der Menge gerät. Diese Behauptung ist es, die auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden muß, wenn man sich selbst ein Urteil bilden will.

* * *

Der Staat zerbricht in den Händen der Masse! Was ist es eigentlich, das da zerbricht? Es kann verschiedenes sein. Es zerbricht der alte fürstliche Wirtschaftsstaat, es zerbricht die alte patriarchalische Autorität, es zerbricht der Staat als Instrument der herrschenden Oberschicht und es zerbricht möglicherweise der Staat als politisch-militärische Macht. Ueber den ersten dieser vier Punkte haben wir schon früher an dieser Stelle geredet, als wir die „Wandlungen im Wesen des Staates" besprachen. Dort versuchten wir zu beschreiben, wie der alte privatkapitalistische Fürstenstaat durch Einführung von liberalen Begriffen und Wahlrechten sich zu einem Verwaltungsorgan der Gesamtheit umgestaltete, zum Träger und Ausführer derjenigen allgemeinen Tätigkeiten, die im Privatbetriebe nicht gut oder überhaupt nicht geleistet werden können. Solche Tätigkeiten, wie militärischer Schutz, Justiz, Verkehrswesen, Volksschule, Armenpflege werden immer bleiben und deshalb wird eine Art von Staat immer bleiben. Auch das demokratischste Wahlrecht ändert an der Tatsache der Staatsexistenz nichts. Selbst aus Revolutionen taucht irgendwie der Staat wieder auf, weil er unentbehrlich ist. Eine Gefahr der Staatsbeseitigung im ganzen liegt also sicher nicht vor, aber freilich ist es das Ziel der Wahlrechtskämpfe, die Art und den Umfang der Staatstätigkeiten zu ändern. Nur um dieses Zieles willen werden ja solche Kämpfe geführt! Wenn demnach vom „Zerbrechen" des Staates geredet wird, so ist das ein etwas übertriebener Ausdruck für einen Vorgang, der wichtig und schwer genug bleibt, auch wenn er nur als „innere Aenderung der Staatskonstruktion" bezeichnet wird, und wenn er, was möglich aber nicht sicher ist, sich ohne Brand und Schießgewehr vollzieht. Wir sprechen absichtlich nicht von den Formen, in denen sich die Aenderungen jetzt in Rußland vollziehen. Das ist ein Thema für sich. Mag der Uebergang gelind oder hart sein, die Aenderung selber ist es, die wir uns vor Augen stellen, eben die Aenderung, daß die Menge mit Hilfe von Wahlrechten den Staat in ihre Hände bekommt. Diese Aenderung ist psychologisch, wirtschaftlich und politisch zu beurteilen. Beginnen wir damit, sie psychologisch zu erfassen!

* * *

Es ist heute aller Welt klar geworden, daß auch bei durchgeführtester Demokratie der Staat in Wirklichkeit von wenigen Menschen geleitet wird. Daran ändert keine amerikanische Fülle von Wahlrechten und kein schweizerisches Volksreferendum etwas. Staatsleitung ist Berufsarbeit, gleichgültig, ob diese Arbeit für Bezahlung verrichtet wird oder nicht. Die Erweiterung der Wahlrechte bringt keine Volksherrschaft im Sinne der alten tapferen

Schwärmer für das selbstregierende freie Volk. Alles Wählen ist nur eine Kontrollmaßregel gegenüber der tatsächlichen Arbeit der Staatsleitung, aber als solche ist sie von weitgreifender Wichtigkeit, denn sie unterstellt die Regierenden der wirksamen Kritik der Menge und bricht damit ihre patriarchalische Autorität. Das Wählen hat den Sinn, daß die Menge sich darüber ausspricht, ob ihr die Art, wie sie regiert wird, im allgemeinen zusagt. Alle Wahlversammlungen haben den Inhalt: sollen die Regierenden ein Vertrauensvotum oder ein Mißtrauensvotum erhalten? So oft die Wahlurne gerüttelt wird, wird das blinde Untertanenvertrauen zerschüttelt. Das ist es, was die Gegner der Wahlrechte als ersten Anklagepunkt gegen die demokratische Staatsgestaltung vorbringen. Sie sagen, daß Völker mit dieser Art der Autoritätszerbröckelung keine starken Völker sein können. Völker, die etwas großes leisten sollen, müssen, so belehrt man uns, glaubende, vertrauende, unkritische Völker sein. Alle politische Romantik, sei sie konservativ oder klerikal, geht vom Ideal des unkritischen Volkes aus. Die Größe des Mittelalters soll in seiner herrlichen Gebundenheit bestanden haben. Ob das für damals richtig ist, mag dahingestellt bleiben, kann uns im Grunde gleichgültig sein, denn unsere Größe ist anderer Art als die des Mittelalters. In unserer Zeit sind die gebundenen Völker die Unterliegenden. Wir brauchen die Lockerung der Einzelsubjekte und spüren nur allzu deutlich, daß der englische und amerikanische Unabhängigkeitssinn der Einzelmenschen eine geschichtliche Kraft ersten Grades ist, die durch keine Art von gläubiger Untertänigkeit aufgewogen werden kann. Schon allein um dieses Gutes willen stehen wir von vornherein und grundsätzlich auf Seiten der Vergrößerung der Wahlrechte der Menge. Wir leugnen nicht, daß es viele krankhafte Kritik in der Wahlpolitik gibt. Es wird unendlich viel Torheit geredet, wenn die Masse ihre Regierenden vor das Tribunal des Stimmzettels heranholt. Da wird eine Staatsregierung deshalb verurteilt, weil sie dem Hans keinen Bahnhof auf sein Kartoffelfeld gesetzt hat und dem Heinrich keine Pension für nichts angeboten hat. Aber solche Torheit wird geringer, je länger das System der Wahlen sich einlebt. Kein Wahlsystem kann nach seinen ersten zehn Jahren beurteilt werden. Und man denke doch nicht, daß es nur bei den Regierten Kleinlichkeit und Torheit gibt und nicht ebenso in der Mitte der Regierenden. Die Torheiten der unkontrollierten Herrschenden sind nobler als die der Urwähler, aber Menschlichkeit hier und Menschlichkeit dort! Man erzähle alles Schlechte vom Unsinn der Masse, so wird man doch nicht imstande sein, damit die Throne des Absolutismus blank zu polieren. Das allgemeine Wahlrecht ist kein Zaubermittel, aus armen Durchschnittsmenschen plötzlich Staatshelden und Geisteskönige zu machen, aber es ist doch das größte und beste unter den Erziehungsmitteln der Neuzeit, denn es trägt die Entscheidung in sich, ob ein Volk ein Volk von Einzelsubjekten sein kann und sein wird.

* * *

Wirtschaftlich zerbricht das Wahlrecht der Menge den Staat als Instrument der herrschenden Oberschicht. Auch das geht langsam und oft auf allerlei Umwegen vor sich. Ist die Oberschicht klug und ist die Masse

dumm, so ändert das allgemeinste Wahlrecht am wirklichen Zustande der Dinge nur wenig. Als dumm ist die Masse zu bezeichnen, wenn sie entweder sich auf Ziele ablenken läßt, die mit ihrem Wohl und Wehe nichts zu tun haben oder wenn sie sich durch blinden Radikalismus isoliert. Das erstere tun jetzt viele kleine Leute, die sich mit allerlei Konfessionsgeschichten ihre politische Zeit nutzlos vertreiben, das letztere tun die Sozialdemokraten, die das allgemeine Wahlrecht in der Praxis nicht zum Erringen von Erfolgen benutzen, weil sie noch revolutionär denken. Aber etwas Vorteil springt doch auch bei solcher Rückständigkeit aus dem Wahlrecht für die Masse heraus, denn im Konkurrenzkampf der politischen Wahlen müssen alle Parteien den kleinen Leuten Versprechungen machen, von denen sie später wenigstens einige halten müssen. Direkt oder indirekt verschiebt jede Wahlrechtsänderung den Umkreis derer, für die der Staat besondere Gesetze macht. Auch bei uns in Deutschland wissen es alle Beteiligten, daß beispielsweise die sächsische Wahlrechtsveränderung eine Verengung der wirtschaftlichen Staatsfürsorge bedeutet. Die unterste Schicht von Wählern, die sich eine eigene Vertretung zu beschaffen in der Lage ist, ist der letzte Mitkontrahent in der Wirtschaftspolitik. Deshalb wird von denen, die gern für sich allein an der Staatskrippe essen, gesagt: das Wirtschaftsleben wird durch ausgedehnte Wahlrechte zerstört! Die Geschichte aber lehrt, daß es blühendstes Wirtschaftsleben bei radikalsten Wahlrechten geben kann. Man denke doch an unsere schweizerischen, belgischen, holländischen und dänischen Nachbarn! Sie alle haben freiere Verfassungen als die größten Teile von Deutschland, und sie alle haben ein Wirtschaftsleben, das die Achtung und fast den Neid ihrer Nachbarn weckt. Es ist wahr, daß die demokratischen Wahlrechte den absoluten Herrengeist auch in Industrie und Landwirtschaft zerbrechen. Die freien Staatsbürger verlangen auch als Arbeitskräfte eine höhere Achtung. Aber das ist kein Unglück für Industrie und Landwirtschaft. Die besten Erträgnisse des Landbaues sind dort, wo die Knechte am meisten freien Männern gleichen und die vorzüglichsten Industrien sind da, wo die Arbeiter nach Schluß der Arbeitszeit sich in denselben politischen Verein begeben, in dem auch ihr Generaldirektor nur einfaches Mitglied ist. Das können alle Arbeitszweige erleben, die durch sich selber stark und lebensfähig sind. Nur solche Produktionen, die künstlich durch Staatsschutz über Wasser gehalten werden, müssen sich vor dem Wahlrecht der Menge fürchten. Der Rittergutsbetrieb, das Zollkartell sind geborene Gegner der Politik der Masse. Sie wissen nie, an welchem Tage das allgemeine Wahlrecht ihre Sonderrechte umwirft. Wer gerade diese Art von Betrieben für die beste Blüte der Volkswirtschaft hält, der wird Wahlrechtsgegner sein, aber wer in den Betrieben, die ohne Staatsschutz existieren können, die Kraft der Nation sucht, den schreckt keine Demokratisierung der politischen Mächte.

* * *

Eins aber scheint doch gefährlich beim Wahlrecht der Masse. Es schwächt den Staat als politische Macht! So wenigstens stellt sich uns heute in Deutschland die Sache dar. Wir sehen, daß die Sozialdemokratie so

unpolitisch ist, daß wir nicht wagen können, Deutschlands äußere Politik, Heer und Flotte von ihrer Stimme abhängig zu machen. Dieser Grund ist der tiefste und berechtigtste unter den Gründen gegen das Wahlrecht der Menge. Man sagt, es liege im Wesen der Masse, unpolitisch zu sein und dem Staate die Machtmittel zu verweigern. Hier aber ist es doppelt nötig, über Deutschlands Grenzen hinauszublicken, wenn man Wahrheit haben will. Der Mangel an Verständnis für Machtpolitik ist keineswegs ein allgemeines Merkzeichen aller demokratisch wählenden Nationen. Amerika, England und Frankreich haben natürlich auch ihre Unterschiede in der Stellung der Parteien zu den Machtfragen, aber es würde ganz falsch sein, den abhängigen kleinen Mann im ganzen als unabänderlichen Gegner der Machtentfaltung nach außen anzusehen. Oft ist er gerade besonders voll von einem stürmischen Nationalismus, beängstigend eifrig, den Ruhm und die Ehre zu wahren. Es darf in keiner Weise als Lehrsatz hingenommen werden, daß die Massen immer den mächtigen Staatsleitern ein Mißtrauensvotum geben. Sie werden für Machtpolitik zu haben sein, sobald sie die Empfindung haben, daß die Machtpolitik ihnen nützt. Bei uns hat bisher diese Empfindung gefehlt. Der Nutzen unserer Machtpolitik war und ist sachlich vorhanden, aber er wurde durch Sozialistengesetz, Umsturzvorlage, Zuchthausvorlage, Wahlrechtsbedrohungen, Koalitionshemmungen so verschleiert, daß unsere große Massenpartei heute dem Staat und seiner Macht feindlich und scheinbar unversöhnlich gegenübersteht. Was ist aus dieser besonderen deutschen Lage nun zu schließen? Etwa daß wir unsere Wahlrechte wieder verkürzen sollen? Gewiß nicht! Es ist zu schließen, daß wir sie liberal handhaben und erweitern sollen, bis sich auch bei uns der Nutzen der Macht in politisches Empfinden der Menge umsetzt. Es mag das gewagt sein und nicht ohne Gefahr für den nationalen Staat. Wir geben das zu, heben nur gleichzeitig hervor, daß das gegenteilige Verfahren noch viel größere Gefahren in sich birgt, denn es entfremdet die Masse endgültig dem Staatsgedanken und macht sie für alle absehbaren Zeiten zu Gegnern des geordneten geschichtlichen Fortschrittes. Eine Masse aber, die der Staatsregierung bewußt feindlich gegenübersteht, kann zwar in Friedenszeiten mit aller ihrer Feindschaft verhältnismäßig wenig ausrichten, wird aber zum entsetzlichen Hemmnis des Sieges, wenn der Staat in Krieg verwickelt wird. Im Kriegsfalle rächt sich alles, was man im Frieden an den politischen Gefühlen der Menge sündigt.

* * *

Noch wogen die Wahlrechtskämpfe in allen Staaten östlich des Rheins durcheinander. In Süddeutschland siegt das Wahlrecht der Masse, in Norddeutschland sinkt es, in Oesterreich und Rußland ist alles unberechenbar. Ein großer Sieg des Wahlrechtes, sei es in Oesterreich, sei es in Rußland, würde auch Norddeutschland in neue Bewegung bringen. Wenn dieser Zeitpunkt kommt, müssen die Süddeutschen mithelfen, die Preußen zu einer politischen Achtung der Menge zu führen.

Rundschau.

Deutsche Ausländer.

„Wir Deutschen und wir Engländer können keinen Streit bekommen, denn zwischen uns bestehen keine Interessengegensätze.“ Das war die ehrliche Ueberzeugung des pensionierten Kgl. Großbritannischen Majors und Kgl. Preußischen Rittmeisters a. D. Ker Fox in den Tagen ernster Spannung kurz nach dem Krüger-Telegramm. „Und Südafrika?“ warf ich zweifelnd ein. „Südafrika bietet gar keine Schwierigkeit, denn das gehört uns Engländern; dort haben wir Deutschen nichts zu suchen.“ Bei diesem ritterlichen, abenteuerfrohen und liebenswürdigen Kinde von einigen fünfzig Jahren löste sich der patriotische Konflikt sehr einfach. Und sollte es doch einmal zum Streit zwischen den beiden gesündesten Völkern unserer Zeit kommen, dann wird der Nachkomme der englischen Parlamentsführer, wenn er noch irgendwo auf diesem kleinen Erdball im Sattel sitzt, vermutlich wie alle Kulturmenschen dies als das denkbar schwerste Unglück bedauern, aber ohne jeden innern Kampf unter die angestammte Flagge treten.

Wie verhalten sich in solchen Fällen die Deutschgeborenen mit einfacher oder doppelter Nationalität, die Pflichten gegen das Reich und gleichzeitig einen ausländischen Staat zu erfüllen haben? Die Kaufleute und Arbeiter draußen in der Fremde, denen selbst diplomatische Vertreter Deutschlands geraten haben, sich naturalisieren zu lassen, weil die bureaukratische Plackerei der Friedensübungen ihre wirtschaftliche Stellung gefährdete? Die deutschen Reservisten, die schließlich noch ihre 28 Tage bei der französischen Landwehr geübt haben, weil sie an lange Friedensjahre glaubten?

In einem Wort gesagt: Das Deutschtum wird in allen durch doppelte Nationalität oder leichten Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit hervorgerufenen Konflikten den Schaden haben. Wir wollen uns hier nur mit dem ersteren Falle, der Konkurrenz deutscher und ausländischer Staatsangehörigkeit, beschäftigen und gleich, als Ziel patriotischer Agitation wie als Gegenstand staatsrechtlicher Erwägung, die Grundsätze aufstellen, welche zur Beseitigung einiger besonders schweren Mißstände führen können. Unsere süddeutschen Politiker sollten erstreben, daß in die Reichsverfassung folgende Bestimmungen aufgenommen werden: „Deutsche Bundesfürsten oder Regenten, Mitglieder deutscher Volksvertretungen, Angehörige des deutschen Heeres und der kaiserlichen Marine sowie Beamte im unmittelbaren Reichs- oder Staatsdienste dürfen keine ausländische Staatsangehörigkeit besitzen. Personen dieser Art, welche beim Inkrafttreten dieser Bestimmung eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzen, werden, falls sie nicht binnen Jahresfrist die Entlassung aus dem ausländischen Staatsverband erwirkt haben, ihrer deutschen Staatsangehörigkeit verlustig. Der Bundesrat kann die Entlassung aus dem ausländischen Staatsverband nachlassen, falls innerhalb der Frist der Verzicht auf die ausländische Staatsangehörigkeit erklärt wurde.“

Daß den Gefahren und Unzuträglichkeiten der doppelten Nationalität nur mit dem Radikalmittel des Verbots der Konkurrenz abgeholfen werden kann, bedarf keines Beweises; daß dieses Verbot im Rahmen der Reichsverfassung erlassen werden darf und muß, ist ebenso selbstverständlich. Denn es handelt sich um Fragen der Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Volkes, deren anderweitiger Regelung Bestimmungen des partikularen Verfassungsrechtes und des Privatfürstenrechtes im Weg stehen, die natürlich dem Reichsrecht zu weichen haben. Es erübrigt daher — das vorgeschlagene Verfahren zur Durchführung des Gedankens leuchtet wohl dem politischen Praktiker ohne nähere Begründung ein — nur die Prüfung des zu treffenden Personenkreises, wobei einige wichtigere, heute im öffentlichen Interesse stehenden Fälle berührt werden können.

Bezüglich der Fürsten und Regenten wird durch die Bestimmung eine

Personalunion zwischen dem Deutschen Reich oder einem deutschen Bundesstaat und einem ausländischen Staate ausgeschlossen, was dringend nötig, wenngleich ein solcher Fall seit langem vermieden wurde und vielleicht auch künftig unwahrscheinlich ist. Möglich und schädlich ist er immerhin. In zweiter Reihe wird von den Fürsten, die in Deutschland regieren sollen, das Ausscheiden aus der fremden Staatsangehörigkeit und damit eine engere Verbindung mit ihrem Lande verlangt. Auch dies ist nur nützlich, und es mag hier dahingestellt bleiben, ob das deutsche Volk nicht beanspruchen kann, daß ohne Rücksicht auf das Privatfürstenrecht die Erbfolge von Ausländern überhaupt im Wege der Reichsverfassung abgeschafft wird. Darum kann man in Erwartung dieser Forderung einstweilen davon absehen, daß die Vorschrift auf die nicht regierenden Mitglieder deutscher Fürstenhäuser ausgedehnt werde.

Von besonderer Bedeutung ist das Verbot der doppelten Nationalität bei unseren Volksvertretern, worunter selbstverständlich die Mitglieder des Reichstags und beider Kammern aller Landtage zu verstehen sind. Ist es schon nicht ausgeschlossen, daß etwa Mr. Carnegie zum Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg ernannt würde und eines Tages im Preußischen Herrenhause erschiene, so wurde früher bereits auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß der englische Kapitalismus Vertretung im Reichstage finden könnte, was umso leichter möglich ist, als die in England geborenen Söhne deutscher Staatsangehöriger doppelte Nationalität besitzen. Viel wichtiger sind aber die heute schon in verschiedenen Herrenhäusern praktisch gewordenen Fälle mehrfacher Staatsangehörigkeit von Mitgliedern des standesherrlichen Hochadels. Unzweifelhaft bilden die Angehörigen der mediatisierten Familien einen hervorragend wertvollen Bestandteil unserer politischen Welt, im Gegensatz zu den österreichisch-ungarischen Verhältnissen. Und gerade die Vielseitigkeit ihrer in Deutschland fundierten Interessen sowie die Mitgliedschaft in mehreren parlamentarischen Körperschaften sind schätzbare Vorzüge, die verloren gingen, wenn man auf partikularem verfassungsrechtlichem Wege eingreifen und etwa den Sitz im Herrenhause von der ausschließlichen Staatsangehörigkeit in dem betreffenden Bundesstaat abhängig machen wollte. Gerade umgekehrt ist aber das Vorhandensein im Ausland fundierter Interessen, die Abhängigkeit von fremder Staatshoheit und die Zugehörigkeit zu außerdeutschen Parlamenten bei den heutigen politischen Verhältnissen für uns eine so bedenkliche Seite an einem deutschen Standesherrn, daß man auf einer zweifelsfreien Stellungnahme bestehen muß. Dadurch würde auch diesen alten Familien, die gegenüber unserem jungen Kaisertum vielfach frondierten, der feste Anschluß erleichtert und manche bedeutende Kraft für Diplomatie, Verwaltung und Parlament gewonnen werden. Auf der anderen Seite würde aber all den Ganzösterreichern und Halbfranzosen, den stark russisch beeinflußten und den belgisch-holländischen Kavalieren, kurz den unzuverlässigen Elementen der — sit venia verbo — hochadeligen Internationalen der recht bedeutende und oft verhängnisvolle Einfluß auf unsere Verhältnisse entzogen.

Eine baldige Einführung der oben vorgeschlagenen Verfassungsergänzung läßt vor allem ein Blick auf die heute in Süddeutschland mit Spannung und Ingrimm verfolgten Kämpfe um die Neugestaltung der württembergischen Volksvertretung erwünscht erscheinen. König und Volk, die Regierung und die große Mehrheit der zweiten Kammer sind einig in einer Verfassungsänderung, die jedenfalls einen Fortschritt im Sinne moderner konstitutioneller Regierungsform bildet, wenn sie auch an Folgerichtigkeit und ausgleichender Gerechtigkeit hinter der badischen zurückbleibt. Die erste Kammer mit Hilfe einer kleinen Minderheit des Abgeordnetenhauses droht abermals das wichtige Werk zum Scheitern zu bringen. Und in diesem Herrenhause übt durch Zahl und Einfluß

eine Reihe von Reichsausländern, die sich in der Stimmabgabe sogar vertreten lassen dürfen, eine bedeutende Wirkung aus, natürlich gegen das deutsche und württembergische Volksinteresse, mit dem die Herrn begreiflicherweise nur ungenügende Fühlung haben können. Das ist eine Tatsache, die nicht bloß in Württemberg als unerträglich, sondern von jedem Deutschen als unwürdig empfunden werden muß und unsere Juristen eigentlich mehr interessieren sollte, als die tausend Einzelheiten zivil- oder strafrechtlicher Reform, denen sie Kraft und Zeit widmen. Es ist überhaupt schwer verständlich, warum von der juristischen Theorie und den Praktikern aus Furcht und vornehmer Abneigung gegen alles Politische die staatsrechtliche lex ferenda so vernachlässigt wird, daß dies Gebiet fast nur noch ein Tummelplatz ungenügend geschulter Laien ist. Auf dieses Eingreifen der Reichsgesetzgebung in den württembergischen Verfassungskampf im allgemeinen deutschen Interesse möchte ich daher gerade hier aufmerksam machen; denn eine Besprechung in juristischen Fachzeitschriften ist heuzutage bei der Angst der Redaktionen vor der bösen Politik nicht zu ermöglichen.

Das Verbot der doppelten Nationalität bei Angehörigen des Heeres und der Marine trifft auch den Beurlaubtenstand und hat wohl bloß in kolonialen Verhältnissen einige Bedeutung. Hier würde es vermutlich ebensowenig Schwierigkeiten bereiten, wie bei den Beamten im unmittelbaren Reichs- oder Staatsdienst, wo die Anstellung von Ausländern im Bedarfsfall vertragsmäßig geschehen kann. Dagegen scheint die Ausdehnung des Verbots auf Beamte in mittelbarem Staatsdienst, auf Bedienstete oder vertragsmäßig Angestellte nicht erforderlich, da hier nicht wie beim Militär und dem unmittelbaren Staatsdienst Fragen der Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands in Betracht kommen.

Schließlich bin ich eine Erklärung schuldig, warum ich das Verbot der doppelten Nationalität auf einzelne Personenkreise beschränkt zu sehen wünsche und nicht einfach vorschlage, die deutsche Staatsangehörigkeit müsse den Besitz einer fremden ausschließen. Eine solche Forderung wäre in chauvinistischem Sinne folgerichtig, allein derartige Fragen bedürfen der kühlen Erwägung nach praktischen Gesichtspunkten. Und da zeigt sich gleich, daß diese Verallgemeinerung unseren Interessen schädlich wäre. Nicht bloß würden wir in zahllosen Fällen unsern in der Fremde lebenden Landsleuten das Dasein erschweren und ihnen den Wiederanschluß an das alte Vaterland benehmen, sondern wir würden sie geradezu veranlassen, ihr Deutschtum völlig aufzugeben, weil die zwangsweise Wahl zwischen zwei Nationalitäten fast immer zur Naturalisation im Auslande führt, besonders bei den im fremden Staatsdienst Angestellten. Erschwert würde auch oft die Naturalisation Fremder in Deutschland, was sich z. B. bei der jetzigen Praxis bezüglich der Aufnahme von Oesterreichern und Ungarn in den badischen Staatsverband sofort zeigen würde. Dann ist aber die doppelte Nationalität als solche durchaus nicht schädlich, sondern sie befördert das Verständnis und die Annäherung unter den Völkern, also Frieden und Kultur. Schädlich wird sie erst, wenn es sich um Personen mit unmittelbarer Einwirkung auf unser staatliches und politisches Leben handelt; dieser Kreis scheint mir aber in meinem Vorschlage richtig begrenzt. Daß bei seiner Durchführung eine doppelte Nationalität bei im Reiche wohnhaften Personen nur in seltenen Ausnahmefällen möglich sein wird, versteht sich von selbst, aber gänzlich bedeutungslos sind diese doch nicht, wie das Beispiel der nicht regierenden, aber erbberechtigten Mitglieder deutscher Fürstenhäuser beweist.

Vielleicht bietet sich später eine Gelegenheit, in diesen Blättern nachzuweisen, daß es noch mancherlei Fragen gibt, die der Lösung im Wege des Ausbaus unserer Reichsverfassung harren, Fragen, an deren befriedigender Lösung wir Süddeutschen ein ganz besonderes nationales, nicht partikularistisches Interesse haben.

Karlsruhe. Otto Bielefeld.

Sozialpolitische Briefe aus Bayern.

4.

Während der bayerischen Metallarbeiteraussperrung im heurigen Sommer ereignete sich in München folgende charakteristische Geschichte. Drei von der Firma Krauß u. Cie. ausgesperrte Arbeiter begaben sich von der Hackerbrücke durch die Hauptverkehrsstraße Münchens geraden Weges zum Münchener Kindl-Keller, wo ein Generalappell der Ausgesperrten stattfinden sollte. Unterwegs schloß sich ihnen eine Anzahl anderer Ausgesperrter an, die sich ebenfalls auf dem Weg zum Münchener Kindl-Keller befanden. In dieser friedlichen Betätigung — denn das Wandeln von Arbeitern auf der Straße bildet nicht einmal nach dem bayerischen Polizeistrafgesetzbuch eine Uebertretung in Bezug auf die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit — wurden sie plötzlich durch das Dazwischentreten eines Schutzmannes gestört. Die Münchener Schutzmannschaft war nämlich — wahrscheinlich aus Anlaß der Huldigung streikender Metallarbeiter vor dem Schillerdenkmal — angewiesen worden, strengstens darüber zu wachen, daß seitens feiernder Arbeiter kein öffentlicher Aufzug veranstaltet werde. Für öffentliche Aufzüge in bayerischen Städten und Ortschaften hat der Unternehmer, Leiter oder Ordner nach dem Vereinsgesetze von 1850 die Zustimmung der betreffenden Gemeindeverwaltung zu erholen und sodann die Genehmigung der Distriktspolizeibehörde nachzusuchen. Die Sache ist also mit Umständlichkeiten verknüpft, weshalb im Bedarfsfalle, z. B. wenn kunstbegeisterte Jünglinge einen scheidenden Mimen im Triumphzug nach Hause zu bringen beabsichtigen, das Gesetz meistens umgangen wird. Diese Verletzung des Gesetzes kann nun aber an dem, welcher den öffentlichen Aufzug veranlaßt, dazu eingeladen, ihn geordnet oder geleitet hat, mit Geldstrafe bis zu 100 Mark geahndet werden. Damit dies freilich geschehen könne, muß mindestens Ein Mensch vorhanden sein, welcher als Veranstalter der Sache gelten kann. Denn im andern Fall wäre niemand, der sich kurz vor oder nach Geschäftsschluß in der Hauptverkehrsstraße Münchens bewegt, davor sicher, wegen „öffentlichen Aufzugs“ bestraft zu werden. Im gegebenen Fall war nun nicht der geringste Anhaltspunkt dafür vorhanden, daß irgend wer einen „Aufzug“ veranstaltet habe. Unglücklicherweise befand sich aber an der Spitze der harmlos Einherwandelnden ein Mensch von besonders magerer und langer Gestalt, welcher dem Schutzmann anscheinend infolge dieser seiner Körperbeschaffenheit nebst seinen beiden Begleitern hinreichend verdächtig erschien, das Haupt einer Verschwörung zu sein. Die Drei erhielten denn auch einen Strafbefehl zugestellt. Auf eingelegten Einspruch hin hatten die Richter indessen ein Nachsehen und sprachen die Verbrecher in beiden Instanzen frei.

Nicht immer erfreuen sich Arbeiter, welche bei einer Streikbewegung verdächtig geworden sind, mit den Strafgesetzen in Konflikt gekommen zu sein, solcher Nachsicht seitens der Behörden. Ja, auch ohne daß überhaupt ein Verdacht bestünde, kommt es vor, daß Arbeiter in der erlaubten und zur Ausübung des Koalitionsrechtes unentbehrlichen Tätigkeit des Streikpostenstehens durch die Polizei gehindert, eventuell sogar verhaftet werden. Sowohl das gemeine Strafrecht wie die spezielle Strafbestimmung des § 153 der Gew.O. findet gegen in Ausübung des Koalitionsrechts befindliche Arbeiter eine derartige Anwendung, daß für streikende oder ausgesperrte Arbeiter fast eine Kunst dazu gehört, nicht mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten. Noch nie zuvor haben in Bayern — wie übrigens in ganz Deutschland — die Verurteilungen von Streiksündern so sehr die Kritik herausgefordert, wie in diesem Jahr der großen Aussperrungen. Während die bayerischen Unternehmer straflos viele Tausende von Arbeitern durch Anwendung von Drohungen, durch Ehrverletzung

oder Verrufserklärung bestimmten oder zu bestimmen versuchten, an Verabredungen zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht teilzunehmen, oder ihnen keine Folge zu leisten oder von solchen Verabredungen zurückzutreten, wurden Hunderte von bayerischen Arbeitern gestraft, weil sie mit ganz den gleichen Mitteln den umgekehrten Zweck verfolgten. Und das von Rechtswegen. Denn § 153 der Gew.O. bedroht nur denjenigen mit Strafe, welcher mit solchen Mitteln eine Koalition aufrecht zu erhalten, nicht aber auch denjenigen, welcher sie mit denselben Mitteln zu vernichten sucht. Zu der Unbilligkeit des Gesetzes gesellt sich die Unbilligkeit seiner Anwendung. Denn bei dem herrschenden Klassenvorurteil wird der Zwang zur Organisation, sofern er von Arbeitgebern gegen Arbeitgeber geübt wird, — auch das kommt häufig vor, wie sich z. B. bei der Münchener Bauarbeiteraussperrung gezeigt hat — fast nie geahndet. Arbeitgeber müssen schon selbst streiken, wie dies in diesem Jahre die Münchener Fuhrwerksbesitzer tatsächlich getan haben, wenn auch ihre Koalitionsvergehen ruchbar werden und zur Kognition des Strafrichters gelangen sollen. Aber auch dann noch wird nicht immer mit gleichem Maße gemessen, wie folgendes Vorkommnis beweist. Zwei Fuhrwerksbesitzer in München, die einem Kollegen, weil er sich nicht an dem im Mai ausgebrochenen Streik der Lastfuhrwerksbesitzer beteiligte, ins Gesicht gespuckt und ihm unter Beschimpfungen die Pferde ausgespannt hatten, wurden vom Schöffengericht beim Kgl. Amtsgericht München I je zu zwei Tagen Gefängnis verurteilt. Wenige Tage darauf wurde von demselben Gericht ein Maschinist, der während der Metallarbeiteraussperrungen einem Arbeitswilligen ebenfalls ins Gesicht gespuckt und ihn gleichfalls beschimpft hatte, zu drei Wochen Gefängnis verurteilt. Die Streikjustiz der deutschen Gerichte wird um ihres Klassencharakters willen von Sozialpolitikern aller Schattierungen — man vergleiche z. B. die Ausführungen Dr. Zimmermanns auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß — fortgesetzt aufs schärfste getadelt. Mit bitteren Empfindungen wird ihr auffallender Mangel an Einheitlichkeit und Uebereinstimmung mit der sonstigen Praxis der Gerichte festgestellt. Ein und derselbe Ausdruck, wie z. B. das Wort: „Streikbrecher,“ wird von dem einen Gericht mit mehrwöchiger Freiheitsstrafe geahndet, während ein anderes Gericht auf Freisprechung erkennt. Dabei stehen die über Streiksünder verhängten Strafen im schreiendsten Mißverhältnisse zu den Strafen, welche die Gerichte beispielsweise bei Kindsmißhandlungen, bei Uebertretungen der Vorschriften der Arbeiterschutzgesetze und ähnlichen Reaten zu verhängen pflegen. Ein Bäckermeister, der seinen Lehrling barbarisch mißhandelt und seinen eigenen Vater, der sich aus Erbarmen ins Mittel legte, derart gegen einen Tisch geschleudert hatte, daß der alte Mann einige Rippen brach, wurde vom Schöffengericht beim Amtsgerichte Bamberg kürzlich mit drei Wochen Gefängnis bestraft, während das Schöffengericht beim Amtsgericht München II gegen einen Organisationsführer, der einen Arbeiter durch Drohung zum Beitritt zu seiner Gewerkschaft zu bestimmen suchte, Gefängnisstrafe von einem Monat erkannte. Derartige Unstimmigkeiten ereignen sich täglich. Oft scheint es, als ob die Wahrung berechtigter Interessen, welche bei dem Vergehen der Beleidigung im Sinne des gemeinen Strafrechts als Schuldausschließungsgrund gilt, bei der nach gemeinem Recht straflosen „Ehrverletzung“ und „Verrufserklärung“ des § 153 der Gew.O. von den Gerichten als Straferhöhungsgrund angesehen würde. Selbst eine so gänzlich veraltete Gesetzesbestimmung, wie es das bayerische Verbot des „blauen Montags“ ist, findet zuweilen eine Anwendung, welche die Kritik geradezu herausfordert. Zu derselben Zeit, in der die Direktion der Maschinenfabrik Augsburg straflos einige tausend Arbeiter zum Verfeiern ganzer Wochen zwang, bestrafte das Amtsgericht Dorfen zwei Knechte mit je 8 Tage Haft,

weil sie den blauen Montag gefeiert hatten. Hier ergab sich aus dem Feiern der Knechte schlimmsten Falls eine vorübergehende Verlegenheit für einen oder zwei Bauern, dort wurden zahlreiche Familien der Gefahr der bittersten Not ausgesetzt. Dabei hatten die Augsburger Arbeiter kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie zum Teil organisiert waren. Nur deshalb wurden sie ausgesperrt; denn sie hatten keine Lohnforderung gestellt. Dieselben Augsburger Arbeitgeber aber, welche die Organisierten auf diese Weise zum Austritt aus ihren Organisationen zu zwingen versuchten, organisierten im selben Augenblick die Nichtorganisierten, — alles, ohne durch das Gesetz im mindesten behindert zu sein!

Der unbefriedigende Zustand des geltenden Koalitionsrechtes und der darauf gegründeten Polizei- und Gerichtspraxis wird durch das veraltete Vereins- und Versammlungsrecht und die Art und Weise seiner Handhabung noch unleidlicher gemacht. Nach der neuesten Judikatur gibt es in Bayern so gut wie gar nichts mehr, was die Polizei nicht als „öffentliche Angelegenheit" behandeln und zum Vorwand nehmen könnte, einen Verein zu einem politischen zu stempeln; zumal für einen Arbeiter wird es in Zukunft in Bayern kaum mehr möglich sein, eine öffentliche Versammlung ohne vorgängige polizeiliche Anmeldung einzuberufen, ohne sich der Gefahr der Bestrafung auszusetzen. Auch hiefür ein paar Beispiele. In Fürth war ohne vorherige polizeiliche Anmeldung eine Einladung zu einer Versammlung ergangen, in welcher eine Referentin über das Thema sprach: „Der Arbeiterfrauen Kampf um Brot und Recht". Dieses Thema fällt nach der Ansicht des Fürther Amtsanwalts unter den Begriff „öffentliche Angelegenheit", weil das Wort „Recht" eine Beziehung zur Staatsgewalt andeute, die das Recht mit Erzwingbarkeit ausstatte. Das Gericht erkannte im Anschluß an ein Urteil des obersten Gerichtshofs vom 5. Januar 1905, daß auch die soziale Lage des Arbeiterstandes als solche und die Bestrebungen desselben in dieser Richtung den, die Gesamtheit unmittelbar interessierenden Angelegenheiten zugezählt und folgegemäß als „öffentliche Angelegenheiten" behandelt werden müssen. Jenes Urteil des obersten Gerichtshofs bezog sich auf eine Versammlung — ebenfalls in Fürth —, in der ein Redner über das Thema „Alkoholfrage und moderne Arbeiterbewegung" sprach. Nach der ausdrücklichen Feststellung des Gerichts wurden hiebei die Bestrebungen der Arbeiter in politischer Richtung gar nicht erwähnt, noch wurde die Alkoholfrage irgendwie in Beziehung zum Staat oder einem anderen öffentlichen Körper gebracht. Allein nach dem Vereinsgesetz kommt es nicht auf die Art der Behandlung, sondern auf das Thema selber an. Daß dieses in den beiden erwähnten Fällen mit Notwendigkeit eine unmittelbare Beziehung zum Staat und zu seiner Gesetzgebung oder Verwaltung erkennen lasse, wie dies nach bayerischem Recht zum Begriff der „öffentlichen Angelegenheiten" gehört, leuchtet durchaus nicht ein, da beide Themata der wissenschaftlichen, insbesondere der geschichtlichen Behandlung zugänglich sind. Nun könnte man sich mit solcher ausdehnenden Interpretation eines veralteten Gesetzes noch einigermaßen befreunden, wenn dieses Gesetz durch die Organe der Verwaltung wenigstens gleichmäßig gehandhabt würde. Auffallen muß es aber, daß die Nachrichten über strenge Handhabung der vereinsgesetzlichen Bestimmungen immer wieder aus Nürnberg, Fürth, Hof und Augsburg kommen, den Hauptsitzen der bayerischen Industrie, obwohl das Gesetz natürlich auch sonst in Bayern in zahlreichen Fällen übertreten oder umgangen wird. In München erregte es kürzlich selbst in der sozialdemokratischen Presse Befremden, daß der Minister des Innern — und zwar ganz in Uebereinstimmung mit dem Gesetze — ein Beamtenkomitee, bestehend aus den Vorständen verschiedener Beamtenverbände, das die Wünsche der Beamten in bezug auf ein zu

schaffendes Beamtengesetz formulieren sollte, für einen politischen Verein erklärte. So sehr ist man gewöhnt, die Strenge des Vereinsgesetzes sonst nur gegen Arbeiter angewendet zu sehen. War in diesem Fall das Vorgehen der Behörden formell ganz korrekt, so muß es die erheblichsten Bedenken auch vom rechtlichen Standpunkte aus erregen, wenn in Augsburg eine Versammlung mit der Tagesordnung: „Lassallefeier", die von dem Einberufer als öffentliche angezeigt worden war, als Versammlung eines politischen Vereins erklärt wurde, weil der Einberufer gleichzeitig Vorsitzender des sozialdemokratischen Vereins Augsburg ist. Mit demselben Rechte könnte jede Bismarck- oder Reichsgründungsfeier, zu welcher der Vorsitzende eines politischen Vereins im eigenen Namen einlädt, als Vereinsversammlung behandelt werden. Daß dies in Wirklichkeit niemals geschieht, braucht nicht besonders versichert zu werden. An jener Lassallefeier in Augsburg hatten u. a. auch ca. 15 Arbeiterfrauen teilgenommen, und der Einberufer wurde bestraft, weil er der Aufforderung des überwachenden Polizeikommissars, diese auszuweisen, nicht nachgekommen war. Selbst nach dem „verbesserten" bayerischen Vereinsgesetze dürfen nämlich volljährige Frauenspersonen Versammlungen eines politischen Vereins nicht anwohnen, soferne es sich nicht um Vereine handelt, welche nur den besonderen Berufs- und Standesinteressen bestimmter Personenkreise oder nur den Zwecken der Erziehung, des Unterrichts und der Armen- und Krankenpflege dienen. In den fünf Augsburger Vororten, Göggingen, Haunstetten, Kriegshaber, Oberhausen und Pfersee, in welchen das Groß der Arbeiterfamilien untergebracht ist und welche merkwürdigerweise noch nicht eingemeindet sind, herrschen die unglaublichsten Wohnungszustände. Wasserleitung und Kanalisation sind nur vom Hörensagen bekannt. Eine Reihe von Häusern besitzt überhaupt keine Aborte, in der überwiegenden Zahl der Fälle befinden diese sich außerhalb der Gebäude. Ueberall finden sich Versitzgrube und Pumpbrunnen in unmittelbarer Nähe beieinander neben häufig durchlässigen Abort- und Dunggruben. Von 12000 vorhandenen Schlafräumen besitzen nur 3422 den in bayerischen Zuchthäusern als Minimum vorgeschriebenen Luftraum, und $^1/_2$ bis $^2/_3$ der Schlafräume sind nicht heizbar. Das Schlafgängerunwesen ist zwar weniger ausgedehnt, als in den Mietskasernen der Großstädte; aber soweit es vorhanden ist, führt es auch hier zu den gröbsten Mißständen in sittlicher Beziehung. Angesichts sanitärer Wohnungszustände von dieser Art wird jeder billig Denkende den Augsburger Arbeiterfrauen wenigstens ein natürliches Recht nicht aberkennen, sich auch in allgemein politischen Vereinen zu betätigen, zumal in solchen, welche die Zwecke der Erziehung und des Unterrichts nicht gering schätzen und die Notwendigkeit der Armen- und Krankenpflege durch Verbesserung der Arbeitsverhältnisse in den Textilfabriken und durch Beseitigung des Wohnungselends mit Hilfe des Staats und der Gemeinde verringern wollen.

Die bescheiden genug zugemessene Vereins- und Versammlungsfreiheit der Arbeiter und Arbeiterinnen wurde neuerdings in Bayern noch weiter verkürzt, indem den Staatsdienern die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei und die Teilnahme an sozialdemokratischen Versammlungen verboten wurde. Eine in München veranstaltete Versammlung von Schutzleuten, welche sich mit deren Berufs- und Standesangelegenheiten beschäftigte, wurde unter Hinweis auf den Aufruhr-Paragraphen aufgelöst und eine Wirtschaft in Straubing wurde vom Kriegsminister mit dem Militärboykott belegt, weil während des Wahlkampfs eine sozialdemokratische Versammlung dortselbst stattgefunden hatte. Vielleicht wird wenigstens diese letztere Maßregel in Bälde wieder aufgehoben, nachdem das „bayerische Vaterland" dieselbe als eine Verletzung der Rechte des Mittelstands gebrandmarkt hat.

Diese Beispiele würden hinreichen, die augenblickliche sozialpolitische Situation

in Bayern zu charakterisieren. Das Bild zeigt keine Freude erweckende Farben. Einen Lichtpunkt bedeutet es immerhin, daß die bayerische Regierung nun endlich die Arbeitszeit in den Staatswerkstätten verkürzt und den neunstündigen Maximalarbeitstag eingeführt hat. Zwei Ereignisse von einschneidender Wichtigkeit aus jüngster Zeit tragen aber dazu bei, den guten Eindruck dieser sozialpolitischen Tat zu verwischen. Es handelt sich um die Stellungnahme der bayerischen Regierung zu den Tarifverträgen und zur Fleischnot.

Den Männerstolz vor industriellen Fürstenthronen, welcher aus ihrem berühmten Tariferlaß vom heurigen Frühjahr sprach, hat die bayerische Regierung anscheinend alsbald wieder bereut. Schon im Mai nahm sie Veranlassung, auf den Protest hin, welcher auf der Berliner Tagung des Bundes der Industriellen zum Ausdruck kam, ihrem Erlaß offiziös eine „allseits befriedigende" Auslegung geben zu lassen. Kürzlich hat sich nun auch die oberbayerische Handels- und Gewerbekammer mit der Angelegenheit beschäftigt und beschlossen, dem Ansuchen des Verbands bayerischer Metallindustrieller beizutreten, die bayerische Regierung möge ihren Erlaß wieder zurücknehmen. Dies ist nun tatsächlich halb und halb geschehen, indem die Regierung erklären ließ, die Fabrik- und Gewerbeinspektoren seien angewiesen, nicht in allen Fällen auf den Abschluß von Tarifverträgen hinzuarbeiten, sondern nur dann, wenn der Tarifvertrag sowohl im Interesse des Unternehmers wie des Arbeiters liege. Aus dieser Erklärung spricht dieselbe Verkennung der Natur des Tarifvertrags, wie aus den Urteilen des höchsten deutschen Gerichtshofs, der den Tarifvertrag bekanntlich als eine Verabredung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen behandelt. Diese Auffassung beruht auf einer völligen Verkennung des Wesens des Tarifvertrags. Dieser hat nicht in erster Linie die Funktion, beide Kontrahenten zu befriedigen und das „so wünschenswerte gute Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern herbeizuführen" — wenn dies auch tatsächlich eine wichtige Nebenwirkung guter Tarifverträge ist —, sondern er hat die Funktion, die Vertragsposition der Parteien des sogenannten freien Arbeitsvertrags aus einer bloß formell zu einer tatsächlich gleichen zu machen. Durch die kollektive Vertragsschließung soll verhindert werden, daß die Bedingungen des individuellen Arbeitsvertrags dem vereinzelten und in seiner Vereinzelung ohnmächtigen Arbeiter jederzeit beliebig diktiert werden können. Denn es ist bekannt, daß, wo immer dies möglich war, die Herabdrückung der Arbeiterschaft in die unwürdigsten Lebensverhältnisse die unausbleibliche Folge gewesen ist. Der Tarifvertrag ist darum nirgends notwendiger, als gerade dort, wo die Interessen des Unternehmers und die Interessen der Arbeiter sich am schroffsten gegenüberstehen: im Bereich der kapitalistischen Großbetriebe. Hier ist neben der Möglichkeit auch die Neigung zur Festhaltung des sogenannten Hausherrenstandpunkts auf der Arbeitgeberseite am größten, während den Arbeitern zum Teil nicht nur die Kraft, sondern infolge Verkümmerung des Charakters häufig auch der Mut zur Geltendmachung ihrer entgegengesetzten Interessen fehlt. Indem die bayerische Regierung ihre Förderung des Abschlusses von Tarifverträgen auf jene Fälle beschränken will, wo sie als im beiderseitigen Interesse liegend anerkannt sind, (— und infolgedessen auch ohne das Dazutun der bayerischen Regierung geschlossen werden —), kapituliert sie gerade vor denjenigen Unternehmern, die sie zur Anerkennung des Prinzips der Tarifverträge durch jedes erlaubte Pressionsmittel zwingen müßte, auch wenn diese sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben. Abgesehen von ihrer moralischen und sonstigen Autorität stehen ihr ja als bedeutender Abnehmerin der großen Industrie derartige Pressionsmittel in reicher Auswahl zu Gebote. Indessen — die Bureaukratie ist zwar in Bayern absolut, aber doch nur insoweit, als sie es versteht, den einflußreichen

Bevölkerungsklassen in wichtigen Dingen ihren Willen zu tun. Sie hält gegenüber dem Landtag die Fiktion aufrecht, nur der Krone verantwortlich zu sein und sich um das Mißtrauen von Kammermehrheiten nichts zu kümmern. Allein man hat es doch vor gar nicht langer Zeit erlebt, daß ein bayerischer Minister die Ablehnung eines Gesetzesvorschlags, welcher gewisse großkapitalistische Interessen verletzte, durch die Kammer der Reichsräte zum Anlaß der Einreichung seines Abschiedsgesuchs nahm. Gebietet nun die Rücksichtnahme auf die Kammer der Reichsräte der bayerischen Regierung, es mit großkapitalistischen Interessen nicht allzusehr zu verschütten, so zwingt sie die Rücksicht auf die Mehrheit der Kammer der Abgeordneten noch viel mehr, es mit den agrarischen Interessenten, die in Bayern bekanntlich überwiegend dem mittleren Bauerntum angehören, ja nicht zu verderben. Letzteres erklärt zur Genüge ihre Haltung zu der Frage der „Fleischnot“. Nach dem Urteil sachverständiger Leute war die Fleischteuerung schon nach der Viehzählung vom 1. Dezember 1904 bestimmt vorauszusehen, zumal die deutsche Kartoffelernte und die Futterernte in ganz Mitteleuropa 1904 eine schlechte gewesen war. Da die Kenntnisnahme von derartigen Dingen nicht unbilligerweise zu den normalen Leistungen einer guten Regierung gerechnet wird, vollends einer, die in landwirtschaftlichen Fragen so beschlagen ist, wie die bayerische, so hat man dieser mit Recht einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie nicht rechtzeitig die Initiative ergriffen hat, dem kommenden Notstand vorzubeugen. Die Belehrung der Bauern über die zu erwartende Steigerung der Rentabilität insbesondere der Schweinezucht, hätte zu diesem Behufe vollständig genügt. Die bayerische Regierung verteidigt sich daher gegen den schweren wider sie erhobenen Vorwurf schlecht, wenn sie sich darauf beruft, daß sie doch nicht nach Belieben regnen lassen könne. Auch hätte sie bei gutem Willen längst Schritte unternehmen können, um den herrschenden Notstand wenigstens ein wenig zu lindern. Zur Zeit dürfen über die russische Grenze monatlich 1360 Schweine in Oberschlesien eingeführt werden; vom 1. März 1906 wird dieses Kontingent erhöht werden; vom gleichen Zeitpunkte an darf unter bestimmten Kautelen auch über die österreichische Grenze ein neues Kontingent in Bayern und Sachsen eingeführt werden. Wenn nun das russische Schwein No. 1361 vom 1. März nächsten Jahres ab nicht mehr als seuchengefährlich gilt, so ist gar nicht einzusehen, warum man es nicht schon jetzt herein läßt, wo die Schweinefleischpreise diesseits der russischen Grenze doppelt so hoch sind, wie drüben. Der bayerische Minister des Innern entschuldigt sich damit, daß der Erlaß von Ausführungsbestimmungen und die Verständigung mit Rußland und Oesterreich-Ungarn zur Kompetenz des Bundesrats gehöre, und der Reichskanzler entschuldigt die Saumseligkeit des Bundesrats damit, daß noch von keiner Regierung, auch nicht von der bayerischen, ein Antrag auf vorzeitige Invollzugsetzung der betreffenden Bestimmungen der Handelsverträge bei ihm oder beim Bundesrat eingelaufen sei. Gleichzeitig versichern beide, — der Reichskanzler und der bayerische Minister des Innern —, daß sorgfältigste Erhebungen über das Vorhandensein und die Gründe der Fleischteuerung eingeleitet und dem Abschlusse nahe sind. Die bayerische Regierung wurde aber schon unterm 2. Mai d. Js. durch eine Eingabe der städtischen Kollegien von Nürnberg in nachdrücklichster Weise auf die Fleischteuerung aufmerksam gemacht. In dieser Eingabe hieß es unter anderem: „Aus der mitfolgenden, vom magistratischen Referenten gefertigten Tabelle ist ersichtlich, daß der Durchschnittspreis für ½ Kilogramm (1 Pfund) Ochsenfleisch, mittlere Qualität, seit Monat April l. Js. 80 Pf. beträgt. Eine solche Höhe hat der Ochsenfleischpreis in den letzten 11 Jahren noch niemals erreicht. Gleichzeitig ist auch der Preis für das Fleisch anderer Viehgattungen außerordentlich in die Höhe gegangen und haben die hiesigen Wirte — siehe die beiliegende

Bekanntmachung der vier Wirtevereinigungen Nürnbergs vom 4. d. M. — die Preise für Mittag- und Abendtisch, dann für kalte Speisen um 15—25 Prozent erhöht." In den Sommermonaten stiegen die Preise in den bayerischen Städten auf eine für den Arbeiter demnächst unerschwingliche Höhe. In München und Augsburg kostet das Schweinefleisch seit August 90—95 Pfennig das Pfund. Protest über Protest lief ein. Oeffentliche Versammlungen, Fleischer- und Gastwirtsverbände, die Stadtverwaltungen und die Direktionen der Schlacht- und Viehhöfe lieferten ganze Mengen von Material zu der immer brennender werdenden Frage. Fünfzig Metzgermeister waren in München allein gezwungen, ihre Betriebe einzustellen. Während die Abnahme des Konsums von Rind- und Schweinefleisch immer offenkundiger wurde, berichteten die Zeitungen über Zunahme der Pferde- und Hundeschlachtungen und ein nationalliberales Blatt kam, wahrscheinlich angeregt durch die berühmte wissenschaftliche Lehre von der Elastizität des Haushaltungsbudgets, auf den rettenden Gedanken, den Arbeitern als Ersatz für Schweinefleisch den Genuß von Wildpret, Geflügel und Seefischen zu empfehlen. Die bayerische Regierung aber blieb untätig. Nichts als einige vage Vertröstungen, daß die Kalamität nur eine vorübergehende sein werde. Im gleichen Augenblick aber versicherte der preußische Landwirtschaftsminister scherzenden Mundes, daß im nächsten Jahr alles wohl noch ein bischen teurer werden würde. Und letzteres scheint auch durchaus plausibel. Vom 1. März 1906 an werden nämlich, soweit nicht die geschlossenen Handelsverträge Ermäßigung bringen, die Zölle per Dz. für Rindvieh von 9 Mk. auf 14,40 Mk., für Schweine von 5 Mk. auf 14,40 Mk., für geschlachtetes Fleisch von 15—17 Mk. auf 27—30 Mk. steigen, und wenn die amerikanischen Handelsverträge keine bedeutende Ermäßigung der Zölle auf Futtermittel enthalten werden, so besteht kein rationeller Grund für die Annahme, daß die Fleischnot nur eine vorübergehende sein werde. Selbst wenn mit einer sehr raschen Vermehrung des inländischen Schweinebestands gerechnet werden dürfte, so ist doch nach den bisherigen Erfahrungen mit einer entsprechenden Hebung der inländischen Rindviehzucht aus mehreren Gründen nicht zu rechnen. Die Leistungsfähigkeit der bayerischen Landwirtschaft entspricht in dieser Richtung in keiner Weise den Opfern, welche aus Mitteln der Gesamtheit seit Jahr und Tag zu ihrer Hebung gebracht wurden, und dem Lob, welches ihre aus „offiziellem" Munde bei jeder Gelegenheit gespendet wird. In München ist es die ständige Klage der Metzger, daß die bayerische Landwirtschaft nicht im stande sei, den Markt mit auch nur einigermaßen zureichenden Mengen an Großvieh erster Qualität zu versorgen. Im Jahre 1904 ging die Zufuhr von Großvieh aus Bayern zum Münchener Schlacht- und Viehhof um 13238 Stück zurück. Von einer Gesamtzufuhr von 106570 Stück Großvieh lieferte die bayerische Landwirtschaft nur 62247 Tiere. Nach Angabe des Schlachthofdirektors Magin kamen in München 1904 von 30000 geschlachteten Ochsen 26000 aus Oesterreich. Hieran sind zweifellos weder die Schlachthausgebühren noch die Metzger noch die dreimal vermaledeiten Zwischenhändler schuldig. Selbst während der herrschenden Teuerung bleibt der Auftrieb bayerischen Viehs zum Münchener Markt ganz ungenügend. In einer im September veranstalteten Versammlung des bayerischen Fleischerverbands berichtete ein Metzgermeister, er habe im Auftrage der Münchener Metzgerinnung mehrere Fahrten auf ländliche Viehmärkte unternommen, auf denen nach Angabe der Zentrumsblätter Schlachtvieh zu billigem Preise zu finden war; er habe aber nur minderwertiges Vieh gefunden, für das geradezu unverschämt hohe Preise gefordert worden seien. Ein anderer teilte mit, man habe versucht, durch Inserate in 19 Blättern Schweine von den Landwirten direkt zu kaufen. Hierauf seien 64 Zuschriften von Zeitungsexpeditionen eingelaufen, die sich um die Aufnahme des Inserates

bewarben, aber nur 22 Anmeldungen von Schweinezüchtern, welche ihre Tiere zum Verkauf anboten. Und in einem Marktberichte der „Münchener Neuesten Nachrichten“ von Anfang Oktober hieß es: „Die Markthallen im Schlacht- und Viehhof stehen seit heute nachmittag leer. Der höchste Preisrekord seit Bestehen des Schlacht- und Viehhofes ist heute offiziell bestätigt. Das aus Oesterreich-Ungarn zugeführte Vieh wurde trotz der horrenden Preise bis auf das letzte Stück aufgekauft, selbst die minderwertigste Ware mußte um ganz enorme Preise abgenommen werden. Der Bestand an bayerischem Vieh war heute für die Fleischversorgung Münchens vollständig irrelevant.“ —

Bei dieser Sachlage, und da mit einer Suspension der Zölle einstweilen noch nicht zu rechnen ist, wird auch die von der Regierung in Aussicht genommene Einberufung der sogenannten „Fleischversorgungskommission“ wenig helfen. Diese Kommission wurde aus Anlaß der letzten Fleischteuerung im Jahre 1902 gebildet. Da ihre Mitglieder indessen die Ursache der Fleischteuerung in erster Linie in den Verhältnissen des Zwischenhandels suchten, so blieben ihre Maßnahmen ohne dauernde Wirkung auf die Preise. Genau so wird es vermutlich auch dieses Mal und wird es immer von neuem gehen, so lange, bis die Städte und die Industrie in der bayerischen Kammer unter einem gerechteren Wahlsystem zu der ihrer steuerpolitischen Bedeutung entsprechenden Vertretung gelangt sein werden. Dann wird es mit Hilfe des „Großteufels“ vielleicht gelingen, das Zentrum aus der Herrschaft zu vertreiben und dem Cliquenwesen in den Stadtverwaltungen, — in Bayern ein altes Krebsübel! — ein Ende zu machen. Dann wird auch die bayerische Regierung davon Akt nehmen, daß es in der Welt außer Beamten und Offizieren, Bauern und Handwerkern, Fabrikanten und Hausbesitzern noch eine bisher gänzlich vernachlässigte Klasse von Menschen gibt: Hausfrauen und Konsumenten. Dann werden die heute verpönten Konsumvereine neben den ländlichen Genossenschaften zu ungeahnten Ehren kommen und die Parteien werden aufhören, in gewerblichen Dingen, z. B. in der Warenhausfrage, miteinander um die Palme der Rückständigkeit zu raufen. Einstweilen jedoch, bis dieses goldene Zeitalter angebrochen ist, agitieren die Rabatt- und Sparvereinsfreunde des Zentrums mit Unterstützung liberaler Innungsfanatiker auf Tod und Leben gegen die Arbeiterkonsumvereine, und die k. b. Polizei verbietet Plakate, in denen zum Protest gegen den „Fleischwucher“ eingeladen wird.

München. Max Prager.

Süddeutsche Erzähler.

Es scheint, als verrücke sich der Schwerpunkt deutscher Literatur allgemach immer deutlicher von Nord nach Süd, wie ja für die musikalische Entwicklung schon längst der Süden viel wichtiger geworden ist als der Norden. Und war schließlich nicht sogar das Stürmlein gegen Boecklin ein Symptom für das Unbehagen gegenüber der trotz alledem uneinnehmbaren Stellung Süddeutschlands in künstlerischen Dingen?

Ein kleiner Stoß von süddeutschen Erzählungen hat sich im Regale angesammelt. Alles ist dabei vertreten: die leichte Schnurre, die nachdenklich stimmende Skizze, der breitausgeführte Roman, die Erziehungsgeschichte, das psychologische Kunstwerk. Aber auch alle Täler und Gaue haben sich eingefunden, Tyroler, Bayern, Schwaben, Schweizer. Es ist eine blühend bunte und reiche Welt, von der in diesen Bänden erzählt wird, und gerade jetzt, da die trüben Tage kommen mit den frühen Abenden und den langen Nächten, da bei der Lampe fromm Geleuchte der Inhalt von Büchern lebendig wird und zu

träumerischem Innehalten mitten im Lesen lockt, scheint der Augenblick günstig, von der letzten Ernte unserer süddeutschen Erzähler zu sprechen.

Drei fröhliche Schnurren hat Rudolf Greinz in dem Bande „Das goldene Kegelspiel“ (Leipzig, Staackmann) vereinigt; derbe und schlaue Geschichten aus Tyrol, wie man sie wohl erzählt, wenn der Rote besonders gut schmeckt: vom genarrten Bettelstanzer von Burgeis, den die Pascher in ein altes Weib verwandeln und den geschwärzten Kaffee selbst an den Adressaten befördern lassen; vom alten Esel, der nochmal heiraten will und durch die in der Dreikönigsnacht mit der Gabe des Sprechens begabten Tiere seinen baldigen Tod erfährt — eine Geschichte von echt volkstümlichem grausigem Humor; vom Stiegel Bader, der sich den widerspenstigen Schwiegervater buchstäblich weich siedet, bis er das Jawort gibt. Greinz erzählt ausgezeichnet, mit jener leichten Art, allerhand kecke Drücker und Lichter aufzusetzen, wie unsre fabulierlustigen Gebirgler wirklich erzählen. Schon etwas ernster sind manche der zehn Geschichten von Karl Wolf, deren erste, „Die alte Posterin“, dem Bande den Namen gegeben hat (Innsbruck, A. Edlinger). Wolf, der Erfinder und Entdecker des urwüchsigen Paars Sixt und Hartl, wächst sichtlich als Künstler. Mehr und mehr weicht die Lust am Spaß und Spiel sinnvollem Humor, und neben recht harmlosen aber hübsch erzählten Anekdoten finden sich schlicht ergreifende Schicksale, wie die Geschichte vom Leuchter, oder die rührende Begebenheit von der Allerseelenhenne, oder von der Zenoburger Hex, oder das Prachtstück „Abgeblitzt“, das grade so gut von Anzengruber sein könnte. Künstlerisch auf einer ganz andern Höhe freilich stehen „Die Braven und die Schlimmen“, Geschichten aus Bayern und Tyrol von Helene Raff (Berlin, Paetel). Eine dieser Novellen kennen unsre Leser schon — wir haben sie im vorigen Jahre gebracht: „Sein Sieg“, die einfache und starke Darstellung eines schlichten Geschehnisses. Einfach und stark und sonderbar zu Herzen gehend ist auch die erste Novelle des Bandes, die von der hühnenhaften Emerenz, die soviel Bitternis aushalten muß, bis sie zu ihrem bescheidenen Stücklein Glück kommt. „Was der Simele nicht weiß“ könnte in seiner schalkhaften Weisheit auch von Rosegger sein. In den größeren Erzählungen des Bandes, wie „Streitende Mächte“ zeigt sich Helene Raff als Meisterschülerin Paul Heyses, dem sie das Ganze gewidmet hat. Ein Kabinettsstück, wie wir deren nicht allzuviele haben, ist Franz Brugger, etwa in der Art der besten Sachen aus den Lettres de mon Moulin. Helene Raff ist ein ausgesprochenes Erzählertalent. Ihre Technik steht auf der Höhe ihrer Probleme. Mit sicherer Hand zeichnet sie, kräftig und gerade, Strich um Strich; sie tüftelt nicht, läßt sich nicht gehen, mit ruhiger Gelassenheit führt sie ihre Erzählungen zu einem richtigen, abschließenden Ende. Ein ebenso starkes, noch in voller Entwicklung befindliches Talent ist A. Supper. Ihr Sammelband von Schwarzwald-Erzählungen nennt sich „Da hinten bei uns“ (Heilbronn, Salzer). Die erste Novelle heißt: „Wie der Adam starb“; die letzte: „Johann Kusterer auf Abwegen“. Unsere Leser kennen beide und werden bestätigen, daß Frau Supper eine novellistische Begabung von ganz außerordentlicher Originalität ist. Ihre Fähigkeit, mit einem einzigen knappen Wort und Strich zu charakterisieren ist eminent, und findet sich in dieser Stärke nur bei Ludwig Thoma, dem allerdings von der tiefen, innigen Herzensgüte dieser Erzählungen etwas zu wünschen wäre. Es war uns eine wahrhafte Genugtuung, beide Stücke zu bringen, und wenn unsre Leser etwa noch die ergreifende Studie „Nix Bsonders“ oder gar „Auch Eine“ auf sich wirken lassen oder den herzlichen Humor von des Vikars neuer Methode, werden sie einen starken und bleibenden Eindruck erhalten. Wenn Frau Supper ihre Begabung so ausbildet und zügelt, daß sie von der Skizze zur größern Novelle und zum Romane fortschreitet, ohne an Originalität einzubüßen, dann

haben wir eine neue Ebner-Eschenbach. Der menschliche Gehalt in diesen Schwarzwälder Dorfgeschichten ist so reich und ächt und rein, daß wir sie zum wertvollsten des letzten Jahres zählen. Von Ernst Zahns „Helden des Alltags“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) erinnern manche an die lauteren Helden der Supper. Nur daß Zahns Gebiet weiter, seine Begabung wuchtiger, sein Vortrag geschlossen ist. Was ihn aber auszeichnet, ist eben diese wahrhaft herzwärmende Güte, die aus seinen Geschichten herüberleuchtet. Helden des Alltags! Verena Stadler schreitet, starken Herzens und ruhigen Antlitzes, dem Reigen voraus, die einfache Magd, die neben dem minderen Manne pflichtfreudig schafft, — eine der schönsten Gestalten der neueren schweizer Dichtung! Wen führt sie an der festen Hand? Das Leni, das tapfere, zwölfjährige Mägdlein, das nach der Mutter Tod resolut Haus und Wirtschaft führt, und in dem Augenblick, da es dem Bruder sein Liebes- und Lebensglück schön trocken unters Dach gebracht hat, sich zum Sterben hinlegt. Noch viele andre folgen dem Paar: der wilde Geiger, der Troger Jakob, der nur im Hochtal oben in einsamer Sennhütte noch geigt, wo ihn keines Menschen Ohr hören kann; und der brave, tapfre Kaplan Longinus, der so jung sterben muß auf öder Bergpfarre; und das reckenhafte Geschwisterpaar, das soviel in zwei winterlichen Kriegsnächten durchmachen hat müssen, daß Schmerz und Not sie für immer zusammengeschmiedet haben; und Vinzenz Püntiner, der im Rate alles gilt und der wehrhafteste Mann der Landesgemeinde ist, und standhaft in den Tod geht, seine sinnlose Leidenschaft für des Bruders Weib zu ersticken: Helden des Alltags, alle, alle, starke Schicksale im trotzigen Herzen verschließend, und lieber an ihnen zugrunde gehend, als feige sich selber untreu zu werden! Fest und hart stehen diese Schicksale da, wie die Berge, zu deren Füßen sie sich abspielen, und mit wilder, ungestümer Kraft rauschen sie vorbei, den Bergbächen gleich, die aus großen Höhen kommen. Es ist bei aller Gemütstiefe eine mannhafte, beinahe reckenhafte Art von Novellistik, wie Ernst Zahn sie pflegt; ernst und markig, ohne Sentimentalität, von fester Manneshand entworfen und streng durchgeführt.

Auch der Hochgebirgsroman hat sich gewandelt. Ganghofer, dessen „Hohen Schein“ ich im Aprilheft anzeigte, geht seit geraumer Zeit immer ernsteren Problemen nach, und ein Roman wie „Der Kroatersteig“ von Anton Freiherrn von Perfall (Stuttgart, Bonz) zeigt so recht, wie sehr auch diese Gattung sich vertieft und zum Menschlich-Bedeutsamen durchgerungen hat. Noch freut sich auch in diesem neuesten Buche Perfall seiner Kunst, Schicksale und Abenteuer bunt und spannend zu knüpfen, aber durch all diese Buntheit leuchtet Menschenliebe, die uralten und ererbten Haß versöhnen hilft, und nicht mit dem Unglücke, sondern mit tapferer Pflichterfüllung der Enkel die Schuld der Ahnen zu sühnen trachtet. Es ist kein billiger Optimismus, mit dem Perfall durch drei Generationen hindurch die Lebensläufe der Kroaterischen zu endlichem Glücke führt, sondern mit Müh und Schweiß, mit Entsagung und Arbeit muß Stück um Stück und Zoll um Zoll dem Fluche abgerungen werden, der über dem Verräterhause lastet.

Der Lebenslauf eines Knaben ist der Inhalt von Hermann Hesses Geschichte „Unterm Rad.“ [1]) (Berlin, S. Fischer). Eines normal begabten Jungen Leben und Leiden! Zu früh zwängt ihn die unselige Begabung unters Rad der lateinischen Schule, zu schwer drückt auf die schwachen Knabenschultern die Vorbereitung aufs Landexamen, und da sein Geschick ihm die schwere Ehrenlast des Zweiten in der Prüfung auflädt, geht der arme Junge bald an den Forderungen des Gymnasiums zugrunde: nervenkrank in die kleine Heimatstadt zu-

[1]) Adam Karillon bespricht sie eingehender auf Seite 568 ff. dieses Heftes.

rückgekehrt, entgleitet er dem rauhen Leben jäh, und eines bleichen Morgens treibt ein schmächtiger Körper auf dem Flusse. Hatte er sich selbst getötet? Wars ein Unglück? Schwermütig und leise, wie ein altes Volkslied, klingt dies Leiden eines Knaben aus, und eine rührende Gestalt steht Hans Giebenrath, der vom Rade der Schule Zermalmte, vor unsern Augen.

Emil Strauß läßt sich Zeit, aber was er schreibt, ist ersten Ranges. Seine „Kreuzungen" (ebenfalls bei S. Fischer, Berlin) zeigen es aufs neue. Kreuzungen, das will sagen: alles das Neigen Herzen zu Herzen, das wunderliche Hin und Her von Liebe und Erkalten, das sanfte Abglühen großer Leidenschaft, das sanfteste Aufglänzen neuer Lieb und neuen Lebens. Unter Umständen, die gemeinere Naturen unlöslich aneinandergeschmiedet hätten, lösen Hermann und Elfriede sich: mochte der Frühlingsüberschwang der Leidenschaft sie sich nahe gebracht haben, jede Art ehelichen Zusammenlebens kann nur ihr Gegensätzliches herausarbeiten, und ruhig und in tiefster, innigster Dankbarkeit reichen sie sich die Hände zum Abschied für immer. Ein anderes Mädchen wird, unmerklich aber unaufhaltsam, in Elfriedens leergelassenen Platz hineinwachsen, die junge Klara, die in redlicher Arbeit ums tägliche Brot aus einem oberflächlichen Backfisch ein tapferes Mädchen wird und ein begehrenswertes Weib.

Auf die steilste Höhe führt den Leser Jakob Christof Heers „Wetterwart" (Stuttgart, Cotta). Heer, der zuvor einige Skizzen veröffentlicht hatte, trat mit seinem Roman „An heiligen Wassern" plötzlich als ein Ganzer und Fertiger vor das lesende Publikum, und ein Ganzer ist er geblieben, dessen Namen man nennt, wenn man die Allerbesten nennt. Ein wundersames Tagebuch ist es, das der Wetterwart auf der meteorologischen Station des Feuersteins führt, sich die lange Winterzeit zu kürzen. Ein wundersam Gemisch von Lebensbeichte und Tagebuch dessen, was er gegenwärtig fühlt und was der Telegraph des treuen Schulmeisters von Selmatt ihm hinaufträgt. Grelle Geschicke aus großer Höhe gesehen — vorbei, vorbei! Vorbei, liebe Jugenddämmerung im einsamen Hochtal von Selmatt! Vorbei, Bergsturz, der das Dorf begrub! Vorbei, trotzige Lehrjahre in Hamburg, heiße Mannesjahre in Mexiko, Heimatfluch und Heimatflucht, Fahrten im Ballon in Sturm und Bläue! Vorbei die beiden seligsten Gestalten: Duglörli, die holde, zärtliche Jugendgeliebte, und Abigail, das berauschend schöne Weib! Alles und Alle vorbei. Nur ein stolzer Mann sitzt träumend auf dem hohen Feuerstein und bevölkert sich die weißschimmernde Gletscherpracht mit den glühendsten Gesichten aus allen Weltteilen, mit Märchenformen und Zauberfarben, bis die Krankheit ihn zwingt, in die Niederung des Tals herabzusteigen, damit ihm Gottlobe, die heißgeliebte Tochter, die Augen zudrücken könne.

Noch einmal überblicke ich die Reihe dieser Erzählungen: Welches Leben! Welche Welt! Wieviel Kraft und stolzer Frohmut lebt darin, und welch edle Tapferkeit des Herzens! Alt sei sie geworden, unsere Literatur? Seht her, wie jung sie ist, wie reich und schön, und das Lob der heimatlichen Erde singt, heimischer Scholle und heimischen Himmels Lob und die Geschicke der Männer und Frauen der Heimat. Und all das die Ernte eines Jahres! Und alles Garben süddeutscher Lande! Deß freuen wir uns von Herzen.

München. Josef Hofmiller.

Zwei neue Schweizerromane.

Die Romane „Flut" von Jakob Wiedmer[1]) und „Lebensdrang" von Paul Ilg[2]) sind nicht nur durch den Schauplatz, auf dem sie spielen und

[1]) Im Verlag J. Huber u. Cie. in Frauenfeld 1905.

[2]) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1906.

durch die Lebensverhältnisse, welche sie beleuchten wollen, sondern auch durch die Vaterlandszugehörigkeit ihrer Verfasser Schweizerromane. Jakob Wiedmer ist ein Berner, aus dem Emmental gebürtig, wo das Pfarrhaus Jeremias Gotthelfs liegt; Paul Ilgs Heimat ist in der Ostschweiz zu suchen, am Untersee im Kanton Thurgau. Beide Verfasser sind noch junge Männer und treten zum erstenmal mit größeren Werken vor die Oeffentlichkeit. Und eins ist ihnen noch gemeinsam: daß sie, bevor sie zur schriftstellerischen Feder griffen, in durchaus unliterarischen Lebenskreisen ihre Jugendjahre hinbrachten, dafür aber die Wirklichkeit und das Volk durchweg anders kennen lernten, als dies den Studierstubenliteraten möglich ist. Paul Ilg wurde mit dreizehn Jahren schon in eine Gießerei gesteckt, war später Kaufmannslehrling in verschiedenen Geschäften der französischen und der deutschen Schweiz, wurde im „struggle of life" einmal sogar dazu gebracht, es mit der Karriere des Hotelkochs zu versuchen — dies alles, bevor er sein neunzehntes Jahr erreicht hatte. Spät erst gelang es ihm, sich die Mittel zum Besuch von Universitätsvorlesungen (in Zürich) zu verschaffen, doch im wesentlichen ist seine Bildung die des Autodidakten geblieben. Und ebenso verhält es sich mit dem Berner Jakob Wiedmer, der als blutjunger Mensch in merkantilem Beruf nach Athen gelangte, wo er allerdings seinen handelsmännischen Spekulationsgeist auch im Ankauf antiker Kunstwerke für das Berner Museum mit Glück bewährte, für dasselbe historische Museum, in das er neulich als Vizedirektor seinen Einzug gehalten hat. Vorher aber war er ein paar Jahre lang Gasthofbesitzer und Wirt im Berner Oberland. Nun — dergleichen Lebensläufe sind wir in der Schweiz an unsern Schriftstellern längst gewohnt und man weiß es ja auch in Deutschland, daß der erfolgreichste unserer schweizerischen Romandichter — Ernst Zahn — seit vielen Jahren Inhaber und ungemein praktischer Leiter der großen Bahnhofrestauration in Göschenen (an der Gotthardbahn) ist, nebenbei bemerkt übrigens auch Landrat und Kriminalrichter des Kantons Uri.

Es erweckt nun von vornherein ein günstiges Vorurteil, wenn wir sehen, wie Männer, deren tägliche Arbeit in der Bewältigung materieller Aufgaben bestand, sich trotz dem Druck, den solche Arbeit auf das geistige Leben ausüben kann, der inneren Forderung poetischen Schaffens auf die Dauer nicht zu entziehen vermochten. Man ahnt, daß da wirkliche Berufung mit im Spiele ist und vor allem, daß solche Schreibende uns etwas zu sagen haben. Und welchen Wert die von ihnen unter harten Bedingungen erlangte Lebenskenntnis für die Realistik ihrer Phantasiegebilde haben muß, das wurde bereits angedeutet. Fehlt es doch auch nicht an Beispielen des Gegenteils, wo die gar zu raffinierte literarische Bildung eines von Jugend auf fein geschulten Geistes einem ebenfalls bedeutenden Talent hinderlich wird; ich denke an den hochbegabten Basler Schriftsteller Carl Albert Bernoulli, dessen Schweizerroman „Der Sonderbündler"[1]) in seiner geistreichen Vielgeschwätzigkeit doch ein gar zu verkünsteltes Werk jener Sorte Romandichtung ist, die man als „Bildungsbelletristik" bezeichnen könnte.

Was nun die beiden neuen Schweizer Autoren Jakob Wiedmer und Paul Ilg betrifft, so haben sie außer ihrer Landsmannschaft und ihrem autodidaktischen Lebensgang nichts Gemeinsames, so daß es notwendig ist, von ihren Büchern getrennt zu handeln.

„Flut" von Jakob Wiedmer ist insofern für deutsche Leser der aktuellere Roman, als sie in dem Buche die Wechselbeziehungen geschildert finden, welche sich zwischen dem allsommerlich in die Schweiz sich ergießenden Fremdenstrom

[1]) S. Fischer, Berlin 1904.

und der daselbst einheimischen Bevölkerung ergeben. Der Touristenstrom ist die Flut, nach welcher der Roman benannt wurde. „Diese Flut" — so lesen wir im ersten Kapitel — „schwillt von Jahr zu Jahr, und mit ihr wächst die Zahl derer, die von ihr das Glück erhoffen und ihren Launen sich anvertrauen. Kaum einer ist, der nicht sein Teilchen zu erhaschen sucht von dem, was sie bringt. Stille Buchten werden geräuschvolle Häfen und auf die höchsten Bergesgipfel erzwingt der Mensch mühelosen Zugang; unbekannte Dörflein werden berühmt, und wo ehedem kaum einige genügsame Hirten ein spärliches Fortkommen fanden, prangen heute stolze Paläste." Und nun kommt der Verfasser auf den „Weiler Stägen" zu sprechen, unter dem er das weltbekannte Wengen überm Lauterbrunnental meint, wo er selbst als Gastwirt die Erfahrungen gesammelt hat, die er in seinem Roman verwertet. Wie Wengen, das auf seinem Bergplateau liegende idyllische Dörfchen durch den Bau zweier Eisenbahnen — zuerst der ins Tal hineinführenden Linie, dann der Wengernalpbahn, an die sich in jüngster Zeit die Jungfraubahn angegliedert hat — das Hotelstädtchen wurde, das wir alle kennen, und was diese Wandlung für einen Einfluß auf die Bewohner, auf ihre wechselseitigen Beziehungen hatte, das bildet, summarisch gesprochen, den Inhalt des Romans. Das Buch Wiedmers hat daher, wenigstens für uns in der Schweiz, nicht nur die Bedeutung eines Beitrags zur Unterhaltungsbelletristik, sondern ist eine Schrift von volkswirtschaftlichem Werte, ein Traktat über die große soziale Angelegenheit der Fremdenindustrie. Und zwar will es eine Warnungsschrift sein. Dieser materiell wichtigste Faktor des schweizerischen Alpenlandes soll zwar gepflegt, aber nur so gepflegt werden, daß das schweizerische Volkstum nach der idealen Seite keine Schädigung erleide. Die Fremdenindustrie darf nicht — wie das im „Weiler Stägen" geschehen — zum krankhaften Fieber ausarten, sie darf den Sinn des Bauern für die Bodenkultur, für Familienleben, für die guten Beziehungen vom Nachbar zum Nachbar nicht ruinieren.

Dabei ist aber Wiedmers „Flut" doch ein echter Unterhaltungsroman; denn über alle diese volkswirtschaftlichen und sozialethischen Angelegenheiten wird vom Verfasser nicht theoretisiert; auch seine Personen behandeln sie nicht diskutiv, sondern aus der Führung der Handlung und aus einigen ungemein lebendig erfaßten Charakteren ergibt sich die leitende Idee. Und das sei auch sogleich festgestellt, daß der Verfasser zu guter Menschenkenner ist, als daß er etwa auf eine schönfärberische Darstellung der Zustände vor dem Einbrechen der Flut des Touristenstromes verfallen wäre; er ist weit entfernt davon, uns glauben zu machen, seine „Stägener" Bauern seien vor der Berührung mit den Fremden eine Art arkadischer Hirten gewesen, die von Neid und Dünkel und Klatschsucht und Schnapsgenuß nichts gewußt hätten. Sein Roman hat also durchaus nichts Volksschmeichlerisches etwa in dem Sinne, als ob erst die Fremden einen Verderb der Sitten in die Schweizer Alpen hineingetragen hätten. Nur zeigt er allerdings, wie nun die fieberhafte Sucht nach scheinbar mühelos zu gewinnenden Reichtümern alles, was ohnehin an schlimmen Eigenschaften in den Leuten verborgen lag, zu verhängnisvoller rascher Entwicklung bringt. Der Roman mußte, um dies alles zu veranschaulichen, zu einer Art Familienchronik des ganzen Dörfchens werden; die Fülle der Geschehnisse und der Gestalten gibt ihm beinahe den imponierenden Charakter eines Epos. Und wirklich haben wir in dieser bäurischen Aelpler-Ilias einen Achill, der, fern vom Lager der Achäer sitzend, mit den andern Griechen in Hader lebt. Der Holzschnitzer Eicher, dessen kleines Besitztum, abseits von den Wohnungen der andern Leute, am Waldrand liegt, spielt diese Rolle, indem er so ziemlich der Einzige ist, der so lange als möglich den schädlichen Einflüssen der Fremdenindustrie und den damit verbundenen Intrigen der Gemeindematadoren zu trotzen wagt. Am fesselndsten wird der Roman

da, wo dieser ehrliche Kunsthandwerker zur Tochter seines Feindes, des Ulrich Aaregger, eines alten schlauen Fuchses und zugleich des mächtigsten Mannes in der Gemeinde, in intime Beziehungen tritt. Wir erleben da eine tragisch verlaufende Liebesgeschichte, die in zartesten Tönen gehalten ist und einen tief rührenden Eindruck zurückläßt.

J. Wiedmer hat sich durch diesen Roman als Volksschriftsteller und zwar als einen nicht unberufenen Nachfolger seines großen Landsmannes Jeremias Gotthelf eingeführt. Mit Jeremias Gotthelf hat er den ethischen Ernst gemeinsam, ferner die gründliche Kenntnis des Volkes, in dem er aufgewachsen ist, die Liebe zu den Kernnaturen, den Groll gegen alle nur oberflächliche Kultur, die das Wurzelechte im Volk ausrottet und durch nichts besseres zu ersetzen weiß. Auch wie er einer auf frommer Herzenseinfalt beruhenden Religiosität das Wort redet, aber dem Konventikelchristentum der sich in geistlichem Hochmut gefallenden „Stündeler" in der Person jenes Ulrich Aaregger zu Leibe geht, stimmt mit Gotthelfs religiösen Anschauungen wohl überein. Vor allem aber hat Wiedmer auch etwas von Gotthelfs plastischer Gestaltungskraft und von Gotthelfs Humor. Das soll nun nicht heißen, es sei uns in Wiedmer ein neuer Gotthelf erstanden. Ein so überquellender Reichtum an Phantasie und Gemüt wie der des einstigen Pfarrers von Lützelflüh in Verbindung mit einem so scharfen Weltverstand ist ein seltener Glücksfall. Aber wenn wir bei dem Vergleich gerecht sein wollen, müssen wir z. B. doch auch hervorheben, daß man in Wiedmers „Flut" nirgends jenen in den Predigton verfallenden Betrachtungen begegnet, mit denen Jeremias Gotthelf so oft den Fluß der Handlung unterbricht. Und wenn andererseits der Roman „Flut" stellenweise etwas Ermüdendes hat, so liegt die Schuld mehr am Stoff als am Verfasser, da es durch diesen Stoff gegeben war, daß die Geschichte sich über einen Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren hinziehen und die einzelnen Etappen der mit jedem neuen Sommer immer weiter vordringenden Fremdenflut schildern mußte, wobei es nahezu unmöglich wurde, jene Wiederholungen zu vermeiden, welche ja schon im Wechsel der Jahreszeiten und der den Menschen hiedurch auferlegten Beschäftigungen liegen. Man muß sich im Gegenteil wundern, wie der Verfasser bei solchem ihm durch den Gegenstand auferlegten Einerlei doch so viel Abwechslung in sein großes Alpengemälde zu bringen und eigentlich öde Stellen zu vermeiden gewußt hat. Man spürt überall den mächtigen seelischen Anteil, den er selbst an seinen Gestalten und ihren Schicksalen nimmt. Das nachdenkliche Buch ist daher gewiß wert, auch in Deutschland gekannt zu werden; vielen Lesern wird es eine genußreiche Erinnerung gewähren an ihren Aufenthalt im Berner Oberlande und manchen auch zum Bewußtsein bringen, daß zwischen dem Touristenwandervolk und der in besuchten Gegenden einheimischen Bevölkerung eine Wechselwirkung besteht, die mit der Hotelrechnung und den Trinkgeldern nicht erledigt ist. —

Für den Roman „Lebensdrang" von Paul Ilg kann, obschon er ebenfalls in der Schweiz spielt, von einer solchen aus den örtlichen Beziehungen gewonnenen aktuellen Bedeutung nicht die Rede sein. Dafür ist er in zeitgenössischem und universalerem Sinne aktuell als der überall seine lebendigen Modelle findende Roman des jungen Menschen unserer Tage, der in heißem Lebensdurst und ohne große Gewissensskrupel von der Welt Besitz ergreifen will wie ein Eroberer. Das ist nicht mehr wie in Oktave Feuillets „Roman d'un jeune homme pauvre" der vor allem den Schild seiner Ehre blank haltende, etwas sentimentale junge Mann, der jeden andern Lebenssieg verschmäht, wenn er nur an Edelmut unbesiegt bleibt. In diesem Roman gespenstet vielmehr der rücksichtslose Geist eines Cecile Rhodes, obwohl die Geschichte, die uns Paul Ilg erzählt, in philisterhaften Kreisen der Stadt Zürich sich zuträgt und stofflich einen Ausschnitt aus

der Häuserspekulations- und Gründerepoche vorstellt, welche wohl keiner aufblühenden jungen Großstadt erspart bleibt. Auch Nietzsches Lehre vom Willen zur Macht blitzt im raschen Verlauf der packenden Handlung auf wie die Flämmchen an den Drähten einer elektrischen Bahn. Und ihre Kraft beweist sie am Leser darin, daß er nicht umhin kann, dem vielfach gegen die bürgerliche Moral sich versündigenden jungen Menschen, der der Held des Romans ist, den Lebenssieg zu wünschen, den er dem Schicksal mit zum Teil verwerflichen Mitteln abzutrotzen sucht. Wir unterliegen der Bezauberung, die auch gewisse Gewaltmenschen der italienischen Renaissance durch ihre Willensstärke auf uns ausüben, wenn wir ihre Geschichte lesen. Und ich erinnere mich, indem ich dies niederschreibe, wie Jakob Burckhardt, wenn er vor uns Schülern des Basler Pädagogiums von dem „frevelhaften Cesare Borgia“ sprach, in dieses „frevelhaft“ einen Akzent unwillkürlicher Bewunderung legte, den seine jungen Zuhörer sehr wohl herausspürten.

Man muß indessen nicht glauben, Paul Ilgs „Lebensdrang“ sei eine Art Verbrecherroman. Wenigstens ist er es nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes; was da an Verbrecherischem geschieht, „bleibt in der Familie“, so daß das Buch hiedurch zu einer unheimlichen Bestätigung der Redensart vom überall vorhandenen „Skelett im Hause“ wird. Auch ist die ganze geistige Konstruktion des Werkes eine zu feine, als daß man es zu dem üblichen Kriminalroman in Beziehung setzen dürfte. Paul Ilg, der, wie wir bereits wissen, nach drangvoll verlebten Knaben- und Jünglingsjahren, in Zürich studierte, hat vor allem auch den Einfluß der Dichtungen des großen Züricher Meisters Gottfried Keller an sich erfahren und aus ihnen wohl zu allem Ursprünglichen seiner eigenen Natur das Beste zugelernt. Sein „Lebensdrang“ ist sogar ein Gegenstück zu einer der Novellen Kellers, zum „Schmied seines Glückes“. Nur hat Keller in seiner Novelle von dem listigen John Kabys dieses Zurechtschusternwollen des eigenen Schicksals mit dem behaglichen Humor des alternden Mannes lustig ad absurdum geführt und den Helden zu einer lächerlichen Figur gemacht, während der selbst noch junge Verfasser von „Lebensdrang“ im Glückshunger der Jugend und in ihren hiedurch hervorgerufenen verzweifelten Lebenskämpfen die ernste, tragische Saite schwirren fühlte und deren Schwingungen seiner Dichtung mitzuteilen suchte, was sein gutes Recht war. Wie die Lichter des am Waldsaum im Schnee frierenden und hungernden Wolfes sind die begehrlichen Blicke, die in Großstädten die draußen stehende, aber ihr leidenschaftlich pulsierendes junges Blut spürende Armut in die festlich geschmückten Räume der Reichen sendet. In Ilgs Roman nun wird das Interesse an dem Jüngling noch dadurch gesteigert, daß Martin Link — so hat der Verfasser seinen Helden genannt — keine roh materielle Natur ist, sondern nach dem Besitz von Reichtum und Macht nur strebt, weil er ahnt, daß diese Güter ihm ein durch Schönheit verfeinertes Leben ermöglichen werden. Auch wird Martin Link, dem übrigens Anfechtungen des Gewissens nicht vollständig fremd bleiben, durch den Verlauf der Ereignisse zuletzt zu der Erkenntnis geführt, daß sein Versuch, durch rein sinnliche Gewalten von der Welt Besitz zu ergreifen, ihn keinen dauernden Gewinn hätte erreichen lassen. Wenn sein abenteuerlicher Beutezug dennoch einen verhältnismäßig glücklichen Ausgang nimmt, so hat er dies nur dem Umstande zu danken, daß die Frau, die noch schwerer gefehlt hatte als er selbst, von der nun sein ferneres Schicksal abhängt, ihm im Bewußtsein ihres größeren Frevels und auch in Erinnerung ihrer früheren gemeinsamen Liebesbeziehungen seine Verirrungen vergibt. Das mag auf den ersten Blick frivol erscheinen, wie man auch das Goethesche Lustspiel „Die Mitschuldigen“ als frivol bezeichnet hat. Nur liegt es doch auch wieder von der christlichen Idee nicht allzuweit entfernt, wonach wir einander nicht richten, sondern

wechselseitig verzeihen sollen im Bewußtsein eigener vielfacher Verschuldung. Moralisten mag es allerdings verletzen, daß Martin Link schließlich im Genuß seiner auf widersittliche Weise erlangten Eroberung bleibt und zwar als Gatte der Tochter der reichen Frau, mit der er wenige Monate vorher selbst in einem sträflichen Liebesverhältnisse gelebt hatte. Hier dürfte aber — mehr als die Reue Martin Links — in Betracht fallen, daß die beiden Schuldigen ihre sündige Vergangenheit um der unschuldigen Tochter willen, deren Lebensglück sie nicht zerstören durften, mit der ewigen Nacht der Verschwiegenheit bedecken und als gleichsam ungeschehen betrachten mußten. Es tritt hier die schöne Wahrheit zutage, daß es menschlicher ist, das Lebensglück eines ahnungslosen, guten und unschuldigen Mitmenschen zu hüten, als es durch ein dem Sittengebot dargebrachtes rücksichtsloses Sühnopfer für immer zu zerstören. Daß es freilich auch das Bequemere bleibt, das erniedrigt die beiden Schuldigen, die diesen, wenn man will, weichlicheren Weg einschlagen müssen, vor ihrem eigenen Bewußtsein und wird für sie somit doch auch eine Art Buße. Wie fern übrigens der Verfasser davon war, die moralischen Verirrungen seines Helden gering anzuschlagen, dafür spricht am deutlichsten der einer Ballade C. Spittelers entlehnte Vers: „Die stärksten Seelen gehn am längsten fehl", den Ilg seinem Buche als Motto vorangestellt hat.

In einer gedruckten Ankündigung des Verlags wird gesagt, der Roman des jungen ostschweizerischen Dichters erinnere in manchen Tönen an Gottfried Kellers herbes Alterswerk, den „Martin Salander". Dies ist hauptsächlich in stofflicher Beziehung wahr. Indem der junge Streber, von dem Ilgs Roman handelt, als armer Schreiber in die Dienste eines Züricher Häuserspekulanten und Millionärs tritt, ergibt es sich von selbst, daß wie im „Martin Salander" so auch in diesem Buche die moralische Verlotterung eines nur von materiellen Interessen geleiteten Bürgertums scharf aufs Korn genommen wird. Und hier mögen sich auch sprachliche Aehnlichkeiten zwischen dem Meister und dem Schüler ergeben. Nur ist in Ilgs Roman das Tempo ein viel rascheres als im „Martin Salander", ja, man kann es ein stürmisches nennen, so daß die Leidenschaftlichkeit der Handlung auch stilistisch sich wiederspiegelt, was in künstlerischer Beziehung natürlich einen sehr guten Eindruck macht. Dürfte man Schriftstellern nach ihrem Stil Wappentiere zuteilen, so würde ich dem Verfasser von „Lebensdrang" den springenden Leoparden geben, dem Verfasser von „Flut" den fest und breitbeinig dastehenden Alpenstier.

Bern. J. V. Widmann.

Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen.[1])

Es gibt ein kostbares Bekenntnisbüchlein, in dem Anton Springer, der Geschichtsschreiber und Kunsthistoriker, berichtet, wie er, der im Schatten eines Klosters aufgewachsene Czeche, ein deutscher Mann und „ehrlicher Protestant" geworden sei. Springer wendet sich, wie in vertraulichem Gespräch, an seine Angehörigen und gewinnt so den Mut zu rückhaltloser Offenheit und die rechte Stimmung zu behaglicher Kleinmalerei. An diese Selbstbiographie eines aus unsrer Nachbarmonarchie herstammenden Professors, der mehr war als „Professor," mag man sich gemahnt fühlen, wenn man die Aufzeichnungen zur Hand nimmt, mit denen wir das Lebensschifflein des Wiener Philologen und Philosophen Theodor Gomperz bis zum Einlaufen in den Hafen der akademischen Lehr-

[1]) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

tätigkeit begleiten dürfen. Freilich, Gomperz denkt sich einen andern Hörerkreis, als der Verfasser jenes biographischen Testaments, etwa die Freunde seiner „griechischen Denker" — so spricht er zurückhaltender, objektiver, man möchte sagen akademischer. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der sieht doch ein ganz ähnliches Menschenschicksal vor seinen Augen sich erfüllen . . .

Gomperz gehört einer vornehmen jüdischen Familie an, einem Kaufmanns- und Gelehrtengeschlecht, dem schon der Große Kurfürst 1661 ein Privilegium verlieh; noch sein Vater hielt „an den Observanzen seines Stammes mit Fanatismus fest;" ein Chorherr des Augustinerstifts zu Alt-Brünn, sein Lehrer Franz Bratranek wird sein geistiger Befreier — denn, so befremdlich es klingen mag, „das Königskloster zu Brünn ist ein Herd der Aufklärung, ein Sitz des freigeistigen Jung-Hegeltums gewesen." Wie mancher der Besten seines Stammes hielt es Gomperz trotzdem für Ehren- und Gewissenssache „der alten Religionsgemeinschaft nicht zu entsagen." Und wenn er sich damit auch für lange Zeit „den Weg zu gedeihlicher Wirksamkeit versperrte" — nur diese erlebnisreichen Lehr- und Wanderjahre, die ihn in den Leipziger Grenzbotenkreis, nach Paris in die Nähe Littrés, nach England zu John Stuart Mill und George Grote führten, konnten den „ewigen Studenten" zu jener freien und reichen Persönlichkeit umbilden, die sich in den „griechischen Denkern" spiegelt.

Gomperz hat das Glück gehabt, das immer auch ein Verdienst in sich schließt: in der Periode des Suchens und Heranreifens trefflichen Führern persönlich nahe treten zu dürfen. Aber nicht seine Universitätslehrer oder die Grenzbotenfreunde — Gustav Freytag, Otto Jahn, Heinrich von Treitschke — sind die Gestirne gewesen, nach denen er Richtung und Ziel seiner Fahrt bestimmen konnte. Stärker als all jene Einflüsse ist die universelle und geschlossene Persönlichkeit John Stuart Mills. Nicht als ob Gomperz ein willenloser Gefolgsmann des Engländers wäre. Er macht sehr treffende Einwendungen gegen fundamentale Lehren seines Freundes und Meisters und verhüllt uns nicht die Grenzen und Schwächen des Frühreifen, dem die „Natürlichkeit im weitesten Wortverstande" — und damit die Instinktsicherheit und der einfache sensus recti — in bedauernswertem Maße gebrochen und verkürzt war; zumal die Incredibilia Mills über die Frauen- und Mutterschaftsfrage — geschrieben unter dem verhängnisvollen Einfluß seiner stärkern Hälfte — erfahren eine scharfe Zurückweisung (S. 35 f.). Aber jener von Mill zuerst konsequent durchgeführte Standpunkt des Phänomenalismus, von dem auch die deutsche „wissenschaftliche" Philosophie der Avenarius, Göring, Wundt ausgegangen ist, dieser Standpunkt war und blieb das Überzeugungszentrum Gomperzens; das zeigt die Vorrede zu Philodems Schrift über Induktionsschlüsse, wie die Wertung der antiken Philosophie in den „griechischen Denkern." Neben Mill steht George Grote, der an praktischer Erfahrung reiche Parlamentarier und ehemalige Bankherr, der von den Tatsachen der Geschichte Griechenlands, „die verdunkelnden Schleier persönlicher Feindseligkeit und moralisierender Rhetorik mehr als einmal weggezogen" und in seinem Werk über Platon die erste zutreffende Darlegung der Genesis des platonischen Staats- und Gesellschaftsideals gegeben hat. Man wird sagen dürfen: die geistige Gesamtpersönlichkeit des Wiener Gelehrten wurzelt am tiefsten in Griechenland und in England (ähnlich wie bei seinem Stammgenossen Jakob Bernays der Engländer Gibbon neben den Griechen steht); ausgesprochen Deutsches wird man in dem Bande sehr wenig finden. Wer in der Lage ist, neben diesen Typus den eines Forschers wie Erwin Rohde zu stellen, der wird sich des fundamentalen Unterschieds bei engster Verwandschaft der wissenschaftlichen Interessen sofort bewußt. In Rohde bleibt immer ein starkes Stück deutscher Romantik lebendig — nicht zum Schaden der Sache, denn daß die Jugendpflegerin unserer Geschichts-

wissenschaft im Grunde ihre Verderberin und Feindin sei, diesen Wahn hat gerade Rohdes Lebenswerk am besten widerlegt. Gomperz wird selbst nicht widersprechen, wenn man in ihm vor Allem den „guten Europäer“ sieht, und in seiner Weltanschauung und wissenschaftlichen Betätigung bei der regsten Kombinationsgabe jenen „gewissen Zug zur geistigen wie leiblichen Nüchternheit“ erkennt, den er selbst als eine Nationaltugend der Juden bezeichnet hat (S. 197). Dazu gesellt sich auch bei ihm die „ungewöhnliche Biegsamkeit und Anpassungsfähigkeit“ seines Stammes; in der Schule geschichtlich-philologischer Arbeit hat sie sich in der Tat zu der Fähigkeit gesteigert, „sich unter Menschen aller Epochen wie unter Zeitgenossen zu bewegen.“ Das zeigt die bunte Folge der Essays, die wohl Jedem Etwas bringen wird. Wie sich Gomperz in seine griechischen Poeten, Philosophen und Staatsmänner mit intimstem Verständnis „einzufühlen“ weiß, so durchdringt er, ein genialer Porträtmaler mit der Feder, Form und Wesen der ihm persönlich oder wissenschaftlich nahe stehenden Modernen, wie Jakob Bernays und Mommsen, Eduard von Bauernfeld und Adolf Exner, George Grote, Lord Lytton und John Stuart Mill. „Dieser selbst, der hochgewachsene, muskelstarke Mann mit kleinen grauen Augen unter nervös zuckenden Lidern, mit der klugen Diplomatennase, den dünnen, unsinnlichen Lippen und dem beweglichsten Gesichtsausdruck, verriet höchstens durch das spärliche blonde Haar über der hohen und breiten Stirn, daß er bereits die Mittagshöhe des Lebens überschritten hatte. Die schöne, zugleich voll und zart gebaute Frau (von zwei Kindern aus erster Ehe umgeben) nahm an der Konversation den regsten Anteil. Sie warf bisweilen mit einem unbeschreiblich anmutigen Lächeln ein blendendes Witzwort in dieselbe, und selbst als das Gespräch eine metaphysische Wendung genommen hatte, fragte der fast andächtig lauschende Gemahl um ihre Meinung, die sie (mit leiser Stimme) in klarer, wohlgesetzter Rede kundgab.“ Das ist John Stuart Mill. Auch der kühle Phänomenalist und „Kämpfer gegen Willkür“ war in gewissen ethischen Überzeugungen von den allerpersönlichsten Erlebnissen bestimmt . . .[1])

Das Zitat mag auch dem Fernerstehenden einen Begriff von Gomperzens schriftstellerischer Eigenart geben. Er schreibt anschaulich; mit einer gewissen schlichten Zierlichkeit; wo es sein muß, scharf in der Sache, aber ohne je durch die Form zu verletzen; kurz, mit jener nicht gerade modernen ‚Urbanität‘, die er an seinen Führern zu rühmen weiß. Auch wo er, mit innerlichster Anteilnahme, auf die großen wissenschaftlichen und politischen Zeitfragen zu sprechen kommt, läßt er sich nie zu lärmender Gebärde und demagogischen Kraftausdrücken herab. Man lebte angenehmer in der Gelehrtenrepublik, wenn dieser Debattier- und Umgangsstil nicht Ausnahme wäre. Gerade bei der Darstellung und Beurteilung der Persönlichkeiten tut dies gelinde, gleichmäßige Licht die besten Dienste. In der Tat, so viel sachlich Bedeutsames Gomperz zu sagen hat: das Schönste, was er uns bietet, ist doch die glänzende Folge seiner mit feinem und sichern Griffel aufgenommenen Porträtblätter.

Wenn nur das beigegebene Bildnis des Verfassers, das man auf der Münchener Lenbach-Ausstellung im Original studieren konnte, ähnliche Vorzüge hätte! Das mag wohl eine flott hingestrichene, dekorativ wirkende Malerei sein: als Bild wird es Niemand für voll nehmen, der einmal in dies durchgearbeitete kluge und gütige Antlitz hat hineinblicken dürfen. Es gibt eine Medaille von Scharff; sie ist vielleicht nicht ganz frei von handwerksmäßiger Tiftelei und Geleckheit, aber sie trifft doch das Charakteristische des feinen Kopfes viel besser, als das lebensgroße Kniestück Franz von Lenbachs. Man möchte sie in dem Bande irgendwo als Vignette sehn.

München. Otto Crusius.

[1]) Den Fachphilosophen wird die Bemerkung über die angebliche petitio principii in Mills Ethik interessieren, S. 33.

John Henry Kardinal Newman.

Zu den anziehendsten und bedeutendsten Persönlichkeiten, die auf die geistige Physiognomie des 19. Jahrhunderts einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, gehört unstreitig der englische Kardinal Newman. Weiteren Kreisen ist er als das Haupt der Konvertiten bekannt, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Konsequenz der traktarianischen Bewegung aus der englischen Hochkirche zur katholischen Kirche übertraten. Seine Bedeutung ist indes damit nicht erschöpft. Wie sollten wir es sonst verstehen, daß an seinem Grabe gemeinsam mit den Anhängern jener Kirche, in deren Schoße er gestorben war, auch überzeugte Anglikaner den Verlust dieses großen Mannes beklagten? Newman stand im edelsten Sinne des Wortes über den Parteien. Er war — gerade wegen seiner festen Glaubensüberzeugung — die rührendste Verkörperung der Versöhnung, des Friedens und der Liebe. Wer ihm deshalb näher trat, ob Freund oder Gegner, konnte sich dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht entziehen. Gleich berühmt als Kanzelredner wie als glänzender Stilist, riß er, ohne zu blenden, alle fort durch die Wärme und Innigkeit seines Gemütes, durch die tiefdringenden, ernster und anhaltender Geistesarbeit entstammenden Gedanken und — nicht zum mindesten — durch die kunstvolle, wahrhaft klassische Form, in der er den kostbaren Inhalt kredenzte. Sein ganzes Denken, Sinnen und Trachten kristalliert sich um das Eine, das ihm vor allem als notwendig erschien, — um das religiöse Problem. Aber in staunenswerter Vielseitigkeit versteht er dieses Problem in lebendigem Zusammenhang mit den Tatsachen und Fragen zu behandeln, die die Gemüter seiner Zeit beschäftigten: Er verwertet mit dem Geschick, das nur dem Genie eignet, die — damals zum Teil noch unausgesprochenen — Tendenzen der modernen Weltanschauung, um sie dem imposanten Gebäude seiner religiösen Ueberzeugung einzugliedern. Einen eigenartigen Reiz und eine schier unerschöpfliche Fülle ethischer wie intellektueller Anregungen muß die Betrachtung des geistigen Entwicklungsganges einer solchen wahrhaft großen Individualität bieten! Jeder, auch der geringste Beitrag, der das Leben und den Charakter Newmans unserm Verständnis näher bringt, ist deshalb mit Freuden zu begrüßen. Zu besonderem Danke natürlich werden wir dem verpflichtet sein, der uns nicht bloß einige Charakterzüge, sondern die ganze Gestalt des Kardinals, wie sie leibte und lebte, in meisterhafter Form vor Augen zu führen versteht. Diese große Aufgabe nun finden wir in der fesselnd und formvollendet geschriebenen, inhaltlich abgerundeten Biographie gelöst, die wir der geistvollen und gelehrten Lady Blennerhasset [1]) verdanken: Als gründliche Kennerin der geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts, sowie wegen ihrer persönlichen, mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen zu dem verstorbenen Kardinal ist sie, wie kein zweiter, zu diesem schwierigen Unternehmen berufen. Nur als Essay und nicht als ausführliche Studie will die gelehrte Verfasserin ihre Arbeit gelten lassen. Wir wollen über diese Beurteilung, die uns zu bescheiden dünkt, mit ihr nicht rechten. Jedenfalls hat sie es verstanden, die Zeitverhältnisse, in denen Newman lebte und wirkte, in ihren Grundlinien so plastisch darzustellen und uns in die geheimnisvolle Werkstatt seiner bewundernswerten Geistesarbeit mit einem so intimen Verständnis einzuführen, daß damit zum wenigsten eine solide Basis für weitergehende Untersuchungen geschaffen ist.

Schon frühzeitig sehen wir in Newmans Charakter jene Geistesrichtung hervortreten, die sein ganzes späteres Leben beherrschen sollte. Kaum fünfzehn-

[1]) John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart von Charlotte Lady Blennerhasset geb. Gräfin von Leyden. Berlin Verlag Gebr. Paetel. 1904. gr. 8°. S. 271.

jährig durchlebte er, angeregt durch ein Werk des gemäßigten Kalvinisten Romaine, eine tiefe innere Wandlung, die er selbst als seine Bekehrung bezeichnete: Es erfüllte ihn das mystische Bewußtsein, seine Seele sei gerettet, und von nun an fand er, der schon als Kind „Mißtrauen in bezug auf die Realität materieller Phänomene“ hegte, Ruhe „in dem Gedanken zweier, ausschließlich zweier absoluter, lichtvoll selbst evidenter Wesen“ — seiner selbst und seines Schöpfers. Diese Wandlung war eine so vollständige, daß er noch 1885 schrieb: „Der Knabe vor- und nachher sei nicht mehr ein und dieselbe Persönlichkeit gewesen.“ — In Oxford, wohin sein Vater den siebzehnjährigen Jüngling brachte, zeichnete er sich durch hohe Begabung und ausdauernden Fleiß aus, ohne das Interesse für die praktischen Seiten des Lebens zu verlieren. Neben den klassischen Sprachen und dem Hebräischen, denen er sich während seiner Studienzeit mit Eifer zuwandte, finden wir ihn — bemerkenswert genug — mit den Naturwissenschaften und ganz besonders mit Mathematik beschäftigt. „Das mühsame, nervenstärkende, alle Phantasterei zurückdrängende Studium der exakten Wissenschaften“ stellte er über alle andren Beschäftigungen des menschlichen Geistes. — Eine ehrenvolle Anerkennung fand sein ernstes wissenschaftliches Streben, als er mit 23 Jahren die hohe geachtete Stellung als Fellow in einem der schönsten und berühmtesten Stifte von Oxford, im Oriel Kollege, errang und dort bald darauf zum akademischen Lehrer und zum Examinator berufen wurde. Hier, im regen Verkehr mit Lehrern und Freunden, erhielt seine religiöse Ueberzeugung eine in den Grundzügen abgeschlossene Gestaltung: seine weitere religiöse Entwicklung ist, wie im Keime, in den Prinzipien enthalten, zu denen er in diesen Jahren sich bekannte. Vor allem war es Keble, der mit seiner entschiedenen Hingabe an die religiöse Autorität den jedem religiösen Liberalismus abholden Jüngling auf das entschiedenste beeinflußte. In den Anschauungen dieses hervorragenden Mannes haben wir den Ausgangspunkt zu suchen für Newmans spätere Lehre von der religiösen Gewißheit. Die Anregung zu einer zweiten originalen Anschauung, zu seiner Theorie von der religiösen Entwicklung, schöpfte er aus dem Studium des christlichen Altertums, dem er in diesen Jahren behufs Abfassung einer Geschichte des Konzils von Nicäa seine lebhafteste Aufmerksamkeit zuwandte.

Im Jahre 1833 endlich begann jene Bewegung, die seinen Namen weithin berühmt machte und endlich mit dem Austritt Newmans aus der Hochkirche endigte. Sie richtete sich zunächst gegen die religiöse Weitherzigkeit des größten Teils der englischen Gesellschaft, die Newman geradezu „als nationale Apostasie“ brandmarkte. Im Verein mit seinen Freunden Keble und H. Froude gab Newman eine Reihe „kurzer, nerviger, absichtlich beunruhigender Abhandlungen“ (Tracts) heraus, um die Gleichgültigen aufzurütteln. Später griff auch Pusey in diese Oxforder Bewegung ein und gab ihr, nach Newmans Aussage, Namen und Ansehen. Der Leitgedanke dieser Bewegung fand einen zusammenfassenden und grandiosen Ausdruck in Newmans Doktrin der Via Media, nach der die anglikanische Kirche die richtige Mittellinie zwischen dem allzu negativen Protestantismus und dem Romanismus einhalten sollte. Es galt also die 39 Artikel, die Grundlage der anglikanischen Hochkirche, als der katholischen Lehre entsprechend darzustellen. In dem berühmten, im Jahre 1841 erschienenen Trakt 90 verficht Newman tatsächlich diese Ueberzeugung. „Die Artikel bekämpfen die katholische Lehre nicht. Sie sind nur teilweise gegen römische Dogmen gerichtet. Sie verwerfen zum größten Teil römische Irrtümer.“ — Diesem Höhepunkt der traktarianischen Bewegung folgte die Peripetie auf dem Fuße. Von allen Seiten angefeindet, fand Newman, wie seine Theorie durchaus nicht den Anschauungen der leitenden Kreise innerhalb der Hochkirche entsprach. Entscheidend indes wurde die von Newman selbst als „erschütternd“ bezeichnete Erfahrung, daß die Ge-

schichte der alten Kirche, die für ihn stets der feste Punkt blieb, seine Theorie der Via Media als falsch erwies. Nun trat in ihm immer deutlicher der Gedanke auf: „Die römische Kirche wird schließlich Recht behalten." Trotzdem dauerte es noch einige Jahre, bis der „seiner ungeheuren Verantwortung sich bewußte, langsam erwägende Newman" den entscheidenden Schritt tat. Am 10. Oktober 1845 trat er endlich zur katholischen Kirche über.

Ein Abschluß in dem geistigen Entwicklungsgang „dieses subtilen, rastlos forschenden, in die Tiefe dringenden" Mannes ist damit allerdings nicht eingetreten. Die 45 Jahre, die ihm noch beschieden waren, verlebte er im ernstesten Streben nach sittlicher Vervollkommnung und intellektueller Vertiefung. Die Ruhe des Herzens hatte er nun freilich für immer gefunden, wenn auch Verleumdungen von gegnerischer Seite und kleinliche Mißgunst einzelner Gesinnungsgenossen ihm viel bittere Enttäuschungen bereiteten. Zur Verteidigung gegen ungerechtfertigte und böswillige Angriffe veröffentlichte der sonst so zurückhaltende Newman im Jahre 1864 seine herrliche „Apologia pro Vita sua", die von Kennern den Bekenntnissen des hl. Augustinus als gleichwertig zur Seite gestellt wird. „Newman erschien von da an seinen Landsleuten, ohne Unterschied der Gesinnung, ehrfurchtgebietend, liebenswert und verehrungswürdig." 11 Jahre vor seinem Tode wurde er auch von höchster kirchlicher Stelle seinen Verdiensten entsprechend ausgezeichnet. Der römische Purpur, den er am 12. Mai 1879 empfing, „barg in seinen Falten die Anerkennung seiner Orthodoxie, die Rechtfertigung seiner Lehre und die Beglaubigung des geistigen Testamentes, das er der Kirche der Zukunft zur Vollziehung aushändigte."

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir als die kostbarste Perle dieses geistigen Testamentes die originalen, mystische Innigkeit und realistischen Scharfblick bekundenden Gedanken bezeichnen, die für das geheimnisvolle Gebiet der Religionsphilosophie überaus fruchtbringend zu sein versprechen. Wir meinen zunächst seine Theorie der Entwicklung: Lange vor Darwin hatte er den gesunden Kern des Evolutionsgedankens verwertet, um darzutun, daß „der moderne Katholizismus nichts anderes ist als das logische Wachstum und die Vollendung, mit andern Worten die natürliche und notwendige Entwicklung der Doktrin der alten Kirche." Wir, Kinder der modernen Zeit, denen der Entwicklungsgedanke in seiner Anwendung auf geschichtliche Tatsachen und Gebilde vollkommen geläufig geworden ist, können kaum ermessen, welch' bedeutender Fortschritt in der erstmaligen Konzeption dieses Gedankens enthalten war; die reiche Fülle von Anregungen indes, die in diesem Gedanken Newmans verborgen ist, tritt uns immer deutlicher im täglichen Fortschritt der theologischen Forschung entgegen. — Die erkenntnistheoretische Basis seiner religionsphilosophischen Erwägungen ist ebenso bemerkenswert. Newman ist einer rein intellektualistischen Beweisführung abhold. Nicht abstraktes Denken, — die ganze Persönlichkeit vielmehr ist ihm der Schlüssel zur objektiven Erkenntnis der Wahrheit. „Die Bedeutung der Gewißheit in der Moral, dem Religiösen und dem Konkreten" wird nach ihm „nicht durch ein Studium des Erkennens für sich, sondern nur durch ein Studium des psychischen Lebens als eines Ganzen und des Entwicklungsganges dieses Lebens in der Geschichte" gewonnen. — Nicht Skeptizismus war es, der ihn dem abstrakten Erkennen gegenüber mißtrauisch machte, sondern der den Engländer kennzeichnende nüchterne Empirismus, der seine Augen nicht verschließt vor der unabsehbaren, in Begriffe schwer faßbaren Mannigfaltigkeit des Konkreten in der Welt und im eigenen Seelenleben. Feinstes psychologisches Verständnis bekundet deshalb auch seine „Grammar of Assent", seine Lehre von der Zustimmung, in der er besonders auf die subjektive, mit der logisch vollendeten Beweisführung noch nicht ohne weiteres gegebene Bedingung der Zu-

stimmung hinweist. „Der Logiker möchte so gern seine Erlebnisse auf blanker Tafel verzeichnen und kann es nicht; denn die Zustimmung muß von Innen kommen und seine schärfsten Argumente finden eine Welt von Voraussetzungen bereit, in der sie einverleibt werden." — Wir sehen, Newman gibt, obwohl kein Philosoph von Fach, auch dem philosophischen Denken die kräftigsten Impulse.

Die von uns versuchte Skizze sollte in den reichen Inhalt der neuesten Biographie des englischen Kardinals einführen. Konnte es auch unseren knappen Ausführungen nicht gelingen, eine erschöpfende Darstellung der Gelehrsamkeit zu geben, die in diesem Werke in einer glänzenden Diktion uns geboten wird, so haben sie doch ihren Zweck vollauf erfüllt, wenn sie viele zur Lektüre dieses geistvollen Buches anregen sollten. Die Devise des Kardinals „Cor ad cor loquitur" wird der Leser dieses Werkes auch an sich bestätigt finden: Das reiche Herz Newmans spricht aus der lebenswahren Schilderung der gelehrten Verfasserin zu unseren Herzen „von einer ewigen Welt des Friedens und der Liebe, der Ruhe in Gott".

Braunsberg, Ostpr. Wladislaus Switalski.

Krischnas Weltengang.

Ein indischer Mythus, übersetzt von A. Paul.

(Verlag R. Piper u. Co., München.)

Schopenhauer, der Vater unserer ganzen heutigen indischen Bewegung, erklärt in den Parerga, so sehr er auch die religiösen und philosophischen Werke der Sanskritliteratur verehre, habe er dennoch an den poetischen nur selten Wohlgefallen finden können und rät darum den Uebersetzern, sich weniger der Poesie und mehr den philosophischen Werken zuzuwenden.

Das vorliegende kleine Werk steht als Mythendichtung mit einem Fuß in jedem dieser Gebiete. Es ist in seinen zwanzig „Andachten" eine Legendendichtung, wo gar häufig das epische Element in lange lyrische Gebets- und Anrufungsergüsse ausmündet, die alle einen ausgesprochenen philosophischen Geist atmen; und diese Teile des Ganzen sind diejenigen, die uns am meisten anziehen. Wenn sie uns auch gedanklich nichts neues lehren, wirken sie doch anregend durch die Energie und den Glanz, womit sie den mystischen philosophisch-religiösen Gedanken zum Ausdruck bringen, und sind typisch für die etwas verschwommene Seite indischer Mystik, die am großartigsten sich in Bhagavat-Gita zeigt, Arjunas Belehrung durch Krischna vor dem großen Kampf, die auch hier — im Auszug — den würdigen Abschluß bildet. In lehrreicher Schärfe tritt an diesen Stellen der Zwiespalt im indischen religiösen Denken hervor (der aber einen Zwiespalt im religiösen Denken überhaupt bedeutet) zwischen der immanenten und der transzendenten Gottheit, zwischen einem Pantheismus, der konsequenterweise weltbejahend sein müßte, und einer Weltverneinung, die konsequenterweise antipantheistisch, in einem gewissen Sinne atheistisch[1]) sein müßte. An diesem inneren Widerspruch laboriert noch Vedanta, und auch Çankaras umsichtiger Scharfsinn vermag nicht

[1]) Freilich erst recht theistisch für den, der sich auf den schönen Ausspruch Deussens berufen würde: — „Wenn es gestattet ist, dem bedeutendsten aller Gegenstände den bedeutsamsten Namen beizulegen, wenn es sich geziemt, der dunkelsten Sache das dunkelste Wort zu lassen, so möchten wir das Prinzip der Verneinung und nichts anderes mit dem Namen Gott bezeichnen." Elemente der Metaphysik, § 298.

uns darüber hinwegzutäuschen. Erst von Buddha wird die Verneinung in ungetrübter Klarheit durchgeführt.

Dieser Dualismus kommt denn auch in dem Hauptthema dieser Legende zum Vorschein: das Menschwerden Wischnus in der Gestalt Krischnas. „Das ungeborene, ewige Wesen, der Höchste, der Urgeist, von dem das Ewige stammt, der gegründet steht jenseits jeder Endlichkeit, von dem diese ganze sichtbare Welt nur ein verschwindender Funken ist, den kein Gott und kein Brahma begreifen kann" — steigt zur Erde nieder, läßt sich von einem Weib gebären, als Mensch — „zum Heil der Welt" —. Es ist dies die einzige Parallele zum Hauptthema der christlichen Evangelien und schon als solche von der höchsten Bedeutung. Wenn es heißt: „So hat Krischna die Welt von Unholden und bösen Herrschern oft und oft befreit zum Heil der Wesen, hat ihr leidiges Los gemildert durch die Bändigung zahlloser Feinde, die er allein, oder mit den Seinen, oder mit edlen Fürsten vereint, in kühnem Kampfe besiegte" — so erinnert dies allerdings mehr an andere Sagen von Göttersöhnen und Heroen — zumal an die Heraklessage — denn an das Erlösungswerk Christi, insofern als hier lediglich von dem äußeren, materiellen Wohlergehen der Wesen die Rede ist. Aber wir finden auch gelegentlich Aussagen wie diese: „Nicht umsonst bin ich geboren. Die Nacht meines Lebens beginnt zu dämmern, da ich das Angesicht Wischnus sehen werde ... Sehen werde ich ihn, der, wenn man nur seiner gedenkt, alle Sünden hinwegnimmt" — was der christlichen Erlösung durch den Glauben an den menschgewordenen Gott sehr nahe kommt. Weshalb denn auch die christlichen Bestrebungen in Indien hauptsächlich an den Krischnaglauben ihre Hoffnungen knüpfen.[1])

Aber die Aehnlichkeit bleibt nicht bei dieser Hauptsache — dem zum Heil der Welt menschgewordenen Gotte — stehen; sie geht öfters bis in die einzelnen Züge. So macht Krischna (in der zehnten Andacht) eine buckelige Jungfrau gerade, indem er „mit zwei Fingern ihr Kinn ergriff und den Kopf nach rückwärts hob, während er zugleich mit seinem Fuß auf ihren Fuß trat." Gleich im ersten Kapitel lesen wir, wie König Kamsa durch die Geburt des göttlichen Kindes in Angst geriet und für seine Macht zitterte, weshalb „er seinen Kriegern befahl, jeden neugeborenen Sohn dieser Nacht, der mit besonderen Zeichen der Schönheit, Zeichen künftiger Größe an seinem Leibe begabt sei, ohne Bedenken umzubringen"; Krischna aber blieb heimlich geborgen am Leben und wuchs auf inmitten von Hirten — auch dieser pastorale Zug ist ja nicht ohne Seitenstück in den Evangelien. In der vierten Andacht wird erzählt, wie Indra Krischna aufsucht und ihn auf der Wiese erblickt, „wie er das Vieh hütet in der Gestalt

[1]) Nicht etwa an die erhabene Lehre des Vedanta, wie unser Deussen, seinem tiefen philosophischen Blick gemäß, mit Recht fordert — freilich mehr zur Vertiefung unserer christlichen Anschauung als umgekehrt. So erklärt Monier Williams („Religious thought and life in India" p. 96 f.) „Vaishnavism is the only real religion of the Hindu peoples and has more common ground with Christianity than any other form of non-Christian faith." Wenn man bedenkt, daß „mein Engländer" — wie Schopenhauer ihn wohl nennen würde — unter „Christentum" wesentlich einen braven jüdischen Monotheismus versteht, so ist dies Lob allerdings etwas bedenklicher Art. Denn eine Religion kann sich mein Engländer nicht vorstellen ohne einen recht handgreiflichen lieben Herrgott. „For there can be no true religion without personal devotion to a personal God ... Who can doubt, that a God of such a character was needed for India? —" In der Tat wer tut's? — Mein Engländer gewiß nicht. Es mußte ein Deutscher sein, der in englischer Zunge den Indern zurief: „And so the Vedanta is the strongest support of pure morality, is the greatest consolation in the sufferings of life and death — Indians keep to it." (P. Deussen, Erinnerungen an Indien, Lipsius' Verlag 1904, Schluß.)

eines Hirtenjünglings, inmitten der anderen Hirtensöhne und doch Erhalter der ganzen Welt. Zu seinen Häupten sah er Garuda, den Greif, den König der Vögel, den Menschen unsichtbar, mit ausgebreiteten Schwingen schweben, den Scheitel des Herrn überschattend." Indra gibt ihm (auf Grund einer vorhergehenden Tat) den Namen Govinda: „und Indra nahm eine Schale, gefüllt mit heiligem Wasser, von seinem Elefanten herab und besprengte Krischna."

Wem fällt nicht hier die Taufe Christi durch Johannes ein — auch hier des Höchsten durch einen Niedrigeren — und die über dem Haupte Christi schwebende Taube?[1]) In einem Hauptpunkte aber ist der Unterschied zwischen den Evangelien und der Krischnalegende, dem judäischen und dem indischen Bericht von der Menschwerdung Gottes, in die Augen springend und fast absolut. Kierkegaard, einer der tiefsten und gewiß der geistreichste christliche Denker, hat in seiner „Einübung in das Christentum" mit Aufbietung seiner ganzen beispiellosen dialektischen Virtuosität die entscheidende Bedeutung des Erniedrigungsmomentes hervorgehoben. Bei allen Verheißungen Christi kommt es ebenso sehr auf den Sprecher als auf die Worte an; ebenso wesentlich, ja noch wesentlicher als die Einladung („Kommt zu mir und ich werde euch den Frieden geben") ist der Einlader. Dieser aber ist nicht Jesus in seiner Herrlichkeit, sondern Jesus im Stande der Erniedrigung, der arme, unscheinbare Mensch, der als uneheliches Kind anfängt und als Hingerichteter endet. Hierin liegt die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit des Aergernisses, damit aber auch die Bedingung des Glaubens.

Dies Moment, „das Inkognito Gottes" auf Erden, fehlt nun ganz und gar der Krischnagestalt. Der Inder hat es nicht gewagt, seinen Gott zum Menschen zu machen. Auch als Krischna nicht nur ist er der allmächtige Wischnu, sondern erscheint gewissermaßen als solcher, geht wenigstens einher als ein Fürst, dessen Inkognito von allen durchschaut ist, während Kierkegaard es mit Recht für ein bequemes Falsum der Christenheit erklärt, wenn man annimmt, Christus wäre direkt erkennbar gewesen. Hierdurch kommt nun in die Krischnalegende nicht nur ein gewisser Mangel an Spannung und Teilnahme — denn was einer tut, der eben alles tun kann, interessiert uns schwerlich — sondern es entstehen auch die größten Ungereimtheiten. Wenn König Kamsa weiß, was alle wissen, daß dieser Jüngling mit einer Hand einen Berg eine ganze Woche lang emporgehalten hatte — als einen Regenschirm gegen die Sintflut Indras — wie konnte es ihm dann in den Sinn kommen, ihn durch einen öffentlichen Ringkampf umbringen zu lassen? Und die Zuschauer, die sich soeben seiner ungeheuerlichen Taten erinnert haben und ausgerufen: „Er, den wir sehen, ist der Ewige, der auf Erden erschienen ist, um das leidige Los der Menschen zu mildern" — sie sagen im nächsten Augenblick: „Ach, gibt es denn da keine erfahrenen

[1]) In seiner Uebersetzung der 123ten Rede von Majjhimanikayo („Die Reden Buddhos", Verlag Wilhelm Friedrich, Leipzig, Band III p. 260) sucht Karl Eugen Neumann in dem weißen Königsschirm, der über dem Haupte des soeben geborenen Buddhas schwebt, das Urbild jener Taube und gibt eine philologische Erklärung, nach welcher „weißer Schirm" mit „weißem Fittich" verwechselt worden wäre. Die Christuslegende hat nachweislich sehr viele Züge aus der Legende Buddhas geliehen; diese scheint doch aber — besonders wegen der Verknüpfung mit der Taufe — der Krischnalegende zu entstammen, wiewohl eine Verschmelzung nicht ganz auszuschließen ist. So passend übrigens für den kriegerischen Heros Krischna der gewaltige Greif, Wischnus Reittier und der Erbfeind aller Dämonen ist, ebenso passend ist für den Friedensfürsten Jesus die Taube, die ja schon aus Genesis VIII als Friedensbote den Juden eine geläufige Vorstellung war. Daß die entlehnende Seite auch bei der Krischnalegende die christliche ist, steht schon aus chronologischen Gründen, besonders nach den Funden Führers bei Rummia-dei 1896, vollkommen fest, wie Neumann in seiner kurzen Einleitung bemerkt.

Richter des Kampfes? Wie mag doch dieser zarte Jüngling als ein geeigneter Gegner gelten für den ungeheueren unwiderstehlichen Ringer!" Ja noch mehr: nachdem erzählt worden ist, wie Krischna die feindlichen Heere vernichtet, und ausdrücklich versichert, daß dies ihm nur ein Spiel war, „da ein einziger Atemzug von ihm die Welt vergehen und entstehen läßt", wird im nächsten Kapitel berichtet, wie eine solche Uebermacht sich versammelt, daß Krischna fürchtet, der von ihm unterstützte König würde den Feinden nicht widerstehen können und darum ganz besondere Veranstaltungen trifft. — Ein Spiel — aber ein recht unnützes und zu dem die Motive fehlen.

Indessen auch mit solchen logischen und psychologischen Unzulänglichkeiten, die übrigens durch prachtvolle Phantasiestücke und feine Bilder mehr als aufgewogen werden, bleibt diese Legendendichtung eine höchst wertvolle Urkunde altarischen Denkens und Träumens. „Krischnas Weltengang hat damals — im sechsten vorchristlichen Jahrhundert — wie auch heute noch vielen Millionen als Vorbild reichen und reifen Menschentums gegolten" sagt Dr. Karl Eugen Neumann in seinem Geleitworte. „Dieses Ideal ist dann später, mit der allmähligen Ausbreitung der buddhistischen Lehre etwas verblaßt und hat im Volke oder bei den Besten des Volkes eine gewisse Milderung und manche Anpassung an buddhistischen Begriff und Ausdruck erlebt." —

Bei diesen gewiß sehr treffenden Worten fiel mir eine äußerst illustrative Parallele ein. Unsere Legende berichtet, daß König Kamsa seinen wildesten Kriegselefanten auf Krischna losläßt, als dieser ahnungslos, als eingeladener Gast, sich zum Kampfspiel begibt. Krischna aber tötet den Elefanten; mit Blut bespritzt, den mächtigen, ausgebrochenen Hauer in der Hand, betritt er, unheildrohend, die Arena. Dieser Elefant, „der da aussah wie eine schwarze, regenschwere Wetterwolke", begegnet uns nun auch, wiedergeboren, in der Geschichte Buddhas. Der böse Devadatta besticht den Wärter, das Ungetüm loszulassen, als Buddha gerade durch die Straße geht. Aber der Blick des Erhabenen bezähmt den Elefanten und flößt ihm eine solche Liebe ein, daß er vor Sehnsucht stirbt, als er den Vollendeten nicht mehr zu sehen vermag — nicht zu seinem Verlust, denn wir dürfen überzeugt sein — ich entsinne mich nicht, ob es ausdrücklich erwähnt wird — daß er sofort in menschlicher Gestalt wiederkehrt und noch von des Meisters eigenen Lippen die erlösende Lehre vernehmen wird.

Zwischen diesen beiden Gestaltungen derselben Sage liegt eine Stromänderung der Anschauungen, wie die Welt sie nicht entschiedener erlebt hat.

Wie schon bemerkt, ist Pauls schöne Uebersetzung — die übrigens auch äußerlich sehr reizvoll ausgestaltet ist — durch eine Vorrede von dem trefflichen Paliforscher Karl Eugen Neumann eingeleitet, die nur den Fehler hat, etwas kurz zu sein. Gern hätte man etwas mehr erfahren über das Verhältnis dieser Form der Krischnalegende zu den anderen, zumal sie ausdrücklich als ein kurzer Auszug bezeichnet wird. Schmerzlich vermißt man in dieser Fassung die reizende pastorale Liebesepisode mit Radha, deren Namen mit dem Krischnas fast ebenso verbunden ist wie Sitas mit Ramas — umsomehr, als diese Episode den Vorwurf einer der zartesten und farbenreichsten Dichtungen Indiens, Jaidevas Gitagovinda bildet. Aber nicht nur solche Lücken kommen vor, sondern auch Verschiebungen der Verhältnisse — wie es scheint, durch die Kürze herbeigeführt. So überrascht gleich der erste Satz: „Jasoda, das Weib des Kuhhirten Nanda, war die Mutter Krischnas." Denn nach der gewöhnlichen Tradition war Krischna ein Sohn von Vasudeva, einem Fürsten aus dem Mondhause, und seiner Gemahlin Devaki, deren Vetter jener König Kamsa war, der nun mit anderer Begründung als in der vorliegenden Redaktion — und zwar mit einer, die den gewöhnlichen Königssagen analog ist und wodurch die Aehnlichkeit mit dem Evange-

lium verringert wird — Krischna nach dem Leben trachtet. Vasudeva entflieht mit dem Kinde, das er dem Hirten Nanda übergibt, der somit der Pflegevater Krischnas wird.

Wenn vielleicht der Uebersetzer und der Einleiter meinen, daß die hier vorliegende Fassung in diesem, gerade wegen der Herodesparallele nicht unwichtigen Punkte, die ältere und echte ist, so wäre es hochinteressant, hierüber Aufschlüsse zu bekommen.

Dresden. Karl Gjellerup.

Populäre Ausgabe des Bruckmannschen Menzelwerkes.

Die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft hat vor kurzem eine billige Ausgabe ihres großen Menzelwerkes veröffentlicht. Das ist gut. Ein Meister von Menzels grundsolider Tüchtigkeit soll auch dem Volk vertraut werden, schon deswegen, damit es gegen die Faiseure und Blender ein gewisses Rückgrat bekommt. In dieser Hinsicht ist nun allerdings zu bedauern, daß die Verlagsanstalt das Werk unverbessert nach dem Plan der großen Ausgabe wieder auflegte und dem Umschwung der Anschauungen, der sich in den letzten Jahren vollzogen hat, nicht Rechnung trug. Seinerzeit war Bruckmanns Menzelwerk eine Art Offenbarung und es entsprach jedenfalls der allgemeinen Ansicht, die man in Deutschland über den großen Maler hegte. Es entspricht jedoch nicht mehr der jetzigen. Heute erkennt man in sehr vielen, wenn nicht in den meisten der hier reproduzierten Werke nicht den Künstler, sondern nur den Techniker und zwar den durch Gleichgültigkeit oft uninteressanten Techniker.

Vieles von dem, was noch vor wenigen Jahren allgemein anerkannt wurde, wie die Kissinger Bilder, der Tuileriengarten, der Marktplatz von Verona, sowie der weitaus größte Teil seiner Zeichnungen wird heute geringer eingeschätzt, und es ist alle Wahrscheinlichkeit, daß die jetzige Ansicht über diese ja trotzdem noch immer sehr geschätzten Arbeiten noch zu gelinde ist. Wir lieben jetzt den Menzel zwischen 1840 und 1860. Diese Zeit war seine Blüteperiode, während Max Jordan, der die Vorrede zum Menzelwerk geschrieben hat, die Höhezeit erst mit 1870 einsetzen läßt.

In den letzten Jahren ist man nun auf einige kleine Gemälde aufmerksam geworden, die der Künstler in jener frühen Blütezeit gemalt hat: das feine aber doch sehr überschätzte Interieur, das wundervolle, noch vor ganz kurzer Frist von der jetzt so aufgeklärt tuenden Berliner Kunstkritik sehr gleichgültig behandelte théâtre Gymnase, vor allem ein paar Fackelzüge. Das sind lauter Arbeiten, in denen sich ein damals ganz überraschendes malerisches Feingefühl ausspricht und die durch eine beinahe moderne Wahl des Stoffes unser höchstes Interesse erregen. Auf einen der Fackelzüge, der leider nicht in der Berliner Ausstellung war, hat Referent schon vor nunmehr 5 Jahren, als das schöne Stück bei Heinemann ausgestellt war, als einen der prächtigsten Menzel hingewiesen. Seine Notiz verschwand unbeachtet in einem Feuilleton der Allgemeinen Zeitung. Es war eben vor kurzem noch eine Ketzerei jene alten kleinen Farbenskizzen über die später berühmten Kabinettstücke der Feinmalerei zu setzen.

Heute schätzt man diese frühen Bilder überaus hoch. Es ist jedoch zu fürchten, daß das günstige Urteil über sie mehr der Mode zulieb gefällt wird, als daß es auf eine allgemeine Besserung des Verständnisses schließen ließe; denn es wird mit allerlei unrichtigen Anschauungen verquickt. Man nimmt diese Arbeiten jetzt gern als Vorläufer der heutigen, im besonderen der impressionistischen Malerei. Aber sie haben gar nichts mit dieser gemeinsam. Was sie so bedeutend

macht, ist nicht ein gewisses abgekürztes Verfahren; denn dieses findet sich selbst bei Menzels subtilsten Arbeiten immer wieder und zwar bis zum Ende seiner Tätigkeit. Die Bedeutung des théâtre Gymnase und der ganzen Gruppe liegt vielmehr darin, daß sie mit künstlerischer Wärme ausgeführt sind. Sie könnten in jeder beliebigen Technik und in jeder beliebigen der Stilarten des 19. Jahrhunderts gemalt sein, so wären sie doch immer Meisterwerke wegen des genialen Lebens, das aus ihnen spricht und das bei Menzel so oft fehlt.

Max Jordan hat auch unrecht, wenn er sie den Modernen, die bei ihm nicht sehr gut angeschrieben zu sein scheinen, in einer bissigen Bemerkung als mahnendes Beispiel vorhält. Sie stehen zur heutigen Kunst in gar keinem, weder in einem freundlichen, noch in einem feindlichen Verhältnis. Sie sind der Technik nach veraltet, aber reine Kunstwerke, gerade wie unsere guten Arbeiten auch. Das ist der Kern der Sache.

Die große zu Menzels Ehren veranstaltete Ausstellung hat ihn als einen Meister hohen Ranges erwiesen. Es werden sie viele besucht haben, die nicht ohne Aengstlichkeit erwogen haben, ob in der Masse der Werke nicht schließlich das untergehe, was uns an Menzel das Beste zu sein schien: sein Esprit und seine unvergleichliche Wahrhaftigkeit. In der Tat schnitt unendlich Vieles sehr unglücklich ab und zwar nicht nur unter seinen Zeichnungen, worauf man ja ohnehin vorbereitet war, sondern auch unter seinen berühmten und berühmtesten Gemälden. Aber ein kleiner Teil hielt sich herrlich. Von diesen aber hat das Bruckmannsche Werk sehr wenig gebracht. Es wäre darum sehr zu wünschen, daß eine neue Ausgabe erschiene, die das, was wirklich an Menzel interessant und künstlerisch gut ist, brächte und uns mit den vielen Wunderlichkeiten verschonte, die nicht sowohl Zeugnis seiner Kunst, sondern nur seiner sehr schrullenhaften Arbeitsweise sind. Dem Volk tut die Kenntnis des wahren Menzels not.
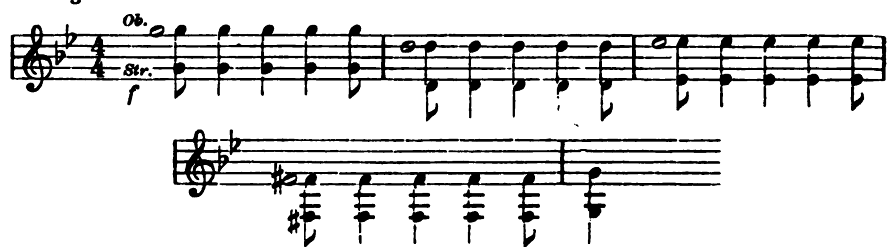
München. Karl Voll.

Stiefkinder.
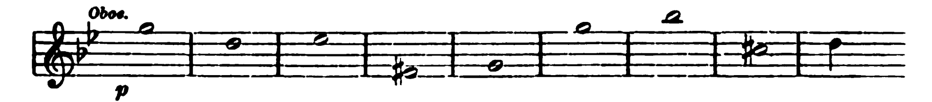
1. Wie im verflossenen Winter alle Welt plötzlich wieder ihr Herz für Schiller entdeckte, so wird es in dieser Saison für Mozart höher schlagen. Möge es aber nicht bei der obligaten Begehung einer durch den Kalender gebotenen Feier sein Bewenden haben, möge nicht nur rein äußerlicher Götzendienst verrichtet werden, sondern lasse man diesem Feste die innerliche Bedeutung zukommen, daß wir uns des Verjüngungsprozesses in erhöhterem Maße bewußt werden, in welchem das wahrhaft Große und Geniale sich immer wieder der Menschheit als etwas Lebendiges, wie heute Ausgesprochenes offenbart. Die ganze unendlich reiche Persönlichkeit Mozarts soll vor unsern Augen erstehen, nicht wie sie uns durch eine mehr oder minder einseitige Pflege hervorstechender Werke sich allmählich etwas verknöchert darstellt, sondern ihrer vielseitigen Beanlagung entsprechend. Mehr noch als die Theater können die Konzertsäle sich darum verdient machen, in welchen Mozart meist ziemlich karg bedacht ist; denn oft wird hier in der Wahl der Werke etwas stereotyp verfahren und dem schlechten Beispiele mancher Sänger gefolgt, die in ihren Programmen sich zu sehr in der Gewohnheit und — des Erfolges trägem G'leise bewegen. So kommt es, daß das große Publikum sich unter dem Symphoniker Mozart hauptsächlich den Komponisten der drei Symphonien in C, g und Es vorstellt (unzweifelhaft den weitaus überragenden Werken) und höchstens noch weiß, daß außerdem eine ziemliche Anzahl von stiefmütterlich bedachten Geschwistern in staubigen Bibliotheken schlummern. Es soll nicht abgeleugnet werden, daß viele der 41 Symphonien einander gleichen oder als

schwächere, lediglich dem Zwecke der Unterhaltung dienende Werke zu gelten haben. Aber eine flüchtige Umschau wird auch hier stets reiche Schätze entdecken. Man schlage beispielsweise den zweiten Band der Mozartausgabe von Breitkopf und Härtel auf; schon beim ersten Durchblättern fällt eine ungemein ernst gehaltene g moll Symphonie (Köchel 183) auf. Mitten in all dem heiteren D dur und G dur das leidenschaftliche g moll! Wie ergreifend wirkt es, wenn das sonnige Kindesauge Mozarts sich verdüstert und, der Außenwelt entrückt, in geheimnisvoll schmerzliche Tiefen des Lebens zu blicken scheint. Verweilen wir deshalb bei diesem Werke, das die Betrachtung lohnt.
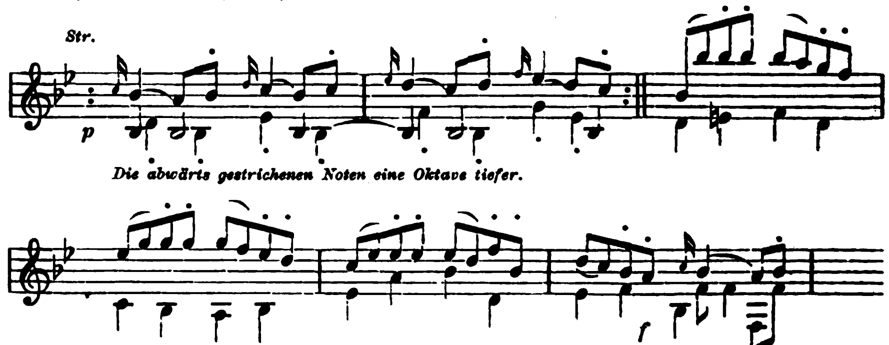
Fast gebietend schreitet das erste Motiv des Hauptthemas in den Oboen dahin, durch den synkopierenden Rhythmus der in Oktaven erklingenden Streicher mächtig unterstützt:



Ein an Beethoven gemahnendes, entschlossen aufwärtsstrebendes Motiv schließt sich an, um im Halbschluß jäh abzubrechen. Noch einmal ertönt Motiv 1, diesmal harmonisiert und durch kräftige Führung der Bässe nachdrücklicher gestaltet. Da, zum dritten Male bringt es die Oboe mit gänzlich verändertem Ausdrucke als rührende Klage, auf acht Takte erweitert:



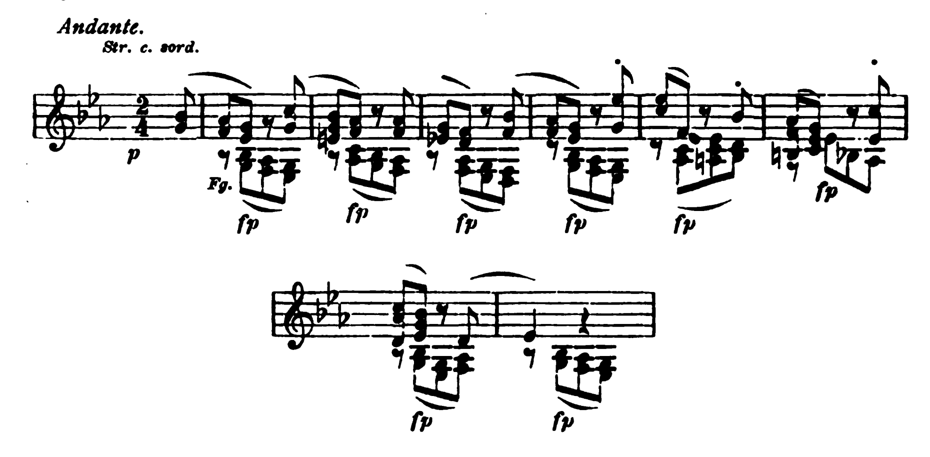
Nach zartem Verweilen auf der Dominante frohes Aufraffen in glänzendem B dur Satze, der zum Seitenthema überleitet. Auch dieses ist von fast herbem Charakter, der durch das eigenwillige Verharren der zweiten Geige auf der Synkope B noch verstärkt wird:



Nach kurzem Schlußsatz und Wiederholung der Exposition setzt ein äußerst erregter Durchführungsteil ein. Hart prallen die beiden Hauptstimmen aneinander.

Da plötzlich wieder jene ergreifende Klage der Oboe, zweimal von den Streichern trotzig beantwortet. Sehnsüchtig bewegte Ueberleitungstakte führen zur Reprise. Das Seitenthema, nun auch in g moll, betont noch mehr seinen eigenwilligen Charakter. Die Coda bringt nochmals in bedeutungsvollster Weise Motiv 1 und schließt den Satz in ungebrochener Kraft.
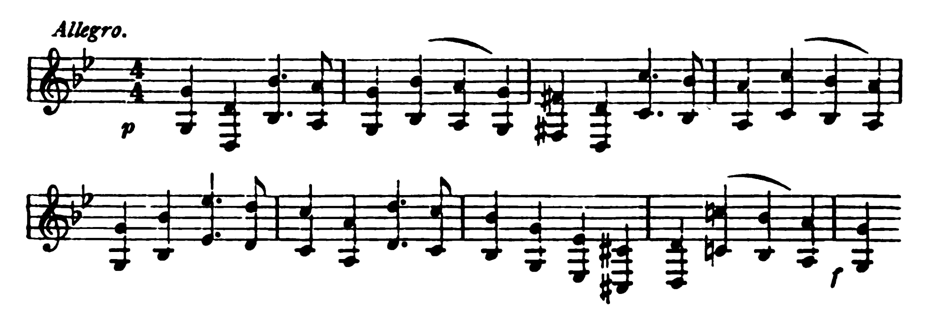
Wie ein Gedicht voll wehmütig süßer Erinnerung zieht der zweite Satz an uns vorbei. In weicher Bewegung lösen sich Streicher con sord. und Fagott ab:
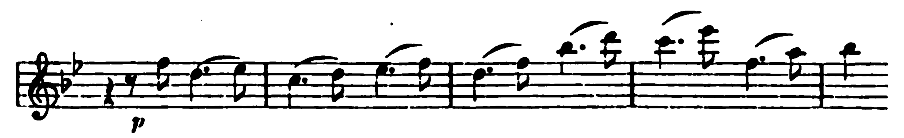


Einen kindlich heiteren Gedanken bringt der zweite Teil des Hauptsatzes, alles aber auf denselben leisen Grundton gestimmt. Nur die Reprise spricht eine eindringlichere Sprache, um sich aber im Schluß wieder in die zarte Dämmerstimmung des Anfangs zu verlieren.

Auch das Menuett hält die ernste Stimmung fest, erst im Trio versucht Mozart, den gewohnten heiteren Ton anzuschlagen, doch auch da nur zaghaft und gleichsam zögernd.

Der letzte Satz ist der Ausdruck kräftiger Resignation. In gleichförmig starrem Piano bringen die Streicher unisono den Hauptgedanken,



der im f wiederholt wird. Auch ein zweiter Gedanke in B dur verharrt in dem ernsten Tone. Erst das Seitenthema birgt ein flüchtiges Lächeln.
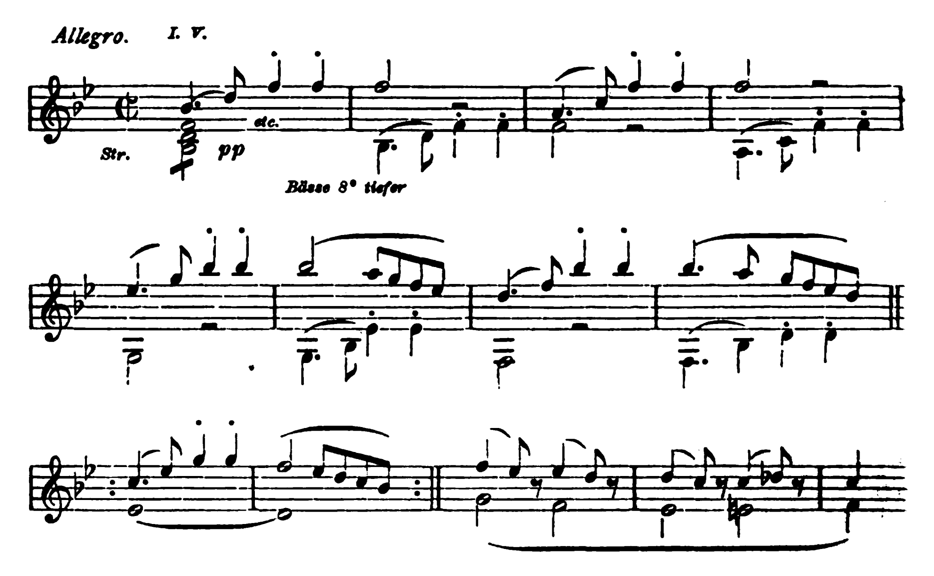


Der Durchführungsteil ist von stürmischer Leidenschaft erfüllt. Doch das ersehnte Ziel ist unerreichbar; dies sagt uns die Reprise, die, nun auch im wehmütigen g moll des Seitenthemas jedes Lächeln verschwunden ist, den Gedanken der Resignation klar ausspricht. In fast wilder Coda von acht Takten eilt das Werk zum Ende.

Keine Entdeckung soll der Hinweis auf diese Symphonie des damals achtzehnjährigen Mozart bedeuten; „entdeckt" ward sie gewiß schon des öfteren. Allein vielleicht ist es mir gelungen, manchen anzuregen, sich mit den weniger bekannten Werken Mozarts zu beschäftigen.

2. Bei der stattlichen Anzahl der Mozart'schen Symphonien ist die unverdiente Vernachlässigung von mancher derselben entschieden erklärlicher als bei Schubert, der nur acht Werke dieser Gattung geschrieben hat. Allerdings verblassen vor der großen C dur und der „Unvollendeten" die andern. Allein man trete an diese nicht mit so hochgespannten Ansprüchen heran; man verlange von ihnen nicht, daß sie, wie die C dur mit den gewaltigen Schritten eines Beethoven einherschreiten, oder, wie die h moll von jenem geradezu überströmenden Reichtum einer romantischen Seele erfüllt seien, sondern nehme sie wie sie sind, und wird an mancher die herzlichste Freude haben. Ich möchte hier speziell die fünfte (B dur) namhaft machen, die ja ab und zu aufgeführt wird, doch mir immer noch zu stiefmütterlich behandelt erscheint, besonders in Anbetracht des Umstandes, daß den Konzertdirigenten nicht allzuviele Kompositionen Schuberts zur Verfügung stehen.
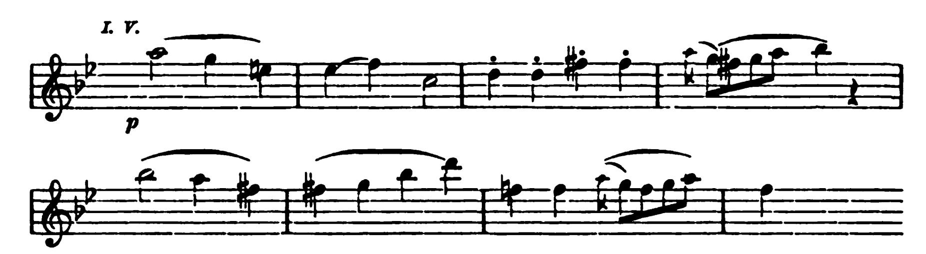
Fast Mozartisch mutet uns diese Fünfte an, und mag darum passend im Anschluß an ein Werk jenes Genius erwähnt werden. Und doch offenbart sich allüberall der echte Schubert, der oft dem Gefühlsüberschwange seines Herzens fast zu erliegen scheint.

Der erste Satz versetzt uns in zauberische Waldesstimmung. In das Dämmergrün fällt durch hohes Laubdach die Sonne mit heiterem Glitzern ein:
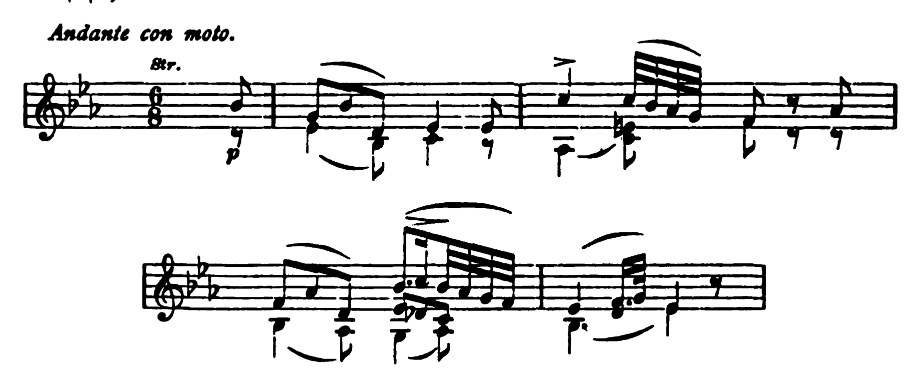


Eine zarte Stimme der Sehnsucht erklingt in der Flöte und vereint sich mit dem leise dahingleitenden Hauptthema. Von Frohgefühl wird die Seele

in solch freier Gottesnatur erfüllt. Dies deutet uns der zweite Hauptsatz. Der Seitensatz von Mozartischer Schlichtheit setzt ein:



Eine reizvolle Wendung nach Des dur aber läßt uns Schuberts Handschrift erkennen. Anmutiges Wechselspiel zwischen Kraft und Anmut schließt die Exposition ab. Fast schalkhaft geheimnisvoll beginnt die Durchführung, um sich bald zu männlicher Entschlossenheit aufzuschwingen. Doch nicht nur heiteren Lebensmut, auch noch unausgesprochene Sehnsucht weckt in uns der Waldeszauber: eine fast elegische Ueberleitung führt zur Reprise zurück; diese setzt statt in B in Es ein. Erst das Seitenthema verhilft der Haupttonart zu ihrem Recht. Der Schluß klingt in eitel Jubel und Glück aus.
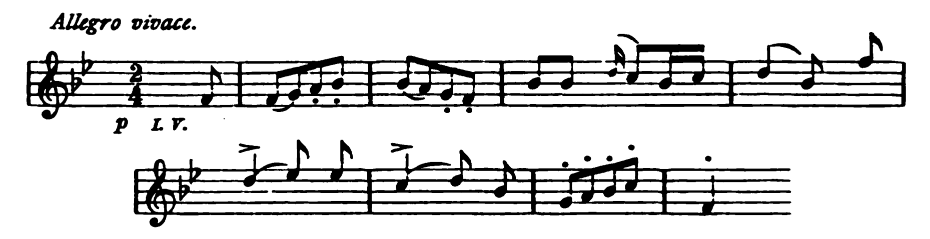
Was in all dem Waldesduft und Sonnenglanz als mächtigster Zauber die Seele erfüllt, kommt im zweiten Satz zu rückhaltloser Aussprache: als Liebesscene müssen wir ihn deuten, nicht leidenschaftlich, sondern schlicht und innig. Nach dem viertaktigen, in vollerer Instrumentation wiederholten ersten Teile des Hauptsatzes



und nach reicher gestaltetem zweiten Teile beginnt in dem die dreiteilige Liedform des Hauptsatzes nun abschließenden ersten Teil eine zart bewegte Zwiesprache, welche in anmutigster Weise im Seitensatz fortgeführt wird. Plötzlich unterbrechen vier ernste Akkorde die weltvergessende Stimmung; nur zögernd findet nach dieser Mahnung die Rückleitung den Weg zur Wiederholung des Hauptsatzes. Dieser gestaltet das Thema etwas belebter als zu Anfang. Nicht eindruckslos ist jene mahnende Unterbrechung geblieben: der Abschluß des Hauptsatzes erfolgt in moll; daran schließt sich der Seitensatz in Ges dur. Abermals erklingen die Akkorde, jetzt sogar in verdoppelter Anzahl; doch rascher als zuvor stellt sich das sonnige Hauptthema als milder Tröster ein und bildet den, nach zweimaliger Ausweichung verklärt auf dem Orgelpunkt der Tonika verklingenden Schluß. Das trotzig gehaltene Menuett mit der klagenden Wendung der Oboe in seinem zweiten Teil verrät, daß der Himmel jungen Glückes ab und zu durch flüchtige Wolken getrübt wird. Ist's gar Eifersucht? Im Trio allerdings ist

von solchen Gedanken nicht die Rede. Nach der Weise eines österreichischen Ländlers wiegt sich alles in wohligen Tanzrhythmen.

Uebermütigster Humor beherrscht das Finale. Der zierliche Hauptsatz gebärdet sich etwas kapriziös:



Ein zweiter Hauptsatz tritt dagegen sehr energisch und imponierend auf. Ihm antwortet die tänzelnde Melodie des Seitensatzes, die ganz unvermutet in schmerzbeklommene Seufzer übergeht. Daß diese nur schelmische Heuchelei waren, beweisen uns die kichernden Triolen, die den ersten Hauptteil zum Abschluß bringen. Ein Durchführungsteil beginnt mit einer fast etwas gelehrten, sehr leise geführten Kontroverse zwischen Bässen und Oboe. Nicht lange geht's so gemäßigt zu. Immer lebhafter wird die Debatte, nach sanfterer Unterbrechung sogar fast eigensinnig. Rasch aber ist all der Ernst wieder verflogen. Hauptsatz und Seitensatz lassen nur mehr den sprühendsten Uebermut zu Worte kommen. Mit den lachenden Triolen, in die mit den letzten Takten das ganze Orchester fröhlich einstimmt, schließt das Werk.

Sollte diese B dur Symphonie eine niedliche Symphonia domestica, ein Gedicht von junger Liebe und häuslichem Glücke sein? „Das fehlte noch! Schubert ein Programmusiker" höre ich die strenge Stimme eines Wächters der tönend bewegten Form rufen, und halte in meinen Deutungsversuchen erschreckt inne.

Frankfurt a. M. Siegmund von Hausegger.

„Unterm Rad" von Hermann Hesse.

Dies wundervolle Buch begleitete mich auf einer Reise nach dem sonnigen Sizilien. Der Dampfer trug mich vorbei an den schroffen Abstürzen des Apeninn, hinter denen in immergrünen Buchten aus Zaubergärten weiße Villen uns entgegenlachen. Ich sah den Marmorblumengarten Pisas, der schneeweiß aus dem schwarzgrauen Rasen des Domplatzes in das wolkenlose Blau des italischen Abendhimmels hineinwuchs, sah die farbenprächtige Stadt der Partenope sich an die Seite des Fort St. Elmo legen, wie eine Braut sich anlegt an die Schulter des Geliebten, sah das schwere Massiv des Monte Pelegrino, sah tausend andere Dinge und träumte doch, wenn ich die Augen schloß, von nichts anderem als von den feuchtkühlen Hallen und den Kreuzgängen des Maulbronner Klosters, hinterm Wald in der anspruchslosen Talsenkung, — von Schwarzwaldschatten und einem Städtchen mit winkligen Gassen und von Gärten an einem Eisenbahndamm niederhängend. Ja mehr noch. Selbst das wache Auge sah mit befremdendem Erstaunen die südliche Landschaft, wenn es von den Lettern des Buches sich erhob und es war mir, als ob irgend etwas falsch sein müsse, die Landschaft um mich, oder die Stimmung in mir. So stark ist die Wirkung des eigenartigen gewaltigen Buches.

Und doch ist das eigentliche Thema der Erzählung ein so kleines, die Handlung so gering, der Geschehnisse sind so wenige, daß man sie auf zwei Fingernägel schreiben möchte. Das was der Erzählung Wert und hohe Bedeutung gibt, ist nur die Person des Verfassers und sein Talent, eine Welt aus Nichts zu schaffen. Wenn Peter Kamenzind uns ahnen ließ, daß wir in Hermann Hesse den ersten Erzähler unseres Heimatlandes, einen deutschen Maupassant vor uns hätten, so zeigt „Unterm Rad" die vollendete Tatsache. Hesse ist über sich selbst hinausgewachsen. Was hat er aus der alltäglichsten Geschichte zu machen verstanden!

Hans Giebenrath wird zu seinem Verhängnis als Genie erkannt. Der Rektor hat ihn abgestempelt, der Pfarrer auch und der Vater Giebenrath kann der Menschheit den achten Weltweisen nicht gut vorenthalten. Er will es auch nicht, aber die Sache muß billig gemacht werden können. Nun besitzt Württemberg in Maulbronn so etwas, was der Münchener den Geniestall nennt, eine Art Maximilianeum. Der Zutritt erfolgt durch die Pforte eines hochnotpeinlichen Examens mit der Devise: „Viele sind berufen, wenig sind auserlesen." Unser Hans gehört zu den Auserlesenen seines Jahrganges und startet als zweiter. Nun machen sich in der Musteranstalt der Rektor, der Ephorus und noch einige andere über sein geistiges Kapital her und vertrödeln dieses mit samt den Zinsen an den Verba auf „mi" und an der hebräischen Grammatik. Ein gutes Pferd, dem man zuviel zugemutet wird stumpf, stolpert und sinkt in die Knie, wo es ziehen soll. Man nimmt die Peitsche des Ehrgeizes, schwippt es damit und das willige Tier geht in der Tat in die Stränge, aber nur für kurze Zeit. Es ist nichts Nachhaltiges mehr in seinem Schaffen. Citationen vor den Rektor und Briefe des enttäuschten Vaters bessern die verfahrene Situation nicht mehr, verschlechtern sie vielmehr, Hans Giebenrath kommt „unters Rad." Die Schule schickt ihn heim. Ziellos, zwecklos läuft er unter den höhnischen Blicken der Spießbürger umher, die sich wieder einmal freuen, daß ein Stern gesunken ist in den schmutzigen Moorgrund, in dem sie selber kohlen und stinken.

Jetzt beginnt in dem Knaben jene Koketterie mit dem Tode, die uns auch Emil Strauß in seinem „Freund Hein" so ergreifend vor die Seele geführt hat. Schon ist der Ast ausgesucht, der den Lebensmüden tragen soll, bis ihn eine mitleidige Seele findet und ihn abschneidet. Hans Giebenrath hat das Billett in der Tasche zur Ewigkeit. Das Reisefieber ist vorüber, er weiß, daß er befördert wird, er will sich nur noch überlegen, mit welchem Zuge er geht. In diese Zeit abgeklärter Weltanschauung fällt der Vorschlag seines Vaters: Er solle ein Mechaniker werden. Hans greift die Idee gierig auf, freut sich über den rußigen Leinenkittel, der ihm jetzt wieder Charakter und Bedeutung gibt und fängt an, an seinem Rädchen zu feilen mit Fleiß und gutem Willen. Allein es versagen die Körperkräfte. Die Hände, die seither nur den Griffel geführt und die Feder, werden blasig und wund. Das Stehen am Schraubstock durch sechs lange Wochentage ermüdet die Beine über alle Maßen. Hans zweifelt abermals daran, ob seine Fittige stark genug sein würden, ihn in die Luftschicht bürgerlicher Behäbigkeit zu tragen, in der sein Vater schwebt und ihn dort zu erhalten.

Da macht er bei der Obstkelter des Schuhmachers Flaig die Bekanntschaft einer Heilbronnerin, die selber von rührender Offenherzigkeit, ihn in Liebessachen in die Lehre nimmt. Flittchen, halloh! wieviel Initiative hat doch die Kleine „aus des Neckars frohen Talen". Sind sie alle so, die Mädchen von Heilbronn und ist die Art, sich so zu geben, das Erbe des berühmten Käthchens? Wie dem auch sei, hüten wir uns vor Verallgemeinerungen, aber bekennen müssen wir, daß Hesse in dem kleinen Liebeshandel und in der Mostkelterei ein Idyll geschaffen wie es die deutsche Literatur nicht ein zweitesmal aufzuweisen hat. Die Geschichte endet für den Novizen Hans beschämend. Er versteht nicht,

daß die fröhliche Tochter des Unterlandes aufs Ganze geht. Sie findet den Neuling dumm und unbrauchbar und verläßt ihn ohne Abschied.

Nun war die Frucht reif, daß der Tod sie schütteln konnte. Er tat's, aber nicht roh und brutal, sondern so, daß man an ein Ungefähr, an einen Unfall denken konnte. Hans Giebenrath trat so noch einmal in den Mittelpunkt eines allgemeinen schmerzlichen Bedauerns und Leute in Zylinderhut und Gehrock gaben ihm das Geleite zum Grabe. Als Epilog sagt uns Flaig, der Schuhmacher, was wir schon wissen, daß es Menschen gibt, die am bellum gallicum sterben oder an der Accentlehre.

Merkwürdig, recht merkwürdig, der gleiche Stoff ist in der letzten Zeit von Erich Lilienthal behandelt worden und Emil Strauß. Hat Hermann Hesse beides gekannt und sich gesagt: „Ich will Euch einmal zeigen wie's gemacht wird?" Wenn dem so ist, dann ist mit Hermann Hesse das Ende der Serie erreicht. Nach ihm kann keiner mehr kommen und es ihm gleichtun oder gar besser machen wollen.

Ich habe eben gesagt, daß mich dies liebe Buch auf einer Reise durch Sizilien begleitete. Dieser Ausflug ist mir nicht allerwege gut bekommen. Zu groß war die Temperaturdifferenz zwischen der Hitze von Syrakus und der Schneedecke des Gotthardt. So floh ich nach Baden-Baden und fand im Hotel einen Arzt als Patienten. Ist der Anblick eines jeden Kranken niederstimmend, so ist es der eines leidenden Arztes doppelt. Wer für die Firma Gesundheit reist, sollte nicht krank sein. Zu alledem hatte der Kranke noch so ein sanftes hilfeflehendes Auge, das mich in tiefster Seele rührte. Ich überlegte mir, wie ich ihm etwas gutes erweisen könne, und gab ihm Hesses „Unterm Rad".

Am nächsten Morgen erschien er mit strahlendem Antlitz beim Frühstück. Hätte Hermann Hesse das glückliche Lächeln im Auge dieses Kranken gesehen, er gäbe vielleicht sein Honorar darum. Aber der Mann hatte auch eine Entdeckung gemacht. „Wissen Sie, wo Hans Giebenrath her ist, fragte er mich. Von Calw. Es stimmt alles, die Nagold, das Wehr, der Gerbergraben, der Bahndamm und selbst die Namen Flaig, Giebenrath und Hesse." Ob der Mann recht hatte?

Weinheim. Adam Karrillon.

Andreas Vöst.

Ludwig Thomas „Andreas Vöst" erschien zuerst als Feuilletonerzählung, in den Münchener Neuesten Nachrichten. Schon die ersten Fortsetzungen zeigten, daß Thoma seine alte, oft ganz ungestüme Kraft zugleich behalten und vertieft hatte; ungewöhnlicher Ernst, schwere und wuchtige Sachlichkeit gingen Hand in Hand mit einem starken und niemals mit wohlfeiler Drastik sich begnügenden Humor. Zugleich schien Thoma mit Glück bestrebt zu sein, sein Gebiet zu erweitern; die städtischen Szenen waren scharf und dennoch liebevoll gesehen, eine Reihe von Fäden geschickt angeknüpft. Was aber ganz besonders angetan war, Hoffnungen zu erwecken, war, daß man es hier endlich wieder einmal mit einem Roman zu tun hatte, der wirklich ein breites, großes Lebensbild war, nicht nur eine in die Breite und Länge gezogene Novelle. So spann sich das Werk erfreulich und bedeutend an, und die Spannung war allgemein. Die neueste Fortsetzung war das Morgengespräch, und Leser, die sonst Zeitungsromane grundsätzlich ignorierten, lasen zuerst die Rubrik unter dem Strich.

Im Verlaufe des Erscheinens wurden allerdings Stimmen laut, die den Aufbau bedenklich locker und die Charakteristik des Pfarrers tendenziös nannten. Aber eben die Breite der Gesamtanlage ließ erwarten, daß sich das alles aus-

gleichen werde, daß mit dem Fortschreiten des Werkes die einzelnen Gruppen in immer festere und kunstvollere Verbindung gebracht würden, und daß Thoma vor allem auch Mittel finden werde, die bisher unleugbar einseitige Verteilung von Licht und Schatten überraschend in Ordnung zu bringen. Da erschien plötzlich das neunzehnte Kapitel und erweckte große Bestürzung: der Autor hatte bisher den Kampf ums Recht des Schullerbauern in einer Weise geschildert, die nicht gerade besonders wahrscheinlich, aber immerhin möglich war. Nun aber schien er sich in eine böse Sackgasse zu verrennen. Als gar der jähe, unvermittelte, unwahrscheinliche und unbefriedigende Schluß erschien, war die Enttäuschung allgemein. Denn was vierhundert Seiten lang Hoffnungen erweckt hatte, wurde durch die letzten dreißig Seiten vernichtet. Was man für künstlerisch durchdachte und in den Gesamtorganismus sich einfügende breite Lebensschilderung gehalten hatte, zeigte sich am Ende als eine Reihe äußerst lose zusammenhängender Skizzen, zu deren straffer Verknüpfung dem Verfasser vielleicht die Zeit, vielleicht der künstlerische Ernst, vielleicht das Können gefehlt hatte. „Andreas Vöst" erwies sich nicht als Roman, sondern als langausgesponnene und durch das Hereinziehen anderer Lebenskreise mehr verworrene als ausgeschmückte Novelle. Einen Roman anfangen, — das kann schließlich jeder. Ihn gleichmäßig durchführen, ist schon mehr als Technik, und kein Schriftsteller, der künstlerisch etwas erreichen will, sollte es unter seiner Würde halten, noch von Romanschriftstellern dritten und fünften Ranges zu lernen, wie man eine Handlung solid fundamentiert, gleichmäßig und interessant aufbaut und sinnvoll abschließt. Die Verachtung des Rein-Technischen, auf die sich manche unserer Künstler sogar etwas zugute tun, rächt sich immer. Wer glaubt, über die „alte Romanschablone" erhaben zu sein, mache nur einmal den Versuch, ob er wirklich diese alte Romanschablone beherrsche. Einen Roman abschließen, so daß sich die Empfindung eines innerlich notwendigen und befriedigenden Abschlusses einstellt, ist vollends Sache des Meisters, und eine Kunst, die die Deutschen von den englischen Romanschriftstellern, besonders den älteren, lernen können, wenn sie nicht dazu zu hochmütig sind. Die beiden technisch vorzüglich gearbeiteten Romane Gustav Freytags, Spielhagens beste Werke zeigen deutlich das englische Vorbild, und sind technisch inzwischen weder erreicht, noch gar übertroffen worden.

Wie prächtig breit und vielversprechend die Anfänge, wie isoliert die verschiedenen Gruppen, wie abgerissen der Schluß, wie bedenklich die Fabel des Romans ist, läßt sich am leichtesten an einem knappen Auszuge der zwanzig Kapitel zeigen. I. (13 Seiten): Das neugeborene Kind des Schullerbauern Andreas Vöst soll, weil ungetauft, in ungeweihter Erde begraben werden. Vergebens versucht Vöst den ihm nicht günstig gesinnten Pfarrer umzustimmen — II. (16 Seiten): Der Hierangl Xaverl versucht, sich von seinen Vaterpflichten gegenüber der schwangeren Ursula Schuller zu drücken. — Theologiekandidat Mang lernt Fräulein Sporner, die Nichte des Lehrers, kennen. Auf dem Tanzboden wird gerauft. Herr Mang begleitet Fräulein Sporner nach Hause. — III. (11 Seiten): Die Mutter des Schullerbauern wird mit den Sterbsakramenten versehen. — IV. (19 Seiten): Die Großmutter hat dem Pfarrer testamentarisch 500 Mark zu einem neuen Kirchturm vermacht, worüber Vöst erzürnt ist. Er erfährt, daß Ursula vom Sohne des mit ihm verfeindeten Hierangl in der Hoffnung sei, und versucht umsonst, diesen zur Anerkennung der Vaterschaft zu bewegen. Der Pfarrer hält am nächsten Sonntage eine Predigt mit deutlichen Spitzen gegen Vöst. — V. (17 Seiten): Schilderung der Anfänge der Bauernbundbewegung. Audienz des Dekans Erl beim Bezirksamtmann wegen der wachsenden Anzahl der Bauernbündler. Der Bezirksamtmann schickt einen Geheimerlaß an die Pfarrämter. Der Pfarrer von Erlbach denunziert Vöst als Rädelsführer und will, daß er auf keinen Fall

Bürgermeister werde. — VI. (15 Seiten): Am Allerseelentage reißt der Pfarrer das Holzkreuzlein, das die Schullerin in den Hügel des ungetauften Kindleins gesteckt hat, heraus, zerbricht es und wirft die Stücke weg. (Das ist ziemlich unwahrscheinlich: aus seiner Dogmatik muß der Pfarrer wissen, daß auch für die im limbus infantium befindlichen Ungetauften Christus nicht umsonst gestorben ist! Außerdem ist der rohe Zug eine zwecklose Verschärfung des Charakters des Pfarrers; es ist künstlerisch verfehlt, den Gegner des Helden allzu schwarz zu machen.) Man hört, daß Mang viel beim Kaufmann Sporner in München verkehrt. Schuller ist im Glauben irre geworden: eine Religion, die einen Unterschied zwischen getauft und ungetauft mache, könne nicht gut sein; eine Religion, bei der solch rachsüchtige Geistliche möglich seien, könne nicht von Gott sein. — VII. (11 Seiten): Bei allen Gemeindewahlen siegen die Bauernbündler. Vöst wird zum Bürgermeister gewählt. — VIII. (19 Seiten): Schilderung des Spornerischen Kolonialwarengeschäftes. Dem Studiosus Mang wird von der Mama Sporner angedeutet, er solle seine Musikstunden mit Traudel einstellen. (Das ganze Kapitel ist überflüssig, nachdem Thoma den Faden nicht weiter spinnt.) — IX. (32 Seiten): Pfarrer Baustätter liest dem unterlegenen Bürgermeisterkandidaten einen angeblich von seinem Amtsvorgänger Pfarrer Held stammenden Zettel vor, wonach Vöst seinen leiblichen Vater abscheulich mißhandle. Hierangl soll das weitererzählen. Das Gerücht verbreitet sich. Beim Sühnetermin packt Schuller den Hierangl an. Der Pfarrer weigert sich, ihm den Zettel zu zeigen. Vöst baut darauf, daß jedermann wisse, wie gut er seinen alten Vater behandelt habe. — X. (21 Seiten): Schilderung der lokalen Bauernbundpresse und -Bewegung (18 Seiten!); Akten beim Bezirksamt: Protest des Pfarrers, Abschrift des Zettels, dessen Original der Pfarrer zurückerbeten hat, Mitteilung über die Tätlichkeiten beim Sühneversuch. — XI. (33 Seiten): Bisheriger Lebensgang des Studiosus Mang und seines Zimmernachbarn, des alten Achtundvierzigers Schratt. (Trotz loser Verbindung mit Pfarrer Helds Geschichte vom Standpunkte des Romans aus ebenso überflüssig wie VIII.) — XII. (31 Seiten): Vöst wird als Bürgermeister nicht bestätigt. Die mündliche Beschwerde beim Bezirksamtmann verläuft resultatlos, da Vösts Begleiter durch bäuerliche Überpfiffigkeit alles verdirbt. — XIII. (39 Seiten): Schilderung einer Bauernbundsversammlung. (An sich glänzend, aber mit dem Roman hat sie sehr wenig zu tun; sie ist viel zu breit geraten, Selbstzweck, selbständige Skizze!) — XIV. (27 Seiten): Vöst wird immer düsterer, geht in keine Kirche mehr, sogar die Dienstboten parieren nicht mehr. Dazwischen ein Besuch beim Anwalt, wo Vöst keine entsprechende Belehrung findet, sowenig ihm das Ordinariat zu seinem Rechte verhilft. — XV. (27 Seiten): Der erste Ball des Studiosus Mang; Fräulein Sporner ist auch dabei. (Das überflüssigste Kapitel im ganzen Buche.) — XVI. (25 Seiten): Den unehelichen Buben der Schullertochter will der Pfarrer Simplizius taufen, weil er am zweiten März geboren sei. Darob großer Verdruß. (Zu breit ausgesponnen.) — XVII. (26 Seiten): Die Vaterschaftsklage wird verwirrt. Mang sagt seiner Mutter, er könne nicht mehr Geistlicher werden. — XVIII. (25 Seiten): Mang bekommt den verhängnisvollen Zettel zu Gesicht, sieht augenblicklich, daß er gefälscht ist, und teilt dies Vöst mit. — XIX. (23 Seiten): Der Bezirksamtmann erklärt Vöst, daß er trotz dieser Behauptung des Mang gar nichts machen könne. Vöst tötet im Rausch den Hierangl. — XX. (5 Seiten): Vöst erhält vier Jahre Gefängnis. — — —

Es ist nicht gut für das Buch[1]), daß von den 434 Seiten mehr als 134 überflüssig sind, schlimmer noch als überflüssig: sie erwecken Hoffnungen, ohne sie

[1]) Verlag von Albert Langen. Umschlagzeichnung von Prof. Ignaz Taschner. Geheftet 6 Mark.

zu erfüllen; sie stehen künstlerisch ganz leer da wie Spalier ohne Reben, wie Säulen ohne Gebälke. Thoma knüpft Fäden an, nur um sie fallen zu lassen. Was haben Mang, Schratt, was hat all das Detail der Bauernbundsbewegung mit dem Kampf ums Recht des Andreas Vöst zu tun?

Das Schlimmste an der Fabel jedoch ist ihr kriminalistischer Kern. Die dem Pfarrer imputierte Fälschung ist von unglaubwürdiger Plumpheit; auf solch schwachem Grunde errichtet man nicht das Gebäude eines Romans! Alles ruht auf dem Bordereau des Pfarrers Baustätter; die Vorbedingungen des ganzen Verlaufes sind, daß erstens ein Pfarrer aus politischem Haß zum infamsten Urkundenfälscher werde, daß zweitens der Bezirksamtmann dem Vöst keinen vernünftigen Rat gebe, daß drittens der Anwalt ihm wieder keinen vernünftigen Rat gebe, daß viertens das Ordinariat der Sache nicht nachgehe, daß fünftens der Bezirksamtmann trotz Mangs Behauptung, der Zettel sei gefälscht, noch immer nicht stutzig werde, daß endlich bei der Verhandlung der Angeklagte, die Zeugen, der Anwalt und der Richter, jeder in seiner Art, sich so dumm als möglich benehmen. Vöst brauchte ja nur im Wochenblatt inserieren zu lassen, er erkläre Urheber und Verbreiter des Gerüchtes für elende Verleumder: was läge einem Bauern näher als dieser Gedanke? Damit wäre der ganze Roman hinfällig. Nein, wer einen Kampf ums Recht schildern will, darf nicht mit der Tatsächlichkeit so umspringen wie Thoma! Die Fabel des „Andreas Vöst“ ist ein flüchtig aufgestelltes Kartenhaus; kein Hauch von Realität darf sie berühren, sonst fällt sie zusammen.

Unwahrscheinlich ist auch der Charakter des Pfarrers. Es ist ein wohlfeiler Otto-Ernst-Trick, den jeweiligen Flachsmann kohlschwarz zu machen, damit der jeweilige Flemming umso weißer dastehe. Der Pfarrer ist ohne den geringsten menschlich versöhnenden Zug gezeichnet: er ist ein Dämon des Hasses, ein Scheusal voll Falschheit, ein Satan der Heuchelei, — er ist kein Mensch mehr. Er ist der aus dem Eugen Sue'schen ins Oberbayrische übersetzte ††† Jesuit. Nein, so leicht durfte sich Thoma seine These nicht machen. Er durfte nicht alles Recht in die eine, nicht alle Niedertracht in die andere Wagschale legen.

Es wäre aber schreiendes Unrecht, höbe man nicht die glänzenden Einzelvorzüge des Werkes hervor, das als Ganzes verfehlt ist. So schlecht „Andreas Vöst“ die Probe als Roman-Organismus, als einheitliches Kunstwerk, als logisch aufgebaute Erzählung besteht, so prachtvoll ist das Detail. Das Buch sprudelt von Leben, es strotzt von Kraft, es ist hingeschrieben mit einer großartigen Wucht, lakonisch und dann wieder köstlich in behaglicher Breite erzählend, tiefernst, ans Innerste rührend, und wieder von schalkhaft gütigem Herzenshumor erfüllt. Wäre nicht „Andreas Vöst“ trotz alledem und alledem das Werk eines Talentes ersten Rangs, ich hätte mir nicht die unerfreuliche Aufgabe gestellt, es so scharf unter die Lupe zu nehmen. Wäre Ludwig Thoma nicht eine Begabung, von der wir viel, sehr viel hoffen, wir hätten ihm nicht die Ehre solch eingehender Kritik widerfahren lassen. Talentlose Schreiber ignorirt man; Mittelmäßigkeiten toleriert man; einem wirklichen großen Talente schaut man scharf auf die Finger, damit es sich nicht, — um eine Wendung unserer höfischen Epen zu gebrauchen — verliege.

Weiß Ludwig Thoma was wir von ihm hoffen? Daß er der Jeremias Gotthelf Altbayerns werde, der starke und treuherzige, ehrliche und furchtlose Schilderer altbayrischen Lebens. Daß er alles was an schlechter Satire, an unschöner Spottlust noch gelegentlich an ihm zu spüren ist, läutere zu jenem herzerquickenden Humore, den er im „Andreas Vöst“ gelegentlich zeigt. Daß er nicht seinen unbewußten und reinen künstlerischen Instinkt durch bewußte Tendenzen sich verderben lasse. Daß er, Ludwig Thoma, sich nicht ins Konzept pfuschen

lasse von Peter Schlemihl. Thoma hat das Zeug zu Großem und Herrlichem in sich, und Vieler Augen hoffen auf ihn. Ein Jammer wäre es, wenn er uns enttäuschte, seine in ihrer Art ganz einzige Begabung nicht respektierte.

München. Josef Hofmiller.

Neue Literatur zur Arbeiterfrage.

1. Die Arbeiterfrage. Eine Einführung von Dr. Heinrich Herkner. Vierte erweiterte und umgearbeitete Auflage. Berlin 1905. J. Guttentagsche Verlagsbuchhandlung. 642 S.

2. Organisierte Arbeit. Von John Mitchell, Vorsitzender der Vereinigten Bergarbeiter Indianapolis, Ind. U. S. A. Deutsch von Dr. Hermann Hasse. Leipzig 1905. Verlag von O. V. Böhmert. 206 S.

Das ausgezeichnete Werk von Herkner erscheint heuer in vierter, erweiterter und umgearbeiteter Auflage. In den neuen Partien des Buches ist eine schon früher angedeutete Stimmung des Verfassers noch stärker zum Ausdruck gekommen, die ihn die Erfolge sozialkonservativer Politik im Hinblick auf die Erhaltung des „Mittelstandes“ und die sozialpolitischen Leistungen des Handwerks u. E. zu günstig, die seelischen Einflüsse des Großstadtlebens und der industriellen Tätigkeit zu ungünstig beurteilen läßt. In diesem Stimmungsgehalt des Werkes läge eine nicht unerhebliche Gefahr, wenn die Grundanschauung zuträfe, welche der Verfasser in den Worten ausspricht: „Schließlich ist alle gesellschaftliche Entwicklung doch ein Produkt menschlichen Willens. Es kann also nur darauf ankommen, ob die Wissenschaft ihre Ideale mit so überzeugenden Beweisgründen ausstatten kann, als notwendig ist, um das Wollen einer genügend großen Zahl von Menschen zu bestimmen.“ Man braucht indessen kein unbedingter Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung zu sein, um anzuerkennen, daß der menschliche Wille, so Gewaltiges er auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Entwicklung vermag, — namentlich, wenn er die Tendenzen dieser Entwicklung kennt und ihnen zu folgen versteht, — doch auch nicht allmächtig ist. Denn offenbar gibt es auch hier eine Natur der Dinge, an welche das menschliche Wollen in zahlreichen Fällen, ihm selbst mehr oder minder bewußt, gebunden ist. Wie dem aber auch sei, — jedenfalls ist es nicht die Wissenschaft, welche Ideale aufstellt und mit Beweisgründen ausstattet. Denn die Wissenschaft kennt nur das Eine „Ideal“, das Seiende zu erkennen. Andere Ideale aber, d. h. Anschauungen über das Seinsollende, lassen sich nicht „beweisen“. Das Herknersche Buch bietet im übrigen in der ansprechendsten Form eine solche Fülle sozialpolitischen Wissenstoffs, daß es jedermann mit dem größten Nutzen lesen wird. — Wer sich dafür interessiert, welche Gestalt die gewerbliche Arbeiterfrage in dem Lande angenommen hat, welches keine „verfallenen Schlösser und keine Basalte“ kennt, dem sei die Arbeit des amerikanischen Gewerkschaftsführers John Mitchell aufs Wärmste empfohlen. Er wird daraus nicht nur über die tatsächlichen sozialen Zustände der Industriearbeiterschaft in den Vereinigten Staaten eine Menge lernen, sondern auch überraschende Aufschlüsse darüber erhalten, wie freiere politische Institutionen auf den Geist der organisierbaren Schichten der Arbeiterschaft einwirken, wenn der innere Markt durch keinerlei Mittelstandspolitik künstlich beschränkt ist.

München. Max Prager.

Bücher zum Feste.

Bücher sollen Feste sein: mit Sehnsucht erwartet, mit fröhlichem Aug und Sinn genossen. Solch längst erwartetes Fest war die billige Volksausgabe der Werke Mörikes (Leipzig, Göschen). Aber hat uns nicht der Verlag allzu lang darauf warten lassen? Just bis der Ablauf der Schutzfrist ihn zwang, eine billige Ausgabe zu machen? Ist der Verlag nicht zu einem großen Teil durch den dreißig Jahre lang eigensinnig festgehaltenen Preis schuld daran, daß Mörike im deutschen Volke noch zu wenig bekannt ist? Ich muß offen gestehen, daß mich der Waschzettel des Verlegers, in dem von dem „lange gehegten Wunsch aller Mörikeverehrer" die Rede ist, mit einigem Grimm erfüllt hat, und daß dieser Ingrimm wuchs, als ich sah, welch kleinen Druck der Verlag für diese Ausgabe genommen hat. Unsere großen Verleger haben große Verpflichtungen! Das mögen sie sich merken, ehe sie idealistische Redensarten in den Mund nehmen!

Zu den tatkräftigsten Verlegern gehört Diederichs in Jena: wie prächtig hat er den „Blütenkranz des hl. Franz von Assisi" herausgegeben, auf den wir übrigens, zusammen mit Gustav Schnürers „Franz von Assisi" (München, Kirchheim) in einem der ersten Hefte des neuen Jahrgangs ausführlich zurückzukommen gedenken. Ein anderes originelles Unternehmen von Diederichs sind die „Erzieher zu deutscher Bildung": Friedrich von der Leyen hat eine ganz ausgezeichnete Auswahl aus Herder getroffen, ganz persönlich, das Bleibende und eben darum ewig Moderne an Herder betonend. Ebenso gut ist desselben Herausgebers Auswahl der Fragmente von Friedrich Schlegel, aus der man von dem geistvollen Anreger einen guten Gesamtbegriff erhält. Daß die schmucken Bändchen auch äußerlich gut geraten sind versteht sich bei Diederichs von selbst. Friedrich Schlegel ist im letzten Jahre nicht weniger als dreimal neu aufgelegt worden: Fritz Baader hat das „Athenäum" neu in Auswahl herausgegeben (Pan-Verlag Berlin), und in der zierlichen Sammlung „Die Fruchtschale" (München, Piper) ist er ebenfalls vertreten: der erste Band bringt chinesische Lyrik, der zweite eine Auslese aus Platens Tagebüchern, die Erich Petzet mit Umsicht besorgt hat, der dritte Schlegels Fragmente und Ideen, der vierte Amiels Tagebücher. Gerade eine deutsche Ausgabe dieser letzten wunderfeinen psychologischen Dokumente war besonders wertvoll. Der feinempfindende Genfer Dichterdenker verdient auch bei uns mehr beachtet zu werden.

Von den Tagebüchern Adolf Pichlers haben wir im ersten Jahrgang eine Auswahl gebracht. Damals hat uns wirklich die Wahl weh getan, und jetzt, da sie in einem Bande vorliegen und sich der Neudruck der autobiographischen Blätter „Zu meiner Zeit" zu ihnen gesellt hat, können wir nur wieder und wieder auf die im Verlage von Georg Müller (München) erscheinenden gesammelten Werke Pichlers empfehlend hinweisen.

Ein wahrhaftiges Festbuch ist der 109. Band der bekannten Philosophischen Bibliothek: „Goethes Philosophie aus seinen Werken". Max Heynacher hat hier eine Auswahl besorgt, die im Einzelnen vielleicht anders sein könnte, denn schließlich macht sich doch jeder eine solche Auswahl nach dem eigenen Kopfe zurecht, — die aber als Ganzes im höchsten Grade anregend und wertvoll ist. Der Dürr'sche Verlag hat damit einen glänzenden Griff getan.

Theaterfreunden werden Eugen Kilians „Dramaturgische Blätter" (München, Georg Müller) eine willkommene Gabe sein, in denen sie sieben Aufsätze über Shakespeare auf der modernen Bühne neben interessanten Studien über Regiekunst und Theatergeschichte finden. Richard Weltrichs Streitschrift über Wagners Tristan und Isolde als Dichtung (Berlin, Reimer) ist ein Buch für nachdenkliche und selbständig urteilende Leute, gleichviel ob sie's mit

dem Verfasser halten, ob nicht. Rudolf Kassners sechs Briefe über „Die Moral der Musik“ endlich (München, Bruckmann) sind ein exquisit geistvolles Werk, ein höchst bedeutendes Gewebe von Musikkritik und Philosophie, von ganz persönlicher Lebens- und Kunstanschauung, von tiefen Einfällen, Paradoxen, Maximen, ein seltsam faszinierendes Buch für einsame Denker und Genießer.

Unsern Lesern ist vielleicht schon einmal der Name des Verlags von Langewiesche in Düsseldorf aufgefallen: sicher stand er nur auf einem ganz guten Buche. Heute seien nur zwei seiner Veröffentlichungen zu rühmlichem Schlusse erwähnt: die gute Auswahl aus Carlyle „Arbeiten und nicht verzweifeln“, und die herzige Sammlung deutscher Kinderlieder „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor“! Mit alten Weihnachtsliedern aus Freising haben wir voriges Jahr den Band geschlossen. Mit einem alten Neujahrsliede, das wir dieser Sammlung entnehmen, tun wir's heuer:

Nun reisen wir froh nach unsrer Sonnen,
Wir haben allhier groß Heil vernommen:
Des freuet sich die englische Schar:
Wir wünschen euch allen ein glückselig Neujahr!
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Hut,
Er trinke keinen Wein, er sei denn gut.
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Bronnen,
So ist ihm niemals sein Glück zerronnen.
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf jedes Eck einen gebratenen Fisch.
Wir wünschen der Frau einen goldenen Rock,
Sie geht daher als wie ein Dock.
Wir wünschen dem Sohn eine Feder in die Hand,
Damit soll er schreiben durchs ganze Land.
Wir wünschen der Tochter ein Rädelein,
Damit soll sie spinnen ein Fädelein.
Wir wünschen der Magd einen Besen in die Hand,
Damit soll sie kehren die Spinnen von der Wand.
Wir wünschen dem Knecht eine Peitsch in die Hand,
Damit soll er fahren durchs ganze Land.
Wir wünschen euch allen einen goldenen Wagen,
Damit ihr könnt ins Himmelreich fahren.
Des freuet sich die englische Schar:
Wir wünschen euch allen ein glückselig Neujahr!

München. Josef Hofmiller.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

